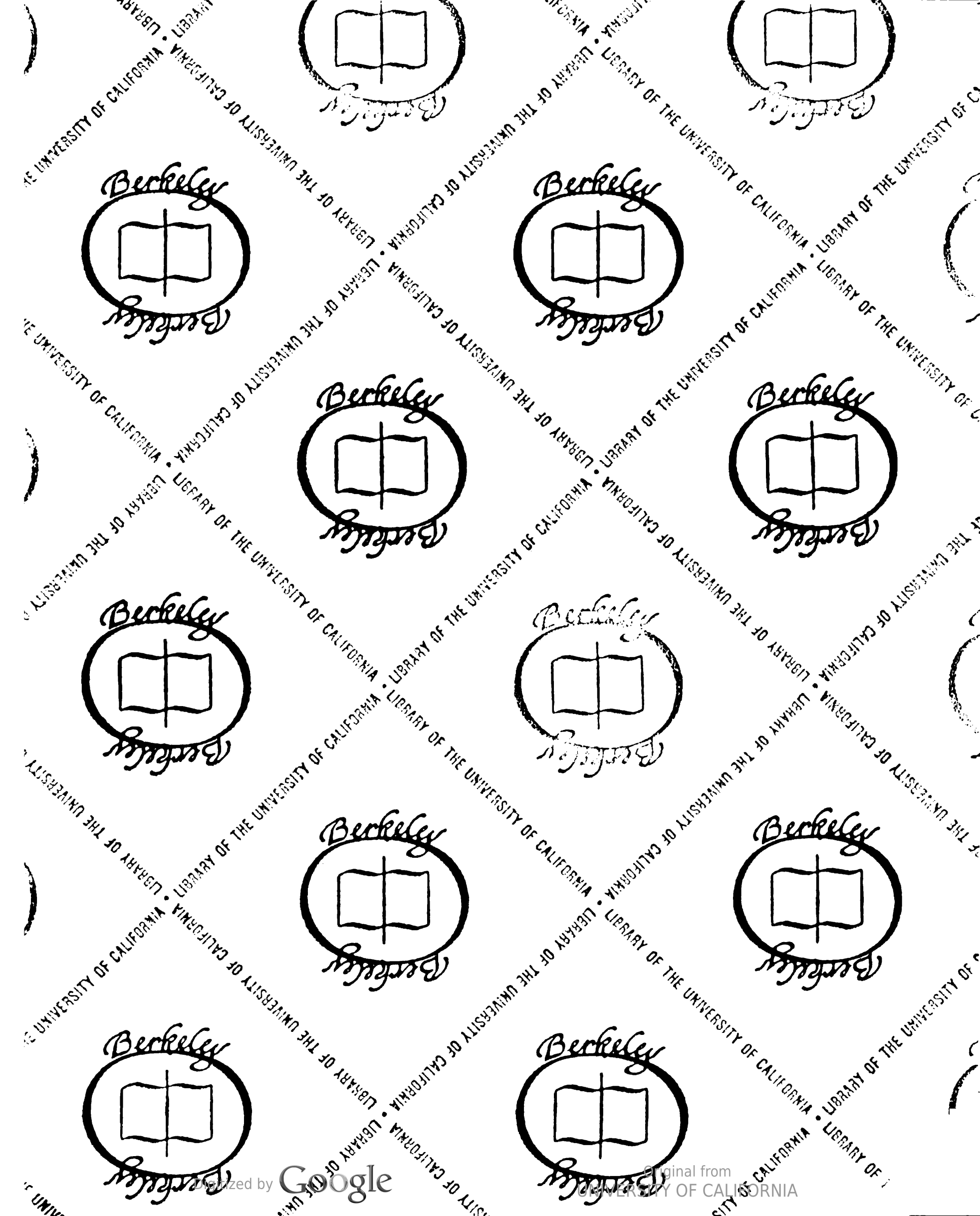

Berkeley
LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA



ARCHIV

FÜR DAS STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN VON

ALOIS BRANDL UND OSKAR SCHULTZ-GORA



79. JAHRGANG, 147. BAND
DER NEUEN SERIE 47. BAND

BRAUNSCHWEIG UND BERLIN
DRUCK UND VERLAG VON GEORG WESTERMANN
1924

Inhalts-Verzeichnis des 147. Bandes
der neuen Serie 47. Bandes

Abhandlungen

Kleinere Mitteilungen

Sitzungsberichte der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen für das Jahr 1923

Beurteilungen und kurze Anzeigen

Verzeichnis der bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften, mit folgenden kurzen Anzeigen:

Allgemeines

Germanisch

Skandinavisch

Niederländisch

Seite

Deutsch

Englisch

Französisch

Italienisch

Spanisch



ARCHIV
FÜR DAS STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN VON

ALOIS BRANDL UND OSKAR SCHULTZ-GORA



79. JAHRGANG, 147. BAND
DER NEUEN SERIE 47. BAND
ERSTES UND ZWEITES HEFT

*DEN TEILNEHMERN
DES XIX. ALLGEMEINEN
DEUTSCHEN NEUPHILOLOGENTAGES
GEWIDMET*

BRAUNSCHWEIG UND BERLIN
VERLAG VON GEORG WESTERMANN
1924

Inhalt

147. Band, der neuen Serie 47. Band

1. und 2. Heft

Vier Hefte bilden einen Band. — Schluß der Redaktion: Anfang Juni 1924

Abhandlungen

Kleinere Mitteilungen

Beurteilungen und kurze Anzeigen

Verzeichnis der bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften, mit folgenden kurzen Anzeigen:

Allgemeines

Germanisch

Fortsetzung des Inhalts auf der 3. Seite des Umschlags



E. Th. A. Hoffmanns Gestalt in der deutschen erzählenden Dichtung.

Seit der geschichtliche Roman aufkam, hat sich als einer seiner Zweige auch der biographische Roman aufgetan, und zwar wird man beobachten können, daß von Zeit zu Zeit eine besondere Neigung besteht, in seinen Mittelpunkt den Dichter zu stellen, ihn also aus dem Subjekt der Poesie zu ihrem Objekt zu machen: es wirkt dabei auf die Leserwelt wohl als besonderer Anreiz, sich Künstlers Erdenwallen mit seinen Leiden und Freuden so vorführen zu lassen, wie es sonst der Dichter selbst mit Gestalten tut, für die er persönliche Teilnahme erst gewinnen muß — hier wird sie von für manchen Genuß dankbaren Gemütern schon auf halbem Wege entgegengebracht.

In erster Linie finden natürlich Lieblinge des Publikums solche Huldigung, um so mehr wenn Charakter und persönliche Schicksale sich der Umgestaltung zu einem Werke der erzählenden Kunst einigermaßen willig darbieten — von E. Th. A. Hoffmann gilt beides doch nur in eingeschränkter Weise. Gewiß war er eine Zeitlang ein sehr beliebter, ja fast ein Modeschriftsteller, dann schwand er aber Jahrzehnte hindurch aus dem Gesichtskreis des großen Publikums, und wenn sich das auch seit den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts sehr geändert hat, so ist doch die gerade in unserer Zeit neu einsetzende Flut der biographischen Dichterromane, die Kleist, Lenau, Heine, Hebbel u. a. so fröhlich umspült, an ihm bisher ziemlich vorbeigerauscht — vielleicht weil trotz polnischer Verbannung, trotz Bamberger, Leipziger, Dresdener Kapellmeisternöte ein im äußeren Sinne romanhafter Lebenslauf sich nur schwer zurechtzimmern läßt. 'Romantische' Einzelheiten gibt es die Fülle, aber es fehlt so etwas wie der volle und große Ausklang. Keiner fühlte das besser als er selbst: sein ihn bis ins Innerste erschütterndes Erlebnis, die Bamberger Juliatragödie, wurde ihm der Mittelpunkt seines künstlerischen Schaffens, aber seinem anderen Ich, dem Kapellmeister Kreisler, war als Los der Wahnsinn bestimmt — der Verfasser eines biographischen Romans müßte Hoffmann als Kammergerichtsrat nach Berlin führen, für die Dichtung ein etwas lahmer Abschluß eines Leidenschaftserlebnisses. Wenig günstig für den Erzähler stellt sich auch sein Verhältnis zu dem großen geschichtlichen Erleben seiner Zeit dar: es griff entscheidend in sein Schicksal, aber gerade nicht so, wie es der Erzähler braucht; diesem Sonderling brachte der Zusammenbruch seines Vaterlandes die Freiheit, nach welcher der Künstler schmachtete, und der Sieg der deutschen Waffen bescherte ihm mit der gesicherten Lebensstellung die ver-

haßten, wenn schon getreulich erfüllten Pflichten des Aktenmenschen.

Und doch: muß nicht die Art dieser Persönlichkeit dazu reizen, sie irgendwie festzuhalten als charakteristische Gestalt aus den Tagen der Romantik? Welch seltsame Vereinigung des hohen richterlichen Beamten mit dem Musiker, Zeichner, in glühendsten phantastischen Erfindungen schwelgenden Dichter! Verkündeten nicht überdies seine Erscheinung, die besondere Art seiner Lebensführung, die Neigung zu allerlei Schabernack, daß hier unter ehrbaren Staatsbürgern einer wandelte, der nicht ihrer Art war? Den Fremden im Berlin der Restaurationszeit zeigte man ihn schier als Sehenswürdigkeit: 'Aber dort am Tisch das kleine bewegliche Männchen mit den ewig vibrierenden Gesichtsmuskeln, mit den possierlichen und doch unheimlichen Gesten? Das ist der Kammergerichtsrat Hoffmann, der den *Kater Murr* geschrieben,' so wird er in seinem Todesjahr von Heine[1] den Lesern des *Rheinisch-westfälischen Anzeigers* vorgestellt. Und aufmerksam genug wird man derartiges gelesen, sich 'Unter den Linden' und sonst nach ihm umgeblickt haben: hatte sich doch schon bei Lebzeiten etwas wie ein Sagenkreis um den Gespensterseher und Zecher gebildet. Er, der selbst wirkte wie eine Gestalt aus seinen Novellen, mußte doch geradezu herausfordern, ihn zu fassen, sei es auch nur im Augenblicksbild, sei es auch nur als Arabeske zu einer seinen Geschicken sonst fremden Handlung.

Etwas wie einen Vorgeschmack davon hat er selbst noch erhalten, muß er ja doch im Berliner *Freimütigen*[2] die Erzählung von Wilhelm d'Elpons *Herz, der Große* gelesen haben. Da ist Kindtaufe beim reichen Kommerzienrat Herz, nämlich sein jüngerer Sohn (er ist allerdings schon 32jährig) ist Christ geworden und heißt nun nicht mehr Schmul, sondern Adalbert. Der Schmaus wird unterbrochen durch die Rückkehr des älteren Sohnes Schamsel, der auf einer Kunstreise nach Nürnberg war. Aber was hat das mit Hoffmann zu tun? Sehen wir uns Schamsel an! Er ist 'ein kleines gelb- und milzsüchtiges Männlein', hat in Erzählungen exotischen Stils einer verbrannten Phantasie sich hingeopfert und 'war über den Triumph, von niemandem recht verstanden zu werden, in eine Eitelkeit verfallen, die ihn nicht eine Stunde des Tages ohne Eigenlob verleben ließ. Er hatte, außer der jüngst eingetroffenen Oper, eine frühere komponiert, welche man häufig auf der Bühne wiederholt, doch aber keinem Menschen recht gefallen hatte. Mehrere seiner Werke mißfielen gänzlich. Seine *Elixiere der Mystik* sowie seine *Phantasmagorien in kurioser Ma-*

[1] Erster Berliner Brief. Ausgabe Elster 7, 568.

[2] 1818, Nr. 246—48, 10.—12. Dezember; vgl. auch Maaßens Ausgabe 7, XXVII f. Ich verdanke den Hinweis der Güte G. Ellingers.

nier wurden ziemlich allgemein verlacht.' Da bleibt freilich kein Zweifel, wer gemeint ist, sowenig die tatsächlichen, übrigens sehr dürftigen Ereignisse mit Hoffmanns Schicksalen etwas zu tun haben. Vater Herz will seinen Schamsel mit Rebekka verheiraten, gibt aber schließlich seinen Segen dazu, daß er die aus Nürnberg mitgebrachte Kalla Frohländer heiratet; dazu wird noch ein Vertrag abgeschlossen, der das künftige Zusammenleben von Vater und Sohn regelt: der Vater will wöchentlich eine Vorlesung aus Schamsels Werken anhören, an Geburts- und Feiertagen zwei, je eine halbe Stunde früh und nachmittags darf er von sich und seinen Talenten reden und was derartiges mehr ist — Schluß ist fröhliche Feier von Verlobung und Taufe in einem.

Auf irgendwelchen Wert kann die Erzählung als solche nicht Anspruch machen, wenn auch manche Wendung ganz lustig ist. Worin freilich der Witz der Verwandlung Hoffmanns in einen Juden stecken soll, ist unerfindlich, und die Rolle, die ihm zuerteilt wird, hat mit seinem Wesen gar nichts zu tun. Der Angriff ist also unsäglich plump; klar ist nur, daß d'Elpons sich an der 'unglaublichen Petulanz' Hoffmanns geärgert hatte: er muß ihm auf die Nerven gefallen sein. Merkwürdig ist dabei, daß d'Elpons zum Freundeskreis Hoffmanns gehörte; er wird ihm natürlich erst nach 1818 nähergetreten sein. Krummgenommen hat der so übel geschilderte Dichter also nichts, und so brauchen auch wir dem ersten Hoffmanndichter nicht zu zürnen.

Aber an die erste Besonderheit der 'Geschichten um Hoffmann' reiht sich gleich eine zweite; der nächste, der sich an dieser Gestalt versuchte, war Hoffmann selbst: in höchst eigener Persönlichkeit ließ er sich unter den Helden seiner Dichtung auftreten. Dabei ist nicht gemeint Johannes Kreisler, der vom Wahnsinn umlauerte Kapellmeister: der ist die verklärte Gestaltung des künstlerischen Ich, aber nicht der Hoffmann, der zum Kammergericht schritt und in Lutters Weinstube saß, und gerade um diesen soll es sich hier handeln. Auch der arme Kranke in *Des Vetters Eckfenster* ist nicht gemeint, obwohl er ein bis auf Wohnung und Kleidung getreues Abbild des Hoffmann der letzten Tage ist: wer nicht will, braucht das nicht zu wissen, denn Hoffmann täuscht sich selbst als den ziemlich gleichgültigen Erzähler vor und läßt sein eigentliches Abbild unter der Maske des Vetters, also eines Fremden, auftreten. Selbstschilderung in unserem engsten Sinne haben wir jedoch in den *Geheimnissen*, die 1821 im *Berlinischen Taschenkalender auf 1822* als Fortsetzung der im vorangehenden Jahrgang veröffentlichten *Irrungen* erschienen. Zwar gehören beide Geschichten nach allgemeinster Ansicht zu den schwächsten Erzeugnissen des nur allzuoft um den bloßen Lohn schreibenden großen Erzählers, aber hier handelt es sich

nicht um ihren Wert, sondern darum, daß der Verfasser sich selbst ohne jede Verkleidung in den Rahmen der zweiten als handelnde Person einfügt, und zwar charakteristisch genug. Die *Irrungen* hatte er kurz abgebrochen mit der Verheißung, er werde nicht unterlassen, dem geneigten Leser weiteren treuen Bericht von den Schicksalen seiner Personen zu erstatten, falls er künftig mehr davon erfahre. Nun beginnt er mit einem zornigen Schreiben einer dieser Personen, des ehemaligen Kanzleiassistenten Irenäus Schnüspelpold, an ihn selbst, den 'wohlgeborenen Herrn E. Th. A. Hoffmann, dermalen im Tiergarten bei Kempfer', in dem ihm gehörig der Text gelesen wird, weil er sich unterstanden habe, aus einem in Ehren verabschiedeten kgl. preußischen Beamten einen schnöden Hexenmeister zu machen, der Schreiber schließt mit allerlei fürchterlichen Drohungen, falls er es wagen sollte, sich weiterhin ungeziemend mit seiner Person zu befassen. Und jetzt beginnt Hoffmann vor uns in Fleisch und Blut zu erscheinen: er erhält den Brief in der 'sogenannten Spanischen Gesellschaft, die sich alle 14 Tage im Tiergarten versammelt', er steckt ihn wegen seiner Schnörkelschrift und seines anscheinend nicht sehr angenehmen Inhalts nur teilweise gelesen in die Tasche, sitzt nun aber zerstreut und als schlechter Kumpan da, bis er endlich nach aufgehobener Tafel in eine einsame Laube stürzt, um das Schreiben zu lesen. Und siehe: trotz aller Grobheiten enthält es — fast ist's eine Einladung — Straße und Nummer von Schnüspelpolds Wohnung; nach der Friedrichstraße, unweit der Weidendammer Brücke, macht sich also Hoffmann noch am selben Abend auf. Das Hausmädchen leuchtet ihm die Treppe hinauf, er klopft an, und — die Pulse stocken ihm: 'ein Mann im weiten Warschauer Schlafrock, ein rotes Käppchen auf dem Haupt, aus einer langen türkischen Pfeife Rauchwolken vor sich herblasend, von Gesicht, Stellung ... sein eigenes Ebenbild trat ihm entgegen.' Man wird schon sagen müssen: eine ganz und gar Hoffmannsche Erfindung — freilich, dem Dichter lohnte es nicht, das gespenstische Doppelgängermotiv für die Kalendergeschichte tragisch zu fassen, er nützt es zu einer gelinden Selbstparodie. Ein starkes Klingeln schallt plötzlich in die Betäubung, in die ihn das seltsame Erlebnis versetzt, hinein: geklingelt hat er aber selbst, indem er die Hausglocke der Friedrichstraße 97 gezogen hat. Da wohnt aber kein Schnüspelpold, sondern sein 'herzgeliebter Freund', der Arzt Dr. H(einrich) M(eyer), und als der von der bedrohlichen Erscheinung hört, rät er ihm als beste Arznei nach tüchtigem Essen den Champagner, aus dem sich 'ganz andere schmucke Geister entwickeln als Doppelgänger — und anderes wirres Zeug', und das Heilmittel wirkt dann auch gründlich.

Man sieht, in der Stimmung, sein Innerstes zu offenbaren, ist



Hoffmann hier nicht, obwohl er sich sogar in die Unkosten eines von der geheimnisvollen Heldin seiner Geschichte an ihn gerichteten Terzinengedichtes stürzte, das von der Dichtung hellem Zauberspiegel und dem in ihn schauenden Magus handelt, aber sein äußeres Wesen schildert er scharf genug mit allerlei kleinen Zügen, bei denen sogar das kleine spanisch kostümierte Teufelspüppchen auf dem Schreibtisch nicht vergessen ist; wir lernen ihn noch dazu als Briefschreiber kennen, denn Schnüspelpold ist nicht der einzige, der an ihn schreibt, und für jeden hat er eine im Ton und Stil dem Wesen des Empfängers angepaßte Antwort — so gar leicht hatten es also die Folgenden nicht, diese Federzeichnung zu einem Selbstbildnis durch ihre Künste zu übertreffen.

Man kann diese Hoffmannerzählungen[1] in verschiedene Gruppen scheiden, voran mögen diejenigen stehen, die ihn etwa so verwenden wie Heine in jenem Brief: als eine für Zeit und Art der Handlung charakteristische Nebengestalt. Das lag natürlich besonders nahe, wenn ein Schriftsteller den Schauplatz nach Berlin verlegte: zu den Zelten und Lutter und Wegner schien irgendwie auch der Dichter der *Serapionsbrüder* zu gehören. So finden wir denn 1826 in Hauffs *Memoiren des Satans*[2] eine Schilderung des Lebens und Treibens an einem schönen Sommerabend im Tiergarten nahe beim Weberschen Zelt. Dort (es ist ja auch der Schauplatz von *Ritter Gluck* und von *Aus dem Leben dreier Freunde*) sieht der Erzähler 'unter dem wogenden Gewühl der Menge ein paar Männer an einem kleinen Tischchen sitzen', die nicht recht zur sonstigen Gesellschaft zu passen scheinen. Der eine, ein kleiner, beweglicher Mann, spricht viel, gestikuliert oft und nimmt nach jedem größeren Satz 'ein erkleckliches Schlückchen Rotweins' zu sich — dann springt er plötzlich auf, drückt dem Kumpan die Hand, eilt 'mit kurzen schnellen Schritten, heiser vor sich hinlachend', hinweg und verliert sich im Gedränge. Dies Augenblicksbild Hoffmanns ist sicherlich nicht schlecht getroffen, einiges gibt der Erzähler (der Satan selbst) noch hinzu. Er kennt den Kleinen, obwohl der andere den Namen nennen muß, hat er ihm doch bei mancher seiner nächtlichen Phantasien über die Schulter geschaut als sein eigener Doppelgänger. Und wenn er sich bei Tage so im Leutegewühl herumtreibt, so geschieht es, um besondere Käuze herauszufinden und mit ihnen Bekanntschaft zu schließen. Glück hat er dabei, denn sein Tischgefährte, den er eben in sein Haus am Gendarmenmarkt geladen hat, ist kein Geringerer als der ewige Jude — nun, mit der Gesellschaft wäre Hoffmann, der in den *Abenteuern der Silvesternacht* mit Peter

[1] Die Aufzählung in Goedekes *Grundriß*² 8, 480, 713 wird im folgenden nicht unbeträchtlich ergänzt.

[2] Erster Teil, Kap. 11.

Schlemihl beim Punsch sitzt, wahrscheinlich sehr zufrieden gewesen.

Nicht ganz ein Menschenalter später ist der romantische Schimmer des Übersinnlichen verschwunden; von Hölle und Teufel ist zwar noch die Rede, aber in einem gar anderen Sinne. Auch Karl von Holteis *Vagabunden* (1851) haben ihre Berliner Szenen,[1] und eine spielt in Lutters Weinstube. Da zeigt dem nach schwerem Sturz in der Genesung befindlichen Kunstreiter Anton sein jüdischer Arzt (Koreff) die berühmte Tafelrunde, und ihr Mittelpunkt ist jener 'aus einem scharfen Vogelgesicht herausglurende kleine Teufelskerl'. Die Bezeichnung ist sehr mit Bedacht gewählt, der Teufel hält ihn wahrhaftig gepackt; er schwitzt schon jetzt in der Hölle, weil er 'an einer unheilbaren Krankheit leidet, vor der Gott jeden bewahren wolle, indem sie ein artiger Vorgeschmack von Hölle und Zubehör sein mag: die Rückenmarkschwindsucht! Zweitens, weil er in lauter Höllenspuk, Zaubererwirtschaft und Teufelsphantasien lebt, webt und dichtet'. Der Arzt setzt hinzu, die moderne Welt finde das hochpoetisch, er selbst aber könne es weder an sich, noch soweit es sich um die Absicht des Verfassers handle, begreifen — man spürt, wie hier die geltende Meinung der fünfziger Jahre dem Arzte in den Mund gelegt wird.

In diesen Zusammenhang gehört auch der 'Beamte' in Immermanns *Epigonen* (1836), der die Untersuchung gegen die wegen demagogischer Umtriebe verhafteten Studenten führt.[2] Er ist auf Hoffmann gedeutet worden, und der Charakter des Romans, der bei aller deutlichen Beziehung auf Zeitverhältnisse Orts- und Personennamen zu nennen vermeidet, könnte erklären, daß jede Anspielung auf das sonst stets als auffallend bezeichnete Äußere Hoffmanns vermieden wird. Aber wie der Kammergerichtsrat etwaige Hoffnungen, daß er sich bei der Aufdeckung verruchter Anschläge gegen die Obrigkeit durch Spürsinn und Eifer besonders hervortun würde, arg enttäuscht hatte, so führt jener Beamte die Untersuchung derart, daß das eigentliche geistige Haupt der Demagogen schier blind und taub sein müßte, wenn er sich nicht rechtzeitig in Sicherheit brächte; nicht seine Schuld ist es also, wenn es doch zur Verhaftung kommt. Verstärkt zu werden schien die Beziehung durch den 'abgeschmackten Traum phantastisch-juristischer Art', den der Beamte erzählt: am Jüngsten Tage wird er vom Engel des Gerichts zu der Höllenstrafe verdammt, seine sämtlichen *corpora delicti* aufzuessen, weil er versäumt habe, rechtzeitig eine Gegenüberstellung des Angeschuldigten mit seinem Ankläger herbeizuführen — solch ein Traum

[1] Kap. 33. [2] 6. Buch, Kap. 11.



könnte schon dem Künstler, der zum Kammergerichtsrat verurteilt war, den nächtlichen Schlummer gelegentlich gestört haben; aber trotz allem haben wir doch wohl anzunehmen, daß Immermann bei dieser Gestalt nicht an Hoffmann, sondern an dessen Freund Hitzig dachte.[1]

Diese Episode stände schon auf der Grenze der zweiten Gruppe der Hoffmannerzählungen: bot die erste Gruppe bloße Augenblicksbilder, begnügte sie sich — man könnte beinahe sagen, das Kino vorwegnehmend — damit, in einer bunten Handlung im Schwarm der Personen Hoffmann einen Augenblick auftauchen, dann wieder verschwinden zu lassen, so löst die zweite Gruppe aus seinem Leben eine Anekdote und schmückt sie novellistisch aus zu dem, was man früher etwa Genrebild genannt hätte. Dabei konnte es den Reiz nur erhöhen, wenn der Kern der Geschichte als wahr, als Zutat des Erzählers nur die Form der Darbietung erschien, und natürlich mußte der Wahrheitsgehalt am besten verbürgt sein, wenn der Verfasser ein persönlicher Bekannter Hoffmanns war. Der zureichende Grund für diese Skizzen war die lebhafte Teilnahme, die in der stillen Zeit eine so ausgeprägte Persönlichkeit finden mußte, und was die Freunde Hippel und Hitzig in dem von dem letzten herausgegebenen Werke 'Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß' (1823) boten, weckte die Neugierde z. T. mehr, als es sie befriedigte. Den Reigen eröffnete Hoffmanns erster Verleger, der Bamberger Weinhändler Kunz, mit dem Hoffmann in der Tat genugsam verkehrt hatte, der aber der Ehre, die ihm dabei widerfahren, weder genügend bewußt noch würdig war. Was er in seinem *Aus dem Leben zweier Dichter* von seinem 'Freunde' erzählt, gehört nicht hierher, weil es sich ja als Erinnerungen, also als geschichtliche Quelle gibt, mag es der Sache nach auch sich sehr bedenklich dem Gebiete nähern, wo die Erfindung herrscht; indessen er hat auch, wie vorher unter seinem Schriftstellernamen Zacharias Funck, *Drei Novellen aus dem Leben*[2] veröffentlicht, die hier besprochen werden müßten. Ob sie alle oder nur die eine und andere sich mit Hoffmann beschäftigen, entzieht sich aber leider meiner Kenntnis: die Preußische Staatsbibliothek hat das Buch laut dem alphabetischen Katalog zwar einmal besessen, doch soll es schon seit mindestens fünfzig Jahren nicht mehr vorhanden sein. So bedauerlich das an sich ist, bei Kunzens geistigen und künstlerischen Gaben ist nicht anzunehmen, daß seine Novellen einen besonderen Glanzpunkt in der Reihe dieser Versuche, des Dichters Bild lebendig zu machen, bilden.

[1] Nach W. Deetjen, in *Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg* 1914/15; vgl. H. Mayne, *Immermann* S. 415, 607.

[2] Schleusingen 1839.

Wenn Kunz vom wahren Geiste Hoffmanns kaum je einen Hauch verspürt hatte, so war der taube Schriftsteller. Musiker, Maler Johann Peter Lyser (eigentlich Burmeister) sicherlich ein Artverwandter des genialen Mannes, und weil er selbst sich dessen wohl bewußt war, so hätte er auch zu gern sich zu seiner Tafelrunde zählen mögen. Dazu war es nie gekommen; was nicht war, hätte aber sein können, und so dichtete sich Lyser derartige persönliche Beziehungen mit solchem Erfolge an, daß er schließlich beinahe selbst daran glaubte. Großzügig genug war er dabei: schon in Leipzig wollte er um Hoffmann gewesen sein, dann natürlich auch bei Lutter und Wegner mit ihm gezecht haben — staunend durfte der Leser erfahren, daß er das Urbild für eine Knabengestalt der Phantasiestücke sei (für den Karl, der mit Kreisler eine Pleyelsche Sonate spielt), auch hinter dem Pietro Belcampo der *Elixiere des Teufels* sollte man den Peter Lyser ahnen. F. Hirth hat in seinem dem merkwürdigen Manne gewidmeten Buch[1] dargetan, daß es sich bei diesen an verschiedenen Orten stehenden angeblichen Hoffmannerinnerungen um Phantasie handelt; nur ein geringer Abstand trennt von diesen Berichten eine Anzahl von Erzählungen, die sich auch äußerlich als Novellen geben. Leider stehen sie alle in Wiener Zeitschriften oder verschollenen österreichischen Taschenbüchern und sind in Berlin nicht zugänglich; ich muß also Hirths Angaben folgen.

Danach handelt es sich um anekdotische Ausgestaltungen einzelner Ereignisse in Hoffmanns Leben, die Lyser durch die Literatur bekannt geworden waren. Rochlitzens Nachruf in der *Allgemeinen musikalischen Zeitung* lieferte den Stoff zu *Kunst und Leben* (1844, gedruckt 1845), einer Schilderung von Hoffmanns Nöten in Leipzig, die sein Faktotum Peter getreulich teilt. *Zwei Poeten und ein Kater* (1847) verdankt dem unsterblichen Murr das Dasein: Hoffmann benutzt seinen Liebling, um einen aufdringlichen Dichterling heimzuschicken. Wenn in der frühesten dieser Geschichten *Der Meister und der Maëstro* (1841) unser Dichter und Weber nur Episodenfiguren sind, so dreht sich *Weber und die erste Aufführung des Freischütz in Berlin* (1849) um das Verhältnis Hoffmanns zu Spontini und seinem großen deutschen Nebenbuhler. *La ci darem la mano* (1853) scheint wieder nach Bamberg und Leipzig zu führen. Daß Lyser es dabei verstand, einen gewissen Eindruck durch die Schilderung von Hoffmanns koboldhaftem Wesen, durch die manchen seiner Gestalten abgesehene Wiedergabe seiner Sprechweise zu machen, geht aus Hirths Probe (S. 35 ff.) hervor — zum weiteren Beweise mag dienen, daß er sogar ernst genommen werden konnte: die

[1] *Joh. Peter Lyser*, München und Leipzig 1911.

Schilderung eines Zechabends und zugleich auch eine Novelle, die der phantasiebegabte Mann aus Hoffmanns eigenem Munde gehört haben will, sind als echte Zeugnisse neugedruckt worden.[1]

Erst einhundert Jahre nach Hoffmanns Tode ist die Skizze Rudolf von Beyers aufgetaucht oder wenigstens allgemein zugänglich gemacht worden, der unter dem Schriftstellernamen Rupertus späterhin in Wien zum Kreise Anastasius Grüns gehörte, seine Laufbahn aber als preußischer Reiteroffizier und märkischer Rittergutsbesitzer begonnen hat. Nach Aussage seines Enkels hat er persönliche Beziehungen zu Hoffmann und den Seinen gehabt, die Skizze *Tafelrunde mit E. T. A. Hoffmann*[2] — der Titel stammt wohl von dem Herausgeber — scheint sich nach den leider nicht allzu genauen Angaben ausgearbeitet in seinem Nachlaß gefunden zu haben. Tagebuchblätter aus dem Jahre 1820 bestätigen die 'charakteristischen Einzelheiten' — der Enkel hätte nur diese Stellen des Tagebuches mit veröffentlichen sollen. Die Skizze stellt zunächst Hoffmann und Devrient in der berühmten Wette gegenüber: der Schauspieler bringt es fertig, eine Flasche Sekt auszutrinken, ehe drüben auf dem Gerüst für den Neubau des Schauspielhauses ein Maurer damit zustande kommt, seine Absicht eine Prise zu nehmen, in die Tat umzusetzen. Sodann wird Fouqué eingeführt (etwas auffallenderweise als regelmäßiger Gast in der Weinstube, dessen Gewohnheiten genau bekannt sind), und ihm spielt Hoffmann den Schabernack, daß ihm der geforderte Schnupftabak in das Titelblatt der 'Undine' gewickelt überreicht wird. Fouqué merkt den Streich und pariert geschickt — Hoffmann aber hat sich nur in seiner Weise von einer quälenden Stimmung befreien wollen: 'ihm war nach dem Exzeß diabolisch wohl. Sein Blick streifte von Gesicht zu Gesicht — er suchte noch ein Geschwister für seine Serapionsbrüder'. Die Skizze fesselt, weil sie ein inneres Verhältnis zu ihrem Helden verrät: ihr Verfasser ahnte etwas von der inneren Spannung, die sich irgendwie entladen mußte; er verstand es auch, den rechten Ton für Hoffmanns Phantasien zu finden: wie dem Meister eine Sektperle zur verzauberten Prinzessin wird, die von ihm Erlösung begehrt, wie er das Märchen zum Vorwand seines Angriffs auf den guten Fouqué nimmt, das kann sich schon sehen lassen — mag man auch vorläufig die Frage, inwieweit

---

[1] Von L. Hirschberg im *Literarischen Echo* 10, 255 ff. — Ein anderer angeblicher Bekannter Hoffmanns, der Vielschreiber Adolf von Schaden, veröffentlichte in seinen *Blutverwandtschaften* (München 1831) als Anhang *Die Pagodenburg* 'vom seligen Berliner E. T. A. Hoffmann' (Mitteilung Ellingers). Näheres bei Goedeke IX, S. 179.

[2] *Deutsche Rundschau*, Februar 1922.

Rudolf von Beyer Selbstmiterlebtes schriftstellerisch abgerundet und ausgeschmückt hat, offen lassen.

Auf den Anspruch, aus eigener Kenntnis von Hoffmann zu reden, verzichtete von vornherein der Genosse des Berliner Tunnels Heinrich Smidt, vor allem bekannt als Verfasser von Seeromanen, als er 1852 dem großen Schauspieler, der ja schon bei Lyser und Beyer hervortritt, den Kranz seiner *Devrientnovellen* flocht. Die neunte heißt *Charlottenstraße Nr. 38* und spielt in Hoffmanns Wohnung. Der Dichter sitzt am Flügel, in seltsamen Melodien seine Gestalten heraufbeschwörend, als ihn Fouqués Besuch aus seinen finsteren Träumereien reißt. Das freundliche Geplauder des ritterlichen Barons verscheucht ihm die Grillen, sein Zeichenstift beginnt zu arbeiten; freilich für eine Gestalt, die ihm schon länger vorschwebt, findet er nicht die rechten Umrisse. Die Tür geht auf — ein gespenstischer Mann steht auf der Schwelle, fest bohren sich seine Augen in Hoffmanns Inneres, und wie Grabesruf erschallt sein 'Male mich!' Devrient ist es natürlich, der in Fleisch und Bein umgesetzt hat, was dem Freunde erst noch unbestimmt vorschwebte. Das ist das Zeichen zu einem rechten Serapionsabend bei Punsch und an die Schwelle des Geisterreichs schweifenden Gesprächen; hübsch ist, wie Fouqué sich im Traum in einen schnöden Klecks verwandelt sah, den Hoffmann als Bogen Löschpapier blut- oder tintengierig verfolgte; dann gibt es eine Vorlesung von *Meister Martin;* der Höhepunkt wird erreicht, als Devrient, der sich heimlich entfernt hat, nochmals als der dämonische Goldschmied Cardillac erscheint, um dem Freunde Mut zu machen, sich auch als Dramatiker zu versuchen. Gewiß wird in alledem nicht an Hoffmanns tiefstes Wesen gerührt; seine ureigene Phantasiewelt erscheint als Erzeugnis einer sonderbaren Laune, und es sieht so aus, als ob der Verfasser mit Fouqué die Geschichte vom Meister Martin mit einer gewissen Herzenserleichterung preist, weil da 'kein unheimlicher Spukgeist hinter einer Rosenhecke lauert und Gesichter schneidet, wenn man sich an dem Duft der Blumen erquicken will'. So gibt Smidt denn ein Oberflächenbild, aber es ist bunt und lebendig genug, und Hoffmanns äußeres Wesen kommt gut heraus. Für mehr fehlte es Smidt wohl an der Gestaltungskraft; die folgende Geschichte *Ein Stündchen bei Lutter* mag es zeigen. Hier handelt es sich zunächst ebenfalls um die Anekdote von der Maurerprise, nur ist Devrients Gegenspieler ein anderer, (Hoffmann ist schon tot), danach erhalten wir eine Probe von des großen Schauspielers gütig-menschlichem Sinn gegen arme Kollegen — eine heitere Stunde seines Lebens zieht also vorüber, am Ende aber fällt sein Blick auf den leeren Stuhl im fernsten Winkel des Zimmers, und die Erinnerung steigt auf: 'Dort saß

einst er! Mein Abgott und mein Dämon zugleich': leider ist das nur Feststellung einer Tatsache, erleben läßt sie uns keine der Devrientnovellen.

Vielleicht ist aber die Form der Anekdote, die den Anspruch auf Wiedergabe eines tatsächlichen Erlebnisses macht, bei einem so widerspruchsvollen, so dämonische Tiefen bergenden Charakter wie Hoffmann überhaupt nicht imstande, mehr als einen flüchtigen Umriß zu geben, sie ist zu sehr vom zufällig Stofflichen abhängig, der große Phantast forderte selbst die Phantasie heraus: sie mochte Bedingungen schaffen, unter denen sein eigenstes Wesen sich tiefer offenbarte. So kommen wir denn zu den Versuchen, die sich frank und frei als Dichtung geben, freilich steht nicht hinter jeder ein Dichter. Den Übergang bilden mag eine Episode in Pücklers Tagebuch über seinen Aufenthalt in Bamberg (17. 6. bis 13. 7. 1834),[1] weil sie in der Einkleidung die Form des persönlichen Erlebnisses wahrt. Das Tagebuch war, wenn auch tatsächlich erst viel später erschienen, doch von vornherein zur Veröffentlichung bestimmt, die Stelle trägt ganz novellistischen Charakter. Pückler erzählt (zum 29. Juni), wie er in Bamberg einen verfallenen Palast besucht habe, dessen Zustand er mit allen Farben, die man romantischen Trümmern vergangener Pracht zu geben pflegt, schildert. Wie in einer fremden Welt befindet er sich, am rechten Schauplatz phantastischer Begebenheiten, und als er von der Besitzerin, die ihn führt, hört, ihr Mann beabsichtige, das verwunschene Schloß zu erneuern und wohnlich zu machen, sobald er nur einen noch schwebenden Rechtsstreit gewonnen habe, beugt er das Knie und stammelt: 'O Dame, solchen Greuel wirst du doch nicht zulassen!' Da erklingt ein heiseres Lachen, und als er verstört wieder aufblickt, steht vor ihm 'ein kleiner Mann in schwarzer Kleidung mit einer Geiernase und funkelnden Augen. Gott, es war Hoffmann!' Wie er fortgekommen ist, weiß Pückler nicht; er endet die Erzählung mit einem Scherz über neue Erzählungen von öden und unheimlichen Häusern, die nun zu erwarten stünden und deren Verfasser der Abgeschiedene sein würde — es ist also nicht gar viel, was er an Hoffmanndichtung geleistet hat, aber eins muß man ihm schon lassen: in eine sorglich vorbereitete Umgebung stellt er mit ein paar Strichen eine Gestalt, die eindrucksvoller, hoffmannscher ist als manche viel ausgeführtere Zeichnung. Daß übrigens Pückler selbst, und zwar teilweise noch zu Lebzeiten Gegenstand erzählender Dichtung geworden ist, sei wenigstens nebenbei bemerkt: man findet ihn in Immermanns *Münchhausen*, in F. Försters *Peter Schlemihls Heimkehr*, in *Kreuz, wende dich*

[1] *Briefwechsel und Tagebücher*, hg. von Ludmilla Assing, Bd. VIII, 221—29.

von F. von Zobeltitz, in geschichtlicher Verkleidung auch in Laubes *Gräfin Chateaubriand.*

Es ist bezeichnend für den bannenden Reiz von Hoffmanns Persönlichkeit, daß außer Pückler noch eine Reihe von Schriftstellern, die ihn persönlich kannten, gerade das Dämonische in ihm in dieser Weise zu fassen suchten und auf die Anekdote verzichteten. Zeitlich voran steht der fruchtbare Berliner Schriftsteller und langjährige Kritiker der *Vossischen Zeitung* Ludwig Rellstab: schon 1823 verfaßte er — fast an Stelle eines Nekrologes — seine musikalische Skizze *Theodor.*[1] Mit einigem Erstaunen finden wir hier Hoffmann im Besitz einer erwachsenen Tochter Julia: Rellstab gibt sie ihm, um wenigstens eine gewisse Handlung zustande zu bringen. Deren Hebel ist eine Art musikalische Vision: ein reisender Virtuose spielt vor Vater und Tochter, aber vor dem Flügel kommt es über ihn wie Eingebung einer dämonischen Gewalt, nicht ihm gehört an, was er spielt. Auf einem Spaziergang hören dann Hoffmann und der Virtuose dieselben unheimlich ergreifenden Klänge aus einem Hause tönen: sie gehen ihnen nach und finden einen jungen Komponisten, der auf dem Klavier Melodien wiederzufinden sucht, die seinen Traum begleitet haben. Die drei, die überirdische Einflüsse so zusammengeführt haben, gehen in die Weinstube am Gendarmenmarkt und halten ein Symposion, das mit der Brüderschaft endet. Schnell werden Verwicklung und Katastrophe abgetan: Virtuose und Komponist lieben beide Hoffmanns Tochter, dem Komponisten gehört ihr Herz, eine glänzende Laufbahn scheint sich ihm zu öffnen, aber am Abend der Aufführung seiner Oper stirbt er an Gift, das sein Nebenbuhler ihm beigebracht hat.

Man sieht, Rellstab sucht ein wenig mit Hoffmanns Motiven zu arbeiten: Musik, die aus dem Dämmerleben des Unterbewußtseins aufsteigt, geheimnisvolle, 'magnetische' Einflüsse, die zwischen den einzelnen Personen walten — freilich, es sind Motive, die fertig übernommen werden, es fehlt an der Fähigkeit, für sie die glaubhafte Welt zu schaffen: kein Schauer rührt von diesem Unerklärlichen uns an. Und doch war Rellstab nicht unberührt geblieben vom Genius des Meisters; wenn man die Einzelheiten preisgibt, kann man doch sagen, daß seine Skizze nicht ohne Glück dem Typus des *Ritter Gluck* und *Don Juan* folgt. Die Handlung ist schließlich nur Vorwand für ein großes Musikgespräch der drei Freunde, das vom Werturteil in der Kunst ausgeht und zu einer eindringlichen Charakteristik der 'großen verhängnisvollen drei am musikalischen Himmel', Haydn, Mozart,

[1] In *Sagen und romantische Erzählungen.* Berlin 1825. Erstes Bändchen; später wiederholt in *Gesammelte Werke,* Bd. 6.



Beethoven, führt. Die Freunde suchen sich die Kunst der Meister klarzumachen, indem sie in der Natur nach Veranschaulichungen für sie suchen und ihre Vergleiche durchführen: Haydns Musik erscheint als ein mit aller Kunst angelegter Garten, diejenige Mozarts als der Tag, die Beethovens als die Nacht. Das ist schon ein Gespräch, wie es an Serapionstagen hätte geführt werden können, und Rellstab weiß dabei Hoffmanns sprunghafte Art in Bewegung und Rede, seine auflodernde Begeisterungsfähigkeit und seine Neigung zu absonderlichen Bildern und Vergleichen ganz annehmbar wiederzugeben.

Aber unmittelbar nach Hoffmanns Tode mochte es bedenklich erscheinen, allzu frei mit den bekannten Tatsachen seiner Lebensumstände zu schalten — gab es nicht andere Wege, jene phantastische Atmosphäre zu schaffen, die seinem innersten Wesen, dem Eindruck seiner Kunst entsprach? Solche Wege suchte wenigstens der Schlesier Karl Weisflog, von dem man sagen mag, daß er so ziemlich in seinem gesamten Schaffen als treuer Trabant um das große Gestirn Hoffmann kreiste; als er seine *Phantasiestücke und Historien* sammelte, leitete er sie ein mit einem Brief einer seiner Gestalten, 'des Privatschreibers Jeremias Kätzlein an den Kgl. Preußischen Kammergerichtsrat E. Th. A. Hoffmann in Dschinnistan, zwei Treppen hoch, vorn heraus', und wenn sich Kätzlein nur als Abschreiber seines 'Prinzipals' Weisflog gibt, so ist das bloße Einkleidung: wir werden es jedenfalls Weisflog zugute halten, wenn er sich dem Meister gegenüber als Kätzlein fühlte, und mögen ihn uns ruhig selbst in Dschinnistan vorstellen, wo er sich denn wohl freilich mit einem bescheidenen Stüblein im Hinterhause begnügen müßte. Schon Kätzleins Brief, in schönsten Hoffmannschen Wendungen geschrieben, beschwört das Bild des Angeredeten; wir hören, wie kurz nachdem 'Sie sich von Dero Frau Gemahlin die Hände kreuzweis zusammenlegen ließen und an unsern Herr Gott zu denken beliebten, Sie unbemerkt zur Hintertür hinausgeschlüpft und mit der Ihnen eigenen Behendigkeit immer die Mohrenstraße hinuntergewandelt sind und weiter den engen Feldweg zwischen den Brombeerhecken' bis hin nach Cochinchina, wo dann Freund Schlemihl für die Weiterbeförderung sorgte. Auch das Bild Hoffmanns in Warmbrunn 1819, wo Weisflog seine Bekanntschaft machte, taucht auf, und gerade dies hat dann Weisflog in einer eigentlichen Erzählung verwertet, im *Denkzettel.*[1]

Das ist eine Rübezahlgeschichte, in welcher der Herr des Riesengebirges ein adliges Aschenbrödel von der Tyrannei ihrer

[1] Zuerst 1824 in St. Schützes *Taschenbuch der Liebe und Freundschaft für 1825*; dann *Phantasiestücke und Historien*, Bd. 6.

bösartigen Tante und Base erlöst, sie in die Arme ihres bürgerlichen Geliebten führt und den beiden heiratstollen angejahrten Weibern selbst die Kur schneidet, um sie fürchterlich zu enttäuschen. Schauplatz ist Warmbrunn und dann der Kynast; im Bade aber weilen Hoffmann, Contessa und Weisflog, und die drei sind es, die, von einem aus ihrer Mitte über die Verhältnisse unterrichtet, auf der Plattform des Schulzenberges, den Kamm des Gebirges vor Augen, seinen hohen Schutzherrn um Beistand für die treu Liebenden anflehen. Und mit Erfolg; denn Rübezahl erscheint als Generalfeldzeugmeister von Aupp und verkehrt gar leutselig mit dem Kleeblatt der Freunde. Die erkennen ihn sogleich; der 'Braune', der zum Schluß sich übrigens ausdrücklich als E. Th. A. Hoffmann aus Berlin vorstellt, warnt ihn sogar, als er aus seiner Tasche allzu merkwürdige Dinge hervorzieht: 'Outrieren Ew. Gnaden die Sache nicht; es könnte doch sein, daß man ... den Peter Schlemihl gelesen.' Hoffmann mit Rübezahl auf der Brunnenpromenade zu Warmbrunn in verständnisinnigem Verkehr zu zeigen, ist ein guter Gedanke, der nur leider schon deswegen nicht zur vollen Auswirkung kommt, weil die Freunde durchweg zusammen auftreten, als eine Einheit handeln, ja fast sprechen. Darum müssen wir uns auch mit sehr knappen Andeutungen über Hoffmanns Erscheinung begnügen ('ein kleines behendes Männlein mit einem Pilgerstabe, der ein wenig länger war als das Männlein selber'); nur zuletzt, als auf dem Kynast die Katastrophe naht, tritt er ein wenig hervor. Seinen Pilgerstab 'wie ein Sponton präsentierend', schlägt er der Festgesellschaft vor, 'gradatim die Leiter des Schauens zu besteigen' — nämlich bis der Kaffee fertig sei, und in Erwartung der dann folgenden noch höheren Genüsse, vorläufig die 'unvernünftige Natur zu betrachten'. Das ist ein echter Zug Hoffmannscher 'Skurrilität' — schade, daß er vereinzelt auftritt.

Wir können uns denken, daß in dem so viel weniger volkreichen, auf verhältnismäßig engen Raum zusammengedrängten Berlin jener Tage das Dahinschwinden einer so auffälligen Persönlichkeit, wie Hoffmann es war, eine merkliche Lücke hinterließ: mancher mag sich auf Straßen und Plätzen nach ihm umgeschaut, an seinem Hause hinaufgesehen haben, mancher an den Orten, da er verkehrte, sinnend den leeren Stuhl, wo er zu sitzen pflegte, betrachtet haben. Vor allem muß die berühmte Weinstube noch ganz anders als heute durch die Erinnerung an ihn geweiht gewesen sein — Lutter hieß der Besitzer: wenn Willibald Alexis seine Novelle *Der Collaborator Liborius*[1] mit dem Satze beginnt: 'In einem Winkel der Kalwinischen Weinstube (es

[1] Zuerst in der *Urania* auf 1827; dann auch als *Der Braune* in Band 2 der *Gesammelten Novellen*, Berlin 1830 f.



ist bekanntlich die erste der Residenz) saß noch immer ein stiller Mann, als bereits die Tagesgäste mit einbrechender Dämmerung Hut und Stock ergriffen', so wissen wir, wo wir sind. Freilich, der berühmte Gast der Weinstube ist nicht mehr, und nur mit Wehmut denkt Herr Kalwin an die Zeit, da er der Mittelpunkt seiner Tafelrunde war; der 'stille Mann' sitzt zwar auf Hoffmanns Stuhle, und die Gesellen, die sich allmählich zu ihm finden, tun, als ob sie mit dem Meister schier auf du und du gestanden hätten, aber ach! einst wären sie froh gewesen, wenn einer seiner Genossen ihnen nur zugenickt hätte. Es sind Philister, die, weil sie der Hafer sticht, etwas über die Stränge schlagen, und der stille Mann, der Collaborator Liborius, ist auch nichts anderes, nur mit dem erschwerenden Umstande, daß ihm der *Goldene Topf* etwas den Kopf verdreht hat und daß er nun ein Dichter werden will, statt lateinische Extemporalien zu korrigieren. Aber es ist, als ob in der Weinstube außer den Geistern von Rhein und Mosel noch andere Dämonen walten: Liborius hat eine Traumvision, sein Doppelgänger erscheint ihm! Das andere Selbst tritt an ihn heran, faßt ihn unters Kinn und hebt ihm den Kopf — Entsetzen: nicht Liborius ist es mehr, der an Hoffmanns Platze sitzt, sondern 'Er, der einst diesen Platz mit Ehren einnahm. Ganz wie Er vor seiner Lebensbeschreibung in Kupfer gestochen ist, mit den stierenden Augen, die Haare weit zurückgestrichen, das Gesicht hager mit hervortretenden Knochen, daß es entsetzlich war, so sah er mich an, und das war ich selbst.' Die Folgen solchen Spukes sind gar bedenklich für den armen Liborius: es ist ja nicht nur der Mantel des Propheten, der sich auf seine Schulter gesenkt hat, ihn selbst hat sein Ich in sich aufgenommen, und mit diesem Geist im Leibe wird er gründlich aus der Bahn behaglich-philiströsen Hindämmerns geworfen. Und die letzte Wirkung: Alexis überläßt es dem Leser, ob er des wackeren Liborii Phantasien allein auf den Weindunst zurückführen oder ob er sich Hoffmanns Dämon die Stätte seiner Zecherlust umschwebend denken will; eins aber macht er ganz klar: des Dichters Schemen denkt nicht daran, dem Philister den Weihekuß auf die Stirn zu drücken, er erscheint als Warner, der einen guten Menschen und schlechten Musikanten aus dem Tempel der Kunst, in dem er nichts zu suchen hat, zurückweist ins bürgerliche Leben. Von Künstlerträumen wird Liborius gründlich geheilt: in der sicheren Obhut einer guten Frau und als wohlbestallter Konrektor des Gymnasiums seines Heimatstädtchens kann er ruhig 'eine poetische Ressource für die Erholungsstunden' gründen — mit Dämonen hat die nichts mehr zu tun.

Alexis läßt Hoffmann eigentlich gar nicht auftreten, und doch gehört seine Geschichte hierher, weil er schier wider seinen Willen

dem letzten Problem dieser Persönlichkeit — man mag es das Problem von Künstlers Erdenwallen nennen — am nächsten kommt. Hier ist die Kreislertragödie entsprungen; davon finden wir nichts bei Weisflog, der nur den Schalk Hoffmann kennt; bei Rellstab fallen die Schatten von außen herein auf das Geschick derer um Hoffmann, er selbst ist der geistreiche, zu gewissen Seltsamkeiten neigende Kunstkenner, aber von dem Zwiespalt, der ihn zerriß, dem Zwiespalt zwischen dem Künstlerideal, das er im Herzen trug, und dem Alltag des Lebens spüren wir nichts: Alexis läßt uns davon wenigstens etwas wie durch einen Spiegel ahnen, nur stand er selbst, wie Rellstab fast ein Menschenalter jünger, Hoffmanns eigentlicher Kunst schon fremd gegenüber. Für beide vertragen sich Philisterglück und Kunst nicht; auch Hoffmann hätte den Lebensfrieden des Kollaborators darauf beruhen lassen, daß so gar kein Funken von Künstlergeist in ihm steckt, daß er darum die angeflogene Narrheit loswerden kann, wie man sich durch eine Schwitzkur einer Grippe entledigt. Nur hätte er sich mit einem solchen Anti-Kreisler nicht begnügt, hätte ihm irgendwie den wahren Künstler gegenübergestellt, der dem Traum das Leben opfert — hier aber versagt Alexis, weil ihm die groteske Gebärde des Gespensterhoffmanns den großen Dichter verdeckte. Als gegen den Schluß die Möglichkeit erörtert wird, ob nicht doch Liborius 'ein Blick durch eine Spalte des Geisterreichs verstattet' gewesen sei, meint ein tüchtiger Medizinalrat, was denn Unnatürliches darin läge, 'wenn es wirklich sein Geist gewesen wäre, verdammt wegen des Mißbrauchs, den er mit der Geisterwelt in seinen Schriften getrieben, selbst als Geist umherzuwandeln, vielleicht bestimmt, andere Dichter, die gleich ihm, statt im reinen Morgentau, in den infernalischen Schwefelpfühlen der Phantasie baden, zu warnen, zu schrecken, zur wahren Natur zurückzuführen?' Nun, der Medizinalrat ist ein höflicher Mann und kann seinem Patienten nicht wohl sagen, daß er als gänzlich Unberufener von der Schwelle der Kunst fortgescheucht worden ist; immerhin bleibt noch genug in den Worten übrig, was als ein Urteil von Alexis über Hoffmann aufgefaßt werden muß, und dies Urteil entsprach ja wohl der kommenden Zeit des jungen Deutschland und des Realismus, hält aber nicht stand vor der spät genug aufgegangenen Einsicht in die Bedeutung dieser dichterischen Erscheinung.

Nicht viel mehr als ein Zeugnis dafür, daß die Teilnahme für Hoffmann sich noch eine gewisse Zeit hindurch erhielt, ist eine harmlose Satire auf den Modegeschmack in Theater und Literatur *Scaramutzis Geburtstagsnacht*,[1] deren Verfasser sich F. Treu-

---

[1] *Der Gesellschafter* (4. Mai 1827).

mund nennt — der Franzose Théophile Gautier hat in *La pipe d'opium*, freilich mit ganz anderem Können, einen ähnlichen Gedanken ausgeführt. Punsch und Lektüre der *Phantasiestücke* zu mitternächtiger Stunde stören das Behagen des Erzählers durch die Vision eines tollen Festes; Hoffmann selbst 'mit seinem scharf markierten Gesicht und dem wirren Haupthaar', mit den 'wie Blitze zuckenden Muskeln des Antlitzes', erhebt sich aus den Blättern seines Buches, ihm folgen seine Gestalten und schlingen sich zu wildem Wirbel, in den noch allerhand anderes sich mischt: die Bilder treten aus dem Rahmen, ja selbst aus dem Spiegel heraus, die Schlange aus der Zauberflöte, der Hund des Aubry, der Elefant aus Spontinis Olympia und andere Notabilitäten erscheinen, Hoffmann lenkt den Reigen mit seinem Kapellmeisterstabe, bis der Schlag Eins den Spuk verfliegen läßt. Ein Seitenstück zu dieser Skizze scheint, dem Titel nach zu schließen, *Der Sylvesterklub. Eine Laterna-Magica*[1] zu sein, deren Verfasser vielleicht Hoffmanns Landsmann August Lewald ist; leider kann ich nichts Näheres davon sagen.

Das Mindeste, was man den bisherigen Darstellungen nachrühmen konnte, war, daß ihre Verfasser äußere Züge ihres Helden treffend wiedergaben und auch eine gewisse Vertrautheit mit seinen Schriften zeigten: bei unserer nächsten Begegnung mit Hoffmann finden wir von beidem nur noch sehr spärliche Reste. Ferdinand Stolle, der Gründer des *Dorfbarbier*, dessen *Deutsche Pickwickier* einst viel gelesen wurden und der auch zur *Gartenlaube* Beziehungen hatte, hat einen geschichtlichen Roman *1813* geschrieben,[2] dessen zweiter und dritter Teil als Hauptschauplatz Dresden in den Tagen zwischen Lützen und Leipzig hat. Damals war Hoffmann in der sächsischen Hauptstadt Kapellmeister bei Seconda; die Möglichkeit, ihn mit den Personen des Romans in Beziehung zu setzen, war also gegeben. Leider hatte aber Stolle keine Ahnung von den Pflichten, die er damit übernahm. Der Dichter hat allerhand berichtet von seinen Erlebnissen in jener stürmischen Zeit, aber es ist nicht ersichtlich, daß Stolle sich darum gekümmert hat — wenn einmal Geschosse in unangenehmer Nähe von neugierigen Spaziergängern einschlagen oder die Bewegungen der Truppen aus luftiger Höhe beobachtet werden, so ist das, wenn man von Geschicken einer belagerten Stadt erzählt, selbstverständlich und braucht nicht aus Hoffmann zu stammen. Nur erwähnt sei, daß Stolle Hoffmann damals schon einen bekannten Novellisten sein läßt und daß er seine Frau unterschlägt; viel schlimmer ist, daß sein Bild jeder charakteristischen

[1] In Lewalds *Europa*, 1836, 1, 1—8.
[2] Leipzig 1838.



Färbung entbehrt. Um die Handlung erwirbt sich der Dichter das Verdienst, daß er einen bei Lützen verwundeten sächsischen Freiwilligen in seiner abgelegenen Wohnung verbirgt; irgendwelche für ihn bedeutsame Folgen treten dadurch nicht ein, seine Gesinnung ist gewiß vaterländisch, aber von sehr gemäßigter Temperatur und sagt für ihn gar nichts, denn sie erscheint nur als abgeschwächter Aufguß derjenigen einer Hauptperson des Romans, für den Hoffmann nichts als bequemer Gesprächspartner ist. Daß er sich ein bißchen liederlich in seiner Wirtschaft zeigt und am Klavier sich gelegentlich in seine musikalischen Phantasien versenkt, ist das Mindeste, was man von einem Kapellmeister erwarten kann; im übrigen könnte er Schulze oder Müller heißen, und niemand käme dann auf den Gedanken, daß dieser Statist der Schöpfer des Kapellmeisters Kreisler sei.

Das vollkommene Scheitern dieses Versuches ist natürlich zunächst die Folge davon, daß Stolle der Aufgabe nicht gewachsen war; aber es trifft doch damit zusammen, daß Hoffmanns literarische Geltung gesunken war. Wir wollen daran denken, daß von 1835 bis 1842 die große Geschichte der deutschen Literatur von Gervinus erschien, 1845 folgte Vilmars volkstümliches Buch — beide Männer haben in den verschiedenen Kreisen, an die sie sich wandten, das Urteil nachhaltig bestimmt, beide konnten nach ihrer gesamten Einstellung für Hoffmann nur sehr wenig übrig haben, besonders scharf klangen Vilmars Worte. Im übrigen war die Stimmung der Zeit unter dem Einfluß des jungen Deutschland und der politischen Dichtung für die Romantik so ungünstig wie möglich; für das Schrullige und Verzwickt-Launenhafte der Persönlichkeit Hoffmanns mochte zwar noch eine gewisse neugierige Teilnahme zu finden sein, aber es ist selbst hier bezeichnend, daß Holteis, Lysers, Smidts Darstellungen, die in diese Zeit fallen, sehr überwiegend einen anderen in den Vordergrund rücken; bei Holtei und Smidt steht Hoffmann im Schatten Devrients, bei Lyser teilt er sich mindestens mit ihm oder mit Weber in die Teilnahme.

Von Mitte der fünfziger bis Anfang der neunziger Jahre scheinen dann die Hoffmanndarstellungen so gut wie vollständig aufzuhören: wir sind auf dem Tiefpunkt seiner Einschätzung. Zwar begegnen wir im Jahre 1873 einem 'Künstlerroman und romantischen Zeitbild' in drei Bänden *Devrient und Hoffmann oder Schauspieler und Serapionsbruder*[1] von Robert Springer, aber eine Oase in der Wüste wird niemand dies Erzeugnis nennen wollen. Der Titel ist insofern bloßes Aushängeschild, als der Roman sich um die Geschicke eines Studenten dreht, der mit

[1] Berlin (bei Janke) 1873.



einem Freunde sich einer wandernden Schauspielertruppe anschließt und dabei Devrients Anfänge sieht. Nach einer Hauslehrerepisode zieht er in den Freiheitskrieg, besucht späterhin als wohlbestallter Gymnasiallehrer das Wartburgfest, wird daraufhin als Demagoge verhaftet, zur Festung verurteilt und wandert schließlich nach Amerika aus. Ganz äußerlich wie mit Devrient wird er auch mit Hoffmann in Verbindung gesetzt — der Verfasser kommt nicht einmal auf den Gedanken, die Untersuchung wegen der angeblichen Umsturzpläne in seine Hand zu legen. Dabei ist die dünne Handlung nur ein Vorwand zu einer Reihe geschichtlicher oder kulturgeschichtlicher Bilder aus der Zeit des Völkerfrühlings und der Restauration — für harmlose Leser mögen sie einen gewissen stofflichen Reiz geboten haben, alldieweil sie ein ganzes Aufgebot berühmter Namen aufmarschieren lassen: Immermann und die Gräfin Ahlefeldt, Jahn und Friesen, Jean Paul und Karl Sand, sogar Schopenhauer hat, gar anmutig als Schuppenbrecher verkleidet, sein Plätzchen. Einfluß auf die Handlung haben sie alle so wenig wie Devrient oder Hoffmann: diesen besucht der Held mit einigen Freunden auf der Altenburg bei Bamberg und dann nach seiner Entlassung aus der Festung in seiner Berliner Wohnung, woran sich natürlich ein Zechgelage bei Lutter und Wegner schließt; dazwischen heißt einmal ein Kapitel, das ohne jeden Zusammenhang mit dem Ganzen steht, 'Hoffmann in Dresden'. Will man etwas rühmen, so ist es, daß der Verfasser, der kulturgeschichtliche Interessen hatte und sie durch eine Reihe Schilderungen der Gegenwart und Vergangenheit von Berlin, Weimar, Jena, Ilmenau bewies, wenigstens Hitzigs Biographie und anscheinend auch ein paar Veröffentlichungen von Kunz und anderen gelesen hat. Aus diesen sowie aus des *Vetters Eckfenster* und der *Genesung* stoppelte er sich dann seine Erzählung zusammen, die jeder eigenen Note bar ist.

Wenn vorhin dargelegt wurde, daß in der allgemeinen Schätzung Hoffmanns dichterische Persönlichkeit sehr in den Hintergrund getreten war, so darf andererseits nicht vergessen werden, daß die Kunst des großen Erzählers bei einzelnen, vor allem bei ähnlich gestimmten Dichternaturen immer Bewunderung gefunden hatte; es ist ein anmutender Zufall, daß eine von diesen es war, die zuerst seinen Manen in der besonderen Form, die uns hier beschäftigt, wieder den Zoll der Dankbarkeit abstattete, nicht um der Wirkung auf das Publikum willen, sondern aus innerem Bedürfnis. Schon 1871 hatte Heinrich Seidel im *Schwarzen See* die Wirkung Hoffmanns auf kindlich-empfängliche Gemüter geschildert. 1885 trugen seine *Wintermärchen* ein Motto aus den *Serapionsbrüdern* — 1892 endlich schrieb er sein Phantasie-

stück *Was mir am Morgen meines fünfzigsten Geburtstages begegnete.*[1]

Da gibt es gar sonderbaren Besuch beim Dichter: die Gestalten seiner eigenen Erzählungen erscheinen zum Glückwunsch; vor ihrem Andrang flüchtet er sich endlich in eine Droschke, die ihn nach Alt-Berlin trägt. Dort will er stillbeschaulich seinen Spaziergang machen, aber die Wunder des Tages heben nun erst eigentlich an. Er gerät an ein merkwürdiges kleines Haus der Friedrichsgracht, das schon manchmal seine Wißbegier gereizt hat — aber was ist das? Sonst stets verschlossen und einsam, hat es heute regen Besuch. Und siehe: da kommt von der Gertraudtenbrücke 'ein sonderbares kleines Männchen im kastanienbraunen Rock und mit Kniehosen und Stulpenstiefeln angetan. Wetter, was hatte der in seinem Gesicht für eine Hakennase und ein spitziges Kinn!' Beweglich eilt das Männchen zur Tür des besagten Hauses und klopft in ganz bestimmtem Rhythmus; als es merkt, daß der Erzähler sein Tun beobachtet, fangen seine beweglichen Stirnmuskeln an zu zucken, und mit einem scharfen, giftigen Blick verschwindet es hinter der Tür. Herrgott, das war ja Hoffmann, auf, ihm nach! Das Klopfzeichen ist bekannt — die Tür öffnet sich. Seidel gerät in eine uralte Weinstube und läßt sich still in der finstersten Ecke nieder. Um einen Tisch sitzen plaudernd allerlei altertümlich gekleidete Männer, unter ihnen, eine Flasche Chambertin vor sich, Hoffmann. Es stellt sich heraus, daß sein siebzigjähriger Todestag ist; Fritz Reuter, der auch dabei ist, bringt ein Hoch auf ihn aus, alles stößt mit ihm an, der 'gar bewegliche Gesichter schnitt und auf verwunderliche Art durch ganz schnelle Bewegungen seines Nackens seinen Dank ausdrückte'. Da hält es Seidel nicht länger, auch er muß Hoffmann zutrinken, erntet freilich zunächst geringen Dank: 'Wer sind Sie, Verehrtester? Was veranlaßt Sie, sich einzudrängen in eine Gesellschaft friedliebender Revenants? He? Revenants, die unter sich sein möchten, mein Teuerster?' Die Stimmung wird milder, als Seidel seinen Namen nennt; er ist wohlbekannt, denn die Herrschaften haben Zeit, lesen 'allen möglichen Schund' und finden ihren besonderen Spaß daran, zu sehen, wie ihre 'Schriften weiterleben bei ihren Nachfolgern'. Da kann man im besonderen bei Seidel allerlei erleben; besonders laut kichert Hoffmann und ruft: 'Man vergleiche *Das alte Haus* von Ihnen, Liebster, mit meinem *Abenteuer dreier Freunde*! Da kann man was merken! Haben mich auch sonst nicht ohne Nutzen studiert. *Daniel Siebenstern*? He? Und so weiter. Will heute milde sein! Bin in einer höchst komfortablen Stimmung!' Dann gibt es zwar einen

[1] *Gesammelte Schriften,* Bd. 10.

bösen Augenblick, als sich herausstellt, daß Seidel noch höchst lebendig ist; selbst Uhland, der bis dahin gänzlich stumm gewesen ist, wird so beredt, daß er das ganze Wort 'Unerhört!' sagt — zum Glück weckt da die liebende Gattin mit dem ersten Geburtstagstelegramm den Dichter aus seinem Traum.[1]

Als Seidels für den liebenswürdigen Mann so charakteristische Erzählung erschien, war schon jener Umschwung im Gange, der Namen und Dichtung der Romantiker wieder weiteren Kreisen wohlbekannt machte, und Hoffmann hat nicht zuletzt von diesem Wandel Vorteil gehabt. 1894 erschien Ellingers Biographie, es folgten in nicht allzu langer Frist Grisebachs und abermals Ellingers Ausgaben, eine ganze Fülle von Studien bezeugte, daß die Wissenschaft der Literaturgeschichte nicht mehr vornehm auf ihn herabsah, Hans von Müller und C. G. von Maaßen begannen ihre umfassenden Arbeiten, für den gebildeten Leser gab es allerhand Anregungen in Zeitschriften und Zeitungen, für den Bücherfreund eine ganze Reihe von einfachen und mit allen Feinheiten der Buchkunst ausgestatteten Erneuerungen einzelner Werke; der Kapellmeister Kreisler wurde durch Richard Schaukal zu neuem Leben erweckt, der erstaunliche Erfolg von Offenbachs Oper nach langem Schlummer tat auch ein übriges — kein Wunder drum, daß seine Gestalt auch wieder die Erzähler zu locken anfing: freilich sie haben sich am meisten Zeit gelassen, die Darstellungen, die ich kenne, liegen überwiegend erst hinter dem Ausbruch des Weltkrieges. Statt sie in ihrer Reihenfolge aufzuzählen, versuche ich sie nach ihrem Typus zu gruppieren; es wird sich zeigen, wie da Bekanntes wiederkehrt.

Voran stehe die Anekdote, zunächst nicht selbständig, sondern als Episode eines ausgedehnten Romans sonst fremden Stoffes. Brand des Berliner Schauspielhauses: wir wissen, wie er Hoffmanns Wohnung gefährdete, wie er aber den Kopf oben behielt, den platzenden Schlauch, der durch sein Zimmer ging, mit einer Schürze seiner Frau verbinden half und sein Eigentum vor Beschädigung schützte; wir kennen auch seine Zeichnung vom Brande mit der durch die Luft fliegenden brennenden Theaterperücke, die der wohlgezielte Schuß eines Gardejägers herunterholt, ehe sie den Brand weitertragen kann. Das wird uns alles sehr lebendig und mit guter Wiedergabe Hoffmannscher Ein- und Ausfälle erzählt; neu ist aber, daß es den Kammergerichtsrat nicht zu Hause leidet, als die unmittelbare Gefahr beseitigt ist.

[1] Hierher dürfte aus neuester Zeit der mir unzugängliche Roman von Jules Siber, *Paganini*, gehören, in dem Hoffmanns Geist dem Geiger in der Berliner Friedrichstraße erscheint (freundliche Mitteilung Ellingers nach einer Rezension).

Wie er geht und steht, im weiten Schlafrock mit nachschleifenden Quasten eilt er auf die Straße — er liebt es, bei Aufläufen dabeizusein und das mannigfache Gebaren der Menschen zu studieren. Diesmal wird aber nicht viel daraus; ein zweijähriger Junge hat vom Fenster der elterlichen Wohnung das ungewohnte Leben gesehen, hat auch geglaubt, dabeisein zu müssen und hat sich, in der allgemeinen Aufregung unbemerkt, davongeschlichen. Jetzt ist er im Gedränge in Lebensgefahr, Hoffmann rettet ihn, nimmt ihn auf den Arm und bewundert mit ihm einträchtiglich, wie die Perücken fliegen und die 'Soldateska' schließlich die einzige ist, die ihnen beikommt. Aber auch Hoffmann fällt einmal ein, daß der Junge nach Hause muß: seinen Namen weiß der nicht, und mit dem Vornamen Otto ist nichts anzufangen; vielleicht kennt er aber sein Haus wieder. So trägt ihn denn der Kammergerichtsrat durch die Straßen, der Junge reitet ihn in die Mohrenstraße hinein, und richtig: gegenüber dem Hôtel de Brandebourg hält er sein Pferd an. Hoffmann bringt ihn hinauf, die Tür steht noch offen, wie sie der Junge gelassen, sein Streich ist also unbemerkt geblieben — er will seinen Freund hineinziehen, aber der fühlt sich doch nicht in der Stimmung, 'im quittengelben Schlafrock großen Familiendank einzuheimsen', einen kleinen Stich gibt es ihm zwar, daß er den Schützling lassen muß — er gibt ihm noch rasch einen Kuß und schiebt ihn durch die Tür. Schon ist er wieder auf der Treppe, da kehrt er 'mit einem verwunderlichen Hopser' noch einmal um und wirft einen Blick auf das Türschild — Rittmeister Karl Wilhelm Ferdinand von Bismarck, Rittergutsbesitzer, ist darauf zu lesen. Größere Ehre als in diesem Einleitungskapitel zu Strobls *Bismarck*-Roman[1] ist Hoffmann wohl niemals erwiesen worden.

Strobl erzählt seine Hoffmannanekdote nicht nur um Hoffmanns willen; die eigentliche Bedeutsamkeit erhält sie auch nicht durch die erfundene Kindesrettung, wennschon ihr Drum und Dran zu des Dichters Wesen gut genug paßt, die Hauptsache ist, daß der verirrte Knabe Otto von Bismarck ist. Einen anderen Weg schlägt Robert Hohlbaums *Der letzte Schmaus*[2] ein: auch er erfindet sich die Anekdote, aber aus Hoffmannschem Stoff, so daß wir einigermaßen wie bei Rellstab eine Hoffmannsche Erzählung mit dem Dichter als Helden erhalten. Wir befinden uns bei ihm in der Luft von *Des Vetters Eckfenster* und der *Genesung*, ja erhalten diese letzte Erzählung beinahe noch einmal, nur daß die Ausfahrt des Kranken nicht hinausgeht ins Grüne, sondern zur Weinstube. Und wie schon vorher der Arzt,

[1] Bd. I: *Der wilde Bismarck.* Leipzig 1915.
[2] In der Sammlung *Unsterbliche.* Leipzig 1919.



der den Kranken besucht, der Laternenanzünder, den er vom Eckfenster aus beobachtet, für die Phantasie des Sterbenden unheimliche Züge aus der Welt der eigenen Dichtung annehmen, so sammelt sich bei Lutter eine selbstgeschaffene Trinkrunde um ihn; nicht die alten Freunde sind es, sondern Spalanzani, Medardus, Kreisler und wie sie sonst heißen mögen. Das ist die Gesellschaft, in der der alte Zecher den letzten Trank tut, und als die ersten Sonnenstrahlen ins Zimmer fallen, da zerschellt das Glas am Boden, ein Toter sitzt an der Stelle der einstigen Becherlust.

Man sieht, worauf es hier hinaus will: die Anekdote wird verstanden als das, was viel wahrer ist als die Geschichte; sie will in dem berichteten Zuge das innere Wesen des Helden widerspiegeln, und daß sie sich dabei gern an seine letzten Augenblicke hält, ist alter Brauch. Ob nun freilich Hohlbaum nicht etwas äußerlich dem Dichter zu einem seinem Lebenslauf nach seiner Meinung entsprechenden Ende verhilft, ist eine andere Frage; mir scheint beinahe, als ob in Jeremias Kätzleins Ansicht von der letzten Stunde seines hohen Gönners (bei Weisflog) mehr von seinem Geist zu spüren ist.

Jedenfalls bleibt Hohlbaums Erfindung im Persönlichen stecken; Strobl strebte nach einer bedeutenden Symbolik. Wenn er den Dichter in all seiner sonderbaren Menschlichkeit mit dem künftigen Neuschöpfer deutscher Macht und Größe in Verbindung setzt, so soll in uns die Vorstellung erweckt werden, daß es sich nicht um eine zufällige Episode handelt. Der kleine Kammergerichtsrat vertritt in seiner Weise den deutschen Genius, der in der engen Welt der Restaurationszeit sich nur in Phantasiegebilden ausleben kann, der Welt der Wirklichkeit aber in seinem exzentrischen Wesen kaum gemäß ist. Der Knabe, den er auf den Armen ins väterliche Haus zurückträgt, wird der Mann werden, der diesem deutschen Geiste im mächtigen Staate das Feld öffnen wird, in dem er sich in der Art, die seiner Größe würdig ist, betätigen kann — darum taucht auch in den beiden folgenden Bänden des Romans an entscheidenden Punkten vor Bismarck visionär und ihm im Erlebensursprung unverständlich die Gestalt Hoffmanns wieder auf.[1]

Ob solche Beziehung gerade zwischen diesen beiden glücklich ist, kann dahingestellt sein; bedeutsam ist, daß sich ähnliches auch anderwärts findet: eine Gestaltung Hoffmanns setzt sich schier noch kühner über alle lebensgeschichtlichen Tatsachen hinweg, um den Dichter mit den Rettern des alten Preußens in Zusammenhang zu bringen — hier handelt es sich nicht mehr um

[1] In II nach der Absendung der Emser Depesche, in III zum Schluß.

eine Einzelanekdote, sondern um eine Zeitdarstellung mit Hoffmann als wirkender Person. Merkwürdig und für Hoffmanns heutige Geltung bezeichnend ist, daß Strobl Dichter und Staatsmann paarte zu einer Zeit, da er und ganz Deutschland auf den Sieg unseres Volkes im ungeheuren Kampfe hofften; unter dem Eindruck des Zusammenbruches hat Friedrich Freksa, bekannt als Dramatiker wie als Romanschriftsteller, seinen Roman *Freiheit*[1] geschrieben. Er spielt in der Zeit, die früher als Preußens düsterste galt; sein Ziel ist, den Sturz des Staates Friedrichs des Großen und zugleich die Kräfte, die ihn wieder aufrichteten, sich in einer Reihe von Briefen spiegeln zu lassen, welche zwei adlige Brüder, ihre Geliebten und einige Nebenpersonen wechseln — infolgedessen muß Berlin als Hauptstadt des überwundenen Landes wenigstens stellenweise Ort der Handlung sein: der Zeit nach führt sie von den Tagen kurz vor Jena bis zum Schillschen Zuge. Hier Hoffmann einzuführen, war nur durch einen kühnen Anachronismus möglich, und vor dem ist Freksa nicht zurückgeschreckt: wir finden Hoffmann schon 1806 als Kammergerichtsrat in Berlin und übrigens als eifrigen Förderer heimlicher vaterländischer Bestrebungen — als Verschwörer bezeichnet er sich selbst mit Behagen.

So wenig diese äußeren Umstände seines Auftretens stimmen, so gern wird man doch anerkennen, daß die Gestalt an sich mit scharfen Linien eindrucksvoll umrissen ist. Elisabeth Stölzlein hat sich, weil sie mit ihrem durch Alter und Eigennutz verdorrten Gatten nicht mehr zusammen leben kann, von Halle nach Berlin zu ihrem Oheim, dem Arzt Schmoller, geflüchtet, und dieser, selbst eine Hoffmannsche Figur, ist eng befreundet mit dem Kammergerichtsrat; in seinem Hause versammelt sich eine Herrengesellschaft, die einigermaßen an die Serapionsbrüder erinnert — Hoffmann ist ihr Mittelpunkt. Aufgabe des Erzählers, der sich so von aller Überlieferung befreit hat, wird nun sein, nicht Anleihen bei mehr oder weniger beglaubigten Anekdoten zu machen und so durch die Hintertür sich wieder in die Lebensgeschichte einzuschleichen, sondern folgerichtig Lagen und Szenen zu erfinden und Hoffmann seiner Art gemäß in ihnen reden und handeln zu lassen. Sehen wir, wie er eingeführt wird! Schmoller hat ihn um Rat gefragt, ob er seine Nichte zur Rückkehr zu ihrem Mann veranlassen solle. Als Elisabeth ins Zimmer tritt (sie selbst erzählt), 'verzog der kleine Kammergerichtsrat das Gesicht in tausend kleine Fältchen. Plötzlich faltete er die Hände, sank auf ein Knie und rief: "Herr, schenk uns deine Hilfe, auf daß wir die Ränke des alten Zauberers Furibundus vernichten!"' Dann springt er

[1] Berlin 1919.

mit sonderbaren Gebärden ans Klavier, spielt einen donnernden Marsch, springt ebenso plötzlich, die Hände 'in rasendem Mühlenschwung' schleudernd, wieder auf und fragt Elisabeth, ob er sie erschreckt habe. Hilflos, weiß sie nicht, was sie sagen soll, er aber ruft triumphierend Schmoller zu: 'Doktor Rubianus, seht Ihr nicht, sie ist ganz bezaubert. Aber nun will ich klingen lassen alle kleinen Glockenblumen, blaue und weiße, Maien- und andere Kräuter, und Ihr werdet sehen, wie sich der gebannte Sinn löst.' Und jetzt spielt er eine zauberhaft weiche, wohllautend süße Melodie, die weinen läßt und doch selig macht. Als Elisabeth aus halber Verzückung aufwacht, steht der Kammergerichtsrat vor ihr, händereibend, und das Gesicht des sonst so boshaften Männleins ist milde und schön: ' "Doktor Rubianus, sie hat fürstliches Blut, das sag' ich Euch, und darum wollen wir streiten gegen das Ungeheuer Furibundus." Sprach's, legte die Linke unter seine Frackschöße, drückte mit der Rechten des Oheims Hand und verschwand im Kiebitzschritt, mit den Frackschößen wippend.' Und das ist nicht das einzige 'Phantasiestück in Callots Manier': wir treffen noch auf die Schilderung einer jener Abendgesellschaften, wirksam, weil Hoffmanns 'skurriles' Wesen nicht bloß behauptet und beschrieben wird, sondern als bestimmendes Merkmal des ganzen Kreises erscheint. Ist es nicht des Urbildes würdig, wenn zum Schluß der Episode, als zwischen Elisabeth und einem als Lakai verkleideten Sendling der Franzosenfeinde unvermutet persönliche Beziehungen auftauchen, der Kammergerichtsrat durch das Zimmer jagt, an Lichtern herbeischleppt, was er findet, sie um die beiden herumsetzt und ruft: 'Ha, über den Romaneffekt! Ich will es ins rechte Licht setzen. Nun redet rührsam, säuselnd, voller Gefühl, wie sich's schickt.'

Nicht zuletzt ist hervorzuheben, daß Freksa vom Dichtertum seines Hoffmann (hierin den Tatsachen, wie sie 1806 waren, getreu) zwar kein Wort sagt, aber dabei doch einen Einblick in die innere Welt, aus der es hervorwuchs, zu geben weiß. Sein Sonderling ist ein meisterhafter Erzähler, der seines Eindruckes gewiß ist, weil er dem Hörer die eigensten Geheimnisse erzählt. Wenn Elisabeth an ihre Vergangenheit zurückdenkt, erscheint sie sich in ihr als willenloser Automat, den erst die Liebe belebt hat — nicht umsonst hat sie vom Geschick des Studentleins gehört, das sich in die Puppe vernarrte und immer noch besser dabei fuhr, als wenn es sich in ein lebendiges Frauenzimmer mit einem Uhrwerk statt des Herzens in der Brust verliebt hätte. Und noch einmal greift seine Seelenkenntnis entscheidend in ein Menschengeschick: ein verschmähtes Mädchen ist in Gefahr, dem Einfluß einer Gruselgeschichte zu erliegen, die in der Dämmerstunde erzählt wird. Da ertönt aus dem Nebenzimmer meckerndes Ziegenlachen,

mit spitzigen Worten zerstört der plötzlich auftauchende Kammergerichtsrat die gefährliche Stimmung, läßt Lichter bringen, 'weil im Dunklen sich gar zu leicht ein Seelchen verrät', und erzählt dann selbst, die Karikaturen dazu gleich entwerfend, eine Geschichte von Hannibal dem Holzstarmatz, der so gern eine Seele haben wollte und sich durch Erfüllung seines Wunsches nur noch unglücklicher macht. Dann geht er unvermittelt, wie er erschienen war. 'Und das war das Unheimliche, niemand hatte ihn kommen sehen, und das Mädchen in der Küche schwur steif und fest, sie hätte ihn auch nicht fortgehen sehen.' So umschwebt denn schließlich noch der Zauber des Dämonisch-Unheimlichen den kleinen Mann.

Erst unter dem Eindruck des großen Krieges suchten die Hoffmanndarstellungen in irgendwelcher Art ihren Helden mit der deutschen Erhebung in innere Berührung zu bringen; vorher lag dieser Gedanke doch ferner, er findet sich daher nicht in dem zeitlich ersten dieser Versuche, in dem Romane von Kurt Martens *Deutschland marschiert:*[1] merkwürdigerweise deckt er sich nicht nur im Stoffe, sondern auch einigermaßen in der Verwendung der Hoffmannfigur mit Stolles *1813*, steht freilich als Roman auf erheblich höherer Stufe. Auch hier haben wir das Dresden der Tage zwischen Lützen und Leipzig, aber das Zeitbild ist nicht bloßer Auszug aus einer geschichtlichen Darstellung, Hoffmann nicht bloßer Statist und wenigstens in seinen äußeren Zügen charakteristisch genug geschildert. Dazu verwertet Martens manche tatsächlichen Erlebnisse — die Verschmelzung von Dichtung und Wahrheit ist freilich so wenig gelungen wie die von Romanhandlung und Dichterschicksal. Gewiß, man ahnt, daß das innerliche Reifen des Dichters den Gegensatz bilden soll zum lauten Geschehen der Außenwelt, aber der unbefangene Leser wird kaum hinter diese Beziehung zum großen Thema des Romans kommen und die Hoffmannkapitel als unorganisch eingefügte und zu weit ausgesponnene Episode empfinden; wer aber Hoffmann kennt und liebt, der weiß, daß er als Dichter nach Dresden kam, nicht dort erst dazu wurde. Er weiß auch, daß das Bamberger Juliaerlebnis ein Mittelpunkt seines Dichtens wurde — es geht nicht an, diese Wirren als abgetan in der Vergangenheit ruhen zu lassen und als unzulänglichen Ersatz für Julia die Gestalt einer schönen, romantischen Französin zu erfinden, den Dichter ihr verzückt und entsagend huldigen und aus dieser Phantasieliebe zur Volksfremden gar das deutsche dichterische Kunstwerk des *Goldenen Topfes* erwachsen zu lassen.

Die Schwierigkeiten der Hoffmanndarstellung zeigen sich

[1] Berlin 1913.

immer wieder: Freksa hat mit überlegenem Können durchgeführt, was für Stolle und Springer kaum in Gedanken erreichbar war; er hat Hoffmann in eine an geschichtliche Vorgänge sich lehnende Handlung bedeutsam eingreifen lassen, aber er hat auch seinen Preis dafür bezahlt, und zwar nicht bloß mit der Abweichung von äußeren Tatsachen seines Lebenslaufes. Hoffmann war sicherlich ein Mann von gutem deutschen Empfinden; aber ihm eine politische Betätigung im Sinne des Tugendbundes zuzuschreiben, heißt einen geschichtlichen Charakter wider geltendes Wissen umgestalten, und zwar noch dazu innerhalb eines Werkes, das die geschichtliche Persönlichkeit, wie sie einmal war, benutzt, um seinen Reiz zu erhöhen. Martens vermeidet die Skylla und gerät in die Charybdis — schildert er die Gebärde seines Helden richtig, so putzt er dafür sein inneres Wesen und Werden um der Wirkung willen mit falschen Zügen auf. Die Vereinigung von geschichtlichem Zeitbild und Dichterleben will nicht gelingen; es liegt nahe, aus der undankbaren großen Welt in die kleine zu flüchten. Hoffmanns romantische Zeit sind vor allem die Bamberger Tage, deren Wirren und Herzenspein wir ja erst seit verhältnismäßig kurzer Frist näher kennen. Damit hängt es sicherlich zusammen, daß Bamberg so selten in diesen Erzählungen auftaucht, auch nach der Veröffentlichung der Tagebücher hat es immerhin noch fünf Jahre gedauert, der hundertste Todestag mußte herannahen, aber vorübergehen konnte er nicht ohne biographischen Roman, und dieser erste, eigentlich Hoffmann allein gewidmete Roman, Rudolf Heubners *Der verhexte Genius* (Leipzig 1921), hat nun die Bischofsstadt an der Regnitz zum Schauplatz.

Aber sofort taucht eine neue Not der Hoffmanndarstellung auf: Bamberg bedeutet für uns Julia Marc und ihre Opferung an die Geldheirat; gewiß mögen die Hoffmann bis ins tiefste aufrüttelnden Vorgänge jener Tage zunächst als ein gegebener Romanstoff erscheinen, doch soll derjenige, der sich an ihn wagt, nicht vergessen, daß er hier den stärksten Nebenbuhler unmittelbar trifft, und das ist Hoffmann. Er selbst hat den tragischen Gehalt des Juliaerlebnisses im Geschick des Kapellmeisters Kreisler verewigt: was bleibt dem Nachfahren übrig, als sich damit zu getrösten, daß Kreislers Urbild doch nicht wahnsinnig, sondern ein Dichter wurde? So ist für Heubner denn Julia ein junges Mädchen wie andere mehr, kokett und eitel, in der Aussicht auf ein Leben in Saus und Braus als reiche Kaufmannsfrau im glänzenden Hamburg nur allzuleicht bereit zur Ehe mit einem wertlosen Gesellen. Wir dürfen nicht fragen, durch welch Geheimnis diese Julia nicht nur den Bamberger Musikdirektor aus dem Geleise werfen, sondern wie sie noch späterhin dem allen äußeren

Stürmen entronnenen Mann jederzeit das Sinnbild höchsten Liebeserlebens sein konnte; wir müssen zufrieden sein, daß am Ziel der Handlung aus leidenschaftlichen Gefühlswirren sich das Bewußtsein des Dichtertums emporringt: niemals wird es diesem Poeten zwar beschieden sein, den Widerspruch zwischen Ideal und Leben in reiner Harmonie aufzulösen, 'aber es gibt eine andere Gewalt, sich zu erlösen: ha des Glückes, das Chaos und sein Spiegelbild zunichte zu machen, Dämonen durch Dämonen zu besiegen ... und es zu müssen, damit unserer Sehnsucht ein reineres Bild darüber aufgeht'. So wird er leben und reden, in Bildern reden, die heilige Ironie, Rausch und Verzückung werden ihm helfen: das ist nun aber Zukunftsverheißung, und die Aufgabe wäre, die Überzeugung zu wecken, daß die Verheißung sich erfüllen muß. Heubner fühlt das, und da außerdem die tatsächlichen Vorgänge für einen Roman von 300 Seiten etwas mager sind, so versucht er, uns das Werden des neuen Hoffmann in einer Folge von aus 'Rausch und Verzückung' geborenen Visionen, Träumen, Phantasien zu schildern, in denen sich in wildester Weise Wirklichkeit und Wahn vermischen: alle die Bamberger Gestalten, wirkliche wie Kunz und der Theaterdirektor Holbein, der Schauspieler Leo und Hoffmanns Frau, die Marcs und Gröpel, Marcus, Speyer und wie sie sonst heißen mögen, dazu erfundene wie der mit seinen hypnotischen Kunststücken eine nicht ganz klare Rolle spielende Schauspieler Hyacinth Bonsage (eigentlich Bohnensack) und der Apotheker Fliegenschnepper, der in der Traumwelt kein anderer ist als Meister Urian selbst — sie und andere schlingen sich zu wüstem Reigen und lösen ihn dann immer wieder auf zu seltsamen Bildern, in denen Motive des *Kater Murr* und der *Elixiere des Teufels* entfernt anklingen. Das ist mit guter Kenntnis der Menschen und Dinge durchgeführt, gibt manch unheimlich packendes Nachtbild; auf die Dauer ermüdet es aber auch und hinterläßt einen Zweifel: ich weiß nicht, ob wer mit Hoffmanns Dichtungen nicht vertraut ist, am Ende weiter ist als am Anfang und eine Entwicklung sieht; die anderen aber werden sich erinnern, daß die erste große Leistung des neuen Hoffmann *Der goldene Topf* ist, und werden zwischen dem Spuk dieser Heimsuchungen und der Gedankenwelt des Märchens nur schwer eine Verbindung herzustellen wissen.

Ein Jahrhundert (von 1818 bis 1921) umfassen diese Hoffmanndarstellungen; ist die Aufgabe der dichterischen Spiegelung seiner Persönlichkeit gelöst? Die Antwort scheint mir darin zu liegen, daß ein gewisser Kreis von Möglichkeiten durchlaufen ist und dabei einige sich doch wohl als unvorteilhaft erwiesen haben. Es wird sich zunächst nicht darum handeln können, seinen Lebenslauf zu erzählen und ihn dabei möglichst ausgiebig

sich selbst zitieren zu lassen: das wird dem Biographen viel besser und fesselnder gelingen; für den Roman fehlt es diesem Leben trotz tiefster Seelenkämpfe, trotz äußerer Buntheit irgendwie an dem eigentlich Romanhaften: nach seinem eigenen Worte hatte Hoffmann sehr viel, in diesem Sinne vielleicht zu viel Wirklichkeit in sich, war zu lange mit Akten zum Kammergericht geschritten, um mit Haut und Haaren Held der Dichtung zu sein. Wer sich nicht wie Hauff und Holtei mit einem Augenblicksbild begnügen will, wer für die Hoffmannanekdote nicht etwas von der Kunst mitbringt, mit der Mörike Mozarts Reise nach Prag erzählte, der wird gut daran tun, mit Hoffmanns äußerem Lebensgang frei umzuspringen. Rellstab, in mancher Beziehung auch Hohlbaum und Heubner, haben versucht, eine 'Hoffmannsche Erzählung' um ihn herum zu dichten und sich damit in einen gefährlichen Wettkampf eingelassen; in polarem Gegensatz dazu läßt uns Freksa die bürgerliche Umgebung, in der er lebt, mit seinen Augen sehen; zwischen Doktor Rubianus, dem Zauberer Furibundus und der bedrängten Prinzessin Elisabeth kann sich Hoffmann nach Herzenslust seiner Laune überlassen. Merkwürdig genug trifft das einigermaßen zusammen mit der Art, in der er sich selbst darstellte: auch in den *Geheimnissen* handelt es sich, soweit der Rahmen in Frage kommt, um pensionierte Kanzleiassistenten, mecklenburgische Rittergutsbesitzer und Berliner Pflastertreter — der Dichter, der mit ihnen in Berührung kommt, schafft sie um in phantastische Gestalten, nur daß jetzt er ihre Geschichte erzählt, während der moderne Schriftsteller umgekehrt uns die Spiegelung seines Wesens im Eindruck seiner Personen gibt.

So ist es doch, als ob der alte Meister, wenn er einmal statt Subjekt Objekt der Erzählung werden soll, selbst den Weg gewiesen hat, den die Nachgeborenen zu treten haben; ihre Aufgabe muß es sein, aus den Denkmalen seines Schaffens sich die lebendige Auffassung seines Wesens zu gewinnen und diese in irgendwelche Handlung umzusetzen: mag diese erdichtet sein, wie sie will, er muß Wahrheit haben. Das gerade ist, wie gezeigt, die Klippe, die auch eine so gelungene Darstellung wie die Freksas nicht vermeidet; immerhin: ein Weg, Hoffmann 'lebig' zu machen (wie Dannecker sagte), ist gefunden oder vielmehr wiedergefunden — wenn abermals nach hundert Jahren ein anderer den Pfaden der Hoffmanndichter nachgeht, wird er sagen können, ob er weiterbeschritten wurde oder ob dies Land 'ungeahnte Möglichkeiten' birgt.

Berlin-Lichtenberg. Albert Ludwig.

Die Flexion des Verb. subst. im Ags.

Die ags. Grammatik kennt allein für den Pl. Ind. Praes. ca. 50 verschiedene Formen. Zeitliche und dialektische Kriterien glaubt die Literaturgeschichte darunter zu finden. G. Mades Diss., Vb. sb. im Engl., Gießen 1910, arbeitet im Ags. fast ausschließlich mit dem in Murrays Dict. gegebenen Material. All das soll hier zusammengefaßt und nachgeprüft werden:

I. In lokal gesicherten Dokumenten,

wie sie H. Kügler 1916 in seiner Berliner Dissertation: '*ie* und seine Parallelformen im Ags.' S. 1—25 verzeichnet. Zu den merc. Dkm. war die Peterborough Chronik zuzufügen, ein Original von a. 1154 (Brandl § 126).[1] Lind. und Rush.[2] möchte ich auf Grund sehr altertümlicher Formen als Abschriften von Originalen des 7./8. Jh. betrachten. Die Urkk. ed. Sweet 47, G. Birch 560. 609. 1233. 1317, Kemble 898, Earle 234. 235. 239. 242 bezeugen Schenkungen an Leute im nordwestl. Sachsenland, im alten Bistum Worcester. Sw. 45 ist ein Testament des Herzogs von Surrey für Frau und Sohn, also eher kent. als ws.

Ind. Praes. Sgl. 1. Idg. **es-mi*, got. *im*, anord. *em* (mit *e* aus dem Pl.), ahd., anfr. *bim* (as. *bium*), läßt im Ags.

a) von Wurzel *es* erwarten *im*. Erhalten sind aber: *iom* C. Past. H. (vielfach kent. Schreibung) 115, 12; *ēom* C. Past. 16 mal, spätws. gewöhnlich, auch in dem gemeinsprachlich uniformierten Cant. Urkb. Ke. 896, 5 a. 1042—66 Hs. C. (Taxweiler S. 58); dazu *nêom* Ws. Ev. Mt. 3, 11, L. 15, 19; mit Akzent *éom* Ws. Ev. J. 18, 5. Der Diphthong aus Wurzel *beu* (Kluge PBB 6_{388}). — *eam* stets in Rush.[1] (13 mal), ferner P. Chr. a. 675, Ors. 74, 26. 156, 28; schwerlich mit angl. Diphthongverwechslung, da diese in Rush.[1] sehr selten ist (Brown § 62), eher in Analogie nach der 2. Sgl., entsprechend dem nhb. *am* < *ard*; die beiden *eam* im Ors. an stark betonter, poetischer Stelle, Babylon klagt über seine Zerstörung: '*Nu ic þus gehroren eam*'; dennoch halten Sweet H. E. S. § 435 und Sievers § 43 a. 2 solches *eam am* für ursprüngliche Schwachform zu *eom*. — *am* Rush.[2] 87 mal, Lind. 106 mal, Rtl. 23 mal, auch P. Chr. a. 675 (kopiert Mitte 12. Jh.); dazu *nam* Lind. 11 mal, Rtl. 19, Rush.[1] 8, 8, Mk. 1, 7 und *amm* Lind. Mt. 8, 9. 20, 15; *an* Rush.[2] L. 22, 58 scheint Schreibfehler, ebenso *næm* Rush.[1] 3, 11.

[1] Brandl = A. Brandl, Ae. Literatur, Straßburg 1908. — Bülbring = K. Bülbring, Ae. Elementarbuch I, Heidelberg 1905. — Luick = K. Luick, Histor. Gram. der engl. Sprache, Leipzig 1914. — Sievers = E. Sievers, Ags. Gram., Halle 1898. Zu den sonstigen Abkürzungen vgl. Bosworth-Toller, An Anglo-Saxon Dictionary, Oxford 1898, S. III ff., besonders S. XII.



b) Wurzel *beu*, nur wg., as. *bîum*, spätags. immer *bêo* (f. aws. und kent.); *bîum* Lind. J. 7, 34 (vgl. Stolz § 17, 2); *bîom* Rush.[2] 8mal, Lind. 7mal, Rtl. 5mal; *bëom* Rush.[1] 3mal, Lind. 13mal (nach *iom, ëom*? vgl. Brugmanns Idg. Gram. 2_{907}, Streitbergs Urgerm. Gr. § 210, Kluge PBB 8_{339}, Sievers PBB 16_{256}).

Sgl. 2. Zu idg. **es-si*, got. *is*, anord. *est* (mit *t* in Analogie nach *vast, skalt*), ahd., anfr., as. *b*]*is*[*t* steht im Ags.

a) von Wurzel *es*: *is* Rush.[2] Mk. 12, 14, L. 19, 21; *his* Lind. Mk. 12, 14; weitere *is*-Formen als 2. Sgl., ebenfalls altes Gut, im Eadwineps. (s. Schluß). — Hierzu als praet.-praes. Neubildung nach plur. *aron* : *eart* ws. und Rush.[1] (auch *þe art* C. Past. C. 180, 11 (H. *eart*), *ne art* Ws. Ev. Mk. 12, 34, J. 1, 25, nach Bülbring § 454 ist *art* Schwachform), *arþu* Rush.[1] 11, 3 (vgl. 1 *arun*), Rush.[2] J. 4, 12; *earđ* Rush. [1] 6, 9; *arđ* Rush.[2] 49mal, Lind. 79mal, Rtl. 32mal, dazu *narđ* Lind. J. 19, 12; *warđ* Lind. J. 9, 34 (vgl. die verwandten Formen von *wosa*); *arst* Lind. J. 1, 19 (vgl. *wâst* etc.); zu *iert* Ws. Ev. B. C. J. 17, 21 (A. Cp. *eart*) vgl. *iem* Eadwineps. 30, 10.

b) von der Wurzel *beu* (ahd., anfr., as. *bist*): *bis đu* C. Past. H. 323, 23 (C. *bist đu*); *bist* C. Past. 193, 4, Ws. Ev. 3mal, Aelfr. Gr. 140, 16, Rush.[1] 4mal, Rush.[2] 13mal, Lind. 23mal, Rtl. 2mal, auch *bist* Lind. Mk. 14, 30 (vgl. Stolz § 111) und *byst* Ws. Ev. 10mal, Aelfr. Gr. 142, 3. 143, 13; *i* nach *is*, das wegen Zusammenfalls mit 3. Sgl. *ist* > *is* aufgegeben wurde, *y* weil neben Labialis oder wegen Unbetontheit.

Sgl. 3. a) Wurzel *es*, idg. **es-ti*, got., ahd., anfr. *ist*, anord. *es* (mit Verlust des *t* nach *vas, skal*): ags. *is* (*nis*) in allen Dialekten häufig, auch *ís* im Cod. Wint. (vgl. Williams S. 115), zu *st* > *s* vgl. got. *maihstus*, ahd. *mist*, aber ags. *meox*, niederdeutsch *mes* mit derselben geographischen Verbreitung des *t*-Verlustes; *ys*, weil satztonlos, Ors. 32, 12, Chr. 3mal, spätws. häufig, aber niemals im Ab. Ch. und Westm. Urkb.; auch *ys* Ws. Ev. J. 19, 40; *nys* Ws. Ev. 25mal (bei 32 *nis*); *his* mit unorgan. *h* in C. Past. H. 215, 19, Cod. Wint. Ke. 922, 32, a. ?, Rush.[1] 7mal, Lind. 5mal; *hys* Ws. Ev. Mk. 12, 27; *ise* Lind. Mt. 5, 37, 37 stark betont, wohl durch folgendes zweimaliges *nese* (nein! nein!) hervorgerufen.

b) von der Wurzel *beu* (nach *is*): *biđ* häufig in allen Dialekten, auch *biþ* Rush.[1] 12, 25; *bid* C. Past. H. 309, 15, L. Cn. II 50, 1, Lind. L. 8, 17; *byđ* Chr. 290, sonst nur spätws.: Ws. Ev. 500mal bei 57 *biđ*, Cod. Wint. Ke. 922, 43, a. ? (spät), bei 3 *biđ*, Aelfr. Gr. 121mal bei 41 *biđ*, L. Cn. 16mal bei 8 *biđ*; *bieđ* Lind. Mk. 10, 43 u. *biađ* Rush.[2] L. 11, 34 in Analogie nach der 1. u. 2. sw. Konj.; *bëoþ* Rush.[1] 6, 23, 34 u. *beþ* (spät) P. Chr. a. 675, a. 1131 (12. Jh.) mit Übernahme des Pluralvokals.

Pl. Im Anglofries. nur 3. Pl. erhalten. a) Wurzel *es*, idg. **sénti* müßte ags. **sîđ* ergeben, vgl. *syd* (für *syđ*?) Cod. Wint. G. B. 939, 1,

a. 956, u. *sydun* (für *syđun*?) Rush.[1] 13, 39; *sinđ* Cod. Wint. G. B. 1314, 21, a. 975, u. *synđ* Cod. Wint. G. B. 624, 77, a. 909, 905, 21, a. 955 (beide Formen auch im Eadwineps. s. Schluß) sind wohl nach *bêođ*, *helpađ* verschrieben. — Got. *sind*, ahd. *sint*, *sindun* (nach *birum*, *birut*), anfr., as., ags. *sind* setzen idg. **senti* oder Analogieeinfluß von urgerm. **berand* voraus. Im Ags. kommen vor: *sind* Cod. Wint. 7 mal in Urkk. ab 10. Jh., Ab. Ch. 43 mal, Aelfr. Gr. 39 mal, Kent. O. Urk. Ke. 790, 21, a. 1038—50, Rush.[2] Mk. 4, 31, L. 10, 17, Lind. Mt. 11, 8, L. 17, 24, Rtl. 26; *sind'* Lind. L. 17, 10; *sint* C. Past. 41 mal, Ors. 24 mal, Worc. O. Urk. G. B. 1233, 3, 5, a. 969, Cod. Wint. 4 mal ab a. 934, Ab. Ch. 16 mal, Kent. O. Urk. G. B. 1010, 6, a. 958, Cant. Urkb. A. G. B. 396, 32, a. 830, Text. Roff. G. B. 502, 52, a. 790. 518, 13, 20, a. 868, Ke. 688, 70. a. 995, Rush.[1] 6 mal, Rush.[2] 29 mal, Lind. 166 mal, Rtl. 4 mal (mit Stimmverlust des auslautenden *d* wie in *hǽlsent*, *wéorþmynt*, *fǽrelt*, *élpent*, *héafut* usw., Bülbring § 566; nicht nachweisbar ist *sint* als alte 2. Pl. auf Grund der Entwicklung **sinduþ* > **sindþ* > *sint* wie *findeþ* > *fint*, Sievers § 359, 3). — *synd* Ors. 19, 15. 22, 34, O. Urk. E. 224, 22, a. 1015, Worc. O. Urkk. E. 235, 16, a. 1017—23, E. 239, 1, a. 1038, Facs. B. M. IV 38, 9, a. 1058, Ws. Ev. 125 mal, Cod. Wint. 38 mal, Ab. Ch. 7 mal, Aelfr. Gr. 264 mal, L. Eth. II Prol., L. C. 1020, 15. I 3, 1, Kent. O. Urkk. Ke. 773, 6, 43, a. 1044, Ke. 789, 13, a. 1044—48, Cant. Urkb. R. C. Ke. 715, 119, a. 1006, C. Ke. 896, 19, a. 1042—66; *synt* Ors. 24, 9, Ws. Ev. 114 mal. Cod. Wint. 37 mal, Ab. Ch. 7 mal, Aelfr. Gr. 12, 13, Text. Roff. G. B. 1295, 39, a. 955; zu dem *y* vgl. *synden* Eadwineps. 83, 2 und as. *sundon*. Liegt etwa festes *y* vor auf Grund der Entwicklung ags. *synd* < urgerm. 3. Pl. **sundi* mit *u* aus der 1. 2. Pl. **ezum*, **ezuþ*? Sievers § 105 a. 7 setzt *sindun* > *siendun* > *synd*(*un*) an; jedoch ist *y* in den einsilbigen Formen weit häufiger als in den zweisilbigen und bereits im Aws. vorhanden. — Praet.-praes. Endung haben *sindun* C. Past. H. 293, 9, Rush.[1] 49 mal, Rush.[2] 78 mal, Lind. Mt. I 7, 2; *sindon* C. Past. 2 mal, Ors. 61 mal, Cod. Wint. 4 mal, Ab. Ch. 6 mal, Aelfr. Gr. 12 mal, Kent. O. Urk. Sw. 45, 54, 55, a. 889, Cant. Urkb. R. G. B. 529, 16, a. 871, Rush.[1] 3 mal, P. Chr. 4 mal, Lind. 27 mal, Rtl. 22 mal; *sindan* C. Past. H. 409, 6, Ab. Ch. 2 mal, Kent. O. Urk. Sw. 39, 1, a. 831, Facs. B. M. IV 33, 8, a. 1049, Cant. Urkb. A. G. B. 396, 35, a. 830, Text. Roff. G. B. 518, 19, a. 868; *sinden* (späte Schreibung) Ab. Ch. B. G. B. 743, 24, a. 939; *sinde* Ab. Ch. C. G. B. 668, 6, a. 930. — *syndun* Rush.[1] 12, 48; *syndon* Ors. 6 mal, Worc. O. Urk. E. 235, 1, 4, a. 1017—23, Cod. Wint. 20 mal, Ab. Ch. 13 mal, Aelfr. Gr. 52 mal, L. Eth. III Prol., L. Cn. 5 mal, Kent. O. Urk. Ke. 704, 30, 42, a. 997, Facs. B. M. IV, 33, 3, a. 1049, Cant. Urkb. R. C. Ke. 715, 124, a. 1006, Text. Roff. G. B. 779, 22, 27, a. 942, G. B. 1322, 2, a. ?, Rush.[1] 2 mal; *syndan* Worc.

O. Urkk. E. 234, 15, a. 1003—23, Ke. 898, 49, a. 1012?, Cod. Wint. 6mal, Ab. Ch. G. B. 942, 20, a. 956, L. Eth. 4mal, L. Cn. I 26, 3. Zu den Endsilbenvokalen vgl. Schluß des Teil I. Die ws. Dkm. (C. Past. 79 %, Ws. Ev. 100 %, Cod. Wint. 74 %, Ab. Ch. 76 %, Aelfr. Gr. 83 %) und Lind. (86 %) bevorzugen die einsilbigen, Ors. (71 %), die kent. O. Urkk. bis a. 900 (100 %) und die übrigen angl. Dkm. (P. Chr. 100 %, Rush.[1] 91 %, Rush.[2] 72 %, Rtl. 81 %) die zweisilbigen Formen. Das Cant. Urkb. hat mit je einer Ausnahme in den Urkk. des 9./10. Jh. zweisilbige und in denen des 11. Jh. einsilbige Formen; letztere sind auch im späten Text. Roff. noch nicht so zahlreich wie im Ws. (55 %). — *send* Ab. Ch. B. G. B. 762, 11, a. 940; *sendun* Rush.[1] 2, 18. 22, 14. 23, 27; *sendon* Rush.[1] 22, 30, vgl. *sneddun* Rush.[1] 21, 8 oder $e < y < u + i$ in kent. Weise? (Luick § 183 a. 2). — *seond* Cod. Wint. G. B. 520, 1, a. 868; *siondon* Cod. Wint. G. B. 619, 11, a. 901—8, Kent. O. Urk. Sw. 37, 44, a. 810; *siondan* Kent. O. Urkk. Sw. 28, 18, 25, a. 858, Sw. 37, 7, a. 810; *seondon* Cod. Wint. G. B. 764, 32, a. 940; *seondan* Worc. O. Urk. G. B. 609, 10, a. 904, Kent. O. Urk. Sw. 45, 12, a. 889, in kent. O. Urkk. vor 900 62,5 % ausmachend (vgl. *sion* Vesp. Gl. 928 und den kent. Opt. *sio, sion*, Bülbring § 249 und § 285 a. 2 spricht von U-Umlaut unter nachträglicher Dehnung). — Merkwürdig sind die Formen *sient* C. Past. H. 181, 19, 20. 197, 4; *siendun* C. Past. H. 41, 11; *siendon* C. Past. H. 9, 5. 45, 15. 47, 8. 103, 6. 211, 14. 301, 9, C. 293, 9; *siendan* Cant. Urkb. A. G. B. 880, 91, a. 949.[1] Die Literatur über dies *ie* verzeichnet Kügler S. 26: es ist wohl analogische Schreibung für altes *i*, durch die zahlreichen aws., teilweise bereits zu *i* übergegangenen *ie* hervorgerufen. Auch an Entlehnung aus dem aws. Opt. *sie, sien* kann man denken, vgl. kent. *siond(on)* mit dem Opt. *sio, sion*, zumal Hs. H. mit 10 von den 11 *ie* der C. Past. auch sonst kent. Einfluß verrät; zeitlich fallen beide Vorgänge zusammen. Im jüngsten Spätws. ist sogar Übernahme der ganzen Opt.-Form in den Ind. zu beobachten. E. Vogel (‘Zur Flexion des engl. Verbums im 11. u. 12. Jh.’, Berlin 1903) führt S. 54 zahlreiche Beispiele an, Wulfstans Pred. 31, 15 Hs. E. sogar mit Längezeichen: *þæt sŷn þa godan dæda þe* ... (Hs. B. *synd*. C. *sindon*). Ebenso ist wohl auch *sŷn* L. Eth. VIII 5, L. Cn. I 22, 3 (O. Urk. A. S. II Westm. 15, 2, a. 1066, folgt Lücke in Hs.) in den Ind. übernommene Optativform, vgl. *sien* Eadwineps 78, 4 und *bê* P. Chr. 12. Jh., a. 675. Eine Erklärung dieser Erscheinung ist darin zu suchen, daß vom 11. Jh. ab der Pl. *sŷn* durch *bêon* aus dem Opt. verdrängt wird.

Zum *a* in ags. *arun* vgl. altschwed. *aru*, im übrigen anord. *erom*,

---

[1] Ferner *sient* Eadwineps 17, 9. 32, 6. 36, 37. 37, 20. Bt. 37, 24; *siendon* Eadwineps 24, 17. 25, 10. 145, 6; Bt. 9, 26; Dan. 287. 301.

eroþ (*ero*) < urgerm. **ezum*, **ezuþ* und ahd. *birum*, *birut* < **b*(*eu*) + **ezum*, **ezuþ* entsprechend. Im Ags. sind belegt: Pl. 1. *aru we* Lind. J. 8, 41; *aron* Rush.[2] J. 8, 41. 17, 22, Lind. Mt. 27, 63, J. 17, 22, Rtl. 26. 26. 28. 178. — Pl. 2. *arun* Rush.[1] 19, 28, Rush.[2] 10mal; *aro gie* Lind. 10mal, Rtl. 27. 28; *naro gie* Lind. J. 10, 26. 15, 19, Rtl. 107; *aron* Rush.[2] 12mal, Lind. 24mal, Rtl. 9mal. — Pl. 3. *arun* Rush.[2] 8mal, Lind. 7mal; *aron* Rush.[2] J. 16, 13, Lind. 47mal, Rtl. 30mal; *naron* Lind. J. 17, 14; *earan* in der reinostkent. O. Urk. Sw. 34, a. 805. Der Kenterkönig Cuđredus (796—805) schenkt seinem Präfekten Aeþelnođ, 'gerêfa to eastorrege' (Eastry südöstl. von Canterbury), Land bei 'heagyđe đorne' (Eythorne nordwestl. von Dover), als Zeuge unterschreibt Wulfred, Erzbischof von Canterbury (805—32); ferner *earan* in der nicht ganz so sicher kent. O. Urk. Sw. 58, a. 825: ein Bericht über einen Streit zwischen obigem Erzbischof Wulfred und dem König Coenwulf von Mercien (794 bis 819) mit dem Zusatz: 'is earan cwǽnđryđe geþincgo > biscopes > þeara þegna on cantwarabyrg'; die Darstellung des Streites stammt von einem Parteigänger des Erzbischofs. — Außer im Angl. und Akent. muß es in vorliterar. Zeit auch im Ws. *arun*-Formen gegeben haben, wie die 2. Sgl. *eart* beweist. Sievers § 43, a. 2 und Sweet H. E. S. § 444 nehmen die Entwicklung **eorun* > *earun* > *arun*, parallel *eom* > *eam* > *am*, an. — Der alte Unterschied im Gebrauch der *arun*- und *sind*-Formen ist aus folgender Tabelle ersichtlich:

	Pl. 1.			Pl. 2.			Pl. 3.			Summe.	
		I	II		I	II		I	II		
Rush.[2] *arun*:	2mal	22 %	6 %	22mal	79 %	67 %	9mal	9 %	27 %	33mal	23 %
sind:	7mal	78 %	6 %	6mal	21 %	6 %	96mal	91 %	88 %	109mal	77 %
Lind. *arun*:	3mal	25 %	3 %	36mal	69 %	38 %	55mal	24 %	59 %	94mal	32 %
sind:	9mal	75 %	4 %	16mal	31 %	8 %	172mal	76 %	88 %	196mal	68 %
Rtl. *arun*:	4mal	44 %	9 %	12mal	100 %	26 %	30mal	58 %	65 %	46mal	63 %
sind:	5mal	56 %	19 %	0mal	0 %	0 %	22mal	42 %	81 %	27mal	37 %

I bedeutet die Prozentzahl bezogen auf die Personen, II die Prozentzahl bezogen auf die Summe der *arun*-, *sind*-Formen.

Die *arun*-Formen werden für die 1. Pl. und infolge des Formenzwanges durch die 2. Sgl. *art* besonders deutlich für die 2. Pl. bevorzugt. Als urags. Paradigma ist also Pl. 1. **arum*, 2. **aruþ*, 3. *sind* anzunehmen, wie es bereits Kluge PBB 6₃₉₀ in Analogie nach ahd. *birum*, *birut*, *sind* und anord. *erom*, *eroþ* (*ero* ist Neubildung für *sind*) angesetzt hat.

b) Wurzel *beu* ist im Ags. vorhanden als *bîo we* C. Past. H. 385, 8. 425, 6; *bêo we*, *gie*, C. Past. 259, 19, Ws. Ev. Mt. 6, 31, L. 6, 22; *bêo wit* Aelfr. Gr. 93, 5; *bîođ* C. Past. häufig (S. 1—125 H. 14mal, C. 48mal), Rush.[1] 8mal; *bêođ* C. Past. häufig (S. 1—125 H. 46mal, C. 9mal), Ors. 7mal und stets im Spätws., Cant. Urkb. A. Ke. 737, 133, 149, a. 1023, Rush.[1] 20mal; *bođ* (Schreibfehler?)

Cod. Wint. G. B. 622, 4, a. 909. — *biđ* Lind. Mt. 23, 25 u. *biđđ* Lind. Mt. 26, 54 mit Uniformierung durch Übernahme des Sglvokals; *biđon* Rush.[1] 16, 19, Lind. 197 mal, Rtl. 27 mal u. *biđo* Lind. Mk. 3, 28, J. 17, 6 mit praet.-praes. Endung nach *arun, sindun*; *biođun* Rush.[2] 20 mal; *biođon* Rush.[2] 64 mal, Lind. Mt. 11, 8; *biođo* Rush.[2] L. 20, 36; *beođun* Rush.[1] Mk. 2, 9; *beođan* Rush.[1] 9 mal; mit Velarisierung oder *bīođ* + *un*? — *biađ* Rush.[2] Mk. 9, 44, 46. 10, 42, Lind. Mt. 26, 2, 31 ist nach *farađ* gebildet. — *bē* P. Chr. 12. Jh., a. 675, ist ursprünglich Optativform.

c) Ein (offenbar angl.) Ind. Praes. von der Wurzel *wes* findet sich nur in zu Teil II gehörigen Dkm.: 3. Sgl. *wesed* Phö. 373; 3. Pl. *wesađ* Blickl. Hom. 13, 28. 153, 11.

Über das Verhältnis der Wurzel *beu* zur Wurzel *es* vgl. K. Jost: 'Beon und wesan, eine syntaktische Untersuchung,' Heidelberg 1909; rez. Engl. Stud. 41, 82 von E. Borst, der den Prosaguthlac hinzuzieht; ferner O. Exeter: 'Beon und wesan in Alfreds Übersetzung des Boethius, der Metra und der Soliloquien, eine syntaktische Untersuchung,' Diss. Kiel 1911.

Opt. Praes. a) Wurzel *es*. Lat. *sit, sint* mit ursprünglicher Länge nach *sīs* entsprechen ahd., anfr., as., ags. *sī, sīn*; got. *sijai, sijaina* und anord. *sé* sind Neubildungen. Im Ags. sind belegt: Sgl. *si* C. Past. H. 147, 10, Ws. Ev. 9 mal, L. Eth. III 8, 2; *sī* C. Past. C. 2, 18, H. 173, 10. 425, 17. 439, 17. 441, 6, Ws. Ev. 63 mal, Cod. Wint. Ke. 922, 23 (a. 11. Jh.?), Ab. Ch. G. B. 955, 32, a. 956, Urkb. Westm. 4 mal, Aelfr. Gr. 111, 17. 159, 16. 278, 16, L. Eth. VIII 8. 15, L. Cn. 3 mal, Kent. O. Urkk. Ke. 790, 17, 17, a. 1038 bis 1050, Ke. 773, 11, a. 1044, Cant. Urkb. 9 mal ab a. 1006, Text. Roff. Ke. 929, 49, a. 995; *sii* Cod. Wint. G. B. 1163, 34, ohne Datum. — Pl. *sīn* C. Past. C. 26, 1. 28, 9. 44, 9. 92, 14. 102, 24. 180, 6. 202, 10, H. 175, 6. 233, 4. 367, 22. 383, 30. 411, 23. 413, 8. 421. 14, 427. 22, Ws. Ev. 39 mal. — Sgl. *sig* Ws. Ev. L. 23, 35; *sīg* Ws. Ev. L. 14, 8 (sonst nur Hs. A. 14 mal), Cod. Wint. 6 mal in Ke. 753, a. 1035, Aelfr. Gr. 13, 2, L. Cn. I 3, 2 (spätws. bereits zu *î* gewordenes *ig* steht für altes *ī*, vgl. Sievers § 24 a). — *siæ* Rush.[1] 11 mal, Rush.[2] 4 mal; *siae* Rush.[1] 10. 13, 13; *się* Kent. O. Urk. Sw. 42, 11, a. 837, Rush.[1] 3 mal, Lind. Mt. I, 14, 7; *sie* C. Past. häufig, Ors. 13 mal, Chr. 162, Cod. Wint. 12 mal in Urkk. vor Mitte des 10. Jh., Kent. O. Urkk. Sw. 34, 13. 17, a. 805, Sw. 37 4 mal, a. 810, Sw. 38, 10. 11, a. 831, Sw. 40 13 mal, a. 832, Sw. 42, 8, 14, 22, a. 837, Rush.[1] 19 mal, Rush.[2] 58 mal, Lind. 144 mal, Rtl. 98 mal. — Pl. *sīęn* Rush.[1] 7, 1; *sien* Cod. Wint. G. B. 706, 13, a. 934; *sien* C. Past. häufig, Ors. 7 mal, Worc. O. Urk. G. B. 1233, 15, a. 969, Kent. O. Urkk. Sw. 37, 39, a. 810, Sw. 42, 18, a. 837, Rush.[1] 24, 24; *sīæ* Rush.[1] 23, 5, Rush.[2] J. 17, 11; *sie* Rush.[1] 7 mal, Rush.[2] 10 mal, Lind. 36 mal, Rtl. 121 mal; durch Anhängung eines gewöhnlichen

Opt.-*e* entstanden, Bülbring § 225 **si-æ*, Sievers § 114, 4 **si[ȝ]æ*. Nach Ausweis der Metrik in den poet. Dkm. sind *sie*, *sien* zweisilbig (Sievers, Anglia 10_{477}). Im Spätws. fehlt *sie*, *sien*, zuletzt in Worc. O. Urk., a. 969. — Sgl. *sy* Ws. Ev. 4 mal; *sȳ* Ors. 18, 22, 22. 40, 24, Ws. Ev. 36 mal, Ws. O. Urkk. 10 mal ab E. 224, a. 1015, Worc. O. Urkk. 5 mal ab G. B. 1233, a. 969, Cod. Wint. 10 mal ab a. 956, Ab. Ch. G. B. 688, 13, a. 931, Urkb. Westm. 9 mal, 11. Jh., Aelfr. Gr. 20 mal, L. Eth. 54 mal, L. Cn. 80 mal, Kent. O. Urk. Ke. 789, 6, a. 1044—48, Cant. Urkb. R. C. Ke. 782, 36, a. 1046, Text. Roff. G. B. 1132, 47, a. 964, Ke. 929, 50, a. 995, Rush.[1] 4 mal; *sȳg* Ws. Ev. Mt. 22, 24 (sonst nur Hs. A. 6 mal); *sȳæ* Rush.[1] 27, 42. — Pl. *sýn* Ors. 30, 4, Ws. Ev. Mt. 6, 25, Mk. 4, 12; *sȳn* Ors. 30, 23, Worc. O. Urk. 1317, 18, a. 11. Jh., Ws. Ev. 3 mal, Cod. Wint. Ke. 721, 48, a. 1012; *sȳ* Rush.[1] 24, 6; *y* bereits im Ors., also nicht ausschließlich spätws. unfestes *y* < *ie* (Sievers § 33 a.). — Sgl. *sio* C. Past. C. 74, 22 wohl Schreibfehler, da die Stelle 'þæt sio hond sio ...' lautet; Cod. Wint. G. B. 543, 5, a. 871—77, Kent. O. Urkk. Sw. 45 7 mal, a. 889, G. B. 1010, 8, a. 958, Cant. Urkb. R. G. B. 529, 5, 12, a. 871; *sȳo* Urkb. Westm. O. 27, 12 (Urk. 11., Hs. 12. Jh.); *sia* Kent. O. Urk. G. B. 1010, 10, a. 958, Kentizismus, Sievers § 150 a. 3; *seo* Worc. O. Urk. G. B. 560, 9, 15, a. 889, Cod. Wint. G. B. 962, 24, a. 956. 1078, 9, a. 961, Urkb. Westm. O. 27, 12, 11. Jh., Kent. O. Urk. Sw. 45, 13, 14, a. 889, Rush.[1] 16, 15, P. Chr. a. 675. — Pl. *sion* Kent. O. Urk. Sw. 45, 44, a. 889; *seon* Rush.[1] Mk. 1, 17; nicht sicher erklärt, Sievers § 114, a. 2; Schmidt K. Z. 24_{303}. Die kent. O. Urkk. enthalten 1/3 *sio*-Formen. — Sgl. *sé* Lind. Mt. 27, 23, L. 9 mal, J. 12, 36. 14, 1; *nesé* Lind. L. 6, 40; *se* Worc. O. Urk. G. B. 560, 11, 15, 18, a. 889, Cod. Wint. G. B. 1148, 31, a. 2. Hälfte 10. Jh., Kent. O. Urkk. Sw. 39, 8, 15, a. 831, Sw. 40, 21, 23, a. 832, Sw. 41, 44, a. 835, Rush.[1] 5, 25. 18, 6, (P. Chr. 12. Jh., a. 1140, < *seo*?), Rush.[2] 16 mal, Lind. 44 mal, Rtl. 9 mal; *sée* Lind. Mk. 14, 44, L. 12, 56. 20, 41; *seè* Lind. Mt. I 1, 11, Mk. 14, 19. — Pl. *seè* Lind. Mt. 5, 45; *se* Rush.[2] 8 mal, Lind. 28 mal, Rtl. 8 mal; *sée* Lind. Mk. 14, 29; *see* Lind. Mk. 13, 30; nach Bülbring § 454 ursprüngliche Schwachformen zu *si*, vgl. *wini* > *wine* c. 750 (Sievers, Anglia 13_{13}); *se* erscheint durchaus als Vollform, in Lind. 17 mal mit Akzent und 7 mal mit neuem Opt.-*e*, vielleicht aus *sié* < *sie* entstanden (vgl. Sievers, Zu den ags. Diphthongen, JF 14_{32}).

b) Wurzel *beu* ist im Ags. vorhanden in folgender Verbreitung: Sgl. *bio* C. Past. H. 82, 9. 385, 10, C. 47, 15. 113, 3. 217, 11. 249, 13. 259, 4. 263, 15, Kent. O. Urk. G. B. 1010, 9. 10, a. 958[1], Cant. Urkb. A. Ke. 737, 130, a. 1023. — Pl. *bion* C. Past. C. 87, 4.

[1] Hier zuerst im Kent.; in den akent. O. Urkk. vor 900 nicht belegt bei 42 *sie*, *sien*.



135, 25, L. Eth. III 16 (nur 1 Hs.). — Sgl. *béo* C. Past. 33, 10. 107, 23. 129, 22, H. 47, 15. 113, 3. 217, 11. 249, 13. 259, 4. 263, 15, C. 82, 9, Ors. 212, 26, Ws. O. Urkk. Ke. 1293, 12, a. 998, Ke. 873, 9, a. 1047 bis 1065, Worc. O. Urkk. G. B. 1233, 8, a. 969, G. B. 1317, 15, 17, a. 11. Jh., Ws. Ev. 21 mal, Cod. Wint. G. B. 1174 4 mal, a. 965—71, Ab. Ch. G. B. 688, 11, a. 931, Urkb. Westm. 6 mal, 11. Jh., Aelfr. Gr. 19 mal, L. Eth. 24 mal, L. Cn. 32 mal, Kent. O. Urk. Ke. 773, 25, a. 1044, Cant. Urkb. A. Ke. 737 9 mal, a. 1023, Rush.[1] 6, 9. 18, 17. 20, 26, 27, 23, 21. 26, 42, P. Chr. 12. Jh. 5 mal. — *bé* (spät) Urkb. Westm. F. 14, 16, 17, 24 (Urk. 11. Jh., Hs. spät 13. Jh.), P. Chr. 12. Jh. 3 mal. — Pl. *béon* L. Eth. III 13, 1; *beón* Cod. Wint. G. B. 1174, 28, a. 965—71, Ke. 722, 101, ohne Dat.; *béon* C. Past. 325, 12, H. 87, 4. 135, 25, Ws. O. Urkk. E. 227, 18, a. 1015, Facs. B. M. IV 37, 3, a. 1052?, Keller XIII 17, a. 1155, Worc. O. Urk. G. B. 1317, 26, a. 11. Jh., Ws. Ev. 10 mal, Aelfr. Gr. 15 mal, L. Eth. 5 mal, L. Cn. 4 mal, Kent. O. Urk. Facs. B. M. IV 33, 7, a. 1049, Cant. Urkb. R. Ke. 782, 11, a. 1046, A. Ke. 737, 94, 96, a. 1023, Rush.[1] 4, 3. 5, 6, 30. 18, 3. 25, 34, P. Chr. 12. Jh. 3 mal; *béo hie* L. Cn. II 33, 1a; *béo* P. Chr. 12. Jh., a. 963; *bén* (spät) Urkb. Westm. F. 7, 19. 33, 7 (Urk. 11., Hs. spät 13. Jh.). — Sgl. *bie* Lind. Mk. 10, 44 (vgl. *sie*); *bia* Lind. Mt. 20, 27 (vgl. 1 Inf. *bian* in Lind.).

Die Verteilungsverhältnisse der beiden Optative veranschaulicht folgende Tabelle:

	sȳ	*béo*	*sȳn*	*béon*
C. Past.	häufig	11 mal	häufig	3 mal
Ors.	16 mal	1 mal	9 mal	—
Ws. Ev.	115 mal	21 mal	44 mal	10 mal
Ab. Ch.	2 mal	1 mal	—	—
Westm. Urkb.	15 mal	8 mal	—	2 mal
Aelfr. Gr.	24 mal	19 mal	—	15 mal
L. Eth.	57 mal	24 mal	—	7 mal
L. Cn.	84 mal	32 mal	—	5 mal
Rush.[1]	43 mal	6 mal	12 mal	5 mal
P. Chr.	2 mal	8 mal	—	4 mal
Rush.[2]	78 mal	—	19 mal	—
Lind.	207 mal	1 bie 1 bia	67 mal	—
Rtl.	107 mal	—	129 mal	—

Der Opt. *béo*, *béon* ist eine eigentlich spätws. Form; seine Ausbreitung deckt sich mit der des Inf. *béon* (zum Inf. *wesan* ist im Ags. ein Opt. *wese*, *wesan* neugebildet worden). Seit dem 11. Jh. wird der Pl. Opt. *sȳn* durch *béon* verdrängt und fällt dadurch mit dem Inf. zusammen, wie häufig bei den übrigen Verben durch das Eindringen der Endung *-an* in den Pl. Opt. (Sievers § 361 a. 1).

Vgl. auch Wærferð Dial. Gregors: 25, 20. 49, 9, Hss. C. O. *sy*, modernisierte Hs. H. *béo*: 40, 1. 41, 5. 61, 4, 9. 76, 31. 87, 4, C. O. *sȳn*, H. *béon* und Ags. Ges. II 22, die 12 mal *béo*, *béon* für *sie*, *sien* meist älterer Hss. einsetzen.

Imperativ. Im Got. durch den Opt. *sijais, sijaiþ* ersetzt, sonst lautet er a) von Wurzel *wes*: anord. *ves, vesed*, ahd., anfr. *wis* (*i* nach *bist, biris*), *weset* (ahd. vereinzelt *sit*), as. *wis, wesad*, ags. Sgl. *wes* Ws. Ev. Mk. 15, 18, L. 1, 28 (*hál*-), Rush.[2] 6 mal, Lind. Mk. 4, 39; *ves* Rtl. 14. 15; *voes* Rtl. 11 mal; *woes* Rtl. 50. 75. 88; *voœs* Rtl. 1 mal in Skeats Kollation (Transact. of the Phil. Soc. 1877—79), mit Übertragung der Schreibung *œ* < *o* + *i* auf altes *e*. — *wæs* Ws. Ev. Mt. 27, 30 (*hál*-), Rush.[1] 2, 13. 5, 25, Lind. Mt. 2, 13. 5, 25. L. 18, 13. 19, 19; *væs* Rtl. 9 mal; *wæs* Rtl. 11; *uæs* Lind. J. 19, 3. — Pl. *wese ge* Ws. Ev. Mt. 28, 9 (*hâl*-); *wesaþ* Rush.[1] 10, 16; *wosað* Rush.[2] L. 3, 14. 12, 40, J. 16, 4, Lind. 6 mal; *uosað* Lind. J. 16, 4; *wosað* Rtl. 5 mal; *wossað* Rtl. 13; *wosas* Lind. Mt. 5 mal (Sievers § 356 a. 2).

b) von Wurzel *beu* (vgl. 1 ahd. *pis* Rb. Gl. 1, 425) lautet im Ags. im Sgl. *bio* C. Past. 119, 23, H. 385, 10. 445, 20, C. 119, 23; *béo* C. Past. 169, 17, H. 119, 23. 304, 15. 465, 36, Chr. 290, Ws. Ev. 15 mal, Aelfr. Gr. 101, 4. 202, 3. 205, 14. 209, 15, Rush.[1] 5, 25, 42. — Pl. *bioð* C. Past. C. 65, 18, Rush.[1] 10, 16, *bio ge* C. Past. C. 237, 20. 325, 8; *béoð* C. Past. H. 65, 18, Ws. Ev. 5 mal, Aelfr. Gr. 102, 3. 209, 16, Rush.[1] 5, 48. 6, 5, 16. 24, 44. 28, 9; *béo ge* C. Past. 189, 22, H. 237, 20. 325, 8, Ws. Ev. 10 mal.

Das Nhb. bildet den Imp. von der Wurzel *wes*, das Aws. und Spätws. von der Wurzel *beu*, das Merc. hat beide Bildungsweisen. Nur die alte Formel *hál wes, wese ge* (ne. *wassail*) hat sich im Spätws. erhalten, vgl. auch die Zaubersprüche *béo ge* I 63, III 10, aber *hál wes* I 62, II 28.

Infinitiv. a) Wurzel *wes*: got. *wisan*, anord. *vesa*, ahd., anfr., as. *wesan* (ab 9. Jh. ahd. Neubildung *sîn*), ags. *wesan* Ws. Ev. Mt. 6, 16 u. Aelfr. Gr. 209, 3 (futurisch); *wesa* Rush.[1] 3, 14 (Brown § 31); *wosa* Rush.[2] 23 mal, Lind. 33 mal (reguläre nhb. Entwicklung über *weosa*); *wuossa* Lind. Mk. 10, 26; *uosa* Lind. J. 5, 6. 6, 19. 9, 22, 27; *u'sa* Lind. J. 20, 27 (Stolz § 111, 2); *vosa* Rtl. 11 mal; *wossa* Lind. Mt. 20, 27; *vossa* Rtl. 5 mal; *wossa* Rtl. 15. 95; *tó wosanne* Rush.[2] 3 mal, Lind. 5 mal; *tô wosane* Rush.[2] L. 9, 33; *tô wossanne* Lind. Mt. 17, 4, Mk. 9, 5.

b) Wurzel *beu*, im Ags. vorkommend als *bion* C. Past. häufig (S. 1—125 C. 46 mal, H. 39 mal), Ors. 18, 30. 148, 23. 190, 28. 282, 18, Kent. O. Urk. Sw. 37, 6, a. 810, Cant. Urkb. A. Ke. 737, 123, a. 1023; *bieon* C. Past. H. 107, 24 (C. *béon*); *bian* Kent. O. Urk. Sw. 41, 46, a. 835 (Kentizismus, Sievers § 150, a. 3), Lind. Mt. 1, 20 (einziges Inf. -*n* in Lind., Kolbe § 205). — *béon* C. Past. häufig (S. 1—125 C. 33 mal, H. 40 mal), Ors. 33 mal; spätws. in allen Dkm. häufig; Cant. Urkb. A. Ke. 737, 108, a. 1023, Text. Roff. G. B. 1296, 26, a. 966, Rush.[1] 18 mal; P. Chr. 12. Jh. 3 mal. — *bén* (spät) P. Chr. 12. Jh. 4 mal; *béom* C. Past. H. 57, 9 (Schreibfehler, C. *bion*). — *tó*

bionne C. Past. 301, 13; *tô bêonne* C. Past. 25, 9, Ors. 56, 22, W. Ev. 3 mal.

Das Ws. und Kent. bilden den Inf. von der Wurzel *beu*, das Nhb. von der Wurzel *wes*; im Merc. stehen in Rush.[1] 18 *bêon* einem *wesa* gegenüber. Zu den vereinzelten futur. *wesan* in spätw. Dkm. sind hinzuzufügen: Aelfr. Hom. Thorpe I 50, 6 und Durham Gl. Stevenson 103, 1, wohl auch *Dôm* 170.

Part. Praes. a) Wurzel *wes*: got. *wisands*, nord- u. wgerm. mit *ja*/*jo*-Flexion: anord. *vesande*, ahd. *wesanti*, anfr., as. *wesandi*, ags. *wesende* (s. Teil II), in den lokalisierbaren ags. Dkm. ist nur belegt: *frō voesenū* (für *frō voesendu*) Rtl. 178, 18.

b) Von der Wurzel *beu* erst in Hs. Cott. Cleopatra A III aus dem 11. Jh. als *bêondum* Wülcker Voc. I 398, 12 überliefert.

Ind. Praet. Sgl. 1. 3. Got. *was*, anord. *vas*, ahd., anfr., as. *was*, ags. *wæs* (*uæs*) ws., merc., nhb. (nhb. auch *væs*, *wæs*, *uæs*), Kent. O. Urkk. Ke. 704 6 mal, a. 997, Ke. 790, 7, a. 1038—50, Ke. 789, 6, a. 1044—48, Cant. Urkb. A. Ke. 737, 145, a. 1023, Text. Roff. 13 mal in Urkk. aus der 2. Hälfte des 10. Jh. — *waes* Worc. O. Urk. Sw. 47, 9, 13, a. 836, Lind. Mt. I 7, 5, 5; *wæss* Rush.[1] 2, 18, Lind. Mt. 1, 19; *uæss* Lind. J. 9, 25; *uæss* Lind. J. 11, 15. — *wæ* Lind. Mk. 4, 1; *uæ* Lind. J. 9, 16. 21, 4. — *węs* Ors. 248, 10, Rush.[1] 6, 29. 27, 32, Lind. 3 mal; *wes* Chr. 58, Cod. Wint. 20 mal in Urkk. ab 902 (bei 18 *wæs* ab a. 825), Kent. O. Urkk. Sw. 38, 3, a 831, Sw. 40, 1, a. 832, G. B. 1010, 24, a. 958, P. Chr. 12. Jh. 3 mal, Lind. Mt. 2, 3 (Sievers § 151, Williams § 2). — *was*[1] Chr. (Parkerhs. c. 892) 40 mal (bei 115 *wæs*), Ws. Ev. J. 18, 18, Cod. Wint. G. B. 622, 24, a. 909, Ke. 717, 12, 13, a. 996—1006, Urkb. Westm. F. (spät 13. Jh.) 3 mal in Urkk. aus 11. Jh. (bei 1 *wæs* Hs. O. Anf. 12. Jh.), Rush.[1] 26, 1, P. Chr. 12. Jh. 4 mal, Rush.[2] J. 13, 19, Lind. 3 mal; *uas* C. Past. C. 108, 10, Kent. O. Urkk. Sw. 39, 15, a. 831 (vgl. schwachtoniges *ah*, *ac*, *herepad* etc., Sievers § 49, a. 1). — *weas* P. Chr. 12. Jh. 3 mal (Morsbach Me. Gram. § 98, a. 2).

Sgl. 2. Got. *wast*, anord. *vast*, wgerm. neugebildet ahd., anfr., as. *wâri*, ags. ws. *wǣre*, angl. *wēre*.

Pl. Got. *wēsun* (mit Beseitigung des gram. Wechsels nach dem Sgl.), anord. *vóro* (mit kombiniertem Labialumlaut und analog. *r*), ahd., anfr., as. *wârun*, ags. *wǣrun* (*nǣrun*) Chr. 16 mal (Parkerhs. c. 892), Ws. Ev. 19 mal, Rush.[1] 9 mal, Rush.[2] Mk. 3, 7, L. 1, 23, Lind. J. 21, 8; *wǣron* (*nǣron*) ws. häufig, Kent. O. Urkk. Sw. 37, 7, a. 810, Ke. 704 3 mal, a. 997, Text. Roff. G. B. 1296, 2, 7, a. 966, Rush.[1] 2 mal, P. Chr. häufig, Lind. Mt. 18, 31, Mk. 5, 13. 6, 54, J. 21, 8; *wǣran* (*nǣran*) Chr. 3 mal, Ors. 9 mal, Ws. Ev. J. 8, 53, Ab. Ch. Ke. 716, 19, a. 996—1006, L. Eth. V 32, Text. Roff. Ke.

[1] Chr. F. durchaus Hauptform 292 mal bei 25 *wæs*, 2 *wes*.

929, 25, 31, a. 995, P. Chr. 12. Jh. 1 mal; *wæren* P. Chr. 12. Jh. 2 mal, Rush.[2] Mk. 5, 13. — *wâren* (spät) Urkb. Westm. F. (spät 13. Jh) 2 mal in Urkk. des 11. Jh., P. Chr. 12. Jh. 2 mal. — *wērun* Cant. Urkb. A. G. B. 452, 20, a. c. 848, Rush.[1] 35 mal, Rush.[2] 181 mal, Lind. 7 mal; *wēron* (*ƿēron*) Cod. Wint. 5 mal in 3 Urkk. c. 900 und a. 968, Rush.[1] 18 mal, Rush.[2] 10 mal, Lind. 198 mal, Rtl. 4 mal; *uuēron* P. Chr. a. 1137; *wēro* Lind. 5 mal (Kolbe § 211 a.); *wēren* Cod. Wint. Ke. 891, 11 (ohne Dat.); *wēre* Lind. L. 5, 7; *wēr* Lind. L. 2, 22. — *wœ̄ron* Lind. 144 mal, Rtl. 9 mal; *wœ̄ro* Lind. L. I 9, 9; *weoron* Lind. Mk. 1, 5. 4, 10; *vœ̄ren* Rtl. 198 (unsichere Textstelle). — *wōere* Lind. Mk. 1, 34, Rtl. 198. — (*ymb*)*wōeson* Lind. Mk. I 1, 3 mit Beseitigung des gram. Wechsels.

Opt. Praet. Sgl. Got. *wēsei*, *wēseina*, anord. *vǽre*, ahd., anfr. as. *wâri*, *wârin*, ags. *wǣre* (*ƿǣre*) ws. häufig, Kent. O. Urkk. Ke. 704, 4, a. 997, Cant. Urkb. R. C. Ke. 715, 106, a. 1006, C. Ke. 896 4 mal, a. 1042—66, Rush.[1] 16 mal, P. Chr. a. 1129, Lind. 10 mal, Rtl. 57. 57. — *wēre* (*ƿēre*) Kent. O. Urkk. Sw. 34, 11, a. 805, Sw. 38, 6, a. 831, Rush.[1] 3 mal (2 *wę̄re*), Rush.[2] 126 mal, Lind. 177 mal, Rtl. 13 mal. — *wére* (*ƿére*) Lind. Mt. I 20, 20 Mt. 24, 22. J. 18, 30; *wērere* Lind. Mk. I 3, 2. 2, 3 (für häufiges *wēre*); *wēri* Lind. J. 19, 28. 21, 7 (vgl. Füchsel S. 2); *wēro* Lind. L. 16, 22 (Endung aus Pl. entlehnt). — *wōere* Lind. 46 mal, Rtl. 7 mal. — *wâre* P. Chr. 12. Jh. a. 1140. — Pl. *wǣren* (*ƿǣren*) C. Past. häufig, Ors. 23 mal; *wǣre* (*ƿǣre*) Ors. 4 mal, Rush.[1] 2 mal, P. Chr. a. 1129; *ƿǣre we* Ws. Ev. Mt. 23, 30. — *wēren* Cod. Wint. Ke. 922, 39 (ohne Dat.) Rush.[2] J. 21, 11; *wēre* (*ƿēre*) Rush.[1] 11, 23, Rush.[2] 12 mal, Lind. 9 mal, Rtl. 35. 109; *ƿērœ* Lind. J. 12, 42. — *wœ̄re* Lind. 5 mal. — Mit Übernahme der Indikativendung: *wǣron* (*ƿǣron*) Chr. 96, C. Past. C. 7 mal, H. 4 mal, Ors. 6 mal, Ws. Ev. 11 mal, Aelfr. Gr. 7 mal, Kent. O. Urk. Ke. 704, 16, a. 997; *wǣran* Ws. Ev. Mt. 11, 23. — *wēron* Lind. 4 mal; *wēro* Lind. 6 mal. — *wœ̄ron* Lind. 3 mal; *wœ̄ro* Lind. 3 mal.

Part. Praet. Anord. *veret*, f. got., ahd., anfr., as. Im Ags. von der Wurzel *beu* (ne. *been*) erst im P. Chr. 12. Jh. a. 1096: *he heafde gebēon*; a. 1140: *þ hefde bēn*.

Den indikativischen Endsilbenvokalen beim Vb. sb. liegt altes *-un* zugrunde, ws. gewöhnlich *-on* (*-un* C. Past. H. 2 mal, Ws. Ev. 19 mal bei 152 *-on*; *-an* Chr. 1 mal, Ors. 9 mal, Ws. Ev. 1 mal, Cod. Wint. 6 mal ab a. 825, Ab. Ch. 4 mal bei 22 *-on*, L. Eth. 4 mal bei 3 *-on*, L. Cn. 1 mal bei 6 *-on*); in den kent. O. Urkk. vor 900 7 *-an*[1] bei nur 5 *-on*, nach 900 1 *-an* bei 6 *-on*; im Cant. Urkb. 2 *-an*, a. 830 und a. 949, bei 1 *-un*, 8 *-on*; im Text. Roff. 3 *-an*, a. 868, a. 995, bei 5 *-on*. P. Chr., Lind., Rtl. fast regelmäßig *-on*, Rush.[1, 2] am häufigsten *-un* außer in den *bidun*-Formen von Rush.[1] (9 *-an*, 1 *-on*, 1 *-un*).

[1] Chr. F. 33 *wǣran* bei 26 *wǣron*.

Flexion des Vb. sb. in den ags. Dialekten.

	Aws.		Spätws.		Akent.		Spätkent.		Merc.		Nhb.	
Ind. Praes.												
Sgl. 1.	*êom* (Ors. 2 *eam*)		*êom*	*bêo*			*êom*		*eam*	*bêom*	*am*	*bium bîom bêom*
2.	*eart*	*bist*	*eart*	*byst bist*					*eart, -đ*	*bist*	*is arđ*	*bist*
3.	*is* (*ys*)	*biđ*	*is ys*	*byđ biđ*	*is*	*biđ*			*is*	*biđ*	*is*	*biđ*
Pl.	*sint* (*synd*)	*bîođ*	*synd synt sind sint*	*bêođ*	*sindan*		*sindan*	*bēođ*	*sindun* (*syndun*)	*biod bêođ*	Pl. 1. 2. *arun sint*	*biađ*
	sindon	*bêođ*	*syndon*		*siondan*		*syndon*		*sindon sint*	*biđon*	*sindun -on*	*biđ*
	(*syndon*)		*sindon*		*earan*		*sint synd*		*arun*	*beođan*	3. *sindun -on*	*biđon*
											sint arun	*biođon*
Opt. Sgl.	(*si sŷ*) *sie*	(*bio bêo*)	*sŷ si*	*bêo*	*sie sê sio*		*si sŷ*	*bio bêo*	*sie sê*	*bêo*	*sie sê*	Lind. 1 *bia*
Pl.	(*sin sŷn*) *sîen*	(*bion bêon*)	*sîn sŷn*	*bêon* (ausschl. ab 11. Jh.)	*sien sîon*			*bêon*	*sîen sie*	*bêon*		1 *bie*
Imp. Sgl.		*bio bêo*		*bêo*					*wæs*	*bêo*	*wes wæs*	
Pl.		*biođ bêođ*		*bêođ*					*wesađ*	*bîođ bêođ*	*wosađ*	
		bioge bêoge		*bêo ge*								
Inf.		*bion bêon*		*bêon*		*bion*		*bion*	1 *wesa*	*bêon*	*wosa*	Lind. 1 *bian*
		tô bionne *tô bêonne*				*bian*		*bêon*			*tô wosanne*	

II. Durchforschung der nicht lokal gesicherten Dkm.

Die spätws. Aufzeichnungen ags. Denkm. verraten vielfach dialekt. Originale. Bei der Häufigkeit des Vb. sb. konnten besonders leicht die von den spätws. Formen nur wenig, aber doch charakteristisch sich unterscheidenden Dialektformen des Vb. sb. durch die spätws. Abschreiber übernommen werden. Sie ermöglichen dann eine Lokalisierung des Dkms. Als dialekt. Scheideformen kommen auf Grund des Teil I in Frage: Ind. Praes. Sgl. 1. *am* Eadwineps. 37, 9, 9. 108, 22. — *eam* Cri. 167. 206, Gu. 217, Sat. 168, Pariserps. 68, 30. 87, 8. 101, 5. 41, 1, Vesp. Ps. 84 mal, Juniusps. 85, 1. 87, 16, Lambethps. 32 mal, Vesp. Gl. 241. 59, Beda 424, 3, Blickl. Hom. 6, 1, Wulfst. Hom. 212, 17. 18, 6. 23, 23; *neam* Vesp. Ps. 5 mal; *ceam* Vesp. Ps. 118, 83. — *cem* Eadwineps. 68, 3. 72, 22. — *biom* Vesp. Ps. 39 mal, Eadwineps. 118, 70, 117. — *bio* (*-m* ausradiert) Eadwineps. 15, 4. 38, 14; *bēom* Cri. 1491, Jul. 438, Rä. 4, 74. 8, 8. 17, 4, Vesp. Ps. 118, 15. 142, 7, Juniusps. 9, 27. 12, 5. 45, 11. 103, 33, Cambridgeps. 9, 27. 12, 5. 15, 4, 8. 16, 15. 17, 24. 27, 1. 30, 10. 38, 14. 41, 7. 50, 9. 61, 3. 68, 18. 70, 1, 16. 76, 12. 101, 3. 18, 6, 15, 117. 36, 5. 42, 7, Regiusps. 9, 27. 16, 15. 17, 30. 18, 14, 14. 29, 7, 13. 30, 2. 10. 45, 11. 50, 9. 60, 5. 61, 3. 68. 18. 101, 3. 17, 12. 18, 6, Eadwineps. 9, 27; *bēon* (für *bēom*) Pariserps. 118, 46, Regiusps. 24, 20; *hēom* (für *bēom*) Eadwineps. 2, 6. 24, 16; *bēam* Vesp. Ps. 12, 5; Sievers § 150, 3: angl. Diphthongverwechslung. — 2. Pers. *is* Eadwineps. 85, 5, 17. 88, 9, 20, 44. 89, 1. 113, 5. 17, 21, 28. 18, 137, 151. 38, 8, 14. 39, 7, Hy. 1, 1 (sichere 2. Sgl., vgl. besonders 85, 5. 118, 137. 139, 7, dem Original zuzuschreiben, weil in allen Teilen des von verschiedenen Händen geschriebenen Ps. vorkommend). — *ard* (für *arđ*) Vesp. Ps. 88, 44; *arđ* in dem Vesp. Ps. 68 mal, Ags. Ges. Jud. Dei IV 3. 3, 1; *arđu* Vesp. Ps. 41, 6. 12. 42, 5. 113, 5; *eard* (für *earđ*) Vesp. Ps. 117, 28; *erđ* Vesp. Ps. 22, 4. 51, 3. — Pl. *siont* Vesp. Gl. 232; *siondon* Eadwineps. 17, 8. 21, 15; *seondon* Sat. 104. 709, *seondan* Bt. Hs. B. 9, 26; *sion* Vesp. Gl. 928. — *biđ* Cri. 1235. 364, Gn. Ex. 124, Vesp. Ps. 21, 27. 72, 5, Eadwineps. 9, 23. 58, 15; von Sweet im Vesp. Ps. mit *, von Grimm mit ? versehen, Sievers § 427, 2 '*biđ* als Pluralform dürfte bloßer Schreibfehler sein', ist infolge ihrer Identität mit der 3. Sgl. bewahrte angl. Pluralform: ferner *biađ* Vesp. Ps. 36, 9, 20, Corp. Gl. 180. Leid. Rä. 5. — *earun* Pariserps. 104, 7, Vesp. Ps. 81, 6. 93, 8. 131, 9. 38, 16, Hy. 4, 7. 13, 10, Chad. 244; *earon* Pariserps. 101, 21, Beda 178, 14 (Miller, Eger und Kläber erschließen weitere *earon* im Beda, vgl. Anglia 25 278), 2 mal Urk. Th. 133; *ne aron* Seef. 82 (wahrscheinlich *aron*-Form, vgl. Grein-Wülckers Bibl. der ags. Poesie Bd. 1). Von den 6 *earun* im Vesp. Ps. sind drei 1. und 2. Pl., alle übrigen Formen sind 3. Pl. — Opt. Praes. Sgl. *sio* Hy. 8, 4, auch im Eadwineps. 73, 3. 93, 9, Vesp. Gl. 50. 161. 222. 23. 737. 861. 955. 1075.

76. 79, Solil. 63, 22; *sŷo* Eadwineps. 6, 6. 108, 7. 7; *sion* Vesp. Ps. 60, 5 (Sgl. 1., dgl. *siem* Vesp. Ps. 26, 4, die einzigen Fälle, bei denen im Opt. der Unterschied der Person bezeichnet wird); *sêo* Gen. 581, Sat. 213. 265. 576. 688. 704. 707, Met. 5, 44, ferner Pariserps. 89, 10, Solil. 58, 8, Beda 82, 17, 18. 100, 1. 322, 3, Blickl. Hom. 7, 28, Wulfst. Hom. 116, 4. 232, 8; *sê* Solil. 24, 21. Bt. Hs. B. 15, 24. 31, 27. 35, 29. 57, 9. 126, 23. 46, 20, Wulfst. Hom. 225, 4. — Pl. *sîon* Solil. 24, 19, Wulfst. Hom. 33 mal; *sŷon* Eadwineps. 6, 11; *sîan* Solil. 44, 17 (Sievers § 150a. 3); *sêon* Cri. 1581, Bt. Hs. B. 31, 11. 32, 18. 46, 9. 70, 16; *sên* Bt. 29, 27, 29. 31, 18. 32, 23 in Hs. B. aus 12. Jh.; *sie* Gen. 2183, Regiusps. 71, 17. — Imperativ. Sgl. *wes* Beow. 269. 1170. 219. 24. 480, Gen. 2282. 306. 725. 824, Jul. 253, Dan. 587, And. 540, 916. 61, Pariserps. 69, 1. 73, 17, 21. 89, 15. 108, 27. 18, 151, Bened.-Offic. 24, 5, Eadwineps.[1] 78, 8, 9. 88, 48. Arundelps. 136, 7, Blickl. Hom. 3, 20. 5, 3, 10, 21. 67, 32. 89, 11. 147, 34, 36. 231, 2, Fä. 11; *westu* Blickl. Hom. 143, 17; *węs* Eadwineps. 88, 51; *wæs* Beow. 407, Beda 266, 3. — Pl. *wesađ* Az. 113. Fin. 13, Pariserps. 67, 5. 113, 23. 119, 4, Blickl. Hom. 169, 16; *wesæþ* Eadwineps. 4, 5. — Infinitiv: *wesan* Beow. 272. 1328. 859. 2708. 801. 3021, ä. Gen. 920. 1310. 594. 763. 2171. 94. 318. 67. 481. 819, Cri. 583, 1033. 469. 555, Dan. 516. 60, Gu. 231. 575. 637. 43. 758, Phö. 165. 435, Met. 5, 29. 10, 16. 11, 49. 13, 80. 15, 10. 26, 51, 70, Kreuz 110. 117, Kla. 42, Môd. 54, Gn. Ex. 84. 86. 113. 65. Rä. 44, 11, Regiusps. Hy. 11, 1. 28, 42, Lambethps. 2 mal, Arundelps. Hy. 15, 1, 28, 48, Beda 72, 17. 82, 14. 84, 2. 198, 4. 330, 16. 40, 15. 408, 21, Blickl. Hom. 69, 17. 75, 31. 239, 29. 41, 15; *wesen* Eadwineps. Hy. 8, 19; *wosa* Ags. Ges. Jud. Dei V 2, 4. Wie die unsynkopierten angl. 2. und 3. Sgl. Ind. Praes. werden in den poet. Dkm. auch die im Gegensatz zum Spätws. *bêon*, *bêođ* zweisilbigen angl. Formen *wesan*, *wesađ* durch die Metrik festgehalten. Auch für *bêon* Dan. 558, Gn. Ex. 87, für das Sievers PBB 10,477 aus metr. Gründen *béón* ansetzt. stand im Original *wesan*. Ähnlich werden für *bêođ*, nach Sievers *béóđ*, Az. 89, Rä. 64, 5 zweisilbige angl. Formen einzusetzen sein. — Part. Praes: *wesende* Cod. Ex. 320, 34, Beow. 46. 373. 535. 1187, Cri. 350, Wid. 39, Beda 142, 8. 88, 1, Blickl. Hom. 19, 26; *wesendum* Wülcker Voc. 1,398; *ætweosende* Corp. Gl. 1054. — Ind. Praet. Sgl. 1. 3. *wes* Sat. 90, Vesp. Ps. 92 mal, Eadwineps. 34 mal, Vesp. Gl. 3 mal, Chad 55 mal, Blickl. Hom. 137, 4, Wulfst. Hom. 217, 18. 20, 7, 21. 77, 24, Solil. häufig, Chr. C. 339, F. 245; *węs* Eadwineps. 78, 3. 88, 51, Hy. 6, 10; *nes* Eadwineps. 13, 5. 17, 42, Chad. 4 mal, Wulfst. Hom. 152, 1. 216, 4. — 2. Sgl. *wêre* Vesp. Ps. 7 mal, Eadwineps. 98, 8,

[1] *wes þu* 85, 10. 88, 27. 97, 3. 117, 28. 118, 68, 114. 135, 23; *węs þu* 90, 2; *west þu* 30, 4; *wese* 104, 8. 113, 12 *sind* 2. Sgl. Ind. Praes., fälschlich durch ags. Imperativformen wiedergegeben, da im Lat. beide Formen *es* lauten.

Hy. 5, 13. — Pl. *wèrun* Vesp. Ps. 68mal, Eadwineps. 91, 4; *wèrum* (für *wèrun*) Eadwineps. 94, 7; *wèron* Gen. 1262, Eadwineps. 15mal, Solil. häufig, Vesp. Gl. 262, 66. Chr. F. 215; *wèron* Met. 15, 2; *węron* Eadwineps. 54, 4. 88, 42; *wèran* Eadwineps. 83, 11. 86, 4, Chr. F. 135, Wulfst. Hom. 218, 30; *wèræn* Eadwineps. 91, 10. — Opt. Praet. Sgl. *wère* Eadwineps. 91, 14, Vesp. Ps. 5mal, Solil. häufig, Beda 384, 10, Chad 10; *wère* Eadwineps. 93, 16; *wèræ* Solil. 62, 17, *wæère* Ags. Ges. Jud. Dei V 2, 4. Pl. *wèren* Vesp. Ps. 89, 2; *wèron* Sat. 23; *wèron* Solil. häufig.

Im einzelnen ist zu den von mir angezogenen Dialektkriterien zu bemerken:

eam spricht gegen ws. und — wenigstens auf den ersten Blick — auch gegen nhb. Ursprung, positiv spricht es aber nur für Mercien, da im Akent. die 1. Sgl. Ind. Praes. überhaupt fehlt. Auch ist mit der Möglichkeit zu rechnen, daß altnhb. Denkmäler durch merc. Hände nach dem Süden gelangten und auf diesem Wege ihr *am* einbüßten; denn nach Bedas Cædmonbericht und anderen Anzeichen muß es doch eine Menge altnhb. Dichtungen gegeben haben, in den erhaltenen Versumschriften aber fehlt jegliches *am*.

Das Vorkommen des Pl. *(e)arun* schließt ws. Herkunft des Denkmals aus. Bloße Vokalabstufungen örtlicher und zeitlicher Art wie *arun-earun, bìođ-bêođ* sind nicht flexivische Dialektkriterien. Sie konnten zu leicht einem späteren oder andersdialektischen Abschreiber in die Feder fließen. Auf sie nehme ich daher keine Rücksicht. — Altertümlich scheinen die nhb. und merc. *biođon* zu sein; sie kommen im späten Ags. überhaupt nicht vor; sie mögen zur Zeitbestimmung dienen, taugen aber nicht zur Heimatbestimmung.

Imp., Inf. und gewiß auch das Part. Praes. von der Wurzel *wes*, das allerdings in den Dkm. des Teil I nur einmal vorkommt, sind anglisch. Auffällig ist, daß auch hier kein einziges in spätws. Umschrift erhaltenes Versdkm. eine eigentlich nhb. Form mit o als Tonvokal aufweist, selbst die Kopie des Kreuzes von Ruthwell kennt nur zweimaliges *wesan*. Doppelt sicher ist deshalb das Ags. Ges. Jud. Dei mit seinem *wosa* nach dem Norden zu verweisen. Wieder denkt man an die ausmerzende Tätigkeit merc. Zwischenhände. — Weit besser als der Dialektvokal o ist der Stamm *wes* von den ws. Abschreibern geschont worden, am wenigsten im Imp. Sgl., offenbar weil beide Formen einsilbig waren, die Prosodie daher durch die Vertauschung nicht gestört wurde. Im Beowulf finden sich 5 *bio, beo* neben 6 *wes* im Imp. Sgl. Darf man hier etwa an eine ursprüngliche und spezifisch merc. Mischung denken? — Auf Grund von *eam* + Imp., Inf. oder Part. Praes. von der Wurzel *wes* wären nach Mercien zu verweisen: der Urpsalter, Beda, die Andreashom. aus den Blickl. Hom., Cri. I (1—479), Gu.

Häufiges Vorkommen der Opt. *sio, sion* wie besonders in den Vesp. Gl verweist das Dkm. ziemlich sicher nach Kent.

Die Formen *bìom, bèom* sind da, wo sie vorkommen, nämlich bei den Angeln, nur in älterer Zeit nachweisbar, also kaum für lokale Fragen zu verwenden. Ebenso zeugt die 2. Sgl. *is* eher für hohes Alter eines Dkms. als für nhb. Herkunft.

Dial. ergebnislos durchforscht wurden: die Hss. B. D. der ags. Annalen, der Prosagu., N. P. L. (Liebermann: Ags. Gesetze I 380), Durham Gl., die nicht genannten, aber in Grein-Wülckers Bibl. der ags. Poesie gedruckten poet. Dkm.

Die vor allem in der spätws. Schriftsprache geläufigen Opt. *bêo, bèon* fehlen im Vesp. Ps. und in den poet. Dkm. (außer je 1 mal in Met., Dôm., Reisesegen), sie kommen vor als Sgl. *bìo* Met. 10, 65, Bt. 6 mal, Eadwineps. 4 mal; *bìjo* Eadwineps. Hy. 15, 34; *bèo* Dôm. 75 (auch Wulfst. Hom. 11. Jh. für *sŷ* Dôm. 115), Zauberspr. 8, 26, Regiusps. 36, 1. 50, 6, Eadwineps. 29, 13. 36, 1. 50, 6. 65, 20. 68, 23, Hy. 8, 28. 13, 7. 14, 6, Lambethps. 34 mal, Arundelps. 50, 6. 93, 13. 108, 18. Bt. 17, 19. 58, 1. 69, 6, Solil. 6 mal, Prosagu. 162, 30, Blickl. Hom. 95, 32. 191, 8. 109, 26. Wulfst. Hom. 27 mal, Aelfr. Hom. S. 1—328, 8 25 mal, Chr. F. 67, N. P. L. 31. 45. 57, 1. 61, Durh. Gl. 14, 17. 38, 18. — Pl. *bìon* 6 mal, Eadwineps. 68, 29, Wulfst. Hom. 1 mal; *bèon* Pariserps. 118, 78. 48, 12, Regiusps. 30, 18. 32, 8. 67, 13, Eadwineps. 67, 2, 31, Lambethps. 26 mal, Arundelps. 108, 10. 28, 5. 31, 9, Bt. 57, 15, Chad 246, Beda 440, 25, 26, Blickl. Hom. 191, 27, Wulfst. Hom. 39 mal, Aelfr. Hom. S. 1—328, 8 24 mal, N. P. L. 1, 1, Durh. Gl. 9, 9. 11, 17. 23, 12. 29, 13, 18. 36, 8, 13, 16. 63. 6. 124, 16. 37, 11. 43, 6. 46, 14. Der Opt. *bèo, bèon* ist eher ein Zeit- als ein Dialektkriterium (vgl. die Tabelle zum Opt. in Teil I). Jedoch spricht sein Vorkommen in Dkm. bis zum 10. Jh. gegen nhb. Herkunft. In der spätws. Schriftsprache des 11. und 12. Jh.s ist der Opt. *bèo, bèon* so allgemein, daß er häufig von Abschreibern für *sŷ, sŷn* Opt. eingesetzt wird. Die Durham Gl. können nicht vor dem 11. Jh. entstanden sein, weil sie bereits den Pl. *sŷn* zugunsten des Pl. *bèon* aufgegeben haben.

Ein dem angl. Inf. *wesan* entsprechender Opt. *wese, wesan*, im Anord. und As. vereinzelt vorkommend, ist auch im Ags. nicht häufig belegt: Sgl. *wese* Az. 111, Gn. Ex. 50, Metr. 31, 23, Pariserps. 35 mal, Bened.-Offic. 38, 18, Eadwineps. 128, 6. Lambethps. 108, 7. 118, 15, 80, 173. 121, 7, Blickl. Hom. 157, 7. — Pl. *wesan* Pariserps. 67, 5. 88, 12. 107, 5. 8, 8, 14, 15. 29, 2, Lambethps. 7, 13. 103, 35. 8, 8, 9, 13, 15. 13, 8. 28, 6. 29, 2. 38, 18; *wesen* Pariserps. 67, 5. 68, 29. 77, 10. 128, 4. Die urspr. Abfassung dieser Dkm. ist Angeln zuzuschreiben, was durch das Vorkommen anderer angl. Formen in allen Dkm. mit angl. Opt. *wese, wesan* bestätigt wird.

Ein Beispiel für gemischtdial. Flexion sind a) Cynewulfs Werke



(Jul., El., Cri. II [480—867], Fat. Apost.): Ind. Praes. Sgl. 1. *èom* Jul. 261, El. 923; *bèom* Jul. 438; *bèo* Jul. 49. 365. 98. 409. — 2. *eart* Jul. 93, El. 809. 15. — 3. *is* (*nis*) häufig; *bið* häufig. — Pl. *sind* Jul. 71. 83. 122. 35. 73. 216. 63, Cri. 362. 561; *sint* El. 740. 44. 862, *synt* El. 605. 742. 1267, *sindon* El. 1081; *sindan* Cri. 694; *syndon* El. 754; *bîoð* El. 1289; *bèoð* Jul. 171. 327, El. 1295. 304. 8, Cri. 795. — Opt. Praes. Sgl. *sìe* El. 9 mal; *sì* Cri. 777; *sŷ* Jul. 280. 400. 668. — Pl. *sîen* El. 430; *sìn* Jul. 334; *sŷn* Jul. 286. — Imp. Sgl. *wes* Jul. 253. — Inf. *wesan* Cri. 583. — Praet. spätws.

b) Eadwines Canterburypsalter, in der Mitte des 12. Jh. in Canterbury kopiert nach einer ws. Interlinearversion aus der ersten Hälfte des 10. Jh., die wiederum die Umarbeitung einer dem 8. Jh. angehörigen angl. (nordmerc.?) Psalterglosse ist (Wildhagen § 124): Ind. Praes. Sgl. 1. *am* 37, 9, 9. 108, 22; *æm* 68, 3. 72, 22, *èom* 77 mal; *nèom* 118, 176; *èon* 108, 23; *iem* 30, 10; *bîom* 118, 70, 117; *bio* (*m* radiert) 15, 4. 38, 14; *bèom* (*o* über Zeile) 9, 27; *hèom* 2, 6. 24, 16; *bìo* 23 mal; *bio* 27, 1. 118, 6; *bèo* 10 mal; *bè* 24, 20. — Sgl. 2. *is* 15 mal (s. Anf. Teil II; *art* 30, 5; *eart* 18 mal; *eært* 14 mal; *ært* 15 mal; *ert* 8, 5; *bist* 7 mal; *biist* 127, 2; *bisð* 118, 82; *bèost* 17, 26 3 mal; Hy. 9, 76. — Sgl. 3. *is* häufig; *is* 107, 5; *nis* 12 mal; *his* 21, 15. 52, 2, 4, 4; *ys* 38, 35; *bið* 79 mal: *biþ* 24 mal; *bid* 32, 8. 119, 3; *byð* 9, 24; *byd* 138, 12; *bieð* 48, 17; *bioð* 9, 23, Hy. 5, 4: *bioþ* 38, 7. 47, 4. 63, 8. 102, 5, Hy. 6, 12; *bèoð* 45, 3. 61, 2. 62, 6. 71, 19. — Pl. *sind* 6 mal; *synd* 32, 9; *send* 4, 8; *sint* 32 mal; *synt* 10 mal; *sient* 17, 9. 32, 6. 36, 37. 37, 20; *sien* 78, 4; *sinðon* 7 mal; *synðon* 57, 4. 68, 5; *sindon* 106 mal; *syndon* 9 mal; *siendon* 24, 17. 25, 10. 145, 6, *siondon* 17, 8. 21, 14; *syndæn* 92, 6; *sindæn* 91, 13; *sinden* 6, 3; *synden* 83, 1; *bîoð* 42 mal; *bioþ* 22 mal; *bŷoð* 13, 1; *bèoð* 34 mal; *bèoþ* 2 mal; *bið* 9, 23. 58, 15. — Opt. Praes. Sgl. *sìe* 43 mal; *sie* 5 mal; *sio* 73, 3. 93, 9; *syo* 6, 6. 108, 7. 7; *sŷ* 7 mal; *sì* 6 mal; *bìo* 7, 10. 15, 4. 20, 9. 73, 20; *byo* Hy. 15, 34; *bèo* 29, 13. 36, 1. 50, 6. 65, 20. 68, 23, Hy. 8, 28. 13, 7. 14, 6; *wese* 128, 6. — Pl. *sìen* 29 mal; *syon* 6, 11; *sŷn* 59, 6. 70, 13; *sìn* 13 mal; *bion* 68, 29; *bèon* 67, 2, 31. — Imp. Sgl. *wes* 78, 8, 9. 88, 48; *węs* 88, 51; *byo* 24, 7; *bèo* 8 mal; *béo* Hy. 9, 68. — Pl. *wesæþ* 4, 5; *bioð* 2, 10. — Inf. *wesen* Hy. 8, 19; *bèon* 1, 3. 31, 9, Hy. 8, 21. 15, 1, 28, 42. — Ind. Praet. Sgl. 1. 3. *wes* 34 mal; *węs* 3 mal; *nes* 2 mal; *wæs* 3 mal; *næs* 1 mal. — Sgl. 2. *wère* 2 mal. — Pl. *wèrun* 91, 4; *wèrum* 94, 7; *wêron* 15 mal; *węron* 54, 4. 88, 42; *wèran* 83, 11. 86, 4, *wèræn* 91, 10. — Opt. Praet. Sgl. *wère* 91, 14; *nère* 93, 16. — Hier ist die Sprachmischung viel bunter als in den Cynewulfhss. Mittelengl. Formen künden sich mehrfach an, die ags. Flexion gerät in deutliche Auflösung.

Berlin-Halensee. Gerhard Heidemann.



Experimentalphonetische Untersuchungen zur Intonation im englischen Fragesatz.

Von den 201 Intonationskurven dieser Arbeit wird wegen der hohen Kosten nur eine kleine Probe wiedergegeben. Aus demselben Grunde unterbleibt der Abdruck des umfangreichen Zahlenmaterials.

1. Der Aufnahmeapparat umfaßt zwei Teile:

a) Das Kymographion, eine mit regulierbaren Geschwindigkeiten drehbare Messingtrommel, um die ein Streifen berußten Papiers gelegt wird.

b) Den Gutzmannschen Tonschreiber. Auf der oberen Seite eines etwa 10 cm langen vierkantigen Rohres, von dessen Enden das eine geschlossen, das andere offen ist, befindet sich eine kreisförmige Öffnung, in der eine Gummimembrane angebracht ist. Ein als Zeiger dienender einarmiger Hebel (Schweinsborste oder Haar) hat seinen beweglichen Stützpunkt auf dem Mittelpunkt der Membrane, seinen festen auf dem Rohr. Auf das offene Ende des Rohres wird ein Gummischlauch gestreift, an dessen anderem Ende sich eine an den Schildknorpel des Sprechers zu legende Membrane befindet. — Weg der Schallwellen: Stimmbänder — Schildknorpel — Membrane und Luftraum des Gummischlauchs — Membrane und Zeiger des Tonschreibers — berußtes Papier des Kymographions. — Nach der Aufnahme wird das berußte Papier in einer Lösung von Schellack in Alkohol fixiert.

2. Das Ablesen der Tonhöhen. In dieser Arbeit sind die beiden Trommelgeschwindigkeiten v = 500 mm/sec und v = 100 mm/sec verwendet worden. Da der Trommelumfang 500 mm ist, so ist bei v = 500 mm/sec $^1/_{50}$ sec = 10 mm, bei v = 100 mm/sec $^1/_{50}$ sec = 2 mm der Aufzeichnungslinie. Die Zahl der Vibrationen eines Abschnittes von 10 resp. 2 mm mit 50 multipliziert ergibt die Tonhöhe des Abschnittes.

3. Da es sich bei der Darstellung der Intonationskurve um das Gehörsverhältnis der Intervalle $V = \frac{\log n_2 - \log n_1}{\log n_4 - \log n_3}$ handelt, verwendet man Logarithmenpapier (mit Millimeter-Einteilung der Abszisse). Nimmt man statt dessen Millimeterpapier (wie in der beiliegenden Kurvenprobe), so gibt man der Ordinate Logarithmen-Einteilung (eine Oktave = $\log \frac{2n}{n}$ = 0,30).

4. Die Fragesätze; a) mit Satztonsilbe:

1. Do you like football?
5. „ you „ „ „ ?
9. „ „ like „ „ ?
2. Would you like a game of football to-day?
6. „ „ „ „ „ „ foot „ „ „ ?
10. „ you „ „ „ „ „ „ „ „ ?
3. Which game do you like best?
7. „ „ „ „ „ best?
11. „ game „ „ „ „ ?
4. How would you like a game of football to-day?
8. „ „ you „ „ „ „ „ „ „ „ ?
12. „ „ „ „ „ „ „ „ „ „ day?

b) ohne Satztonsilbe:

I. = 1. II. = 2. IV. = 3. VII. = 4.
III. How do you do?
V. Are you well?
VI. How are you?
X] What sort of game do you like?
21] „ „ „ „ „ „ „ best?
1] „ „ „ „ would „ „ now?
6] „ „ „ „ „ „ „ to-morrow?
VIII] „ game do you like?
XII] Which „ did „ „ ?
11] „ „ do „ „ best?
XVI] „ „ „ „ „ „ of all?
III] What „ would „ „ now?
8] „ „ have „ always liked best?
VI] How does your brother like a game of football?
20] Would „ „ „ „ „ „ „ ?
24] „ would „ „ „ „ „ „ „ now?
VII] Would „ „ „ „ „ „ „ „ ?
3] „ would „ „ „ „ „ „ „ to-morrow?
XIV] Would „ „ „ „ „ „ „ „ ?
13] „ does „ „ „ football?
23] Does „ „ „ „ ?
5] „ would you like a game of football?
15] Would „ „ „ „ „ „ ?
10] „ would „ „ „ „ „ „ now?
2] Would „ „ „ „ „ „ „ ?
16] „ would „ „ „ „ „ „ to-morrow?
7] Would „ „ „ „ „ „ „ ?
18] „ „ „ „ „ „ „ with my brother?

19] How do you like football?
IV] Do „ „ „ ?
XIII] „ do „ „ it?
26] Do „ „ „?
9] Is there any sort of game you would like?
4] „ „ „ „ „ „ „ „ „ now?
V] Is there a game going on?
22] „ „ „ „ „ „ now?
I] „ that the sort of game you would like to-day?
17] „ „ „ „ „ „ „ like?
14] „ „ „ „ „ „ „ „ best?
IX] „ „ „ game you would like to-day?
25] „ „ „ „ „ like?
12] Has there been a game?
XV] Will „ be „ „ ?

5. Die Sprecher.

London . . . Aufnahme A: Mr. Splett, business man.
„ . . . „ L: „ Horsenail, von der Quäkermission.
Hertfordshire „ C und D: „ Fletcher, Vortragsreisender.
Yorkshire . . „ E, F, G: „ Couper, Kaufmann.
Irland . . . . „ M: „ Dr. Quinlan, Arzt.
Canada . . . „ H: „ Kemp, Prof., Univ. Toronto.
U.S.A. . . . „ J: „ Bacon, Architekt, Philadelphia.
„ . . . „ K: Miss Hanum, teacher, Pensylvania.
„ . . . „ B: Herr Bröker, B. A., Universität Nebraska.

6. Die Intonationstypen des Kurvenmaterials.

I. Steigend.
II. Schwach fallend — Minimum (Satztonsilbe) — stark steigend.
III. Schwach steigend — Satztonsilbe — stark steigend.
IV. Stark steigend — Satztonsilbe — steigend oder eben.
V. Minimum — stark steigend — Maximum (Satztonsilbe) — schwach fallend.
VI. Stark steigend — Maximum (Satztonsilbe) — stark fallend — Minimum.
VII. Schwach steigend — Max. (Satztonsilbe) — stark fallend — Minimum.
VIII. Max. — fallend — Satztonsilbe — stark fallend.
IX. Max. — fallend — Min. (letzte betonte Silbe) — steigend.
X. Fallend.

7. Die Verteilung der Intonationstypen auf die beiden Fragegattungen (Ja-Nein- und Ausführlichkeits-Frage) und auf die Heimatgebiete der Sprecher.

Zahlenangaben in %.

	Ja-Nein-Frage									Ausführlichkeits-Frage				
	ohne		mit Satztonsilbe							ohne	mit Satztonsilbe			
Typ	I	IX	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	X	VI	VII	VIII	X
London	5	95	17	0	17	0	50	17	0	100	17	83	0	0
Hertfordshire .	—	—	0	0	0	0	36	36	28	—	0	73	27	0
Yorkshire . . .	—	—	0	6	0	0	29	65	0	—	11	39	28	22
Irland	—	—	14	14	0	0	14	57	0	100	0	33	67	0
Canada	—	—	0	0	50	17	17	17	0	—	17	33	33	17
U. S. A.	100	0	27	13	40	0	13	7	0	100	6	94	0	0

a) Unterschied zwischen Ja-Nein- und Ausführlichkeits-Frage.

Nur der Ja-Nein-Frage eigen ist: Typ I, II, III, IV, V, IX.
„ „ Ausführlichkeits-Frage „ „ „ X.
Beiden gemeinsam „ „ VI, VII, VIII.

b) Unterschied zwischen den Kurven der britischen Sprecher und denen der amerikanischen Sprecher in der Ja-Nein-Frage.

Die von den britischen Sprechern bevorzugten Intonationstypen decken sich mit denen, welche von Daniel Jones, *An Outline of English Phonetics*, und Klinghardt, *Übungen im englischen Tonfall*, als Muster englischen Tonfalls bei der Ja-Nein-Frage angegeben werden.

Zu dem bei Fragen ohne Satztonsilbe gewählten Typ IX vgl. Jones a. a. O. § 709; Klinghardt a. a. O. S. 67. Zu den bei Fragen mit Satztonsilbe bevorzugten Typen VI und VII vgl. Jones a. a. O. § 711.

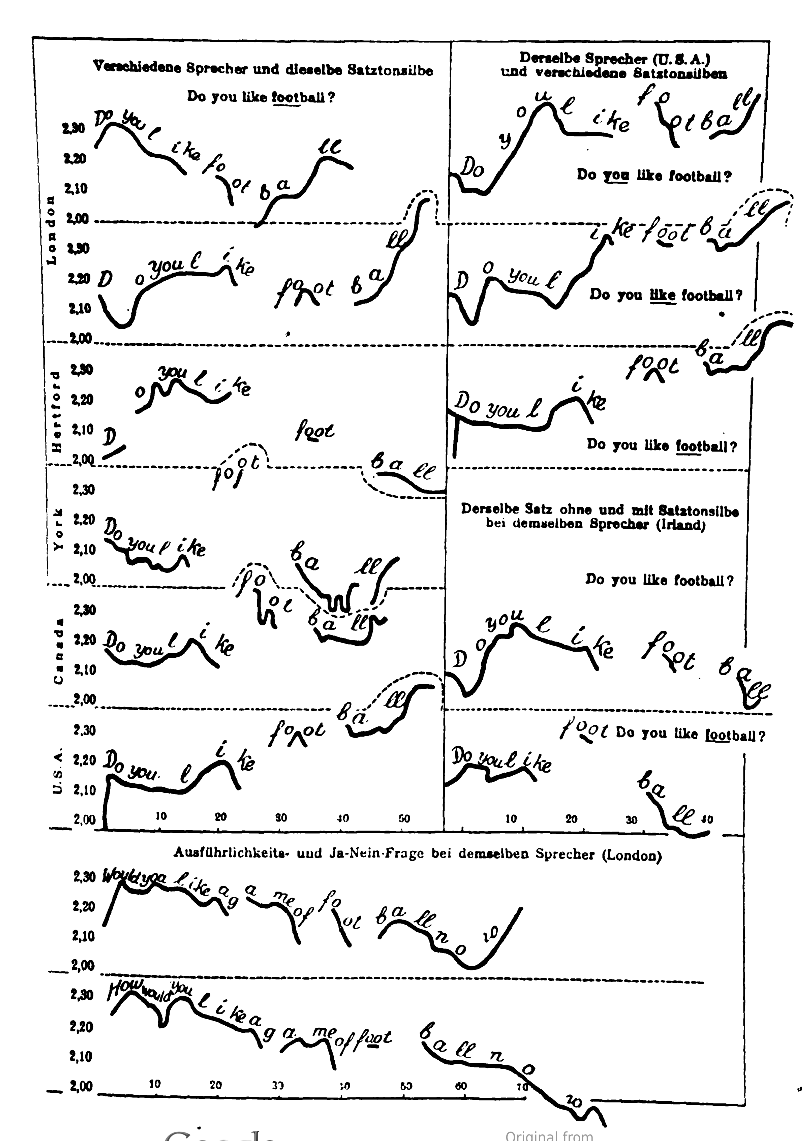
Die Sprecher aus Amerika (U. S. A. und Canada) gebrauchen dagegen vorwiegend einen Typ (I und IV), der von Klinghardt a. a. O. S. 67 als deutscher Tonfall dem englischen gegenübergestellt wird. Sollte sich im amerikanischen Fragetonfall deutscher Einfluß zeigen?

8. Einzelheiten: A. Ja-Nein-Frage.

a) Die Lage des Min. bei Typ IX.

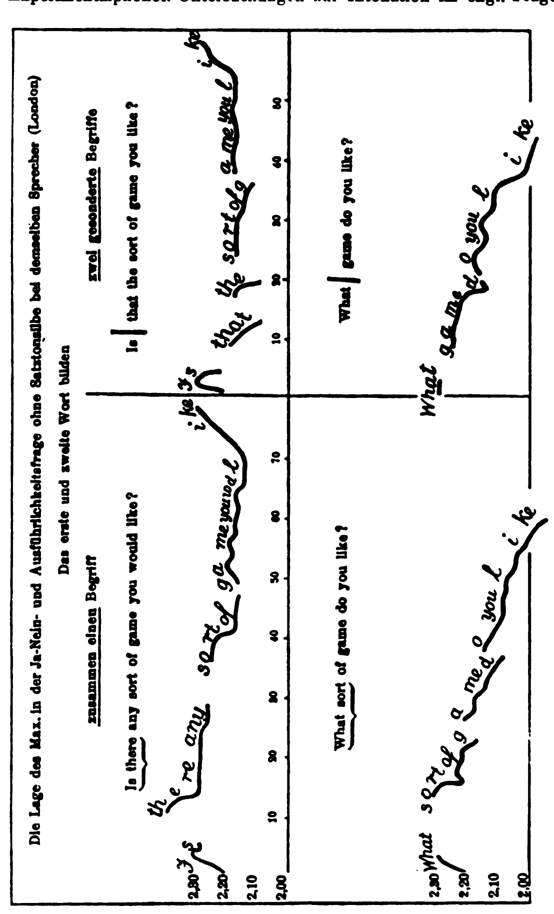
Vorwiegend in der letzten Silbe des Satzes. Ausnahmen:

I. Das Min. liegt in der vorletzten Silbe,
 1) wenn die letzte Silbe unbetont ist: to-morrow 7]·XIV], brother 18],
 2) wenn die letzte Silbe zwar betont, aber sehr kurz ist: like 9] 17].



Kurvenprobe zur Abhandlung von Rudolf Marquardt, Berlin (Rüdnitz)

Maßstab. Abscisse: ... sec = 1 mm. Ordinate: Oktave = log 2 n ... = 0,30 ...



II. Das Min. liegt am Ende der vorletzten und am Anfang der letzten Silbe, wenn 'football' am Ende steht 15] 20] 23] IV], und zwar starker Fall der Stimme in 'foot', Steigen in 'ball'.

In 'football' kann nicht level stress vorliegen, da sonst, nach den Angaben von Jones und Klinghardt a. a. O., das Min. allein

in ‚ball' liegen müßte. Aber auch single stress in der Art eines Simplex (brother, to-morrow) kann nicht vorliegen, da sonst das Min. allein in 'foot' liegen müßte (vgl. oben Ausnahme I, 1) Es ist vielmehr eine zwischen diesen beiden Akzentarten liegende Nuance anzunehmen.

b) Die Lage des Max. bei Typ IX.

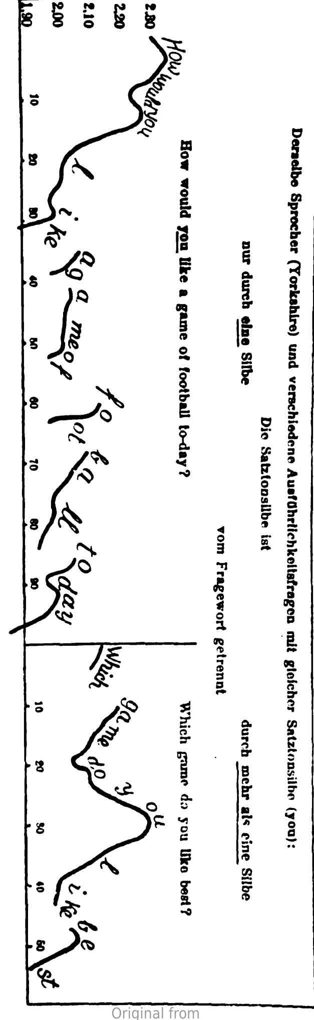
1) Beginnt 'Is that' den Satz, so hat stets 'Is' das Max. Beginnt dagegen 'Is there' den Satz, so hat stets 'there' maximale Tonhöhe. Dies ist darauf zurückzuführen, daß 'is' mit 'there' zusammen einen Begriff bildet (is there = 'gibt es', 'findet statt', aber nicht = 'ist dort'). Vgl. das unten, unter B. a) bezüglich des Frageworts Bemerkte.

2) 'Do', 'does' am Anfange der Ja-Nein-Frage hat stets maximale Tonhöhe bei Typ IX. Steht dagegen 'would' am Anfange, so liegt das Max. meist in der zweiten Silbe. Erklärung: Bei 'Do', 'does' ist Betontheit, bei 'would' Proklise anzunehmen. (Vgl. das 'von Klinghardt a. a. O. S. 48 über 'Auftakt' Gesagte.)

B. Ausführlichkeits-Frage.

a) Ohne Satztonsilbe (Typ X).

In der Regel liegt das Max. im Fragewort. In den Fällen, wo das Fragewort gleiche oder geringere Tonhöhe hat als die zweite Silbe, liegt meist die Verbindung 'What sort of ...' vor (1| 6] 21| X] XVI]). Es ist dies ein Zeichen dafür, daß 'What sort of ...' syntaktisch als ein einfaches Fragewort gilt. Vgl. oben A. b) 1) 'Is there'.



Daß 'sort' in dieser Verbindung nur als ein das Fragewort verstärkendes Formwort aufgefaßt wird, wird ferner indirekt bestätigt durch S| III| VIII|, wo in der Verbindung 'What game' das Begriffswort 'game' stets tiefere Tonhöhe hat als das Fragewort.

b) Mit Satztonsilbe (Typ VI, VII, VIII, X).

Die Zugehörigkeit zu den einzelnen Typen wird durch das Tonhöhenverhältnis von Fragewort und Satztonsilbe bestimmt.

1) Satztonsilbe. Entsprechend dem Grundtyp der Ausführlichkeits-Frage (Typ X) ist die Tonhöhe der Satztonsilbe um so geringer, je näher diese dem Satzende steht.

Ausnahme. Hat die Satztonsilbe außer dem Satzton noch determinierenden Wortton (football), so ist ihre Tonhöhe wegen Summierung der beiden Akzente größer als in den übrigen Fällen.

2) Fragewort. Liegt mehr als eine Silbe zwischen Fragewort und Satztonsilbe, so übt diese auf die Tonhöhe des Fragewörts einen Druck aus. Dieser Druck ist um so schwächer, je geringer die Tonhöhe der Satztonsilbe ist, und je weiter diese vom Fragewort entfernt ist.

Folgt die Satztonsilbe unmittelbar dem Fragewort, oder ist sie von diesem nur durch eine Silbe getrennt, so werden Fragewort und Satztonsilbe zu einer Satztongruppe zusammengefaßt. In diesem Falle ist das Fragewort mehr oder weniger stark gehoben, je nachdem ob die maximale Tonhöhe sich im Fragewort oder in der Satztonsilbe befindet.

Die sub 2 gemachten Angaben gelten nicht für die Sprecher, welche die einseitige Tendenz haben, entweder stets nur dem Fragewort (so M) oder stets nur der Satztonsilbe (so J und L) maximale Tonhöhe zu geben.

In Dankbarkeit gedenke ich des im Herbst 1922 verstorbenen Herrn Prof. Dr. Gutzmann, der mir in liebenswürdiger Weise die Benutzung seines unschätzbaren experimental-phonetischen Laboratoriums gestattete, eines Laboratoriums, das auf jeden Fall erhalten bleiben sollte.

Rüdnitz bei Bernau. Rudolf Marquardt.



Die Novellen von Guy de Maupassant.

Den Novellen verdankt Maupassant seinen Ruhm. Wenn auch die Romane beim breiten Publikum mehr Erfolg hatten, wie die Auflageziffern aus dem Jahre 1891 beweisen, so ist die Überlegenheit der Novellen den Kennern niemals unsicher geblieben.

In zehn Jahren hat er etwa 300 Novellen geschrieben. Das ganze bunte Treiben französischer Menschlichkeit ist in diesen Novellen geborgen. Maupassant hat mit hellen Augen um sich gesehen, vorurteilslos, immer auf der Suche nach der Pointe, die stets stark, stark grotesk, stark schauerlich oder stark sentimental sein mußte; manchmal auch alles auf einmal. Die Beobachtung, die optische Einstellung, ist durchaus das Wesentliche bei ihm. Die Mutter sagt selbst, sie habe gesucht, Guy beobachten zu lehren, fast ehe er denken konnte. So wirken die Novellen wie photographische Aufnahmen, scharf, präzis, alle Einzelheiten, triviale und schöne, ohne Retuschen hervortreten lassend. Retuschiert hat er höchstens in den letzten Jahren. In den Jahren des Erfolgs hat er gelegentlich Skizzen oder Betrachtungen in die Novellenbände aufgenommen, die keine Novellen sind, z. B. L'homme-fille (der seinen Namen wohl vom homme-femme von A. Dumas fils geerbt hat), einen Aufriß des Weibischen im Franzosen, oder 'Sur les Chats', einen Hymnus auf die spielerische Grazie und die gefährliche Liebenswürdigkeit der Katzen, immer in Parallele zu dem 'Weib' gestellt, oder in 'Vieux objets', worin vom Verhältnis des Menschen zu den ihn umgebenden Dingen, vom Gefühlswert alter Sachen gesprochen wird. Sonst bilden die Novellen eine kompakte Einheit, in ganz überwiegendem Maße geht es um das Problem von Mann und Frau, Männchen und Weibchen, Manntier und Weibtier, natürlich auch unter einem 'chassez-croisez' dieser Glieder. Stilistische und künstlerische Entwicklung oder Unterschiede sind kaum festzustellen. Zehn Jahre sind hierfür eine sehr kurze Zeit; dann kann man überhaupt bei Maupassant kaum von einer Entwicklung reden. Also, fänden wir irgendeine neue Novelle, so wären wir nicht in der Lage, sie zu datieren. Seine erste Novelle, 'Boule de Suif', zeigt in Aufbau und Pointierung eine Sicherheit und Kunst, die Maupassant später nicht übertroffen hat. Und in seinem letzten Novellenband 'L'Inutile Beauté' sind Novellen, die ebenso stark sind wie die früheren. Auszunehmen sind natürlich die meisten Novellen, die er vor der Zeit der Bandpublikationen, in der Regel anonym, veröffentlicht hat. Sie bedeuteten ihm oft nur Entwürfe, die er später aus- und umgearbeitet hat und dann in die Novellenbände aufnahm. Ferner müssen wir von der Mehrzahl der

Nachlaßnovellenbände absehen, die Maupassant selbst nicht veröffentlicht hat und in dieser Form wohl nicht veröffentlicht hätte. Also, wir haben in den Novellen eine kompakte Masse, worin wir keine Entwicklung, kein Crescendo und Decrescendo der Kunst feststellen können. Bloß ein Crescendo des Gefühls, des 'sentiment' oder der Sentimentalität, wie man will. In der letzten Zeit zeigt sich eine Hypertrophie des Gefühls. Ich denke besonders an die lange Novelle 'L'Inutile Beauté. Bei den Romanen werden wir diese Entwicklung, dieses Anschwellen und schließliche Überwuchern des Gefühls, viel deutlicher erkennen können als bei den Novellen. Hier greifen Leben und Werk Maupassants deutlich ineinander. Die Hypertrophie zeigt sich erst bei dem späten, arrivierten Maupassant, dem Liebling und Spielzeug der 'Gesellschaft' und der mondänen Frauen. Aber auch hier schildert er, was er sieht; daneben, als Neues, was er fühlt. Durch sein scharfes Sehen bekommen die Novellen fast einen soziologischen Wert, allerdings gruppiert um eine Pointe, besonders eine Schlußpointe. Die hat er immer gepflegt und darin oft seine raffinierte künstlerische Begabung gezeigt, eine hinreißende Kraft der Schlußpointe, die überwältigend wirkt und etwaige Hemmungen unter Gelächter beseitigt. Auf diese Pointierungskunst, besonders des Schlusses, komme ich noch öfters zurück. Hier liegen die reinsten künstlerischen Wirkungen Guy de Maupassants. Ehe ich auf den Inhalt eingehe, noch ein paar Worte über die Form. Er hat Novellen, die den Umfang und die Technik des Romans zeigen, Boule de Suif, L'Héritage, Yvette, L'Inutile Beauté; daneben ganz kurze Geschichten, fast bloß erzählte Witze. Manche Novellen erscheinen in der Form des objektiven Romans, Herr Soundso und Frau Soundso erleben das und jenes. Andere Novellen sind in Dialogform geschrieben, sie könnten also ebensogut auf der Bühne gespielt werden wie bei Georges Courteline, dessen Novellen 'Boubouroche' und 'Un Monsieur qui a trouvé une montre' fast ohne weiteres bühnenfähige Stücke sind. Dann die große Zahl der eingekleideten, mit einem Rahmen versehenen Novellen. Eine Jagdgesellschaft erzählt sich Geschichten. Schulfreunde sitzen zusammen und sprechen über den und jenen; da weiß einer eine Geschichte von Dingsda. Auf einer Reise trifft man alte Bekannte oder lernt neue kennen, und man erzählt sich Geschichten. Ärzte und Richter erzählen aus ihrer Praxis usf. Die Fülle dieser leichthingeworfenen Rahmen erleichtert Maupassant die Möglichkeit der Darstellung der Scharen seiner Novellenmenschen. Es ist kein Totentanz, es ist ein Tanz der Grotesken, ein Tanz der lächerlichen oder tragischen oder rührenden Menschen, der an uns vorbeizieht. Bauern, Fischer, Soldaten, Kokotten, Spießbürger, Junker, Lebemänner,

Lebedamen, Handwerker, Briefträger, Geistliche, Engländer, Deutsche, Italienerinnen, Türken, Negerinnen, Huren, kleine Beamte; kleine Rentner, korsische Banditen, Lehrer, Schüler, Bordellinhaber und -inhaberinnen, Künstler, Sportsleute, Jäger und Ruderer und besonders Frauen, Dirnen, treue und ungetreue Ehefrauen, die ersteren meist zänkisch, alte verblühte Jungfern, ältliche Damen, die den Reizen der Liebe noch nicht entsagt haben, das Verhältnis, die große Liebe, die Liebe der Dame, die betrogenen Frauen und besonders die betrogenen Männer. Der 'cocu', der Hahnrei, diese altbeliebte Figur der alten französischen 'gaîté gauloise', die die altfranzösischen Fableaux und Molière unsterblich gemacht haben, taucht frisch und ewig jung bei Maupassant wieder auf. Wie das alte Lied sagt, das Aristide Bruant im Montmartre sang:

Un cocu mène l'autre, et toujours sont en peine;
Un cocu l'autre mène.

Die ganze Einheit der Novellen gibt uns ein schillerndes Abbild der Umwelt, wie sie Maupassant sah. Suchen wir eine Einteilung, eine Einordnung in verschiedene Gruppen, so hilft uns wieder die Beziehung von Mensch und Werk. Seiner Jugend in der Normandie entsprechen die normannischen Bauern- und Fischergeschichten, seiner Vorbereitungszeit, seinem Rudern und seiner Beamtenlaufbahn, die Canotier- und Beamtengeschichten, die Künstler- und Journalistennovellen, seinen Reisen die exotischen und fremdländischen Geschichten. Seiner geselligen Zeit seine mondänen Novellen. Seiner Militärzeit seine Kriegsnovellen. Seiner Krankheit seine unheimlichen, seine Krankheitsnovellen. Das trifft natürlich bloß bis zu einem gewissen Grade zu, aber doch bis zu einem gewissen Grade. Maupassant pflegte nicht einen Stoff gärend und brütend in sich zu tragen, der dann spät erst Form gewinnt. Was er sieht und erlebt, wird schnell in Form umgegossen. Das beste Beispiel ist der Roman 'Notre Cœur', der ein — eigenes — Erlebnis des Vorjahres dichterisch umsetzt. Dasselbe können wir auch für manche Novellen annehmen. Aber eine chronologische Scheidung ist damit nicht angestrebt. Sie wäre auch absolut nicht zu erreichen. 'Mouche', die Geschichte der fünf Freunde, die e i n Boot und e i n e Geliebte haben, ist selbsterlebt. Prunier ist Maupassant, und die Spitznamen sind für uns durchsichtig. Die Geschichte wird in der Vorbereitungszeit, also zwischen 1871 und 1880, passiert sein. Am 29. Juli 1875 schreibt er an die Mutter: *Je travaille toujours à mes scènes de canotage dont je t'ai parlé, et je crois que je pourrai faire un petit livre assez amusant et vrai en choisissant les meilleures des histoires de canotiers que je connais, en les augmentant, brodant, etc.* Trotzdem veröffentlicht er die Novelle erst 1890 in

seinem letzten Novellenband. In demselben Briefe an die Mutter berichtet er von einem neuen Novellenband, der den Titel *Grandes misères des petites gens* bekommen soll. Er hat schon sechs Motive dazu. Es müssen dies Motive aus der normannischen und frühen Pariser Zeit sein. Man könnte versuchen, diese sechs tragischen Novellen festzustellen. Aber das wäre eine Spielerei; wer gibt uns Sicherheit, daß wir sie unter den frühveröffentlichten finden müssen? Vielleicht hat er die Motive nie ausgeführt. 'Yvette' ist 1885 erschienen; aber die Vorstufe, die Vorstudie dazu, 'Yveline Samorris', schon 1882 im 'Gaulois'. Wenn die Erlebnisse für die Ruder- und Beamtengeschichten wohl im ganzen aus den Jahren 1871—1880 stammen werden, so beweist uns nichts, daß die normannischen Bauern- und Fischergeschichten in der Jugendzeit, also vor 1870, im Geiste rezipiert sind. Er hat ja später immer noch — außer den letzten Jahren — mit der Normandie in Beziehungen gestanden, er hat sich ein Haus in Etretat gebaut, er ist alljährlich in der Normandie auf Jagd gewesen, hat die Mutter in der Normandie besucht und hat sein Leben lang Freunde in der Normandie gehabt, die ihm auch später noch normannische Stoffe schicken konnten. Also eine Chronologie soll diese Einteilung nicht bedeuten, sie ist unmöglich; aber eine Einteilung in Gruppen kann uns dieser Anschluß an das Verhältnis von Mann und Werk sein. Beginnen wir mit den etwas schärfer umrissenen Gruppen, mit der Ruder- und der Beamtengruppe. Zuerst nehme ich die Beamtennovellen, aus taktischen Gründen, weil ich als Schulbeispiel eine vollendete Novelle bringen will, die alle Vorzüge von Maupassants Erzählungskunst zeigt, 'L'Héritage', die Erbschaft. Dies erste Beispiel muß ich ausführlicher besprechen, um die Art der geplanten Betrachtungsweise zu zeigen.

Es ist ein undankbares Geschäft, den Inhalt Maupassantischer Novellen zu skizzieren. Bei den besten liegt gerade der Reiz in der Form, die Maupassant gefunden hat. Die psychologische Wirkung kann bei jeder Inhaltsangabe nur verlieren. Bei andern ist der Inhalt gleich Null, nur ein Witzwort, eine Pointe. Trotzdem muß ich es versuchen. Also: 'L'Héritage', die Erbschaft.

Im Marineministerium arbeiten ein paar Beamte täglich zusammen: César Cachelin, früherer Unteroffizier der Marineinfanterie, M. Maze, der elegante Lebemann des Ministeriums, und Lesable, der übereifrige, zielbewußte Streber. Wir erleben den täglichen Bureaubetrieb, die Eifersüchteleien, die groben Späße und die Karrierensorgen der einzelnen. Cachelin ist der beneidenswerteste, aber auch sorgenvollste, und der unternehmendste; denn er hat Hoffnungen und Aussichten, bald aus der Tretmühle des Dienstes herauszukommen und reich zu werden. Er hat nämlich eine Schwester, die jetzt alt und bigott ist, aber vorher auf dem

Pfade der Galanterie ein großes Vermögen erworben hat; über eine Million besitzt die alte Dame. Darum nimmt Cachelin und seine hübsche und üppige Tochter Cora jede Rücksicht auf Mlle Charlotte und jede Laune und ihren Geiz in Kauf. Denn die Erbtante sagt, daß für sie nach ihrem Tode gesorgt ist. Sie ersehnt Kindersegen für die Nichte, daß die Rasse der Cachelins nicht aussterbe. Eine kleine Bedingung wird an der Erbschaft hängen. aber die ist so leicht zu erfüllen. Also sucht Cachelin einen Schwiegersohn. Als typischer Subalterner kennt er kein höheres Ideal als einen Mann, der Karriere macht, der eines Tages Bureauchef sein wird. Lesable ist sein Mann. Er packt ihn an der Eitelkeit, er bittet ihn nämlich um seine Protektion — die auszuüben Lesable noch gar nicht in der Lage ist —, er zieht ihn in sein Haus, die Reize der Tochter und die Reden der Tante über ihr Geld scharmieren den Streber, und bald wird die Vermählung von Jacques-Léopold Lesable und Céleste-Coralie Cachelin bekanntgegeben. Die Heirat verändert die Lage des jungen Paares und des Schwiegervaters nicht, die Tante weist bei den deutlichen Anfragen auf die Erbschaft nach ihrem Tode hin mit der geheimnisvollen kleinen Bedingung, die so leicht zu erfüllen ist. Inzwischen macht sie den andern das Leben schwer mit ihrem ewigen Kritteln und Besserwissen, besonders mit ihrem ewigen Fragen und Zetern, daß die Ehe noch kinderlos geblieben ist. Die Tante wird krank und stirbt. Eiligst, am nächsten Morgen, laufen Schwiegersohn und Schwiegervater zum Notar, sie nehmen Cora, die Erbin, mit und bekommen den Bescheid, daß die Kinder von Cora die Erben sind; bis sie majorenn sind, haben die Eltern den Nießbrauch. Falls Cora zur Zeit des Todes der Erblasserin keine Kinder hat, bleibt das Erbe drei Jahre in Verwahrung des Notars. Wenn Cora nach Ablauf dieser drei Jahre immer noch kinderlos ist, fällt das Erbe an fromme Stiftungen. Schwiegersohn und Schwiegervater sind wütend; es ist nichts zu machen, der Schwiegersohn muß ans Werk. Seine zähen Bemühungen haben keinen Erfolg. Die Stimmung unter den drei Beteiligten wird immer verärgerter und feindseliger. Das Bureau erfährt die Sachlage, Witze und Anspielungen hageln auf Lesable. Der schöne Maze, der selber früher mit dem Gedanken an Cora und die Million kokettiert hatte, wird massiv, Lesable wirft ihm ein Tintenfaß an die Brust, ein Duell soll stattfinden. Sensation im Marineministerium. Beide geben sich gern mit gegenseitigen Ehrenerklärungen zufrieden. Aber die Atmosphäre zu Hause wird immer gespannter, Vater und Tochter werden immer brutaler und gehässiger gegen den Sündenbock. Eine Tracht Prügel, die er seiner Frau verabreicht, bringt auch nur eine kurze Besserung des Verhältnisses. Schließlich geht das Ehepaar zu einem Arzt. Cora

ist kerngesund, aber er ist anämisch und etwas schwächlich. Offenbar hat er sich im Bemühen, das allgemein erwünschte Ziel zu erreichen, zu sehr ausgegeben. Lesable ist verzweifelt. Was liegt ihm an der Million, wenn es um sein Leben geht! Er pflegt seine Gesundheit und flieht die Quelle seiner Leiden, zur ratlosen Wut des Vaters und der Tochter. Die Zeit verstreicht, bald sind die drei Jahre um. Lesable nimmt nicht einmal den kleinsten neuen Anlauf zur rettenden Aktion; er läßt die beiden schimpfen und wüten, seine Gesundheit vor allem. Im Ministerium hat sich inzwischen alles eingerenkt, die beiden 'Duellgegner' finden sich in gegenseitiger Hochachtung, nähern sich, befreunden sich. Cachelin pflegt sorgsam diese Beziehungen, lädt Maze herzlichst ein, Lesable sekundiert, etwas weniger enthusiastisch. Der schöne Maze verkehrt nun freundschaftlich bei Lesables. Man findet ihn reizend, Cachelin ist von ihm begeistert, Lesable sieht ein, daß er ihn früher 'verkannt' hat, Cora ist reservierter. Man macht Partien zusammen, geht zusammen ins Theater. Aber die Zeit verstreicht. Es ist März, und im Juli ist die Frist abgelaufen. Cachelin ist böser und wütender als je, bloß Cora ist ruhig und glücklich, als ob sie den drohenden Termin vergessen hätte. Man unternimmt einen Ausflug, Cora ist etwas erschöpft, ihr wird plötzlich übel, sie stürzt weg. Das Unwohlsein geht vorüber, aber man geht früher heim; Maze empfiehlt sich bald. Cachelin übersieht sofort die Situation. Der gewünschte Zustand ist eingetreten. Jubelnd teilt er dem Schwiegersohn die Freudenbotschaft mit, wirft die beiden einander in die Arme. Jetzt ist alles gut, der Schwiegersohn kann sich kurieren. Die Pläne des Alten gehen weiter: man wird doch ein Haus auf dem Lande kaufen, man wird den Chef einladen. Lesable wird einen Korbwagen haben und selbst kutschieren. Lesable leuchtet bei dem Gedanken auf, man geht in ein Restaurant feiern, man kommt leicht 'vergnügt' nach Hause. Am anderen Morgen wacht Lesable in den Armen seiner Cora auf. Am selben Vormittag geht das Ehepaar zum Notar, bewaffnet mit einem ärztlichen Zeugnis, daß ... die Familie Lesable nicht aussterben wird. Cora hat sich auf Lesables Rat ein paar Handtücher um den Leib gebunden, damit die hoffnungverheißende Rundung deutlicher hervortritt; die Bedingung ist erfüllt. Der Frieden im Hause ist wieder hergestellt, alle drei leben glücklich und einträchtig. Der Fremde, der schöne Maze, stört jetzt bloß das innige Familienglück. Ihm wird nahegelegt, sich zurückzuziehen. Eine Tochter Désirée wird Ende September geboren, die Taufe soll erst im nächsten Sommer in dem Landhause Lesables gefeiert werden. Cachelin hat sich zur Ruhe gesetzt, Lesable hat alle Aussichten, Sous-Chef zu werden, Cora ist eleganter und reservierter geworden. Zur Taufe werden der Chef

mit Gemahlin und die Freunde aus dem Bureau eingeladen, außer dem schönen Maze, 'den man nicht mehr sah'. Der Tag läßt sich verheißungsvoll an, der Chef verkehrt jovial mit dem aussichtsreichen Untergebenen, fast wie mit einem Gleichgestellten. Cora und die Frau des Chefs freunden sich rasch an, sie haben dieselben Anschauungen über alles, bloß daß Cora noch ernster und strenger über ungetreue Ehefrauen denkt. Man sieht sich Haus und Garten an, macht einen Spaziergang, bewundert die kleine Désirée; da meldet ein Diener: *Madame est servie.* —

Die psychologische Durchführung der Novelle und der einzelnen Personen ist glänzend. Cora, die Hauptperson, in deren — Händen das Schicksal aller ruht, im ganzen passiv, nur grob und aggressiv, wenn es um das Höchste, um das zu erbende Vermögen, geht. Kräftig und üppig, gern auf die Bemühungen des Ehegatten eingehend; folgsam allen guten Ratschlägen des Vaters und des Gatten. Aber sie verachtet in ihrer robust gesunden Natur den schwächlichen und hypochondrischen Ehemann, sie teilt die Sorgen ihres Vaters beim Herannahen des verhängnisvollen Termins nicht, sie ist still und glücklich. Die Verachtung des Ehemanns hört auf, als das Ziel erreicht ist. Sie selbst entfernt den Freund, der lästig geworden ist, seit das Eheglück wiederhergestellt ist und das Ziel erreicht ist. Sie wird eine zufriedene Bourgeoise mit sehr strengen Grundsätzen werden; sie ist es eigentlich schon, seit ihre Ehe mit einem Kinde gesegnet ist.

Lesable ist der zielbewußte Karrieremacher, der es im Leben zu etwas bringen wird. Er ist in die hübsche Cora verliebt; allerdings hat er auch etwas viel getrunken. Aber als ernster Mann läßt er das sich anbahnende schwärmerische Gespräch mit Cora auf dem Balkon und die poetisch-verliebte Stimmung, als er im Zimmer die spitze Stimme der Tante Zahlen, Banken und Grundstücke nennen hört. Vor allem denkt er an sich. Nichts liegt ihm an der Erbschaft, als er seine Gesundheit erschüttert wähnt. Er zieht sich ganz von seiner Frau zurück. Vor dem Duell hat er eine Todesangst, fühlt sich aber später, als alles beglichen ist, als Held und imponiert sich selber. Die Bemühungen des Schwiegervaters, den reizenden schönen Maze in ihr Haus zu ziehen, unterstützt er, nicht so enthusiastisch, aber höflich und korrekt. Die Freudenbotschaft des Vaters, daß — das Ziel erreicht ist, läßt ihn kalt und mürrisch. Er hat sich, mit der Sorge um seine Gesundheit vollauf beschäftigt, um nichts anderes gekümmert. Er ahnt, er weiß den Zusammenhang, er sieht, daß nicht alles ordnungsgemäß zugegangen ist. Aber die Zauberbilder für die Zukunft, die ihm der Schwiegervater zeigt, scheuchen die sich aufdrängenden schwarzen Gedanken — er hätte sie nicht hervorgegrübelt — zurück. Das Vergangene verschwindet, das, worüber

man nicht klar sehen will, braucht nicht zu existieren. Er schwärmt in der Zukunft, der leichte Rausch wischt alle — trotz allem vielleicht kommenden — Hemmungen weg, in diesem Glückszustand wird das Band der ehelichen Zärtlichkeit neu geknüpft. Die tragische Zeit der Sorge um seine Gesundheit ist vorbei, das Leben ist wieder glücklich und heiter; nebenbei ist die Bedingung erfüllt. Warum soll man über unangenehme Dinge nachdenken; der Erfolg ist alles, Ende gut, alles gut. Er wird Karriere machen, ein angenehmes Leben führen, mit seiner Cora glücklich leben, ohne daß ein Schatten dies Glück trübt oder ihm seinen Seelenfrieden raubt. Gefestigt ist es aus dieser Krise hervorgegangen.

Der Robusteste und Skrupelloseste ist der alte Cachelin; er ist der gerissene alte 'Troupier', dem nichts Menschliches fremd ist. Ihn belastet kein überflüssiges Zartgefühl und keine Diskretion: er weiß die primitiv-zweckdienlichen Maßnahmen in seiner Bauernschlauheit und großen Menschenkenntnis zu ergreifen. Er sieht das Nahe, Nötige und 'trifft immer den Nagel auf den Kopf'. Er will einen Schwiegersohn, er findet den einzig richtigen Weg, den korrekten, kalkulierenden Lesable in sein Haus zu ziehen. In der achtungsvollen Courtoisie der beiden 'Duellanten' erkennt er die Möglichkeit, den Wunsch der Familie, nämlich den Wunsch nach Familie, erfüllt zu sehen. Als die Möglichkeit zur Tatsache geworden ist, regt sich sein Familiensinn zuerst, und er zeigt dem 'Störenfried' deutlich, wie lästig er ist. Er bringt die Ehegatten, die der erfüllte Wunsch einander nicht nahegebracht hat, wieder zueinander, indem er die beiderseitigen Widerstände — denn Coras Glücksgefühl beruht zunächst nicht auf der Erfüllung des Wunsches, sondern auf dem Vorausgegangenen — mit seinem Freudentaumel und Zukunftsplänen wegschwemmt. Er ist schließlich der große Arrangeur, er läßt die Figuren tanzen, er hat alles zum Guten gewandt. Ruhig kann er sein Glück genießen, er hat tüchtig mitgeholfen, daß der Segen über sein Haus kam.

Auch die Nebenfiguren sind knapp und scharf umrissen gezeichnet. Der schöne Maze, der schließlich das Eheproblem der Lesables spielend löst, ist der übliche 'Beau' des Bureaus. Er spielt dort die Rolle des Welt- und Lebemannes, er findet seinen leichten Erfolg bei Cora selbstverständlich und merkt gar nicht, daß er eigentlich bloß eine geschobene Schachfigur ist. Ebenso selbstverständlich scheidet er, nachdem er seine Schuldigkeit getan hat, wieder aus dem Leben der 'befreundeten' Familie aus. Auch die anderen Kollegen aus dem Bureau sind in scharfen Silhouetten gegeben: Pitolet, der die frechen Witze macht, Boissel, der Renommist, der immer die unglaublichsten Sachen erlebt haben will, und schließlich der alte Père Savon, dessen Eheerleb-

nisse Stoff zur unermüdlichen Heiterkeit der Kollegen geben und zugleich eine witzig persiflierende Parallele zum Hauptproblem, zum Eheproblem Lesable. Dazu noch mit ein paar Strichen der Chef als höhere Macht im Hintergrunde. Außer Cora nur noch zwei Frauen: Die Tante Charlotte, die längst ihr galantes, einträgliches Vorleben vergessen hat und jetzt nur noch bigott und kinderlieb, kindernärrisch bis zur Manie ist. Sie ist sich ihres Wertes und ihrer tugendsamen Frömmigkeit durchaus bewußt, sie kann sich alles erlauben, sie ist die Hoffnung der ganzen Familie. Als letzte die Frau des Chefs, die dadurch charakterisiert ist, daß sie nach 35 Pariser Jahren immer noch Provinzlerin geblieben ist. Sie hat feste, strenge Grundsätze, die nur noch durch die Festigkeit der Grundsätze der jungen, glücklichen Mutter Cora überboten werden. Eine beschränkte Anzahl Personen bei einem intimen Problem, einem wahren Interieurproblem, Durchführung und Lösung des Problems nüchtern, praktisch und anspruchslos, witzig und grob wie das Leben im Bureau. Das Bureau hat die Beamten modifiziert und geformt. Immer geht Bureau und Leben ineinander über; auch das große Erlebnis, Cora und Maze, ist durch das Bureau vermittelt.

Der Aufbau ist knapp und straff geordnet. Lange Natur- oder Seelenschilderungen, wie sie beim späteren Maupassant häufig sind, treten sehr zurück. Eingestreute, etwas triviale Betrachtungen, die Maupassant ebenfalls liebt, sind in 'Héritage' relativ selten. Der Anfang führt sofort in medias res: kurz vor 10 Uhr vormittags auf dem Bureau.

Das Hervorstechende bei Maupassant ist die Kunst der Pointierung. Wie er ein berühmter Erzähler von Witzen und saftigen Geschichten in Freundeskreisen war, so findet er in den Erzählungen die Pointe und das scharf beobachtete Licht, das er auf Personen und Situationen wirft. Er kann das aus seinem vorurteilslosen Beobachten heraus, das bei ihm eine angeborene Begabung ist, gestärkt durch Training und eigene Einstellung der Welt gegenüber. Die Begabung zeigt sich in der Leichtigkeit, der Mühelosigkeit des Beobachtens und des Scharf-ins-Auge-Fassens. Hier liegt die Quelle seiner großen Kunst und daneben der landläufigen Art des Beobachtens, die oft — bei 'Héritage' selten — an Trivialität grenzt. Auf dieser Leichtigkeit des Erfassens, des bildhaften Sehens beruhen Höhen und Tiefen, Vorzüge und Nachteile von Maupassants Kunst. Als Beispiele ein paar dieser scharf, objektiv oder ironisch, gesehenen Bilder, die den Reiz von Maupassants Erzählungen zeigen.

Die Tante ist endlich gestorben. Lesable fragt: *Est-ce fini?* Der Schwiegervater bejaht die Frage, will seinem Gesicht einen schmerzbewegten Ausdruck geben. Plötzlich, impulshaft, geben

sich beide Männer die Hand: *comme pour se remercier l'un l'autre de ce qu'ils avaient fait l'un pour l'autre.*

Cachelin ist glücklich, hat 'Krisen von poetischen Anwandlungen', er fühlt *cet attendrissement niais qui vient aux plus lourds devant certaines visions des champs.*

Als Schwiegervater und Tochter Lesable zu brutal beschimpfen, wirft er den Schwiegervater hinaus und verprügelt seine Frau, die er dann allerdings in der alleinseligmachenden Weise tröstet. Man ißt dann zusammen zu Abend, und auf einmal ist die alte Herzlichkeit wieder da *comme si quelque chose d'heureux était arrivé pour tout le monde.*

Der Arzt hat die Schwangerschaft festgestellt, ein paar untergebundene Handtücher erhöhen den Effekt, und Lesable: *semblait fier de promener ce ventre en bosse qui attestait sa virilité.*

Als Désirée, das Wunderkind, herumgezeigt wird und alle es bewundern, sagt der Witzbold Pitollet: '*Elle a l'air d'une petite mazette.*' *Mazette* heißt etwa Donnerwetter, *une mazette* ist ein Staatskind — aber zugleich ein Abkömmling von Maze, der wohl wegen dieser Pointe seinen Namen bekommen hat.

Wie der Anfang bildhaft, wie für die Bühne gearbeitet ist, so auch der Schluß, der ein Tableau, wie ein Bild aus dem Rührstück mit bengalischer Beleuchtung oder aus dem Kino zeigt: der glückselige Großvater hebt das geliebte Enkelkind hoch und sagt: *Voilà ce qu'il y a de meilleur au monde, n'est-ce pas, père Savon?*

Hinter dem Hereinziehen des unglücklichen Vaters und Ehemanns Savon hören wir das derbe, ironische Lachen Maupassants. Er macht sich die verlogene Sentimentalität der Szene durch einen kräftigen Schuß Ironie schmackhaft.

Die Schlußpointe ist wie immer in den guten Novellen Maupassants sorgfältig gewählt und schlagend. Diese rührende Szene unterbricht der Diener und meldet: '*Madame est servie.*' Das Wortspiel ist nicht zu übersetzen; es heißt 'Es ist angerichtet', aber zugleich auch 'Die gnädige Frau ist bedient', d. h. hat alles nach Wunsch.

Damit ist noch einmal das ganze Problem und seine Lösung in drei Worte gepreßt worden, die Gnädige hat, was sie wollte und brauchte.

Damit schließt diese Novelle, eine der besten von Maupassant. Sie zerflattert nicht, der Stil ist angemessen, zeigt kaum Störendes — gepflegt hat Maupassant seinen Stil nie im Sinne eines *travail du style,* sondern nur seine Pointen —, die Darstellung ist flott, kommt schnell vom Fleck, amüsant durch die Situationen und die pointierende, vorurteilslose und ironische Behandlungsweise. Man liest die Geschichte, wie man eine geistreich erzählte

Geschichte hört, und dabei steht der ganze Mensch Maupassant dahinter mit seinem vorurteilslosen, skeptischen und messerscharfen Beobachten, das neben dem künstlerischen Wert der Novelle den Reiz des Persönlichen gibt. Wie einen zoologischen Garten sieht Maupassant die Umwelt und freut sich an den Kapriolen und Gesten der Mitmenschen, hart lächelnd und souverän verachtend. Das Witzige des Inhalts und der Pointen bei den Novellen läßt das Achten auf den Stil zurücktreten, bei Maupassant selbst und beim Leser. Beim kritischen Wiederlesen heben sich Eigenarten heraus, die gelegentlich Unarten nahe verwandt sind, wie schon Flaubert bei Maupassants Jugendwerken (s. Archiv Bd. 140, 228 ff.) feststellte.

Eins dieser Stilmittel ist das, was ich den 'ewigen Dreiklang' nennen möchte. Drei Satzglieder oder drei Worte werden unverbunden nebeneinandergestellt. Also etwa:

il avait séparé des combattants,[1] *arrêté des chevaux,*[2]
sauvé des femmes en danger.[3]
C'était une sauce, une soupe, un liquide clair.
sur ses goûts, sur ses rêves, sur ses plaisirs.
des heures, des nuits, des semaines
Son corps mince, frêle, maigre
négligent, insoucieux, ignorant
sautait, bouillonnait, écumait
le bousculant, le secouant, le bourrant.

Die Beispiele zeigen genügend, wie ich es meine. Es gäbe in 'Héritage' noch viele weitere, dabei in dieser Frühnovelle viel weniger als in vielen anderen. Natürlich ist gegen diesen Dreiklang als Stilmittel an und für sich absolut nichts einzuwenden. Schon Rousseau hat ihn; auch Flaubert hat ihn von Zeit zu Zeit. Catulle Mendès, dem Maupassant nahestand, macht einen reichlichen Gebrauch davon. Was bei Maupassant stört, ist das Übermaß, er reitet das Stilmittel, wenn ich so sagen darf, zu Tode; es wirkt ermüdend, eintönig und langweilig. Gerade weil die Kunst des Erzählens so glänzend ist, möchte man einen entsprechend kultivierten Stil finden. Aber daran liegt Maupassant nichts, er ist Naturalist, ein Naturkind, ja ein Naturbursche. Glänzende angeborene und dann gepflegte Anlagen, die gefährliche Gabe der Leichtigkeit, aber nicht das Ringen um ein Wort. Ich weiß, man soll den Künstler in sich erfassen, Vergleiche sind oft ungerecht und unzweckmäßig. Aber beim objektiven Beurteilen eines Kunstwerkes darf die Kunst des Wählens der Worte nicht fehlen.

Maupassant begnügt sich mit dem beliebigen, ihm gerade einfallenden Wort. Er lehnt Flauberts Theorie, daß jeder Begriff, jedes Wort in seiner allein genügenden Schärfe bloß einmal vorhanden sei, daß man dieses Wort eben suchen müsse, bis man es gefunden hat, in der Praxis ab. Er sagt: *humidité douce, paix sereine, fond brillant,* scheut sich also nicht vor dem beliebig bis trivial gewählten Wort. Auch hier muß ich wieder feststellen, daß in 'Héritage' diese Trivialitäten relativ noch selten sind. So erreicht der Stil nicht die Vorzüge der Darstellung, aber der Wert dieser Novelle ist wenig beeinträchtigt. 'L'Héritage' ist eine der Meisternovellen Maupassants.

Noch zum Schluß ein Wort über den Tenor der Novelle. Maupassant malt nicht schwarz und weiß, er malt grau in grau. Die Menschen sind keine Schurken und keine Idioten. Die Menschen können Maupassant nichts vormachen, er sieht ihre Art und ihre Motive. Meist sind die Motive keine edlen, dazu sieht Maupassant, der Menschenverächter, zu erbarmungslos scharf und zu vorurteilsfrei, er kennt die Relativität aller Dinge. Aber er sieht auch die besseren Züge, er weiß, daß der Mensch ein Gemisch von Gutem und Bösem, oder besser von relativ Gutem und relativ Bösem ist. Z. B. Cora betrügt ihren Mann. Aber er hat sich aus Sorge für seine werte Gesundheit von ihr ganz zurückgezogen, und Cora ist eine kräftige, sinnliche Natur. An die Erbschaft denkt sie bei ihrer Hingabe an Maze nicht oder nur wenig. Als der Mann in dieser Zeit aus Freude über einen Erfolg in der Karriere die Frau umarmt, stößt sie ihn wie verlegen zurück. Allerdings nimmt sie, nachdem der erwünschte Erfolg erzielt ist, den ehelichen Verkehr selbstverständlich, als ob er nie in Frage gestanden hätte, wieder auf und gibt dem überflüssig gewordenen Mittelsmann den Laufpaß. Maupassant urteilt nicht, er sieht das sogenannte Gute und das sogenannte Schlechte, seiner unerschütterlichen Erkenntnis nach mehr das sogenannte Schlechte. Aber er wirft auf niemanden einen Stein. Das zweite Charakteristikum des Tenors der Novelle ist die graziöse Diskretion. Nichts wird grob und direkt gesagt, alles erfahren wir auf dem indirekten Wege. Das Wort Ehebruch kommt nicht vor, er schildert keine Liebesszene zwischen Cora und Maze; auf einmal ist das Ziel der Wünsche erreicht, Cora ist in 'gesegneten' Umständen. Wir müssen zwischen den Zeilen lesen, allerdings nur so, daß auch der Harmlose die Zusammenhänge durchschaut. Nichts wird grob gesagt, aber alles genügend angedeutet. Zweifel können für den etwas kombinierenden Leser niemals bestehen und sollen es auch nicht. Sogar alle Einzelheiten werden in dieser andeutenden Weise aufgeklärt. Man fragt sich, wann und wo Cora und Maze sich treffen. Kein direktes Wort in der Novelle; aber als Cora

ihrem Manne erzählt, daß sie Maze nahegelegt habe, sich zurückzuziehen, sagt sie auch, daß es ihr nicht passe, daß Maze sie besuche, wenn ihr Mann nicht zu Hause ist. So erfahren wir diese Einzelheit auf dem indirekten Wege.

Ich habe diese erste Novelle besonders ausführlich behandelt, um das Charakteristische der Kunst Maupassants hier glatt zu zeigen, und um zugleich die Analyse einer seiner Meisternovellen zu geben. Denn das ist 'L'Héritage'.

Zu dieser Gruppe der Beamtennovellen gehört auch 'A cheval' (Mlle Fifi). Ein armer Adliger, der als Beamter dürftig untergeschlüpft ist, hat eine kleine Extraeinnahme. Voller Freude beschließt er, mit der Familie dies Ereignis standesgemäß zu feiern. Man unternimmt einen Ausflug, die Familie im Wagen, der Papa, als wie in alter Zeit, zu Pferde. Das Unglück läßt nicht auf sich warten, auf dem Heimwege reitet er ein altes Weib an. Er läßt es ins Krankenhaus bringen, natürlich auf seine Kosten. Der Alten gefällt es dort so gut, daß sie für dauernd dort bleibt, weil sie immer unkontrollierbare innere Schmerzen heuchelt. Die ganze Extraeinnahme geht drauf, die Freude am Ausflug ist ganz verdorben, man entschließt sich, die Alte der Billigkeit halber zu sich ins Haus zu nehmen, und wer weiß, ob die Alte überhaupt je wieder gesund wird! Hier ist das Stoffliche kein Problem, es ist ein Unglücksfall, eine Zeitungsnotiz: Ein Reiter verletzt ein altes Weib, das Weib muß ins Krankenhaus und bleibt endlos darin, da man ihm nicht nachweisen kann, daß es gesund geworden ist. Diese kleine Zeitungsnotiz, wie man sie zu Dutzenden in französischen Zeitungen unter 'Faits divers' findet, ist der Rohstoff für Maupassant. Den behandelt er nun psychologisch und macht daraus ein hübsch gesehenes soziales Bild: Der verarmte Adlige, der einmal in seinem Leben seinen Idealen (hoch zu Roß) nachleben will und es so bitter büßen muß. Dahinter steht Maupassants bittere Lebensweisheit: Auch die harmlosen kleinen Wünsche erfüllt das Leben nicht, boshaft, wie absichtlich spielt das Schicksal mit den Armen. Ein bitteres Lachen steht dahinter.

'La parure' (Boule de Suif) hat folgendes Ereignis zur Grundlage: Eine Beamtenfrau hat zu einem Fest einen prachtvollen Schmuck von einer Freundin geborgt. Sie verliert ihn. Sie kaufen einen ganz ähnlichen und darben und sparen mehr als zehn Jahre, um den Schmuck abzuzahlen. Später kommt heraus, daß der geliehene und verlorene Schmuck — unecht war. Auch hier wieder das grausame Lachen. Die Freude des Festes vergällt durch zehnjähriges Darben wegen eines falschen Schmuckes!

Eine Momentaufnahme, die ein lautes Gelächter auslöst, ist 'Le Parapluie' (Les Sœurs Rondole). Mme Oreille, eine Beamten-

gattin, ist berühmt wegen ihres Geizes, obwohl die Oreilles 'es gar nicht nötig haben'. Der Mann bekommt mühsam sein knappes Taschengeld und ist vor allem traurig, daß er nur einen Regenschirm hat, der durchaus unstandesgemäß ist. Denn M. Oreille ist *commis principal* im Ministerium und sehr eitel. Endlich bekommt er einen schönen Schirm. Da geschieht das Unglück, der Mann kommt aus dem Bureau zurück, sein Schirm ist ruiniert. Irgendein Kollege hatte aus Bosheit die Asche seiner Pfeife hineingeschüttet, *il était perdu, perdu sans remède.* Das Familienglück leidet unter diesem Unglücksfall, eine Szene folgt der anderen. Ein Freund rät, sich an die Versicherung zu halten. Die Frau zieht hin, ein harter Kampf zwischen ihrem Geiz und ihrer Angst spielt sich in ihr ab, der Geiz siegt. Sie preßt von dem Versicherungsdirektor, der sie nur endlich loswerden will, die Entschädigung heraus. Sie darf den Schirm neu beziehen lassen, die Versicherung bezahlt. Triumphierend geht sie in das eleganteste Geschäft: Nehmen Sie das Beste. Der Preis spielt keine Rolle.

Mit dieser köstlichen Schlußpointe endet die Momentaufnahme der kleinen geizigen Beamtenfrau. Da sie bös, geizig und unangenehm ist, gelingt es ihr im Leben, wenigstens der kleine Triumph, einmal im Leben nobel und verschwenderisch zu sein — auf Kosten anderer.

Ferner gehört zu dieser Gruppe 'En famille' (La Maison Tellier). Es ist wieder ein kleiner Beamter, Caravan, sein und seiner Familie Leben geht in Bureausorgen auf. Kleinlich, ängstlich und lächerlich ist die ganze Atmosphäre. Seine Mutter lebt mit ihnen zusammen und bewohnt die Etage über ihnen. Sie ist sehr alt, sehr geizig und sehr zänkisch. Eines Tages kommt sie nicht zu Tisch, man findet sie starr und steif am Boden liegen. Der befreundete, etwas zweifelhafte Arzt stellt den Todesfall fest. M. Caravan muß alles Nötige erledigen. Vorher, ehe die andere Erbpartei kommt, wird auf Befehl der jungen M[me] Caravan der Erbteilung etwas vorgegriffen. Die Kommode und die Standuhr werden eine Treppe tiefer gebracht. Da — kommt die Alte die Treppe herunter, fast zur gleichen Zeit, als ihre verheiratete Tochter mit ihrem Mann ins Zimmer treten, die auf die 'Todesnachricht' hin herbeigeeilt waren. Die Alte hatte nur eine schwere Ohnmacht gehabt, im Starrkrampf hat sie alles gehört, was gesprochen worden ist. Kommode und Stehuhr wandern wieder eine Treppe hinauf; man ahnt, daß die künftige, wirkliche Erbteilung nicht zugunsten der jungen Caravans ausfallen wird. Aber Caravan hat nur eine Sorge: *Qu'est-ce que je vais dire à mon chef?*

Damit schließt die Novelle. Es ist keine Pointennovelle, keine,



die ganz auf eine Schlußpointe hin zugeschnitten ist. Das Groteske liegt in den Situationen und den Charakteren. Alles ins Kleinliche, Meskine gefärbt. Kleinliche Ambition, kleinliche, unaufrichtige Feindseligkeit, kleinliche Sorgen. '*En somme, tout le monde est bête, bête, bête, ici comme ailleurs*', wie Maupassant an Flaubert geschrieben hat.

'En famille' ist eine der längeren Novellen, wir finden die Trivialitäten des Stils, die schon mehrfach hervorgehoben wurden, hier ziemlich stark vertreten. Daneben sehr hübsche Pointen und Formulierungen. Als der Arzt den Todesfall feststellt, hat die junge Mme Caravan '*une crise convenable de chagrin*'. Caravan ist '*très laid sans sa douleur vraie*'.

Mehr zufällig kommt in die Gruppe der Beamtengeschichten 'Les bijoux' (Clair de lune), weil der Held Beamter ist; die typische Beamtenatmosphäre fehlt. Der *commis principal* Lantin lebt unsagbar glücklich mit seiner Frau, die ihm sein Leben verschönt. Nur ärgert ihn ihre übermäßige Vorliebe für das Theater und für falschen Schmuck. Im Winter erkältet sie sich auf dem Heimweg von der Oper, acht Tage später stirbt sie an einer Lungenentzündung. Der Mann ist verzweifelt, bald auch in Geldsorgen. Sein Einkommen, das bei Lebzeiten der Frau für ein bequemes Leben der beiden ausgereicht hatte, langt für ihn allein nicht mehr. In der Not will er eine falsche Perlenkette verkaufen, man bietet ihm 18 000 Franken! Allmählich versteht er den Zusammenhang; aber in seinem Schmerz fühlt er '*avec de l'argent on peut secouer jusqu'aux chagrins*'. Er verkauft den ganzen 'Similischmuck' für fast 200 000 Franken. Sechs Monate später heiratet er wieder. '*Sa seconde femme était très honnête, mais d'un caractère difficile. Elle le fit beaucoup souffrir.*'

Wie bei der Novelle 'L'Héritage' liegt auch hier der künstlerische Reiz der Erzählung in der Diskretion der Darstellung. Nirgends wird gesagt, daß Mme Lantin ein Verhältnis hat. Man muß es zwischen den Zeilen lesen. Bloß damit auch der sehr harmlose Leser dahinterkommt, sind zweimal Andeutungen gegeben. Als Lantin die 'Similis' verkauft, können die Kommis im Juweliergeschäft sich kaum vor Lachen halten. Und bei seiner Wiederverheiratung wird betont, daß die zweite Frau *très honnête* war. Wieder sehen wir auch das Bestreben nach Durchsichtigkeit bei M., kein Punkt soll dunkel bleiben. Erst geht Lantin immer mit ins Theater, bis er schließlich auf sein flehentliches Bitten von dieser Pflicht entbunden wird. Diese Theaterbesuche boten dann offenbar der Frau die Gelegenheit, den falschen Schmuck und die Zuschüsse zur Haushaltung zu verdienen. M. erzählt so, als ob er selbst solange wie möglich an die Unechtheit der Juwelen glaubt, und trotzdem wird der nicht allzu

harmlose Leser bald den Zusammenhang ahnen. Gerade dieser Gegensatz zwischen Gesagtem und Gewolltem gibt der Novelle ihren stilistischen Reiz. Dazu die Schlußpointe des skeptischen M., die ungetreuen Frauen machen ihre Männer glücklich, die tugendhaften unglücklich.

Damit wären wir am Ende der Beamtennovellen; ich habe sie ausführlich behandelt, wohl alle angeführt und manches Prinzipielle dabei besprochen, gerade weil es eine festumrissene Gruppe war. —

Nun die Canotiernovellen, aus der Atmosphäre von M.s Ruderzeit auf der Seine, die gewissermaßen die Ergänzung zu den Beamtennovellen sind, wie M. der Sport die geliebte Ergänzung zum *bûcher*, zum Ochsen auf dem Amte war.

Zunächst die Novelle 'Mouche', in der die ganze heitere, erdennahe, sprupellose Sorglosigkeit der Seinezeit steckt. Die Novelle ist schon äußerlich als Anekdote aufgezogen. Sie hat den Untertitel 'Souvenir d'un canotier' und beginnt anspruchslos: '*Il nous dit.*' Dann beginnt die Geschichte.

Fünf Freunde haben auf der Seine ein gemeinsames Ruderboot, aber keine *barreuse*, keine Frau für das Steuer. Endlich bringt einer die Gewünschte, es ist Mouche. Allmählich interessieren sich auch die anderen vier für die lustige, stets fidele und amüsante Mouche, und nun haben sie alle zusammen ein Boot und eine Geliebte. Aber diese Harmonie droht ein Ereignis zu stören. Mouche wird schwanger. Auf Antrag des ersten Gönners schwören die fünf, das Kind zu adoptieren. Mouche ist selig. Aber einmal, beim Landen, springt Mouche leichtsinnig zu früh aus dem Boot, sie schlägt sich, fällt ins Wasser. Alle fünf tauchen zur gleichen Zeit und bringen sie ans Land, aber Mouches Hoffnungen sind vernichtet. Sie ist trostlos; traurig stehen die fünf um ihr Krankenbett. Bis der erste Freund das erlösende Wort findet: '*Console-toi, petite Mouche, console-toi, nous t'en ferons un autre.*' Und Mouche, halb überzeugt, halb spöttisch, noch ganz verweint, aber doch mit ihrem Sinn für Komik, fragt: '*Bien vrai?*' Und der Chor der Freunde antwortet: '*Bien vrai.*'

Der Tenor dieser Geschichte ist ein anderer als bei den Beamtengeschichten. Hier handelt es sich nicht um Durchschimmernlassen und Erratenlassen; hier nennt man unbekümmert die Dinge beim Namen. Der robuste Ruderer spricht anders als der korrekte oder korrekt sein wollende Beamte. Und doch ist weder Stil noch Inhalt brutal wirkend. Es ist die derb-unbekümmerte Heiterkeit, die über der Geschichte liegt, und vor allem über der reizenden Figur der Mouche, die etwas Instinktstarkes, Verantwortungsloses und dadurch Naturnahes hat; dazu den Witz der Pariser *Gamine*, schlagend, grotesk und unerwartet. ***Née avec un***

verre d'absinthe dans le ventre, que sa mère avait dû boire au moment d'accoucher. Ich glaube, niemand wird versuchen, Mouche mit Moral auf den Leib zu rücken; Mouche ist jenseits von Gut und Böse.

Wenn 'Mouche' die typische Anekdote ist, so ist 'Une partie de campagne' (La Maison Tellier) die typische Novelle. Ich möchte durch die Gegenüberstellung den Unterschied herausarbeiten.

Die Familie Dufour, *quincailler*, Mann und Frau, Großmutter, Tochter und ihr Zukünftiger, unternehmen am Namenstag von Mme Dufour einen Ausflug. Dufour selbst kutschiert den Wagen, den man vom Milchhändler entliehen hat. An der Seine, in Bezons, beschließt man zu frühstücken. Sie lernen zwei Ruderer kennen, die ihnen höflich den besten Platz im Garten einräumen. Man ißt und trinkt tüchtig, besonders die männlichen Mitglieder der Familie. Der Ehemann setzt sich zum Angeln, der rothaarige Bräutigam legt sich zum Schlafen, Mutter und Tochter folgen der Einladung der Ruderer, beide Boote fahren ab. Das Boot mit der Mutter voraus, die Tochter mit Henri hinterher. Der Tochter ist es wie ein Traum, der Wein, die Hitze, vor allem die Natur, das Dahingleiten auf dem Wasser, allein mit einem jungen Manne, wie zeitlos, wie unwirklich! Eine Nachtigall singt, sie landen an einer Insel, um ihr zu lauschen. Im Gebüsch hören sie zu, und während die Nachtigall ihr Liebeslied singt, erfüllt sich den beiden ein Liebestraum. Die Nachtigall schweigt, beide stehen auf, blaß: *ils semblaient devenus ennemis irréconciables.* Sie suchen die Mutter und den anderen Ruderer. Sehr rot und sehr verwirrt fährt die Mutter hinter einem Busch auf. Schweigsam fährt man zurück, die Mutter glücklich, die Tochter ganz in Gedanken. Die Ruderer geben die Damen an die ungeduldig gewordene Familie zurück und empfehlen sich. *Un soupir et une larme leur répondirent.* Zwei Monate später kommt Henri zufällig an dem Laden vorbei, er tritt ein und findet die Mutter. Die Tochter ist verheiratet. Die Mutter läßt sich dem Freunde angelegentlich empfehlen. Ein Jahr später geht Henri Sonntags auf die Insel, in das Versteck seiner Liebeserinnerung. Die Tochter mit ihrem Mann ist dort, sie sitzt traurig da, der rothaarige Ehemann schläft. Henri sagt, wie er diesen Fleck liebt, wie er oft hingeht und an Früheres denkt. Sie sieht ihm lange in die Augen: *Moi, j'y pense tous les soirs.* Da wacht der Ehemann auf: Ich glaube, es ist Zeit, nach Hause zu gehen. —

Über der ganzen Geschichte liegt eine sanfte, traurige Melancholie, eine süße, fast süßliche Sentimentalität, die wieder zu dem ziemlich reellen Stoff einen pikanten und graziösen Gegensatz bildet. Das ist keine Anekdote, es ist eine Geschichte, die

in das ganze Leben der beiden eingreift, es ist ein angedeuteter Roman. Dementsprechend auch der ganze Stil: lange Naturschilderungen, Schilderung von Gefühlen, was alles bei der Anekdote keinen oder nur ganz geringen Platz hat. Dadurch bekommt man den Eindruck des zu Langen, zu leicht Hingeworfenen und Trivialen. Die Knappheit der Durchführung wird von Reflexionen und Schilderungen überwuchert. Das lebhafte Auf-die-Sache-Losgehen, das die Anekdote auszeichnet, wird unterbrochen von behaglicher, ausführlich-trivialer Leichtigkeit des Schreibens, die an Geschwätzigkeit erinnert. Ein graziöses und gefährliches Moment ist die Nachtigall, die im Auf und Ab ihres Liebessanges das Liebeserlebnis des Paares begleitet und darstellt. Diskret und doch gewagt, technisch glänzend das Heikle verhüllend und zugleich akzentuierend, ist es ein Virtuosenstück, aber ein Virtuosenstück, bei dem einem unheimlich zumute wird. Der Schritt zum Kitsch hinüber ist nicht allzu groß. —

Eine weitere Canotiergeschichte ist 'Ça ira' (M. Parent).

Eine Einkleidungsgeschichte. Jemand erzählt, wie er in ein kleines Nest kommt und zufällig in einem Zigarrenladen in der Besitzerin eine alte Bekannte wiederfindet, eben 'Ça ira', die Canotierfreundin von früher. Sie erzählt ein paar Streiche, die sie als Modistin und Canotierliebste mit ihren Freundinnen ausgeführt hat und wie sie sich schließlich in die solide Bürgerlichkeit gerettet hat.

Hier finden wir keine geschlossene Novelle, keine einheitliche Handlung. Die Hauptsache sind die paar Grisettenstreiche, die Umrahmung dient nur dazu, daraus eine Art Novelle oder Erzählung zu machen. Es ist eine lose, lasche Art der Erzählung. Das Stoffliche, die Streiche sind die Hauptsache. Mit der Kunstform der Novelle hat diese Geschichte nichts zu tun. Ein paar drollige Geschichten, lustige Schwindeleien werden mit Hilfe der Einrahmung zu einer Art Novelle zusammengeschmiedet. Auch diese Art der Konstruktion — denn Komposition können wir das nicht nennen — finden wir des öfteren bei M. Eine oder ein paar Geschichten, wie man sie sich am Stammtisch erzählt oder sie unter 'Faits divers' in der Zeitung liest, werden Keimzelle einer Novelle. Hier unter Verzicht auf jede künstlerische Vereinheitlichung der Komposition, anderswo künstlerisch durchgearbeitet in der Komposition. M. ist vor allem der Erzähler, manchmal mit allem Aufwand der Technik, manchmal — wie hier — unter Verzicht auf alles Technische, wie man etwa Freunden eine Geschichte erzählt.

Es ist nicht meine Absicht, sämtliche Novellen M.s, möglichst in Gruppen wohlgeordnet, zu behandeln. Eine ausführliche Übersicht mit geschickten Inhaltsangaben und Bewertungen gibt Paul

Mahn in seinem schon mehrfach zitierten Buche. Ich will bloß an Beispielen die künstlerischen Möglichkeiten aufzeigen, die die Novellen M. boten. Daß diese Möglichkeiten ganz verschiedenartige sind, haben wohl schon diese Canotiergeschichten gezeigt, wozu man noch 'L'Héritage' fügen mag. Die erwähnte chronologische — oder wenn man will pseudochronologische — Einteilungsart wird für die Darstellung der verschiedenen Kunsttypen nicht ausreichen. Die stoffliche Einteilung dient ja auch mehr einer bequemen Übersicht, die stilistisch-künstlerische ist mir wichtiger. Aber die beiden Prinzipien stören sich gegenseitig nicht, sie unterstützen sich gegenseitig, Stoff und Form, Gegebenes und Kunstwillen zu erkennen und zu werten.

Es soll jetzt eine Künstlernovelle folgen. Auch hier kann Erlebtes hineinspielen, denn in den Kreisen junger Künstler weilte der junge M. gern.

'Le voleur' (Mlle Fifi). Es ist wieder eine Anekdote. Als Einkleidung dient: eine Gruppe Freunde, ein Stammtisch in Barbizon; einer erzählt. Am Schluß ist diesmal die Einkleidung wieder aufgegriffen, während sonst M. meist will oder doch erreicht, daß die Einkleidung vergessen wird. Sogar die Schlußpointe gehört diesmal der Einkleidung an. Der Anfang der Erzählung:

Puisque je vous dis qu'on ne la croira pas.

— Racontez tout de même.

Dann beginnt die Geschichte: Drei Maler haben zusammen gegessen, sie sind stark angeheitert, sie maskieren sich als Soldaten, ein Husar, ein Kürassier und ein Grenadier, dann trinken sie weiter. Plötzlich hört der relativ Nüchternste, der Grenadier, Schritte im Atelier nebenan. Unter dem Gesang der Marseillaise ziehen sie bewaffnet gegen den Feind. In einem Wandschrank finden sie schließlich den Dieb, einen alten, schmutzigen Kerl. Er wird gebunden, es wird Gericht über ihn gehalten, und er wird zum Tode verurteilt. Es kommen ihnen doch Skrupel, und er wird zur Polizeiwache gebracht. Der Chef, der die Maler kennt, schickt sie lachend mit ihrem Gefangenen nach Hause. Was sollen sie nun mit dem Gefangenen machen? Die Rührung der Betrunkenheit überkommt sie, dem Gefangenen werden die Fesseln abgenommen, ein neuer Punsch wird gebraut, der Dieb trinkt 'wie ein Regiment'. Aber bei Tagesanbruch erhebt er sich: 'Ich bin leider gezwungen, Sie zu verlassen, weil ich nach Hause gehen muß.' Die Maler sind trostlos, aber er läßt sich nicht halten; man leuchtet ihm die Treppe hinunter. —

Der Erzähler schließt: Aber das Drolligste an meiner Geschichte ist, daß sie wahr ist.

Die Komik liegt ausschließlich in der Situation, der Dieb unter den lustigen, betrunkenen Malern. Er hält sie zuerst für

verrückt. Es ist komisch geschildert, wie unter der Wirkung des Alkohols den Malern kurzlebige Ideen auftauchen, um ebenso schnell wieder zu verschwinden. Er ist ein Dieb, er wird verurteilt, er soll hingerichtet werden; dann ist auf einmal alles vergessen, er ist ihr lieber Freund, den sie ungern verlieren. Der Alkohol, der große Gleichmacher, hat einmal alles verwischt, die Standesunterschiede und den Gegensatz von Verbrecher und Bürger.

Die Geschichte ist, natürlich, da sie als erzählt gegeben ist, durchaus sachlich in der Darstellung. Zuerst, wie fast immer bei M., eine kleine Einleitung, eine Erinnerung an die früheren lustigen Zeiten, die hier ja auch ganz berechtigt ist. Dann wird schnell vorwärtsschreitend die Anekdote erzählt, knapp, geschickt, pointierend; Reflexionen oder Gefühle haben keinen Platz darin. M. gibt die Geschichte als wahr, einer der Maler ist Le Poittevin, der ein Vetter M.s war. Diese Novelle steht der romanhaften Novelle diametral gegenüber. Es ist die Stammtischgeschichte, die erzählte, nicht die geschriebene Geschichte.

Jena. Heinrich Gelzer.

(Fortsetzung folgt.)

Zu provenzalischen Texten.

1. La lettera epica di Rambaldo di Vaqueiras ed. Crescini. Padova 1902.

Im Anschluß an meine Ausgabe der Briefe des Rambaut de Vaqueiras an den Markgrafen Bonifaz I. von Monferrat 1893 (Übersetzung von Del Noce ins Italienische 1898) hatte Crescini zunächst 'Ancora delle lettere di R. de Vaqueiras', Padova 1899, dann einen langen Artikel 'R. de Vaqueiras et le marquis Boniface I de Montferrat' in den Annales du Midi XI, XII, XIII (1899 bis 1901) veröffentlicht und schließlich den Text des Denkmals noch einmal zum Abdruck gebracht: 'La lettera epica die R. de Vaqueiras (testo critico, versione, postille)', Padova 1902. Ich habe mich zu jenen Publikationen in einem Aufsatz 'Über einige Stellen bei R. de Vaqueiras' in Zs. f. rom. Phil. XXXIV, 458 bis 473 (1910) geäußert. Das hier Folgende möge man als eine Fortsetzung dazu ansehen; freilich muß ich mich auf zwei Punkte beschränken und kann auch diese infolge von Raummangel nur verhältnismäßig kurz behandeln.[1]

1. Rambaut sagt im Briefe auf -o V. 32 ff.:

Entorn Blaquerna sotz vostre gonfayno[2]
estei armatz a lei de Bramanso
estei armatz a lei de Brananso
d'elm e d'ausberc e de gros gambaizo;
e·combatey sotz la tor al Peiro,
e i fui nafratz d'outra la guarnizo,
e portiey armas aitan pres d'Ebdomo
tro qu'en traisem l'emperador felho.

Es handelt sich um den sechsten dieser Verse (V. 37). CJR schreiben am Schlusse *del domo*, E *del donno*, die Catania-Handschrift *del dromo*, die Gil y Gil-Hs. *del duganon*. Ich hatte dafür *d'Ebdomo* gesetzt unter Deutung von *Ebdomo* auf den alten Kaiserpalast Hebdomon mit näherer Begründung S. 25 und in der Anmerkung. Demgegenüber schreibt Crescini, R. de Vaq. et le marq. ... S. 49 und Lett. ep. S. 10 *del donio* (*donno* von E = *domio*) und erklärt dies *donio* als identisch seiend mit dem Blachernenpalast. Dazu hat schon Appel im Ltrbl. XXIII, 81 bemerkt, daß es schwerfalle, zu glauben, ein *del donio* griffe über die voraufgehenden Verse, die sich nach Crescini auf die Ereignisse des Jahres 1204 beziehen sollen, hinweg auf Blaquerna in V. 31 und damit auf das Jahr 1203 zurück. Crescini wiederum verweist in Lett. ep. S. 25 Appel auf Ancora ... S. 10—11 und

[1] Auf andere Stellen des Textes zurückzukommen, wird sich wieder die Gelegenheit bieten, wenn Crescini, wie doch noch immer zu hoffen steht, die Gesamtausgabe des Rambaut herausbringt.

[2] Wegen der Interpunktion in diesem Verse s. Zs. XXXIV, 473.

Rambaut 51, aber wenn er dort sagt, daß der Dichter auch im Briefe auf *-at* zuerst die Eroberung von Griechenland erwähnt (V. 17; Hs. R) und dann erst die Kämpfe um Konstantinopel (V. 34 ff.), so ist wohl zu beachten, daß dieser Brief, wie ich schon S. 9—10 meiner Ausgabe bemerkt habe, einen von dem Briefe auf *-o* wesentlich verschiedenen Charakter trägt: er deutet an, zählt kurz auf, streift flüchtig die Dinge, ist summarisch. Allein auch angenommen, Rambaut hätte auf kurzem Raum ein chronologisches Durcheinander gemacht, wie wäre es glaublich, daß, nachdem er nach V. 32—34, wo der Blachernenpalast als *Blaquerna* genannt wird, zum folgenden Jahre 1204 abgesprungen wäre, nun mit einmal auf den Blachernenpalast in der Art zurückkäme, daß er ihn einfach mit *lo donio* bezeichnete? Es mag sein, daß *donio* im Sinne einer ganzen Burg verwendet worden ist, wiewohl das von Crescini aus dem Koblenwechsel zwischen P. Vidal und Markgraf Lanza angezogene Beispiel nicht paßt, da hier ja *castels* voraufgeht, und wiewohl sonst prov. *donio* in dieser Bedeutung nicht belegt ist; indessen, war denn der Blachernenpalast wie ein abendländisches Schloß, das seinen Schloßturm hatte, gebaut? Jedenfalls ist es keinem Chronisten eingefallen, dem griechischen Blachernenpalast eine solche Bezeichnung zuteil werden zu lassen.

Obige Momente bestimmen mich, an der Meinung festzuhalten, daß in der fraglichen Stelle ein Name steckt, und daran macht mich auch der Umstand nicht irre, daß die Kopisten es offenbar mit einem Appellativum zu tun zu haben glaubten. Eine andere Frage ist es, ob es nicht zu kühn von mir war, ein *d'Ebdomo* in den Text zu setzen; jetzt würde ich auch nur *del domo*[1] oder *del donio* schreiben und mich darauf beschränken, in der Anmerkung meine Auffassung über das Ursprüngliche von *d'Ebdomo* oder besser *d'Eddomo* darzulegen. Bemerkt sei nur noch folgendes. Mordtmann sagt in seiner 'Esquisse topographique de Constantinople' (Lille 1892) S. 29a, daß nach den neuesten Untersuchungen von Alex. v. Millingen der Hebdomonpalast entgegen allen sonstigen Angaben der Topographen von Pierre Gilles und Du Cange an außerhalb der Mauern gelegen habe, und Crescini verfehlt nicht, darauf hinzuweisen. Um jene Ausführungen Millingens

[1] Crescini, Lett. ep. 25 f. bemerkt mit Recht, daß man vielleicht nicht nötig hat, das *domo* in *donio* zu ändern, da ja *dromo* 'Schloßturm', das übrigens auch die Catania-Hs. bietet, im Albigenserkrieg 759 und im Fierabras 3316 (auch 3677) vorkomme und daraus ein Schluß auf die Existenz von *domo* gezogen werden könne. — Appel schlägt einen Zwischenweg ein: er schreibt Chrest. 101, 36 einerseits *domno* und glossiert demzufolge mit 'Turm', andererseits aber heißt es unter den Eigennamen: '*Ebdomo*, Hebdomonpalast in Konstantinopel 101, 36 Var.' (die Bezeichnung 'Var.' bezieht sich auf mein *d'Ebdomo*).



erfolgreich nachprüfen zu können, muß man offenbar ein gewiegter Historiker und Topograph zugleich sein, aber wenn Mordtmann deren Ergebnis für so sicher hält, warum hat er denn auf seiner großen Karte des mittelalterlichen Konstantinopels[1] das Hebdomon dennoch dort eingezeichnet, wohin es die Gelehrten bisher einstimmig verlegt hatten, nämlich etwas südlich vom Blachernenpalast, also nicht außerhalb der Mauern? Crescini macht geltend, daß das Hebdomon von keinem gleichzeitigen Chronisten erwähnt wird, allein Beachtung verdient, daß wenigstens Villehardouin auch das ganze Petrion-Quartier nicht ein einziges Mal nennt. Bemerkt sei noch, daß zur Zeit der Kreuzzüge nach Mordtmann[2] ein ganzes Stadtviertel 'Hebdomon' genannt wurde, wozu es stimmt, daß man auf seiner Karte in jener Gegend einen *portus Hebdomi* am Goldenen Horn eingetragen findet. Mithin ist es auch nicht unmöglich, daß Rambaut mit einem *Ebdomo*, oder wahrscheinlicher *Eddomo, Edomo,* das er vielleicht zur Anwendung brachte, weil es ihm gut in den Reim paßte, dieses Stadtviertel im Auge hatte. Schließlich muß ich mir noch selber einen bisher nicht vorgebrachten Einwand machen: das Fehlen des Artikels, das mir jetzt etwas störend erscheint. Aber könnte er nicht dagestanden haben und ein *del Domo* das Ursprüngliche gewesen sein, indem *Edomo* in der Aussprache Rambauts und anderer Kreuzfahrer unter der im Provenzalischen ziemlich beliebten Aphärese von anlautendem *e*: *Domo* gelautet hätte? Mit einem solchen *del Domo* wären wir wieder bei der Lesung der Hss. CJR angelangt.

2. Rambaut schildert V. 49 ff. den berühmten Ausfall des Kaisers Alexius III. vom 17. Juli 1263, der ein so klägliches Ergebnis hatte: *nos fom austor et ylh foro aigro E cassem los si com lops fai monto*, und dann fährt er unmittelbar darauf fort: *e l'emperaire fugic s'en a lairo E laysset nos palais Bocaleo, Si·s fes sa filha ab la clara faisso.* Es versteht sich, daß, so wie die Verse dastehen, mit dem *emperaire* nur Alexius III. gemeint sein kann, von dessen Ausfall eben die Rede war, und daraus folgt, daß *laysset* nicht bedeuten kann 'überließ', indem bekanntlich ein Einmarsch des belagernden Heeres im Anschluß an diese Flucht nicht stattfand, geschweige denn eine Besitzergreifung des Kaiserpalastes Bukoleon. Noch weniger womöglich paßt zu einem 'überließ' das folgende *si·s fes sa filha*, besonders wenn man verstehen wollte 'und er überließ uns auch seine Tochter', da diese (Irene) in der Nacht vom 17. zum 18. Juli 1203 zusammen mit ihrem Vater die Hauptstadt verlassen hatte. In solchen

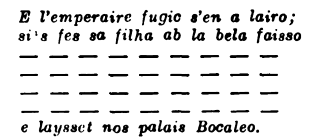
[1] Auf diese Karte, deren ich seinerzeit nicht habhaft werden konnte, hatte ich schon in der italienischen Übersetzung meines Rambaut S. 115 Anm. aufmerksam gemacht. [2] A. a. O. S. 2a.

Fällen wie dem vorliegenden hat der Herausgeber bei jedem Worte scharf zu prüfen, ob ihm auch die richtige Bedeutung beigelegt ist, und da muß es sich fragen, ob *layssar* hier nicht 'verlassen' heißen kann.[1] Ein 'verlassen' würde zum Geschichtlichen stimmen, und dann könnte das *nos* ethischer Dativ sein. Dementsprechend habe ich die Stelle in meiner Ausgabe gedeutet, und da weiterhin von der Einnahme Konstantinopels, die im folgenden Jahre stattfand, nicht die Rede ist, habe ich die Entstehung des Briefes vor diesen Zeitpunkt gelegt. Leider besitzen wir keine Monographie über den ethischen Dativ im Provenzalischen; was darüber gesagt ist, beschränkt sich, soweit ich sehe, auf v. Elsner, Form und Verwendung des Personalpronomens S. 47, Meyer-Lübke, Gr. III § 377, der nur ein Beispiel mit dem landläufigen *vecvos* bietet, und mein Prov. Elementar-Buch § 178. Dort bemerke ich, daß unser Dativ im Provenzalischen sehr beliebt ist; allerdings ist das besonders im Hinblick auf die Fälle gesagt, in denen das Pronomen gleiche Person mit dem Subjekt zeigt, doch bietet Navarrakrieg 2235 eine genaue Parallele gerade mit Dat. eth. *nos*: zudem habe ich schon in meiner Ausgabe gesagt, daß *vos* das Natürlichere sei und daß dies leicht die Originallesart gewesen sein kann.

Meine Übersetzung lautet also unter Respektierung der handschriftlichen Überlieferung: 'Der Kaiser aber stahl sich von dannen und verließ uns (bzw. Euch), den Palast Bukoleon, mit ihm seine Tochter mit dem hellen Antlitze.' Auf diese Deutung nun geht Crescini gar nicht ein, dagegen behauptet er in 'Ancora delle lettere' S. 88: *Non è punto vero che il trovatore non tocchi affatto della seconda e definitiva conquista di Costantinopoli*, ja, versteigt sich zu der Kühnheit, zu sagen: *Tutto il castello architettato dallo Sch.-G. si sfascia e ruina.* Wie kommt er dazu? Einfach auf Grund einer recht subjektiven Annahme, oder vielmehr zweier solcher. Er stellt nämlich V. 55 und 56 gegen alle Hss. um, setzt aber zugleich hinter V. 55 eine Lücke an, in der die Dinge des Jahres 1204 berührt worden wären, besonders die Flucht des Murzuphlus, der in der Nacht vom 12. zum 13. April 1204 aus dem Bukoleon entwich, so daß denn der Vers *e laysset nos palais Bocaleo* am Ende jener Episode gestanden hätte. Er schreibt mithin Lett. ep. S. 11:

[1] Diese Bedeutung verzeichnet Levy nicht, weil Raynouard sie für zwei Stellen angibt, und man erhält so, wie oft, kein Bild von der Ausgedehntheit des Gebrauches eines Wortes; bei Appel, Chr. findet man aber noch fünf weitere Belege für 'verlassen'. Fürs Atlfranzösische registriert Godefroy sie gar nicht. jedoch ist sie bei Bartsch-Wiese allein fünfmal belegt. Warnke verzeichnet sie dreimal aus den Fabeln der Marie de France, und ich füge noch im Vorbeigehen hinzu *laissier la cite* 'die Stadt verlassen' bei Villehardouin, Conquête S. 104 § 182.





E l'emperaire fugic s'en a lairo;
si's fes sa filha ab la bela faisso
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
e laysset nos palais Bocaleo.

Gewiß würde dann historisch alles in Ordnung sein, und die Annahme kann selbst bis zum gewissen Grade als geistvoll gelten, allein sie stellt doch, im Grunde genommen, nichts Geringeres als einen Saltomortale dar, den man sich trotz des S. 26 der Lett. ep. zur Rechtfertigung Vorgebrachten eigentlich nur in einer Anmerkung unter der Form einer Konjektur gestatten kann, aber kaum im Texte selber vornehmen darf.

So hat denn auch Appel diese Art, mit dem Überlieferten umzugehen, im Ltrbl. XXIII, 82 für bedenklich erklärt. Allerdings setzt er selber, den hier die von ihm sonst bevorzugte Hs. E ganz im Stich läßt, in seiner Chrestomathie 101, 54 überraschenderweise von der dritten Auflage ab Punkte hinter *lairo*, läßt also, ohne eine Umstellung im folgenden vorzunehmen, schon hinter diesem Verse eine Lücke beginnen. Gewiß ist es denkbar, daß auch in einer schon hier angenommenen Lücke die Ereignisse, die der eigentlichen Einnahme der Stadt unmittelbar voraufgingen, vornehmlich die Flucht des Murzuphlus berichtet worden wären und daß es am Schluß hieß: *e laysset nos palais Bocaleo*, aber dann darf kein ... *filha ab la clara faisso* mehr folgen. Murzuphlus hatte, soviel man weiß, keine Tochter und noch weniger eine, die mit ihm floh: die Punkte nämlich, die Appel vor *filha* setzt, sind nicht berechtigt, denn es steht in Hs. R groß und deutlich *sis fes* da, und was C und J bringen, *e la sua filha* und *e sa filha*, können durchaus als denselben Sinn habend gedeutet werden. Man müßte dann schon wieder annehmen, daß Rambaut Konfusion gemacht und die Eudokia gemeint habe, die Murzuphlus allerdings auf der Flucht mitnahm, die aber die Tochter von Alexius III. war; aber selbst dann wäre es auffällig, daß Rambaut nur der Eudokia gedacht haben sollte und gar nicht, wenigstens daneben, der Euphrosyne, der Gemahlin von Alexius III., die ebenfalls zusammen mit Murzuphlus floh, denn diese war die wichtigere Person, hatte eine politische Partei in der Hauptstadt und mußte daher den Kreuzfahrern eher bekannt sein als die Tochter.[1]

[1] Wenig klar ist mir auch, warum Appel noch hinter *faisso* Punkte setzt, also noch einmal eine Lücke annimmt, da er doch die in E folgenden Verse als ursprünglich ansieht und mit ihnen ja ein Übergang zu den Schlußversen gegeben ist.

Um noch einmal zu Crescini zurückzukehren, so setzt dessen Annahme voraus, daß der Kopist, dem dann die anderen gefolgt wären, bei seinem Zusammenzug entweder mit Absicht oder versehentlich die beiden Verse umgestellt hätte; ersteres würde auf einen überraschenden Denkakt schließen lassen, letzteres auf eine sehr sonderbare Unachtsamkeit, und beides ist wenig wahrscheinlich. Ich halte es immer noch für das Beste, die ganze Stelle so stehen zu lassen, wie sie uns in CJR überliefert ist, ohne eine Lücke zu postulieren. Erachtet man die Deutung, die ich von *e laysset nos palais Bocaleo* gebe, nicht für zutreffend, so möge man schließlich lieber sagen, Rambaut selbst habe hier Konfusion gemacht und die beiden Kaiserfluchten durcheinandergemengt, was natürlich die Abfassungszeit des Briefes hinter die eigentliche Einnahme von Konstantinopel rücken würde. Auf jedem anderen Wege gerät man, soweit ich sehe, in unlösliche Schwierigkeiten.

2. Un duel poétique au XIIIe siècle ed. Bertoni et Jeanroy in den Annales du Midi XXVIII (1916) S. 269—305.

Nachdem ich im 93. Bande des Archivs und De Lollis in seiner Ausgabe Sordels die Reihenfolge der sechs Gedichte festgestellt hatten, in denen sich Sordel und Peire Bremon erbittert bekämpfen, war es gewiß erwünscht, diesen Sirventeswechsel in einer Ausgabe beisammen zu haben und bequem überblicken zu können. Insofern darf man den Herren Bertoni und Jeanroy dankbar sein. Auch hat der Text der drei Gedichte, die auf Sordel entfallen und die ja schon von De Lollis bearbeitet waren, an manchen Stellen gewonnen, doch sind auch neue Fehler hinzugekommen, und zu der Gesamtheit der Texte, Übersetzungen und Anmerkungen, die bei größerer Sorgfalt und Genauigkeit gewonnen haben würden, bleibt noch vielerlei zu bemerken übrig. Diese Bemerkungen mögen hier folgen.

I (Sordel). Warum wurde V. 6 und V. 10 von *qui* und *enoios* der Hs. A, der De Lollis mit Recht folgt, abgewichen? Das Komma hinter *un* in V. 10 ist auch keine glückliche Neuerung, denn eine Apposition *descortes lauzengier* zu *un ist* unnatürlich und entspricht nicht dem Stile der Trobadors; eine etwaige Rücksicht auf die Zäsur darf hier nicht maßgebend werden. — 11. Die Anmerkung über die Qualität des *e* in *ner* ist schief. Levy, S.-W. V, 382 hat die Stellen angeführt, die ein geschlossenes *e* bezeugen, was die Herausgeber übersehen zu haben scheinen. — 24. *ab tans de marcs.* Auf *tans* der Hs. A hatte ich schon Zs. XXI, 249 hingewiesen. Die Meinung, daß *tans de marcs* eine Kontamination von *tans m.* und *tan de m.* darstelle, läßt sich wohl hören, nur war zu bemerken, daß schon Diez, Gr. III, 152 von der Erschei-

nung, die er als Attraktion auffaßt, spricht, vgl. mein E.-B. § 183. Auch begegnet sie nicht erst bei P. Vidal, sondern schon bei B. von Ventadorn ed. Appel 39, 14 (*paucs d'amics*). Weitere Beispiele stellt zusammen Andresen in Zs. f. frz. Spr. u. Lit. 44, 197 zu I, 14. — 28. *car negus hom non [l']am ab cor entier Pois en amor de tal fai destorbier!* Es fehlt ein Komma nach *entier*. Die Übersetzung lautet: 'Puisse nul homme ne l'aimer sincèrement, du moment qu'elle se déshonore (?) en aimant un homme tel que lui.' Vorher wurde von Sordel gesagt, daß eine Dame sich etwas vergibt, wenn sie einem solchen Menschen, wie es der Feind Sordels (P. Bremon) sei, irgendwie entgegenkommt. Auch De Lollis fügt gegen die beiden Hss. ein *l'* hinzu, aber er liest nicht, wie B. und J. behaupten, *am*, sondern mit Hs. A *ama*, und wie er versteht, ist infolgedessen, wieder entgegen der Meinung der beiden Herausgeber, sehr klar. Nun soll man aber nicht ohne zwingende Gründe von der Überlieferung abweichen, und solche liegen nicht vor. Schon Appel hatte im Ltrbl. 1898 (nicht 1878!) S. 229 die Hinzufügung eines *l'* verworfen, und ebenso Levy in Zs. XXII, 254. Letzterer deutet ganz richtig: 'denn kein Mensch liebt von ganzem Herzen, wenn er die Verkehrtheit, das Unrecht begeht, einen solchen Menschen zu lieben', denn an *negus hom* braucht man nicht Anstoß zu nehmen, da es nichts anderes als 'kein Mensch' besagen soll, und die Dame doch auch ein Mensch ist. Genau so allgemein mit *om* drückt sich B. von Ventadorn 43, 35 aus, wiewohl er doch im Hinblick auf seine Dame spricht, s. die Anm. Es versteht sich, daß *am* in Hs. D. = *am'* ist. Ungewöhnlich bleibt nur der Ausdruck im 2. Verse, indessen kann *destorbier* füglich nur 'Verkehrtheit', 'Unrecht' heißen, zu welcher Bedeutung es von 'Störung', 'Umkehrung der richtigen Verhältnisse' gelangt sein muß. Aber auch von obigem ganz abgesehen, ist die Interpretation von B. und J. schon deshalb abzulehnen, weil die Anknüpfung eines Wunschsatzes mit *car* 'denn', das die Übersetzung einfach unberücksichtigt läßt, höchst unwahrscheinlich ist. — 30. Statt *enclau* schreibe *en clau*, s. Levy a. a. O. und S.-W. II, 437, vgl. Chabaneau, Varia Provincialia S. 31 V. 56: *Sofren clau la[s] dentç*. — 33. Wie ich schon Zs. XXI, 249 bemerkt habe, liegt kein Grund vor, von dem *cui* der Hs. A abzugehen.

II (P. Bremon), V. 11. *e de pretz onrat la flor*. So wird gegen die beiden Hss. AD geschrieben, die mit —1 *e donrat pretz la flor* zeigen. Die Änderung ist nicht unbedenklich, denn als Beiwort von *pretz* kann *onrat* füglich nicht distinguierend sein, wie z. B. in *fag onrat* oder *mortz onrada*, wird also voranstehen müssen. Vielleicht ist ein *an* oder *ant* (s. V. 10) ausgefallen, und der ursprüngliche Text mag gelautet haben: *e an d'onrat pretz la flor*. Das in der Anmerkung vorgeschlagene *d[e] onrat pretz* ist

wohl ausgeschlossen, denn *e* von *de* wird vor Appellativen elidiert und bleibt nur vor Eigennamen zuweilen bestehen, z. B. *de Arles* bei P. de Marselha ed. Levy VIII, 38, vgl. Tobler, Versbau[5] S. 60 Anm. 1. — 25 ff. lauten: *Joglars garnitz ai temensa Que mala res sia Et ab pauc de retenensa Pois qe is* (schreibe *qe·is*) *se enrabia* und werden übersetzt: 'Ce doit être, je le crains, une redoutable chose qu'un jongleur garni (équipé de toutes pièces) et il ne faut attendre de lui aucune retenue, une fois qu'il s'est mis en rage.' Es ist dies ein typisches Beispiel dafür, wie wenig die beigegebenen Übersetzungen oft dem wirklichen Verständnis nützen. Ein *ab pauc de retenensa* schwebt syntaktisch in der Luft, und um dies zu verdecken, wird ein ganz neuer Satz in die Übersetzung eingeführt. *Ab* der Hs. A kann nicht das Richtige sein und dürfte auf einem durch den Anlaut des folgenden *pauc* hervorgerufenen Hörfehler beruhen; das *a* von Hs. D befriedigt vollkommen: 'und er hat, d. h. zeigt wenig Zurückhaltung, wenn ihn die Wut befällt'. — 29. *C'un sai n'a de part Plazensa* wird übertragen mit 'J'en sais un, venu des alentours de Plaisance', aber *part* heißt 'über hinaus', also vom Standort des Bremon aus, der Provence, östlich von Piacenza; das stimmt genau zu der Lage von Sordels Heimat, dem Mantuanischen Gebiet, besagt also mehr, als die Anmerkung erklärt: 'c'est à dire lombard'. — 33. *E car m'en don paor* wird unrichtig mit 'comme il me cause une grande frayeur' übersetzt; *don* muß doch 1. Sg. sein, und es heißt: 'da ich vor ihm Furcht empfinde'. — 39. *Desconoissensa* bedeutet nicht 'déraison', sondern 'Unerkenntlichkeit', und dies würde hier durchaus passen, wenn man das *pois* in der folgenden Zeile *pois fetz la bausia*, die gewiß auf sein Verhalten gegenüber dem Grafen von S. Bonifazio anspielt, als kausales 'da' faßte; aber auch der Sinn 'Schmach' (s. Prov. Stud. S. 89 zu V. 48) ist möglich, wenn man *pois* temporal nimmt: 'nachdem er den Betrug ausgeführt hatte'. — 41. *Iniquitatz* ist sonderbarerweise mit 'vice' wiedergegeben, während es doch 'Bosheit' heißt. — 44. Hier läßt die Übersetzung von *cum puois parlaria* mit 'ce qui lui resterait à dire' zum mindesten Zweifel Raum, wie verstanden ist; Bremon meint: wie er dann, d. h. nach Entfernung der Bosheit, überhaupt würde sprechen können, da alles, was er sagt, nur von der Bosheit diktiert ist. — 54. Wenn *si·l muria*, wie die Übersetzung will, = 's'il mourait' sein sollte, wäre *si 'l muria* zu schreiben, oder, wenn man hier den seltenen Nominativ *il* erkennen wollte, *s'il m.* Ein *si·l m.* kann nur bedeuten: 'wenn er ihr stürbe'; dann aber wäre eine Anmerkung zu dem ethischen Dativ erforderlich gewesen, der hier wenig angebracht erschiene, da ja doch nach Bremon keine ethische Beziehung zwischen Sordel und seiner Frau bestand.

III (Sordel), V. 1. *Lo reproviers vai averan.* Im Anschluß

an meine Bemerkung in Zs. XXI, 249 wird *averar* im reflexiven Sinne stehend gefaßt. Ich habe dort übersehen, daß diese Stelle nicht beweiskräftig ist, weil das Gerundium vorliegt und dieses ja ebenso wie der Infinitiv und die zusammengesetzten Zeiten des Reflexivpronomens entraten kann. Mein Hinweis auf afrz. *averer* besteht freilich zu Recht, wenn auch zwei von den fünf Beispielen bei Godefroy ausscheiden, weil sie den Infinitiv zeigen. — 4. Daß in *tant fort se feing* De Lollis, wie die Anmerkung will, mit Unrecht *fort* als Adjektiv angesehen habe, halte ich noch nicht für ausgemacht. Es kann auch heißen: 'als so gewaltig stellt er sich hin' und desgleichen an der von Levy S.-W. III, 442 aus der 'Cour d'amour' angeführten Stelle, denn wiewohl das Adjektiv bei *sé fenher* gewöhnlich im Nominativ steht, so begegnet doch auch der ursprüngliche Akkusativ und ist in der Flamenca[2] V 3393 durch den Reim gesichert: *et eu feinerai mi garit* (: *un petit*). Überhaupt scheint es mir nicht ganz sicher, daß *sé fenher*, absolut stehend, 'se vanter', 'se donner des grands airs' bedeuten kann; die bei Levy unter N° 6 stehenden Beispiele geraten bei genauerer Untersuchung ins Wanken (vgl. unten zu V. 26), und es fällt auf, daß dieser Sinn m. W. im Altfranzösischen nicht anzutreffen ist. Mit der Annahme von 'Ellipsen' sollte man viel vorsichtiger sein, als dies in der Anmerkung geschieht. — 7. Zu *qui que·l retraia* sagt die Anmerkung: 'Cet hémistiche n'est pas clair. Si le sens est bien "quel que soit celui qui le récite", c'est une simple cheville.' Freilich ist das der Sinn, aber ein bloßes Füllsel liegt darum nicht vor. Sordel will sagen: das Sirventes gehört eigentlich jedem, denn jeder kann es hersagen, da aber Bremon es auf sich bezieht, so habe ich nichts dagegen, wenn er es speziell als das seinige betrachtet. — 10—11. *Q'ieu sui leials, et el tant fals q'en re Non ausaria ad un gat tornas far* überrascht, weil der Inhalt des *qe*-Satzes nicht zu dem *fals* stimmt. Es heißt sich die Sache bequem machen, in der Übersetzung hinter 'si faux' einfach ein 'et si lâche' zu setzen, das doch nicht im Text steht: mit einem solchen Verfahren könnte man ja schließlich alle Sinnesschwierigkeiten fortschaffen. Es scheint eben, daß Sordel, der die *bauzia*, die ihm sein Gegner vorgeworfen hatte, berühren wollte und in seinem Ärger diesen Vorwurf zurückgab, aber doch nichts wußte, was Bremon nach dieser Richtung hin belasten konnte, und nunmehr, plötzlich den Angriffspunkt verschiebend, auf dessen Feigheit überspringt. Auch V. 18 verfährt Sordel wenig logisch, wenn man gegen die Hss. mit Mussafia und den Herausgebern *c'ab autre vai* schreiben will, denn Sordel wehrt den Vorwurf, er sei Joglar, von sich ab, und daher müßte nach dem begründenden *que* das *autre ven ab me* kommen, indem eine Aussage über Bremon mit Rücksicht auf den Hauptsatz unangebracht ist; unhaltbar

freilich erscheint das *vau* der Hss. nicht: '(bald) gehe ich mit einem anderen, und bald geht ein anderer mit mir', und Sordel will vielleicht damit sagen: 'ich verkehre mit allen auf gleichem Fuße'. — 16. Hinter 'pusillanimité', das *fautonia* übersetzt, wird richtig ein Fragezeichen gesetzt, nicht aber ist es richtig, wenn es in der Anmerkung heißt, daß für *fautonier* der wahrscheinlichste Sinn 'chiche' sei; unter den drei Belegstellen, die dafür existieren, zeigt eine mit Sicherheit die Bedeutung 'Tor', während die anderen beiden nichts Bestimmtes erkennen lassen. — 17. Setze Komma nach *ioglar*. — 18, s. oben unter 10—11. — 26. *e car se feing tot iorn non sap de que* 'parce qu'il pose toujours, sans même savoir pourquoi'. In der vorhergehenden und folgenden Zeile ist davon die Rede, was Bremon mit seinem Körper anstellt, wie er ihn ausputzt usw., und so scheint mir die oben angesetzte Bedeutung wenig zu passen, dagegen die Frage erlaubt, ob hier nicht vielleicht eine Fortsetzung des Sinnes von lat. *se fingere* 'sich zurechtmachen' (Ovid) vorliegt. Überhaupt ist ja *fingere* auch ein Toilettenausdruck, indem es z. B. *comas fingere* heißt,[1] und so kann es sein, daß man V. 27 das *fenhen* von Hs. C in dem Verse *e son gran cors malvatz fenhen e afachan* gegenüber von *cenhen* der Hs. R, das ich seinerzeit empfohlen hatte und das die Herausgeber angenommen haben, doch beizubehalten und mit 'zurechtstutzen', 'feinmachen' zu übersetzen hat. Zu unserer Stelle zurückkehrend, habe ich noch zu bemerken, daß die Frage von Levy, S.-W., ob nicht *sai* für *sap* zu schreiben sei, berechtigt ist und nicht mit einem kurzen 'inutile' abgelehnt werden durfte. *De que* heißt nicht, wie die Herausgeber wollen, 'warum', sondern 'womit', oder nach ihrer Auffassung von *sé fenher* = 'se poser' 'mit Bezug worauf', aber dazu stimmt schlechterdings nicht die dritte Person; denn selbst angenommen, der Vers sollte bedeuten: 'er weiß selbst nicht, was er vorstellen *soll*', oder 'womit er sich schön machen *soll*', so ist doch äußerst fraglich, ob ein solcher Gedanke nur durch *no sap de que* ausgedrückt werden konnte. Hingegen wäre ein *no sai de que* = 'alles Mögliche', oder 'mit allem Möglichen' (je nach der Auffassung von *sé fenher*) ganz in der Ordnung; überdies würde sich das *sap* als durch das *sap* der folgenden Zeile hervorgerufen ziemlich leicht erklären. — 27. *e car se sap torser e remirar. Remirar* wird mit 's'admirer' übersetzt und ebenso das *remiran* in V, 27 mit 'admirant'. Diese Bedeutung ist weder aprov. noch afrz. mit einiger Sicherheit festzustellen. Das Verb heißt 'aufmerksam, wiederholt betrachten', und dementsprechend *sé remirar.* Man kann sich selbst beschauen, um zu

[1] Siehe Georges und Näheres im Thesaurus VI, 772b s. v. *fingo*: *de ornatu hominum (mulierum), praecipue de crinibus.*



prüfen, ob alles am Äußeren, namentlich an der Kleidung, in Ordnung ist, oder aber um sich selber Wohlgefallen zu bereiten; beides fließt freilich leicht ineinander über, und so wird man hier wohl, ebenso wie in der Flamenca[2] V. 732 mit 'sich prutend und selbstgefällig beschauen' übersetzen dürfen. — 32. *sus el castel Babon*. Ich muß bei dem bleiben, was ich Zs. XXI, 250 gesagt habe. Der Wortlaut läßt sich nicht mit der Deutung von De Lollis, B. und J. vereinigen. Sordel braucht nicht an Dirnen zu denken; vielleicht spielt er auf Beziehungen an, die Bremon mit der weiblichen Dienerschaft des Schlosses angeknüpft hatte. — 33. *Camis' aredar* ist gewiß das Richtige gegenüber *camisa redar* von De Lollis; nur war zu sagen, daß schon Raynouard im Lex. Rom. V, 63a das Zutreffende schreibt, wenn er auch *aredar* falsch überträgt, s. Levy, S.-W. I, 81a. — 39—40. Übersetzung und Erklärung sind zu allgemein gehalten. Mussafia entfernt sich weniger vom Text; er setzt *gaia semblansa* mit Recht zu *amor* in Beziehung, und wenn er sich auch noch anders hätte ausdrücken können, so meint er doch das Richtige. *Fals feignens* wird mit 'hypocrite' wiedergegeben, also eine tautologische Verbindung angenommen, aber könnte nicht *fenhen* hier 'lässig', 'träge' bedeuten und also *fals feignens* 'der falsche Nichtstuer', der nur auf Eitelkeiten bedacht ist? Levy bringt S.-W. III, 442a einen Beleg aus Calvo für 'Müßiggänger', dagegen keinen für 'Heuchler'. — 44. Für *per que* 'weil' war Levy, S.-W. VI, 225 nicht zu vergessen. — 46. *Don* wird als für *de so don* stehend 'par ellipse' erklärt. Solange nicht einwandfreie Parallelstellen beigebracht sind — der Hinweis von De Lollis auf XXIX, 68 beruhigt nicht, s. Appel in Zs. XXIII, 538 zu XIV, 46 —, glaube ich an diese 'Ellipse' nicht recht.

IV (P. Bremon). V. 6—8. *E vos digatz, en Sordel, que volres, Pero qui fai assatz es qui aprenda Et eu apren voluntiers totas res.* Dazu Anmerkung: 'Celui qui fait assez est celui qui peut (= is qui) apprendre, c.-à-d. en renversant l'ordre: "celui qui peut apprendre fait assez". Toutefois, le subj. (aprenda) ne paraît pas ici tout à fait à sa place.' Sagen wir, von anderem abgesehen, daß bei dieser Deutung der Konjunktiv unmöglich ist. Es muß eine andere Deutung versucht werden, und vielleicht ist die folgende annehmbar. Man schließe *qui fai* in Kommata und nehme *faire* im Gegensatz zu *dire*:[1] 'Ihr möget reden so viel Ihr wollt, doch wenn einer handelt, gibt es zur Genüge einen, der lernen mag, und ich (meinerseits) lerne immer gern', d. h. Euer Reden ist ohne Belang, auf das Tun kommt es an, und Ihr

[1] Vgl. die Sprichwörter bei Cnyrim No 349—352 und für *faire* 'handeln' Tobler-Abhandl. S. 68 V. 27: *per que val mais si faitz que si cuiatz.*

tut nichts,[1] aus dessen Betrachtung man etwas für sich gewinnen könnte, was ich sonst gern täte. — 10. Zu der in der Anm. gegebenen Regel hätten Beispiele gegeben werden sollen, sonst erhält man den Eindruck, daß sie aus dem vorliegenden Fall abstrahiert sei. — 11. *portetz croi capel.* Die Anm. sagt: 'Allusion à l'usage de faire porter un chapeau ou guirlande d'une certaine nature à certains condamnés.' Worauf gründet sich das 'guirlande'? Für weitere Stellen mit *capel* kam nicht bloß Meyer, Crois. c. l. Alhig. II, 227 A. 3 (nicht 2), sondern auch Levy, S.-W. I, 205a in Betracht. — 18. *ben a gauch qui ·us vezes.* Der Konjunktiv wäre unerklärlich; auch bringt ihn keine Hs. Man schreibe mit D: *qui vos ves.* Die Bedenken der Herausgeber gegen *ves* sind nicht begründet, s. das Nähere Prov. Stud. S. 31. — 19. *dels cavalliers semblatz del bagastel.* Die Anmerkung spricht von der Schwierigkeit der Stelle, sagt aber nicht, worin sie liegt. Sie liegt nicht in der Bedeutung von *bagastel,*[2] die hier, wie überhaupt, nur die von 'Gliederpuppe', 'Hampelmann' und nicht, entgegen der Anm., 'jeu de marionnettes' sein kann, weil letzteres durch *iuec dels bavastelz* in der Flamenca[2] V. 711 ausgedrückt wird, sondern vielmehr darin, daß hier der durch den Reim sichergestellte Singular mit dem bestimmten Artikel steht, während sonst nur der Plural so anzutreffen ist. Letzterer gilt sowohl von den provenzalischen Belegstellen[3] wie von den altfranzösischen, die Godefroy unter *bastel* (s. auch unter *balestel*) verzeichnet, und denen sich noch Montaiglon-Raynand, Recueil I. 11 zugesellt. Wenn der Reim gestattete, so wie der Kopist von Hs. A, der offenbar an dem Singular Anstoß nahm, zu schreiben, nämlich *dels bagastels,* so würde man ziemlich glatt übersetzen können: 'Ihr seht so aus wie die Ritter der Gliederpuppen', indem man den Plural im Sinne von 'Vorführung von Gliederpuppen', 'Puppenspiel' nähme, den er an verschiedenen Stellen von Godefroy hat, und verstünde: Ihr gleichet den Rittern, wie man sie bei Gliederpuppenvorführungen zu sehen bekommt. Noch ein von den Herausgebern nicht berührter Punkt bleibt erörterungsbedürftig: Wie steht es mit der Konstruktion von *semblar*? Heißt hier *semblar de* 'aussehen wie', 'aussehen nach'?, vgl. G. de la

---

[1] Bremon könnte hier in verhüllter Weise den Vorwurf Sordels von III, 40 zurückgeben wollen, falls meine frageweise Erklärung von *feignen* (s. oben zu III, 39—40) das Richtige trifft.

[2] Nur hier und nur von der Hs. A gebracht, begegnet eine Form mit *g* gegenüber sonstigem *bavastel, babastel.*

[3] Diese findet man alle zusammen bei Keller. Das Sirventes 'Fadet ioglar' des Guiraut von Calanson S. 65 zu V. 23; ein Hinweis hierauf wäre erwünscht gewesen. Wenn B. und J. beim Zitieren der Stelle aus G. de la Barre (V. 3371) *del babastel* schreiben, so ist das unrichtig; die Hs. hat *dels babastels,* das auch durch den Reim erfordert wird.

Barre V. 3166—67: *be sembla de gran amistat ... d'aquels dos* 'das sieht nach großer Freundschaft zwischen jenen beiden aus'. Oder ist ein *esser* nicht zum Ausdruck gekommen, wie etwa Gr. 187, 1: *vos que·m semblatz dels corals amadors?* — 22. *Pois q'ieu veirai c'ab armas seretz pres* erforderte eine Anmerkung, denn die Übersetzung 'lorsque je vous verrai ainsi équipé' nutzt nichts für das Verständnis. Es dürfte ein *sé prendre* vorliegen, dessen Reflexiv in der zusammengesetzten Zeit fortbleiben konnte, aber die Konstruktion eines solchen mit *ab* finde ich nirgends verzeichnet. — 25 ff. Mit Recht ist die Lesart von Hs. D bevorzugt, die gewiß mit dem Namen *Reforsaz* das Ursprüngliche bewahrt hat. Dagegen kann ich nicht glauben, daß *sobreprendre* in V. 26 und 29 den Sinn von 'prendre en flagrant délit', 'convaincre d'un crime' habe; es heißt 'tadeln', welche Bedeutung Levy verschiedentlich mit der gleichen Konstruktion belegt. An eine Änderung des ersten *sobrepreses* in ein (sonst nicht belegtes) *sobrepeses* zu denken, verbietet ja das Ton-*e*, das ein offenes sein müßte. Der Sinn der vier ersten Verse scheint mir zu sein: Wenn Herr Reforzat erzählt, daß Ihr im Schlachthaus zu Aix etwas aßet, mit Bezug worauf er Euch hätte tadeln können (d. h. allerhand minderwertige Teile eines tierischen Körpers), so erkläre ich, daß Ihr derartiges nicht kauftet. — 30. Die Bedeutung 'aber' für *mas* paßt hier nicht; es wird = 'und' sein, s. Prov. Stud. S. 87 zu V. 9. Bremon greift auf das, was Sordel III, 22—23 von der Liebe gesagt hatte, zurück. — 41 ff. *Si tot avetz, en Sordel, longa renda, Non es ioglars.* Das in der Anm. Gesagte 'nous croyons que le poète joue ici sur les significations différentes que peut avoir l'adjectif *lonc*' ist mir nicht klar; auch die Bemerkung zu V. 42—44 'phrase elliptique, dont notre traduction rend, croyons-nous, passablement la véritable signification' entzieht sich meinem Verständnis. Es handelt sich um die Logik in der oben im Wortlaut angeführten Stelle, und da kann man nur sagen, daß diese infolge von Ironiehäufung eine Verletzung erfährt. V. 15 hatte Bremon ironisch versichert, daß niemand so weitreichende Einkünfte wie Sordel habe, und, das Vorhandensein der *longa renda* in V. 41 wiederum als sicher hinstellend (obgleich er natürlich nicht daran glaubt), mußte er nun eigentlich fortfahren mit 'so seid Ihr doch ein Joglar': statt dessen läßt er wieder Ironie eintreten, und dadurch wird die ganze Ausdrucksweise unlogisch, aber von 'Ellipse' kann nicht die Rede sein.

V (Sordel). V. 1—2. *sol que m'afi ab armas tos temps del sirventes Sobrarai lo perfieg.* Die Übersetzung stimmt nicht zu der in der Anm. ausgesprochenen Meinung, daß *afi* eher zu *afinar* als zu *afiar* gehöre. Letztere Annahme ist freilich bedenklich, nicht nur wegen einer Konstruktion *sé afinar ab*, sondern auch

wegen des *tos temps,* das nicht passen will und das die Übersetzung glatt fortläßt. Es wird sich fragen, ob nicht hinter *m'afi* ein Komma zu stehen habe und *ab armas tos temps del sirventes* nicht zum Folgenden zu ziehen sei. — 5. *tan l'amon de bon cor, per qu'ieu sospir e pes.* Die mehr als freie Übersetzung mit 'avec les femmes dont il est adoré! Mais ce qui cause mon souci ...' trifft schwerlich das Richtige. Ich meine, daß die *donas* der vorhergehenden Zeile nicht das Subjekt zu *amon* sein können, denn das Folgende paßt gar nicht dazu; vielmehr dürfte die 3. Plur. im Sinn von 'man' vorliegen wie bei *e dizon* in V. 12, ferner in Flamenca[2] V. 4080, Crescini, Ramb. di Vaqueiras a Baldovino imperatore V. 57. Weiterhin kann *tan* nicht 'so sehr' heißen, sondern nur 'sehr', weil ein Satz mit *per que* folgt,[1] s. Prov. Stud. S. 67 zu 30, 8. Also: 'sehr liebt man ihn aufrichtig'. Dies ist ironisch gemeint. Im folgenden wird die Ironie verlassen, und das *per que* knüpft nicht an den Ausdruck Sordels an, sondern an das, was er in Wahrheit meint. Solcher Wechsel hat nichts Auffälliges, vgl. Spamer, Die Ironie im altfrz. Nationalepos, Diss. Straßburg, 1914, S. 62 ff. — 7. *pus en Barral [s] li falh, e l'aten, quan que·l pes.* Die Übersetzung 'si jamais le seigneur Barral lui fait défaut. Et il s'y attend, à son grand désespoir' ist schon deshalb bedenklich, weil 'es' im Akkusativ, falls nicht ein Pronomen der 3. Person im Dativ dabeisteht, *o* heißt und nur selten *lo.* Ich halte meinen Vorschlag, *e l'aten* = *en l'aten* 'in der Erwartung' zu fassen, aufrecht, wenn auch die Herausgeber (ohne Angabe eines Grundes) sagen, daß er ihnen nicht gefällt; zugleich schreibe ich *falh'*, also den Konjunktiv, der auch nach *pus* stehen kann, wenn es sich um etwas nur Vorgestelltes handelt (s. Appel, Chr. 33, 24; 38, 86), und daß letzteres hier vorliegt, d. h. daß Herr Barral dem Bremon noch nicht den Laufpaß gegeben hat, erhellt aus V. 14 sowie aus VI, 18. Mithin: *pus en Barral[s] li falh' e l'aten, quan que·l pes* 'dann wenn Herr B. ihn im Stiche lassen mag in der Erwartung oder Hoffnung (die Bremon an ihn geknüpft hat), wie sehr es ihn (sc. Bremon) auch verdrießen mag'. — 10. *Qu'a son tort l'a partit de si·l coms proensals* wird übersetzt mit 'que le comte de Provence (il a eu bien tort en vérité!) s'est débarrassé de lui'. Danach müßte man das *il* auf den Grafen beziehen, aus der Anmerkung aber erfährt man, daß es auf Bremon gehen soll. Das letztere ist das Richtige;[2] denn das *pero* in V. 9 lehrt, daß der Inhalt des ganzen Satzes nicht

---

[1] Ebenso liegt die Sache bei Jordan de l'isla de Venaissin V. 10—11: *Mas tan la vei adonar ab enian, Per que s'amors no·m platz derenan*; der italienische Nachahmer hat das *tan* unterdrückt, s. Gaspary, Sicil. Dichterschule S. 27.

[2] Ich ziehe damit das Zs. XXI, 250 zu VIII, 10 Geäußerte zurück.



ironisch ist, sondern ironisch ist nur *sos sens es tals*: 'doch ist sein Verstand ein solcher, d. h. ein so geringer, daß der provenzalische Graf ihn mit Recht (eig. indem Bremon im Unrecht war) fortgejagt hat (vermutlich weil Bremon irgendeine törichte Handlung getan hatte). Wegen *a son tort* s. Prov. Stud. S. 20 zu V. 116. — 17. *aras veirem parer lo volpilh fenhedor.* Mit fast den gleichen Worten wird auch die nächstfolgende Strophe eingeleitet. Ich habe schon, was die Herausgeber unberücksichtigt lassen, in Zs. XXI. 250 darauf hingewiesen, wie auffällig es ist, daß Sordel, der V. 8 gesagt hat: 'er lasse sich nicht einfallen, an unseren Hof (d. i. den Hof in Aix) zurückzukehren', nun mit einmal dessen Erscheinen als sicher bevorstehend hinstellt. Hat man in V. 17 und V. 25 vielleicht Fragesätze zu sehen: 'sollen wir etwa (doch) den feigen Heuchler hier erscheinen sehen'? Dadurch würde der Widerspruch erheblich abgeschwächt werden. Bekanntlich wird im Altfranzösischen der Fragesatz häufig mit *ore, or* eingeleitet, s. A. Schulze, Fragesatz § 91 ff.; für das Provenzalische ist m. W. noch nicht darauf geachtet worden. — 19. Es liegt keinerlei Anlaß vor, gegen die Hss. und gegen De Lollis für *el gai temps de pascor* 'zur frohen Frühlingszeit' *e·l gai[s] t. de p.* zu schreiben. — 21. Setze Komma nach *paor.* — 27. *cenhen e remiran*, s. oben zu III, 26 und 27. — 29. *don reman sofrachoza* ist zu frei übersetzt mit 'qu'il réduit à la misère [par ses dépenses]'. Die Boshaftigkeit der Worte Sordels wird dadurch sogar gemindert. Dieser hat gesagt: 'Wir werden ihn ein goldverbrämtes Hemd (nicht Plural!) tragen sehen, an dem seine Frau das ganze Jahr näht', und nun fährt er fort: 'Infolgedessen, d. h. infolge des Aufwandes mit diesem einen Hemde wird sie bedürftig, gerät sie in Not.' *Remaner* bezeichnet hier wie im Altfranzösischen und Italienischen einen Zustand, der die Folge eines vorhergegangenen Tuns ist. Man kann an anderer Stelle mit 'werden' glossieren, an den von Levy, S.-W. VII. 208a aus Appel, Chr. aufgeführten Stellen der Crois. c. l. Albig. ist es einfach = 'sein'; das ebenda am Schlusse verzeichnete Beispiel, für das allein die angegebene Bedeutung 'in einem Zustande bleiben' paßt, gehört nicht dahin. — 31. *de sos caitiviers, que vergonha non blan.* Die Übersetzung läßt nicht mit Sicherheit erkennen, wie die Herausgeber konstruieren; vielleicht meinen sie das Richtige, aber es wäre gut gewesen, zu sagen, daß wir hier einen der Fälle haben, wo ein Relativ an ein Possessiv angeschlossen wird, aus dem ein Personalpronomen doch erst zu entnehmen ist, s. Diez, Gr. III, 374 und Stimming zu B. de Born 2, 15; weitere Beispiele finden sich bei F. de Marselha (s. Prov. Stud. S. 142 zu X. 17 ff.), Uc de Pena (Bertoni, Rime provenz. ined. XVI Str. 1 letzte Zeile) und P. Cardinal (Prov. Elem.-Buch[3] S. 169 V. 40), wo ich das *que* nicht

richtig erklärt habe. — 33 ff. *Semblan sai qu'el fara, com que·l fassa marrir, Que ren non presara lo mal que m'auzis dir: Non fara elh, so cre, segon lo mieu albir.* Nach der Übersetzung soll Subjekt im Satze mit *com que* Sordel sein, aber zu erwägen bleibt, ob es nicht ausdrucksvoller wäre, wenn man als Subjekt das im folgenden gleich kommende *mal* ansähe. *M'auzis* wird mit 'm'entend' wiedergegeben, also ein inchoatives *auzir* angenommen, das sonst m. W. nicht begegnet. Dazu kommt die Änderung des handschriftlichen *quen* in *quem*, die mir nicht unbedenklich scheint, weil Bremon in Marseille ist und doch nicht direkt hören kann, was Sordel sagt. Man kann, wie ich glaube, mit dem *qu'en auzis dir* der Hss. auskommen und verstehen: er wird sich aus dem Schlimmen nichts machen, das er über sich sagen hören könnte (wenn mein Sirventes bekannt geworden ist). Das nun folgende *non fara elh* paßt gar nicht, denn, wenn *faire* das *prezar* vertreten soll, und das müßte es doch, so wäre ganz dasselbe gesagt wie im vorhergehenden. Wie dieser negierte Satz ironisch sein könnte (s. Anmerkung), ist schwer vorstellbar, wohl aber sieht er so aus wie eine Antwort auf eine vorangegangene Frage, und daher hat der dieser Strophe fehlende Vers, den die Herausgeber kurz vor V. 40 ansetzen, vielleicht vor V. 35 gestanden. Für *e quar* in V. 36 schlage ich immer noch *enquar* vor, was einen Punkt nach *envelir* zu setzen ermöglichen würde.

VI (P. Bremon), V. 4. *De la mar que doutz m'es* setzt ein *doutz* für *doussa* voraus, s. aber Levy, S.-W. II, 294a. Es empfiehlt sich, *de l'amar* zu schreiben; auch paßt dann die Konstruktion besser zu dem voraufgehenden *descazernar* 'aus der Richtung bringen', 'abbringen'. Daß *estern* 'Weg' heiße, läßt sich trotz der Angabe von Raynouard und Levy durch keine Beispiele erweisen: es heißt ausschließlich 'Spur', wie auch Meyer-Lübke, E. W. 8248 zutreffend sagt, hier besonders die richtige Spur, auf der Bremon mit seiner Liebe zu sein glaubt. — 9 ff. Die erste Hälfte dieser Strophe wimmelt von Schwierigkeiten. Zwar haben B. und J. in der Übersetzung die Fragezeichen nicht gespart, aber in den Anmerkungen doch lange nicht auf alles Erforderliche hingewiesen. Das Auseinandergehen der Hss. zeigt, daß diese Verse schon den Kopisten große Not gemacht haben, und die Herausgeber, nicht weniger bedrängt, haben aus den verschiedenen Hss. nach Bedürfnis aufgenommen. Zunächst sei bemerkt, daß gleich das *mas* (AD) im Hinblick auf den Schluß der vorhergehenden Strophe unbefriedigend ist und einer Erklärung bedurfte. Der Plural *los sieus sirventes*, den nur Hs. A bietet, wird im Texte belassen und dazu die Lesart von Hs. R *dont fai tan gran aclap* gesetzt. Von dieser Lesart heißt es, daß sie 'suspecte' sei, 'parce que trop claire'. Letzteres ist aber nicht der Fall, denn ein Substantiv *aclap*, das



Raynouard mit 'entassement' glossiert, gründet sich nur auf diese Stelle, während *aclapar* 'vergraben', 'mit Steinen bedecken' bedeutet. So wird denn auch wieder die Übersetzung 'qu'il amoncelle devant nous' mit einem Fragezeichen begleitet. Man sieht, es ist ein heilloses Durcheinander. *Motz* mit *z* steht in keiner Hs.; das Wort *mos* ist übrigens nicht, entgegen der Behauptung in der Anm., ausschließlich bei B. de Born belegt, s. Lex. rom. IV, 272. *Aprop en cap* bleibt trotz Übersetzung im Dunklen. *Al Sordel* von AD verdiente eine Anmerkung, da der Artikel bei dem Namen innerhalb des Sirventeswechsels nur an dieser Stelle begegnet. Hs. A zeigt ja auch in den Überschriften S. 645 und 646 *lo Sordel*, und man kann fragen, ob ein Italianismus vorliegt, oder ob die eigentliche Bedeutung des Namens noch gefühlt wurde, vgl. *lo Peliziers* in Überschrift von N° 180 in Hs. H. — 17. *car ditz q'es mos amics*. Da Sordel nichts Derartiges in dem uns Überlieferten sagt und III und V auffallenderweise geleitlos sind, darf man wohl annehmen, daß es vielleicht in einem solcher uns nicht erhaltenen Geleite gestanden hat. — 20—21. Daß mit dem *senhor de Leon* Ferdinand III. gemeint sei, habe ich schon Zs. VII, 210 gesagt. Es heißt übrigens die Vorsicht zu weit treiben, wenn die Herausgeber nach meinen Ausführungen im 93. Bande des Archivs und nach dem, was De Lollis S. 49 bemerkt, sich auf eine Datierung des Sirventeswechsels nicht einlassen wollen (s. Anm.). Bei Untersuchungen dieser Art kann natürlich von Sicherheit nicht die Rede sein, aber die Wahrscheinlichkeit spricht für das Jahr 1240. — 24. *et apres en Peitau cum dav' en Savarics*. Das *apres* ist mißverständlich als 'späterhin' aufgefaßt worden, was dann eine falsche Übersetzung des *cum* zur Folge gehabt hat. *Apres* ist Verbalform, und die Stelle heißt: 'und er erfuhr in Poitou, wie, d. h. wie reichlich Herr Savaric spendete; der Satz *qan venc d'Espaigna rics*, der kausalen Sinn hat, ist also in Kommata einzuschließen. — 29. Die Namensform *Cananillas* ist aus Hs. R aufgenommen, aber warum dann nicht *Cananilhas* schreiben, wie dort steht? — 32. *que mos Rainiers m'en part!* In der Anm. heißt es, daß die Hss. *per mon rainier* aufweisen, dagegen wird in der 'varia lectio' angegeben A: *per mon rainier*, M: *per mon ramand*, R: *per sa molher* und für D gar nichts. Das in den Text Eingeführte ist unverständlich, denn der erforderliche Konjunktiv müßte natürlich *parta* lauten. Es ist mit *per mon Rainier* von A auszukommen, indem *per* hier 'um — willen' heißt.

Jena. O. Schultz-Gora.

Kleinere Mitteilungen.

Besoldete Lobdichter in Irland um 1300.

Der Minorit Malachias Hibernicus schreibt in *De veneno 7 peccatorum* (ed. Estienne, Paris 1518), einem seltenen Druck: *Gens natira* [also Gaelen] *histrionibus et adulatoribus carmina mellita sed* [durch sündige Schmeichelei] *venenata componentibus omnia sua distribuebant: et ideo veneno vanae et falsae laudis semper inflati erant.* Solch ein Sünder versäumt darüber Almosen und verfällt der Hölle. Aus M. Esposito in *Engl. hist. rev.* 1918, p. 360.

Berlin. F. Liebermann.

Zu Gregors I. Rolle in angelsächs. Literatur

bringt einen Beitrag ein neuer Fund in *Early Worcester mss. fragments of the 8. cty.* ed. C. H. Turner (Oxf. 1916): ein Bruchstück ist es aus des Papstes *Regula pastoralis*; laut Warner, *Engl. hist. rev.* 1917, 290 [ob Alfreds Vorlage?].

Berlin. F. Liebermann.

König Heinrichs von England Falkenbuch

wird Anfang 13. Jh.s zitiert vom Dichter Daude de Pradas in dessen *Romans dels auzels.* Daß Heinrich II. gemeint sei, hält für wahrscheinlicher als die Beziehung auf Heinrich I. C. H. Haskins in seinem für allgemeine Literaturgeschichte des 11.—14. Jh.s vielseitig lehrreichen[1] Aufsatz *Some early treatises on falconry* (*Romanic rev.* XIII [1922] 18). Da nun von jener Schrift eines Heinrich nicht die geringste Spur sonst besteht, so wage ich die Vermutung, der Dichter meine unter jenem Zitat die kleine Abhandlung Adelards von Bath *de accipitrum natura*, die in der Einleitung abzuhängen bekennt von *Haroldi regis libris* und die Falknerei der Folgezeit beeinflußt hat. Denkbar nämlich ist, daß durch Abkürzung und späteres Siglen-Mißverständnis Harold zu Heinrich verderbt ward, oder aber daß Adelards Gunst bei Heinrich I. der unmittelbaren Nachwelt bekannt blieb und so das Werk des Hofklerikers irrig dem König beigelegt wurde.

Berlin. F. Liebermann.

Angelsächsische Arzneikunde im 12. Jh. fortlebend.

Adelard von Bath, der des Südens und des Islams Mathematik und Naturwissenschaft nach dem Nordwesten heimbrachte, benutzte doch auch Altenglands Bibliotheken und Medizin. C. H. Haskins (*Engl. hist. rev.* 1922, p. 398 ff.) verdankt man den wertvollen Nachweis mit Textproben von Adelards Aufsatz über Behandlung der Jagdfalken. Dieser will neben moderner Praxis der Beizkunstmeister bringen *quae Haroldi regis libris reperimus scripta.* Haskins bezieht dies, wohl mit Recht, auf das Eigentum des die Beize liebenden Harold II., das 1066 Wilhelm dem Eroberer und dann vermutlich der Schatzkammer Heinrichs I. zufiel. Es erhellt nicht, ob jene *libri* lateinisch oder angelsächsisch lauteten und vielleicht identisch oder verwandt mit

[1] Über den medizinischen Schriftsteller *Gilbertus Anglicus*, Kanzler von Montpellier, um 1250 ebd. 24[32].



den *Leechdoms* waren. Eher aber aus dem lebendigen Englisch um 1100 scheint mir Adelard einige pharmazeutische Ausdrücke in sein Latein zu setzen: die eine Vogelarznei *confortiva apud veteres Anglos vocatur 'milda'*, *alia purgativa apud eosdem dicitur 'strica'; mildiam* (-lel- ms.) *sic facies*: u. a. aus Teilen *albule regie, quam Angli 'aperonam'* (?) *vocant.* Endlich die an Flüssen wachsende Pflanze, die *poetae electrum vocant, phisici boricam, Angli sua lingua nigram herbam dicunt.*

Berlin. F. Liebermann.

Bede and Homer.

In his *Biographia Britannica Literaria: Anglo Saxon Period*, published in 1842, Thomas Wright observed (pp. 39—40): 'Bede quotes by name, in his tracts on grammar and metres, ... Lucretius and Homer, and he speaks even of these two latter poets as if he were well acquainted with their works.' To this he adds in a note: 'With regard to Homer, Bede quotes him for the quantity which he *generally* gives to a short final syllable that falls at the beginning of a foot, and in a manner that seems to imply that he read the poet in Greek.'

The passage referred to in the note is the following (*Misc. Works*, ed. Giles 6. 46: Keil, *Grammatici Latini* 7. 232. 4—6): 'Unde et in recentioribus poetis non facile ejus invenies exemplum, quamvis et apud Virgilium non rarissimum, apud Homerum vero (Giles, non) frequentissimum reperiatur.' The force of Wright's inference is, however, invalidated by the discovery that the second half of Bede's sentence comes literally from the *De Metris* (Keil 6. 587. 16—17) of Flavius Manlius (Mallius) Theodorus, a highly cultivated man, Consul in 399, who wrote his treatise for the edification of his son (Schanz, *Gesch. der Röm. Lit.* 8. 4. 171).

In this same tract of Bede's there are two other mentions of Homer. The first, commenting on the hexameter, runs (Giles, p. 59: Keil 7. 242. 24—25): 'Hoc metrum post Homerum heroici nomen accepit.' This, too, comes from the authority cited above (Keil 6. 589. 21—22).

The second is in a chapter devoted to the three species of poetry — dramatic; narrative, where the poet speaks in his own person, examples of this being Lucretius and the larger part of the *Georgics*; and the blended, illustrated by Homer, the *Aeneid*, and the book of Job. Here we have (Giles, p. 78; Keil 7. 259. 29—31): 'Cœnon est vel micton (Giles, mictum), in quo poeta ipse loquitur, et personæ loquentes introducuntur, ut sunt scripta et Ilias et Odyssea Homeri, et Aeneis (Keil, Aeneidos) Virgilii.' This, including the Greek adjectives, comes from Diomedes (Keil 1. 482. 23—25), who wrote in the fourth century, even earlier than Mallius Theodorus. From him, too, comes the reference to Lucretius.

Bede, by the way, has sometimes (thus by Wright, *loc. cit.*) received credit for the emendation of a line in Lucretius (6. 868), when he actually took the reading from Audax, who may have lived quite a century earlier. The vulgate reading of the line was:

Quæ calidum faciunt laticis tactum atque vaporem.

Here Bede (Giles 6. 71; Keil 7. 253. 19) reads *aquæ* for *laticis*), following Audax (Keil 7. 329. 2), a reading which is adopted by Lachmann, and, after him, by Munro. Since the *De Arte Metrica* was a youthful work, the first



that Bede wrote (between 691 and 703, according to Plummer, *Eccl. Hist.* cxliv), it would by no means follow that Bede never became acquainted with Homer at first hand![1]

Yale University. Albert Stanburrough Cook.

Das Kapitel 'Bedeutungswandel' in Voßlers 'Frankreichs Kultur' (3. Tausend 1921).

Es hat mich eigentümlich berührt, daß Voßler sein Buch mit 9 Seiten Nachwort und 20 Seiten Berichtigungen und Nachträgen für hinreichend aufgefrischt hält. Einesteils schrieb er mir doch selber auf meinen Aufsatz *Sprache und Gesellschaft* in der *Max-Weber-Erinnerungsgabe*, daß auch er nun Sprache und Nationalcharakter nicht mehr kausal, sondern wie Form und Inhalt nur noch phänomenologisch zueinander in Beziehung setze. Andernteils kann es nur dem, der die Fortschritte der letzten Jahrzehnte nicht miterlebte, entgehen, daß seine Bemerkungen über Mundarten, Begriffskunde usw. völlig veraltet sind.

Das für mein und vieler anderer Gefühl oft etwas pastose Lob seiner Jünger scheint ihn hierüber hinweggetäuscht zu haben. Auch die Kritik mag daran schuld sein; sagt er doch in seinem Nachwort, die Bedenken hätten sich mehr gegen sein Verfahren als gegen Einzelheiten gerichtet. Über der Kritik an der Methode hat man es nämlich nicht für nötig gehalten, sich einmal gründlich mit den Einzelheiten zu befassen. Das muß nun allerdings geschehen, und ich will im folgenden zeigen, wie viele Irrtümer, grobe sprachliche Versehen, willkürliche Interpretationen das Kapitel 8 'Bedeutungswandel' enthält.

1.

Die Idee, von der Voßler ausgeht, ist die folgende: Der Charakter der afrz. Poesie ist lyrisch-subjektiv; dem entspricht, daß die Mehrzahl der Bedeutungswandlungen dieser Periode sächlichen Inhalt zu persönlichem werden lassen. Ich meine, Inspiration und Wesen dieser Idee entstammen eher dem Lexikon als historischem Denken. Denn dieser Unterschied hängt doch viel mehr von Stand und Gelegenheit als von Gesinnung und Zeitgeist ab. Es mag das von Voßler Gesagte bei lyrischen Dichtern eine gewisse Berechtigung haben, für Wissenschaft, Handel, Gewerbe der Zeit ist es durchaus unzutreffend. Für diese Stände zeigt sich dem Wortforscher eine große Linie, die sich kurz charakterisieren läßt: Verwirrung der scharfen römischen Begriffe, Konkretisierung der römischen Abstraktionen durch die Völkerwanderung — Entwirrung der Konfusion, Wiederbemerken feinerer Unterschiede, Neuschaffung merkmalreicher Abstrakta durch das Mittelalter.

Solche Fragen lassen sich eben nicht vom Standpunkte der Literaturgeschichte aus übersehen; sie sind zu eng mit Wirtschaft, Gesetz, Leben verknüpft. Sie lassen sich auch nicht auf deduzierende Weise lösen, sondern nur sorgsame und Zeit-, Ort- und Standesunterschiede scheidende Induktion kann sie beantworten. Das zeigen nun Voßlers Beispiele, die ich eins nach dem anderen besprechen will, sehr eindringlich.

[1] See my 'Theodore of Tarsus and Gislenus of Athens', *Philological Quarterly* 3. 8.



2.

> S. 88 *Achever* = 'zu Ende führen' erhält die Bedeutung 'Glück haben, reüssieren', und zwar, soviel ich aus Godefroy sehe, auf dem Wege über Wendungen, wie *achever son désir, sa volentez* (sic!), *sa pesance*.

Godefroy hat zwei Beispiele: *Mieuz aing a li servir .. Qu'a une autre achever* (C o u c i); — *Il m'est vis que nus* ('Jemand') *die: — Par bien esperer, — A on plus jolie — Joie qu'a penser — C'on ne poroit achiever.* Im engen Milieu der Minnedichter wird also *achiever* im Sinne von '[Minnelohn] ernten' gebraucht.[1] Ein Bedeutungs w a n d e l im eigentlichen Sinne ist dies überhaupt nicht, denn 'zum Ziel kommen' (*chief* 'Ende' wie in *chief d'œvre, a chief de piece*) heißt es hier und sonst. Das einzige Bemerkenswerte ist, daß das Ziel eines Trouvères, eben anders geartet ist als das eines Tischlers oder das Ende einer Predigt. Damit kann auch eine Veränderung des Gefühlswertes verbunden sein. Das Wesentliche jedoch ist die Ü b e r t r a g u n g s m ö g l i c h k e i t auf das jeweilige Objekt. Durch Auslassung des für jeden einzelnen Stand stereotypen Objekts kann dann das Verbum auch in jedem einzelnen Stande intransitiv werden. Das zeigt seine Geläufigkeit; aber doch nicht, daß es die Entwicklung von *reussieren*, oberbayerisch *[gut] hinausgehen*, hinter sich hat, da ja das Zeitwort *achiever* den g u t e n Erfolg schon etymologisch enthält.

> *Acointier (adcognitare)* = 'mitteilen, erzählen, darlegen, sagen' kommt schließlich dazu, bald eine feindselige, bald eine liebevolle Annäherung zwischen zwei Personen zu bedeuten.

Der Ausgangspunkt ist unrichtig. *Adcognitare* gibt es gar nicht; *cognitus* ist schon lateinisch 'personalistisch' = 'bekannt', 'erprobt', *acointier* heißt also afrz. 'bekannt machen', 'vorstellen'. Wenn nun von zwei kämpfenden Rittern gesagt wird *s'acointent*, so ist dies deplaciert (= auf unpassenden Zusammenhang übertragen), also scherzhaft gemeint: — wenn aber *acointier fame* eine geläufige Beschönigung im Sinne von nfrz. *baiser* wird, so liegt hier vermutlich biblisches *erkennen* zugrunde. Zu Voßlers These paßt kein Beispiel.

> S. 89 *Aconter* = 'zählen, zahlen, rechnen' geht über zu 'schätzen, hochschätzen, achten, sich kümmern um ...', wahrscheinlich ebenfalls wieder auf dem Wege über personalistische und reflexive Konstruktionen ...

Sicher nicht! Sondern nur auf dem Wege mangelnder Kenntnis des Altfranzösischen, wie das einzige Beispiel zeigt:

> Ne set s'est sis amis u non. ...
> ne que celui si amer deie,
> lequel ele se deit acunter
> u amer u del tut lasser.

Die Graphie verrät den Anglonormannen, der ọ als *u*, *-ier* als *-er* wiedergibt. Die Verse 3, 4 lauten franzisiert: *Ne set .. Lequel el se deit aco[i]nt[i]er — Ou amer ou del tout la[i]ss[i]er.* Es handelt sich also nicht um *aconter*, sondern um das in vorigem besprochene *acointier*.

---

[1] Die Redensart bleibt in Hofkreisen bis zu C h a r l e s d'O r l é a n s; vgl. *Rondell* 19 *Des malheureux porte le pris. — Servant dame loyalle et belle — Qui pour mourir en la querelle — N'achève ce qu'a entrepris.*

> *Adrecier* = 'etwas Krummes gerade machen' ... Besonders klar zeigt sich die Vorherrschaft der persönlichen über die sächliche Konstruktion in der Bedeutung des Particip passé: *adrecié* = 'fourni, muni, bien instruit, bien formé'.

Es heißt nämlich z. B. in H. Cap. 3380 .I. hons .. *adrechiez de tous membres*: Der Tischler sagt es von seinem Tisch, der Vater von seinem Sohn, der Pädagoge von seinem Zögling im geistigen Sinne (vgl. *dressieren*). — Eine Übertragung also wiederum und keine wesentliche Bedeutungsveränderung. Ganz falsches Denken zeigt die Behauptung der 'Vorherrschaft' der persönlichen Konstruktion in diesem Fall. Das hängt doch sicher nicht vom Zeitgeist ab, sondern vom Umstand: Je nachdem der Tischler seinen Tisch oder seinen Sohn meint, wird der gleiche Verbalbegriff auf persönliches oder sächliches Objekt von ihm bezogen werden.

Afichier mag in der Tat über das 'bedeutungsschwangere (?) vieldeutige *s'afichier*' zu *afichier* 'erklären' geworden sein. Das bringt Voßler auf die Idee, die 'personalistische Neigung' dadurch nachzuweisen, daß er Beispiele anführt, in denen der Bedeutungswandel ebenfalls 'durch reflexive Wendungen bald ins Rollen gebracht, bald weitergeführt, bald in völlig unerwarteter Weise umgebogen wird'. Zu seinem Unglück nimmt er die Beispiele abermals aus Godefroy.

> S. 90 *aatir* = défier; *s'aatir* = se vanter.

s'äatir bedeutet nicht 'sich rühmen' — das sich auf Vergangenes bezieht —, sondern 'sich anheischig machen' (Tobler, Afrz. WB.), das sich auf Zukünftiges bezieht; die Möglichkeit, daß *äatie* 'Vermessenheit' älter ist als *s'äatir* 'sich vermessen', zeigt, daß die Frage nicht gefühlsmäßig beantwortet werden kann. Sicher scheint mir, daß *äatir* 'herausfordern' und *äatie* 'herausforderndes Benehmen' mit ihrem völlig verschiedenen Akzent (Gefühlswert) auch moralisch völlig verschieden orientierten Klassen zugehören. Jenes ist feudal, dies ist klerikal oder bürgerlich.

abandoner = lâcher; *s'abandoner* = s'aventurer, und renoncer à *abandoner* heißt 'dem Banne geben', 'ausliefern'; wenn auch *ad bannum donare* zufällig nicht belegt ist, so sind *ad bannum mittere, de banno tollere* der merow. Gerichtssprache geläufig. Genau so heißt es noch Huon 4006 *Vous abandoins les biens de mon ostel.* Wenn es nun Roland 390, 928 *s'abandunet* heißt 'er liefert sich aus', 'gibt sich verloren', so ist diese Bedeutungsverschiebung nicht in der Gesinnung begründet, denn 1493 ist eine solche Bedeutungsverschiebung mit sächlichem Objekt ebensogut vor sich gegangen: *le frein li abandunet* 'er überliefert dem Pferd den Zügel', 'läßt ihn ihm frei'. Gerade das reflexive *s'abandoner* enthält keinen Beleg für Voßlers Behauptung; denn auch die Person mußte man als *hostage*, als 'Einlagerer' ausliefern, ein wohlbekanntes germ. Rechtsaltertum. Uralter Rechtsbrauch, nicht Gesinnung begründet die Bedeutungsänderung und Beziehung auf die Person.

> *abelir* = plaire und embellir; *s'abelir* = s'adoucir.

Diese Behauptung fußt auf einem einzigen Beispiel, das nicht einmal notwendigerweise reflexiv ist: .. *Par qui le feu de douleur mainte — Se radoulcist et abelist.* Meiner Ansicht nach ist dies *abelir* als Ableitung zu *bel* ad hoc gebildet und hat mit *abelir* 'gefallen' gar nichts zu tun.

> *abeter* = tromper; *s'abeter* = irriter.



Auch dies Urteil fußt auf e i n e m Beispiel, das den ungedruckten pikardischen *Trois Maries* entnommen wurde, also nicht zuverlässig ist: *Trop est folz qui a eux s'abette*, was Voßler erst hätte interpretieren müssen, ehe er es nach dem veralteten Godefroy begrifflich bestimmte.

(*abiller* = ausstatten, herrichten; *s'abiller* = sich kleiden.)

Ich verweise auf *Dict. Gén.* Der Sinn ist jedenfalls von jeher durch *habit* bestimmt; *s'abiller* durchaus nicht unbedingt die jüngere Form. Jedenfalls das Objekt des 'Anziehens' nicht von der Geistesrichtung, sondern von Beruf, Geschlecht, Umständen abhängig.

aboner = borner, limiter; *s'aboner* = se livrer à, se rencontrer.

Das Beispiel ist nachweisbar falsch: *abonner* ist ein ostfranzösisches Mundartwort, das zuerst in dem wallonisch-hebräischen Glossar in B ö h m e r s *Ro. St.* I S. 179 zu belegen ist: *abon[e]ra: metam ponet.* Dies war die Förmlichkeit bei A u s l i e f e r u n g eines Lehens: *Quant un prince a un fief d o n n é — A son vassal et a b o n n é* (G. d e S t. A n d r é nach G o d e f r o y). Da man nun *abonner un fief* 'ein Lehn hingeben' sagt, sagt man ü b e r t r a g e n, aber o h n e wesentliche Bedeutungsverschiebung: *Puis estuet qu'à dire m'abonne* 'ich muß mich meiner Aufgabe hingeben. (G u i a r t - G o d e f r o y). — Damit hat aber nichts zu tun, wenn derselbe G u i a r t sagt: *Là ou li combatant s'abonnent*, denn dies ist die Grundbedeutung: 'Die Felder stoßen mit der Gemarkung (*borne*, ostfrz. *bonne*) zusammen' = *li champ s'abonnent*; und so sagt man übertragen und ohne wesentliche Bedeutungsverschiebung: *li combatant s'abonnent* 'sie stoßen zusammen'. —

Ich denke, der Leser erkennt nun deutlich die scharfe Grenze zwischen 'Bedeutungsverschiebung' und 'Übertragung'. Jene betrifft die Merkmale des Begriffs oder ihren Akzent (Gefühlswert). Diese betrifft nur die Anwendung, die Beziehung eines Wortes, vor allem eines Zeitwortes, auf ein ungewohntes Objekt oder Subjekt. Voßler hat beide nicht geschieden. Das, was er 'personalistisch' nennt, ist eine zu allen Zeiten geübte Übertragung von Verben mit Sachobjekt auf die Person und nur ein wenig bedeutsamer Teil jener *Übertragung*, die J a b e r g schon in Ztschrft. R. Phil. 1903, S. 25, von der *Bedeutungsverschiebung* schied.

Damit können wir uns, denke ich, bei den weiteren Beispielen auf philologische Kritik beschränken:

abonir = déclarer bon; *s'abonir* = consentir à.

Beide Beispiele sind durch eine Konfusion von Godefroy zusammengeraten, denn das zweite ist eine ostfranzösische Mundartform und gehört zu *abo[r]nir 'limiter la valeur de quelque chose'*, einem Synonym von *abo[r]ner*. Vgl. die beiden Beispiele: *A ce soufrir — Ne se vourrent plus aboennir; Son grant tresor.. donna il a St. Denis, — Viers* (wallonisch!) *qui il s'ert moult abonnis*: *s'abonnir* heißt also nicht *'consentir à'*, sondern *'se livrer'*, eine Bedeutungsänderung, die durch oben geschilderten Rechtsbrauch vor sich ging.

abouchier = presser avec la bouche; *s'abouchier* = tomber le visage en avant.

Nach Godefroys und Toblers Beispielen ist *s'abouchier* alt und geläufig. *abouchier* im genannten Sinne nur e i n m a l bei S c h e l a n d r e (17. Jh.!!) belegt, also gar nicht altfranzösisch.

abouter = abgrenzen; *s'abouter* = sich hingeben.

Hier war Godefroy wesentlich gründlicher als Voßler, denn er erklärt: '*Fixer l'endroit où les abouts, les limites de deux terres, se rencontrent; .. donner telle chose pour hypothèque.*' Die Bedeutungsentwicklung entspricht genau derjenigen von *abonner*, *abonnir*; alle drei Synonyma mögen sprachgeographisch geschieden gewesen sein.

abrevier = abkürzen, verringern; *s'abrevier* = sich demütigen (und sich beschleunigen).

Das Reflexiv beruht wiederum auf einem Beispiel aus den *Bernhardpredigten*: *li sires de majesteit s'umiliest et s'abreviest* — *abreviast* scheint mir vom Übersetzer ad hoc gebildet, dürfte sich aus dem lat. Urtext, aber nicht aus *abrevier* 'abkürzen' erklären.

absenter = entfernen; *s'absenter de* = aufhören etwas zu tun.

Das Reflexiv beruht auf einem Beispiel: *s'absenter de faire guerre*, einer in schlechtem, figürlichem Stile deplacierten Redensart.

abuter = bezwecken; *s'abuter* = sich flüchten.

s'abuter bedeutet nicht 'sich flüchten', sondern 'seine Zuflucht (*but*) nehmen'; mit *abuter* 'bezwecken' hat es vermutlich nichts zu tun, wenn nicht überhaupt *s'abriter* dastand. Es handelt sich wiederum um eine Stelle.

abutiner = mettre au pillage partager; *s'abutiner* = se livrer, s'abandonner à.

Das glaube ich nicht! Die Stelle stammt aus einer ansprechenden Dichtung Karls von Orléans: Die Jugend zieht in der Frühe zum Maifest aus. Es war Sitte, Blumen und Blätter als Beute heimzubringen. Ihn, den Alternden, aber 'hält der Bettzipfel'. Und da sagt er (Rondell 77):

> Jeunes gens partent leur butin;
> De Nonchaloir m'acointeray:
> A lui je m'abutineray.

Hätte Voßler die Stelle nachgeschlagen, so zweifle ich gar nicht daran, daß er, der treffliche Interpret provenzalischer Lyrik, sie verstanden haben würde: 'Die Jungen sollen die Beute teilen (*partent* ist Wunschkonjunktiv), seine Beute, des Alten Los, wird Nonchaloir sein. D. h. *s'abutiner* bedeutet 'sich mit Beute versehen', wie das dem Prinzen geläufige *s'avitailler* oder nfrz. *s'aprovisionner* 'sich mit Proviant versehen' bedeutet. Die Präposition hat denselben Sinn wie in dem vom Prinzen ebenfalls gebrauchten: *Prenez exemple à moy*, oder in nfrz. *se prendre à quelqu'un* 'sich an jemanden halten'. Er hält sich an Nonchaloir, die Personifikation seiner Lethargie, die er schon mehrfach als lethespendenden Arzt für seine Herbststimmung dargestellt hat. —

Nichts davon in den Berichtigungen. Spurlos ist die Literatur über Begriffskunde, Wortgeschichte an Voßler vorbeigegangen. Ebenso unscharf wie einst nennt er allein die 'Übertragung', wo er den afrz. 'Begriffswandel' charakterisieren will. 'Enge zeitliche Grenzen' (S. 17) will er sich stecken und wirft in einen Topf, was dem 12. oder dem 15. Jh. angehört. Ja, eine von ihm aufgestellte Grundbedeutung wird nur durch ein Beispiel des 17. Jh.s belegt. Ob ein Wort geläufig oder ungeläufig ist, wird nicht nachgeprüft. Mundarten, Stände werden nicht geschieden: das wallonische Mundartwort wie der Minnesängerterminus werden auf die ganze Nation bezogen. Und keinen der sprachlichen Irrtümer vermochte der Autor in zehn Jahren zu bessern! Zu sicher war sein Ruf. Zu laut das Lob der Jünger und Nichtfachgenossen. Die Fachleute verwarfen die Methode



und ließen die Einzelheiten auf sich beruhen. Die Kritik an der Methode widerlegte der Autor (wie Lerch meint) im Nachwort. Und die Einzelheiten ließ auch er auf sich beruhen.

Jeunes gens partent leur butin;
De Nonchaloir m'acointeray:
A lui je m'abutineray.

München. Leo Jordan.

Zum Andenken an August Bertuch.

Mit dem am 3. März dieses Jahres (1923) in hohem Alter verstorbenen August Bertuch ist einer unserer hervorragendsten Übersetzer dahingegangen. Seine Bedeutung liegt aber nicht nur in der vollendeten Kunst seines Übersetzens, sondern auch in der Auswahl der übersetzten Dichtungen. Im Jahre 1891 ließ er die Übersetzung von Mistrals 'Nerto' erscheinen, in welcher der Dichter seine geliebte Provence im romantischen Dunkel mittelalterlichen Lebens und Empfindens darstellt. Zwei Jahre darauf folgte die Übersetzung von Mistrals Hauptwerk 'Mirèio', das uns Land und Volk der Provence in der hellen Sonne der Gegenwart bei Arbeit und Spiel, in Freud' und Leid lebendig vor die Augen malt und die aufknospende Liebe eines jungen Paares bis zum raschen, bitteren Ende kunstvoll mit den breiten Schilderungen der Umwelt verknüpft. Und der neuen Auflage der 'Nerto' 1908 fügte der unermüdliche Übersetzer eine Reihe von kleineren und größeren Dichtungen aus den 'Iselo d'or' sowie einige Stücke aus den 'Memòri e Raconte' bei, die in fühlbarem Zusammenhang mit einzelnen Schilderungen der 'Mirèio' stehen. Mit diesen Übersetzungen hat Bertuch nicht nur einige beliebige Einzelwerke, sondern eine große, neue Literaturbewegung, die wieder zum Leben erwachte neuprovenzalische Dichtung, in Deutschland bekannt und heimisch gemacht und sich selbst in den Dienst der '*Causo*', des provenzalischen Felibrige, gestellt. Er ist zum Apostel Mistrals und der neuprovenzalischen Dichtung in Deutschland geworden. Seine in vielen Tausenden verbreiteten Übersetzungen — von 'Nerto' erschienen zwei, von 'Mirèio' fünf Auflagen — haben für Mistrals Dichtung Hunderttausende von begeisterten Verehrern in Deutschland geworben. Als ausgezeichneter Vortragskünstler — ausgezeichnet durch Schlichtheit und Natürlichkeit des Vortrags und völliges Aufgehen in der von ihm vorgetragenen Dichtung — ist er in früheren Jahren von Ort zu Ort gezogen, seinem Dichter neue Jünger zu gewinnen, bis er diese Aufgabe seiner von ihm herangebildeten Schülerin Frau Elsa von Blanckensee in Marburg überließ. Wenn heute in Deutschland eine so weit verbreitete Mistralgemeinde vorhanden ist, so geht das in erster Linie auf Bertuchs Leistungen zurück. Andere Mistralübersetzer, die Romanisten an den Universitäten, die Tagesschriftsteller, haben gewiß auch ihren Anteil, kommen aber für die Verbreitung Mistralscher Dichtung in der breiten Lesewelt samt und sonders erst in zweiter Linie in Betracht. Wenn je einer, hat August Bertuch die Ernennung zum Ehrenmitglied (*Sòci*) des Felibrebundes mit vollstem Rechte verdient.

Dabei war Bertuch von Haus aus gar nicht von der Zunft, weder von der Zunft der Dichter noch der Schriftsteller noch der Gelehrten. Er stammte aus dem weimarischen Zweige der Familie Bertuch, sein Großvater war Landpastor in der Nähe von Frankfurt a. M. gewesen, sein Vater Großkaufmann in Venedig, ein feinsinniger, kunstliebender Mann, der schon in

Rom die Bekanntschaft vieler deutscher Künstler gemacht hatte und nun in seinem gastfreien Hause in Venedig die Mitglieder der dortigen deutschen Kolonie ebenso wie Italiener und andere Ausländer gern um sich sah. So mitten im wirtschaftlichen Leben und im Verkehr der guten Gesellschaft stehend hat er allerlei Beobachtungen und Erinnerungen gesammelt und als 'Beiträge zur Vorgeschichte der Befreiung und Einheit Italiens' hinterlassen, die sein Sohn August 1908 (im Verlag Niemeyer in Halle) veröffentlicht und 1911 selbst ins Italienische übersetzt hat (Contributi alla storia del Risorgimento Italiano, Halle und Venedig). Eine späte Frucht seiner Liebe zur alten Heimat ist seine zwei Jahre vor seinem Tode veröffentlichte 'Kurzgefaßte Geschichte der Republik Venedig' (Halle 1921, Niemeyer). Hier in Venedig wurde August Bertuch am 25. August 1838 geboren. Wie er nun, durch Abstammung und Umwelt zum Kaufmann bestimmt, zum Mistralübersetzer geworden ist, sagt uns ein kurzer Bericht, den er vor wenigen Jahren auf Bitten von Freunden gegeben hat: 'Ich bin in Venedig von deutschen Eltern geboren. Mein Vater war dort Großkaufmann an der Spitze einer der angesehensten Firmen des Platzes. Neben Deutsch war der venezianische Dialekt meine zweite Muttersprache. Ich widmete mich, erwachsen und nach Besuch deutscher Schulen, ebenfalls dem Handel und lernte durch längeren Aufenthalt in Mailand und in Piemont auch die dortigen Dialekte. Der letztgenannte steht geographisch und sprachlich dem Neuprovenzalischen so nahe, daß ich dieses in kurzer Zeit vollkommen zu beherrschen lernen konnte, als Vorbedingung meiner Mistral-Arbeiten. Denn um treu zu übersetzen, muß man nicht nur die Sprache, in die man übersetzt, sondern auch die, aus der man schöpft, ganz genau verstehen, was, beiläufig bemerkt, eine Seltenheit ist. Ich war so glücklich, in noch leistungsfähigen Jahren dem Handel Valet sagen und mich literarischer und wissenschaftlicher Tätigkeit zuwenden zu können und für erstere einige Anerkennung einzuheimsen.'

Bertuch war 53 Jahre alt, als er mit seiner ersten Mistralübersetzung (Nerto, 1891) hervortrat. Es ist erstaunlich, welche Vollendung der Kunst der so spät zur Entwicklung gelangte Nachdichter gleich in seinem Erstlingswerk an den Tag legte: eine beinahe philologisch genaue Wiedergabe des Sinnes und des Stils der fremden Dichtung und dabei eine Flüssigkeit und Gewandtheit der dichterischen Form, welche beim Leser kaum den Gedanken aufkommen läßt, daß er es mit einer Übersetzung und nicht mit einer Originaldichtung zu tun hat. Die Ersetzung der auf die Dauer im Deutschen eintönig wirkenden Reimpaare durch vierzeilige Versgruppen, in denen nur der zweite und vierte Vers miteinander reimen, war ein wohlberechneter und vorzüglich wirkender Kunstgriff. Noch bedeutender war der Erfolg, den er mit der Übersetzung der 'Mirèio' (1893) erzielte. Diese war tatsächlich das Meisterwerk nicht nur Mistrals, sondern der gesamten neuprovenzalischen Dichtung. Die an sich verdienstliche Übersetzung des Werkes von Frau Betty Dorieux-Brotbeck (Heilbronn 1880, 2. Auflage 1884) wurde durch Bertuch leicht in Schatten gestellt. Die nachfolgende Mirèio-Übersetzung von Franziska Steinitz (Halle 1907, Hendels Bibliothek) konnte die von Bertuch nicht erreichen. Vor der ersten hat Bertuch die höhere dichterische Befähigung, vor der zweiten die persönliche Vertrautheit mit Land und Leuten der Provence, vor beiden das philologisch sichere Verständnis des Originals und die Treue der Wiedergabe voraus. Die aus den 'Goldinseln' ausgewählten kleineren Dichtungen reihen sich den beiden großen Werken wür-

dig an: ich hebe als besonders gelungen den 'Bußpsalm', 'Des Schnitters Ende', den 'Tambour von Arcole' und 'Die Prinzessin Clemenço' hervor. Seit der 4. Auflage von 'Mirèio' hatte Bertuch die gesamten Mistralübersetzungen unter einem gemeinsamen Titel vereint: *Frederi Mistrals ausgewählte Werke, übersetzt und erläutert von August Bertuch.* Erster Band: Mirèio (Stuttgart, Cotta, 5. Aufl. 1910). Zweiter Band: Nerto — Goldinseln — Kindheitserinnerungen (1908). Um Besserungen einzelner Stellen war Bertuch bei neuen Auflagen ständig bemüht.

Wohl hätte man aus des hochbegabten Verdeutschers Hand gern noch ein drittes größtes Werk Mistrals, etwa das 'Pouèmo dóu Rose' entgegengenommen, aber wenn man erst mit mehr als fünfzig Jahren zu schreiben und zu dichten anfängt, kann man nicht ebenso viele Jahrzehnte schaffen wie einer, der mit fünfundzwanzig Jahren oder früher begonnen hat. So hat es Bertuch vorgezogen, als Altersgabe Racines 'Britannicus' zu übersetzen (Stuttgart 1920, Cotta): mit dem sichtlichen Bestreben, der Eintönigkeit der französischen Alexandrinerpaare durch möglichste Abwechslung in Reim und Versform (paarweise, umarmende, kreuzende Reime — Mischung von fünf- und sechshebigen Versen) zu begegnen, auch mit dichterischem Schwung, wenn auch nicht mit der Einfühlung, die ihm gegenüber Mistrals Werken eigen war (vgl. auch Archiv 141, 322 f.).

Bertuchs wissenschaftliche Befähigung wird durch die Genauigkeit seiner Übersetzung bewiesen, sie ist die notwendige Voraussetzung für diese. Auch die Anmerkungen enthalten viele eigene Zutaten von Bertuch, besonders zur Sach- und Worterklärung. Die Vollendung eines von ihm und J. Ronjat für die 'Sammlung kurzer Lehrbücher der romanischen Sprachen und Literaturen' geplanten 'Handbuchs der neuprovenzalischen Sprache und Literatur' hat er nicht mehr erlebt: sein Anteil, die Bearbeitung des Wörterbuchs zu den von Ronjat ausgewählten Texten, liegt seit Jahren fertig in Niemeyers Verlagsschrank.

Seine Verdienste wurden von der Regierung schon vor längerer Zeit durch Verleihung des Professortitels anerkannt. Die Philosophische Fakultät der Universität Halle, welche seinerzeit schon Mistral zum Ehrendoktor ernannt hatte, verlieh seinem Übersetzer 1920 dieselbe Ehrenwürde, die ihm, trotzdem oder vielleicht gerade weil sie ihm so spät noch zuteil wurde, aufrichtige und herzliche Freude bereitete.

Bis zum Kriege pflegte Bertuch, in Frankfurt a. M. ansässig, den Sommer in Fontenay-aux-Roses bei Paris zu verbringen, wo er auch seine schöne Felibrebibliothek hatte, die nun wohl der Beschlagnahme verfallen ist. Nach dem Kriege verlegte er seinen Wohnsitz von Frankfurt nach Cronberg im Taunus, wo einem, wie er mir schrieb, 'das Elend des Krieges nicht so auf Schritt und Tritt entgegengähnt wie in der Großstadt'. Hier in Cronberg konnte er am Ostersonntag 1922 mit seiner treuen, als Porträtmalerin rühmlich bekannten Lebensgefährtin das Fest der goldenen Hochzeit im Kreise einer Anzahl Freunde und Verehrer feiern.

Er konnte an seinem Lebensabend auf eine glückliche Lebenszeit und eine von reichem Erfolg gekrönte Lebensarbeit zurückblicken. Was er geworden, ist er durch sich selbst geworden: niemand hat ihm Ziel und Weg zum Ziele gewiesen. Sein Name wird auf immerdar mit dem Dichterruhme Mistrals und mit der *Causo* verbunden bleiben.

Halle. Karl Voretzsch.

Gottfried Baist als Hispanist.

Gottfried Baist, der uns am 22. Oktober 1920 entrissen wurde, hat der gemeinromanischen Wortgeschichte zahlreiche und wertvolle Beiträge geliefert. Alle diese Aufsätze sind bedeutungsvolle Beiträge zur romanischen Wortgeschichte; sie fußen auf genauer Kenntnis der Überlieferung, die nicht bloß aus Wörterbüchern, sondern aus der Literatur selbst geschöpft ist; umsichtige Betrachtung jedes Wortes, stetes Heranziehen der anderen, auch nichtromanischen Sprachen zeichnen sie aus. Ein Musterstück dieser Art ist Baists Aufsatz 'Gibt es ein Suffix sel?' (Zs. 30, 464): da wird jedes Wort sozusagen herumgedreht und nach allen Seiten geprüft. Der Gewinn, den die romanische Sprachgeschichte inhaltlich und methodisch aus diesen Artikeln gezogen hat, ist hoch einzuschätzen; besonders auf die Entwicklung des französischen Wortschatzes fällt Licht.

Aber das Lieblingsfeld für die Betätigung Baists, zugleich dasjenige, auf dem er sich dauernd eine hervorragende Stellung gesichert hat, ist doch das der spanischen Sprache: als Hispanist vor allem wird er in der Geschichte der romanischen Philologie weiterleben. Seine größeren selbständigen Arbeiten sind alle dieser Sprache gewidmet. Seine (Erlanger) Doktorarbeit behandelte 'Alter und Textüberlieferung der Schriften Don Juan Manuels' (Halle 1880); sie ist ganz in die im selben Jahre veröffentlichte Ausgabe des *Libro de la caza* des D. Juan Manuel aufgenommen worden. Die Ausgabe dieses merkwürdigen Buches, das vordem nur durch Auszüge bei Amador bekannt war — Gayangos hatte es in seiner Gesamtausgabe der Werke des Infanten seltsamerweise übergangen —, ist eine außerordentlich sorgfältige Leistung, die den Anfänger schon als Meister zeigt. Die beigesteuerten Anmerkungen zu dem Buche, das kulturhistorisch wichtig ist als das Werk eines der genauesten Kenner der Falkenjagd in ihrer besten Zeit, zeigen, wie Baist sich in dieses schwierige Gebiet vollständig eingearbeitet hat; das ist ihm denn auch später bei etymologischen Erörterungen wieder zugute gekommen, z. B. *falco* (Zs. f. deutsch. Alt. 27, S. 50 ff.), *machet* (Zs. 39, 91). Das Wortverzeichnis offenbart den jungen Gelehrten bereits als kenntnisreichen, umsichtig erwägenden Etymologen; die Beilage I (eben jene Dissertation) erweist ihn als tüchtigen Geschichtsforscher und genauen Kenner der mittelalterlichen Geschichte Spaniens, gleichfalls eine Eigenschaft, die auch später noch oft in seinen Schriften zutage tritt. — Eine andere ausgeprägte Seite seiner Arbeitsweise zeigen seine beiden sprachlichen Abhandlungen 'Die hochdeutsche Lautverschiebung im Spanischen' (RF 1, 106) und 'Die arabischen Laute im Spanischen' (RF 4, 345; ein Teildruck davon bildete seine Habilitationsschrift). Es erhellt aus ihnen, daß Baist nicht bloß die altgermanischen Dialekte beherrschte, sondern — wohl als einziger deutscher Romanist — auch ein gründlicher Kenner des Arabischen war. Seine Versicherung, daß er 'die für seine Zwecke nötigen elementaren Kenntnisse des Arabischen' besitze (Zs. 33, 63), ist gewiß nur als spöttisch-bescheiden auszulegen; er hatte, wie man sich beim Lesen der genannten Abhandlung und vieler seiner etymologischen Beiträge überzeugen kann, nicht etwa eine nur oberflächliche, aus dem Blättern in einer Grammatik oder einem Wörterbuch geschöpfte Bekanntschaft mit dem Arabischen; er war, wie das seine Art war, auf die Quellen zurückgegangen und war so in der Lage, auf diesem Gebiet, das ein so beliebter Tummelplatz für Dilettanten ist, scharf



sichtend und entscheidend einzugreifen. Der Anteil des Arabischen an der Bildung des spanischen Wortschatzes ist durch Baist in die gebührenden Schranken verwiesen worden; vieles, was frühere, minder kritische Forscher frischweg als arabisch erklärt hatten, ist durch Baist als lateinisches Erbgut erkannt worden. Wichtig für die Beurteilung des Verhältnisses zwischen dem Spanischen und dem Arabischen ist auch sein Hinweis darauf, daß die Übertragung auf dem Wege lateinisch—arabisch—spanisch durchaus nicht selten ist (Besprechung von Eguilaz y Yanguas' *Glosario*, Zs. 14, 223).

Auch eine Anzahl von Ausgaben älterer spanischer Literaturdenkmäler ist Baist zu verdanken. 'Das altspanische Dreikönigsspiel', Erlangen 1887 (Karl Vollmöller zu seiner Vermählung dargebracht), gibt von diesem sprachlich und literarhistorisch so wichtigen Denkmal einen diplomatisch genauen Abdruck, der unter anderem auch den Zweck haben soll, ein Zitieren nach der handschriftlichen Überlieferung zu ermöglichen, da die Verseinteilung der Herausgeber bei der Verderbtheit der Überlieferung ganz willkürlich ist. Die in Aussicht gestellte kritische Ausgabe ist leider nicht erschienen. — In den RF 7, 551 (1893) gab Baist nach einer verschollenen, von ihm im Britischen Museum wiederaufgefundenen Hs. einen Abdruck der (lateinisch geschriebenen) *Cronica complida* des D. Juan Manuel heraus, die schon Florez in der *España sagrada* veröffentlicht hatte; weitere Beigaben fehlen leider auch hier. — 'Der spanische Lanzelot' (RF 22, 97) gibt bloß einen sehr knappen Vergleich der spanischen Fassung mit dem von Gaston Paris nacherzählten französischen Text. '*Antonio Muñoz. Aventuras en verso y prossa*' (Ges. f. rom. Lit., Band 15, 1907) veröffentlicht auf Grund des einzigen bekannten Exemplars, das sich zufällig in Baists Besitz befand, den 'Cancionero eines Kleindichters der alten Schule aus der Zeit des äußersten Tiefstandes der spanischen Literatur', eine Dichtung, deren Interesse vor allem in der Rahmenerzählung liegt. — Die wichtigste und umfangreichste Leistung Baists ist aber seine Darstellung 'Die spanische Sprache' in Gröbers Grundriß der romanischen Philologie (1887 und 2. Aufl. 1906). Hier ist seine Eigenart am besten zu erkennen. Alles beruht darin auf eigener Forschung; die vorhergehende Literatur ist auf das sorgfältigste benutzt, aber überall sind auch die Angaben der Vorgänger gründlich nachgeprüft. Alles Vorgebrachte ist wohlüberlegt, nirgends hat man den Eindruck hastigen Arbeitens. Freilich ist das Werk nur für wohlvorbereitete Leser berechnet: der überaus knappe, oft fast abgehackte Stil, der häufig in einen Satz zusammendrängt, was andere auf einen ganzen Abschnitt ausgedehnt hätten, der mehr andeutet als ausführt, läßt es für den Anfänger wenig geeignet erscheinen. Auch sind die Angaben mitunter etwas zu schroff hingestellt, wie denn C. Pietsch (Mod. Lang. Notes 23, 163 ff.) mancherlei Ergänzungen in dieser Richtung beibringen konnte. Aber bei alledem ist das Werk doch eine ausgezeichnete Darstellung der spanischen Sprache, die einzige streng wissenschaftliche, die wir besitzen. — Im zweiten Beitrag Baists zum Gröberschen Grundriß, 'Die spanische Literatur' (1897), treten die erwähnten stilistischen Eigentümlichkeiten des Verfassers noch stärker hervor. Eine gewisse Dürre des Ausdrucks, eine zugespitzte Knappheit der Sprache, die besonders bei den jüngeren Zeiträumen, gerade denjenigen, in denen die spanische Literatur Weltgeltung errang, auffällt; hier hätte eine farbenvollere Darstellung dem wissenschaftlichen Charakter gewiß keinen Eintrag getan. Das mag zum Teil in der Eigenart des Sammelwerkes be-

gründet sein, das ja auf 'grundriß'artige, also mehr dürr zusammenfassende Darstellung hinarbeitet und mit einer gewissen Beschränktheit des Raumes rechnen mußte. Am ehesten wird es aber in der Studienrichtung Baists seine Erklärung finden, der für literargeschichtliche Darstellung offenbar wenig Vorliebe hatte. Was er sonst auf diesem Gebiete gearbeitet hat, trägt mehr philologisches als eigentlich literarhistorisches Gepräge, wie die oben erwähnten Ausgaben zeigen und wie etwa die Besprechung von Krenkels Calderon-Ausgaben (RF 2, 380) oder seine Bemerkungen zur Cibdareal-Frage (JB 4, I 301) erkennen lassen.

Hauptsächlich fühlte er sich, wie schon einleitend bemerkt wurde, von etymologischen und wortgeschichtlichen Fragen angezogen. Ihnen hat er zahlreiche Aufsätze gewidmet, die fast alle in der Zeitschrift für romanische Philologie (Zs.) und in den Romanischen Forschungen (RF) verstreut sind; auch in Vollmöllers Kritischem Jahresbericht (JB), in dem er in den ersten acht Bänden den spanischen Teil leitete, hat er viele wertvolle Beiträge in dieser Hinsicht niedergelegt. Auf alle diese, zum Teil sehr kurzen Artikel einzeln einzugehen, ist hier nicht möglich; es genüge, darauf hinzuweisen, daß sie die schon bei Erwähnung seiner Dissertation hervorgehobenen Vorzüge Baists aufweisen. Daß manches, besonders in früheren Jahren Vorgetragene darin heute überholt ist, liegt im Fortschritt der Wissenschaft begründet. Aber im ganzen wird wohl das meiste, was Baist gefunden hat, aufrecht bleiben oder mindestens stark in Betracht gezogen werden müssen. Frühzeitig ist er erstaunlich modern: er sucht die Zusammenhänge zwischen den Wörtern und den Dingen, die sie bezeichnen, mit genauer Erwägung der kulturhistorischen Verhältnisse zu ergründen und arbeitet so in der Richtung der 'Wörter und Sachen', bevor dieses Schlagwort aufkommt; sogar Abbildungen bringt er früh, um eine Etymologie zu stützen (*bigote*, RF 7, 407 ff., 1892). Er trachtet danach, sich genaue Kenntnis der Gegenstände, die durch die Wörter gemeint sind, zu verschaffen, z. B. *balcon* (Zs. f. deutsche Wortforsch. 10, 209), *mutulus*, *butina* (Bausteine z. rom. Phil., Festgabe für Mussafia 1905), *loza* (Zs. 30, 467), *falca* (Zs. 41, 592) usw. Frühzeitig verwendet er das jetzt so beliebte Erklärungsmittel der Wortkreuzung, z. B. *marfil* (RF 1, 130), *cerrojo* (Zs. 5, 235). Wie er immer die Dinge selbst vor Augen hat, zeigt die überraschend scharfe Beobachtung, durch die er erklärt, daß span. *res* (aus arab. *rās* 'Kopf') für Schweine nicht gebraucht werde, weil diese bei den Arabern fehlen, aber auch weil das zählende Auge bei Kühen, Ziegen, Schafen die Köpfe, bei Schweinen aber die Rücken sehe (RF 4, 415). So macht er auch selbst einmal die Bemerkung, daß eine Handlung vom Studiertisch aus anders aussehe als in Wirklichkeit (Zs. 5, 237). Nicht selten finden sich bei ihm Aussprüche, die ganz programmatisch wirken und allgemeine Gültigkeit beanspruchen können, so wenn er sagt: 'Wie so oft in der Kulturgeschichte werden uns auch hier die Benennungen ein sicheres Resultat ergeben, wenn die anderen Quellen versagen', und dazu den wichtigen Zusatz macht: 'nur muß man sich nicht an das einzelne Wort halten, sondern die Gesamtheit untersuchen' (Zs. f. deutsches Altert. 27, 56). Oder wenn er gelegentlich des Streites um die Herkunft von *trouver* verlangt, daß das wirklich belegte *contropare* berücksichtigt werde, 'denn in allen historischen Fragen geht das Dokument vor der Konstruktion' (JB 8, I 214). Bezeichnend für seine Auffassung vom Wesen der Wortforschung ist auch seine Randbemerkung zu Bréals Scheidung zwischen *philologie réelle* und

philologie verbale: 'Als ob man die eine ohne die andere treiben könnte' (Zs. 32, 46).

Ein Gegenstand für sich wäre Baist als Rezensent. Im allgemeinen ist er ja mit Besprechungen nicht eben häufig hervorgetreten, am ehesten noch in seinen Berichten im JB. Aber in seinen wortgeschichtlichen Beiträgen kommt er doch oft auf die Ansichten anderer zu sprechen und hat dann Gelegenheit, dazu Stellung zu nehmen. In diesen meist kühl sachlichen Fehden enthüllt sich der sonst so zurückhaltende, man könnte sagen trockene Gelehrte als ein feiner Stilist, der alle Künste des Spottes beherrscht. Gutmütige Schalkhaftigkeit klingt aus seinen Worten, wenn er ein altes deutsch-lateinisches Wörterbuch empfiehlt wegen der seltenen Fähigkeit, eine Amsel von einem Falken zu unterscheiden (Zs. f. D. Alt. 27, 62). Mit trockenem Humor stellt er fest, daß ein chilenischer Gelehrter 'den Nutzen der lautlichen Detailuntersuchung für die Republik Chile in Frage ziehe' (JB 4. I 307); daß ein anderer Forscher *capielo* im Poema del Cid als *cabello* auffasse, 'obwohl dann der Cid sein Haar abnimmt' (JB 4. I 302). Ein anderes Mal weist er eine ganz unmögliche Behauptung des Verfassers einer Abhandlung zurück und vernichtet ihn dann völlig mit Verwendung eines bekannten Witzwortes: 'Seine übrigen Gründe kenne ich nicht, aber ich mißbillige sie' (JB 4, I 303). Scharf ironisch fragt er, nachdem er zu einem besprochenen Aufsatz zahlreiche Zusätze gemacht hat: 'Aber warum schreibt ... darüber, wenn er alles das nicht weiß?' (JB 6, I 391), und ganz bissig wird er, wenn er aus Anlaß einer unannehmbaren Diezschen Etymologie — scheinbar rühmend, in Wirklichkeit scharf ablehnend — hinzufügt: 'Körting pflichtet ihm sachkundig bei' (RF 22, 630). Mitunter kleidet er seine Kritik in ganz epigrammatische Form: so wirft er dem Verfasser einer 'Altspan. Grammatik, 1. Teil: Phonetik' vor: 'Dem Verfasser fehlten in der Vorbereitung drei Dinge, die Kenntnis der Phonetik, der Grammatik und des Altspanischen' (JB 4, I 300). Oder über das Centon Cibdareals äußert er sich: 'Die Sprache ist ein fröhliches Gemisch von Dingen, die wohl im 15. Jahrh., aber nicht zusammen, von solchen, die wohl an sich, aber nicht im 15. Jahrh., und von solchen, die im Span. überhaupt nicht vorkommen können' (JB 4. I 301). Manchmal lautet sein Urteil schroff ablehnend: 'wertlos' oder: 'Phantasie', und wie schneidender Sarkasmus mutet es an, wenn er einmal den Titel eines Buches erwähnt und dazu bloß bemerkt: 'Preisgekrönt. Wertlos' (RF 1. 143).

Augenscheinlich war ihm die Ironie eine gern gehandhabte Waffe, wenn ihm offenbare Unwissenheit entgegentrat; sah er sich wirklich Bedeutendem gegenüber, so verstand er es, seine auf besserer Kenntnis als Spezialist begründete Kritik vornehm zurückzuhalten (JB 4. I 300). Er selbst war besserer Einsicht durchaus zugänglich und bekennt nicht selten, daß er sich geirrt habe (z. B. RF 3. 516), und übt auch Selbstkritik (Zs. 5. 245: 'Das alles ist sehr hypothetisch'). Von echt wissenschaftlichem Geist durchweht ist seine Äußerung über Meyer-Lübkes Rom. Grammatik: 'An sich ist es nur nützlich, wenn den a. a. O. [d. h. in Baists Artikel in Gröbers Grundriß] gegebenen, selbstverständlich auch nicht fehlerlosen Formulierungen einmal andere entgegentreten. Man wird daraus die Anregung zu selbständiger Kontrolle entnehmen' (JB 1. I 534). Man sieht, es kommt ihm nicht auf die Polemik, nicht auf seine Person, sondern auf die Sache an. Und das ist wohl der Gesamteindruck, den man von seiner Persönlichkeit erhält: Kennt-

nisreich und sachlich hat er die Erforschung der spanischen Sprache gefördert, und so wird er in unserem Andenken fortleben.

Graz. Adolf Zauner.

Afrz. *prooignier* und *provaignier* (nfrz. *provigner*).

Bei God. VI, 429a findet man *proignier*, *prooingnier*, *progner* verzeichnet und mit 'provigner' glossiert. Es mußte *prooignier* als Stichwort vorangestellt werden, denn dieses wird an erster Stelle, und zwar aus einem Bibeltext sowie aus dem 'Chastoiement d'un pere' (13. Jh.) belegt, wo in der Tat ein dreisilbiges Wort verlangt wird; erst dann kommen Belege von *proignier*, *prougnier*, *progner* aus 14.—16. Jh. Die Glossierung mit '*provigner*', also 'durch Absenker vermehren' überrascht, da es das an den betreffenden Stellen offenbar nicht bedeutet, sondern 'verschneiden', ausschneiden' heißt.[1]

Woher kommt nun *prooignier*? Im REW. fehlt es, und auch sonst entdecke ich keine Äußerung darüber, so daß denn Murray, A new English dictionary, nachdem er richtig *prune* v[2] auf unser Wort zurückgeführt hat, zutreffend bemerkt: 'The ulterior history of OF. is uncertain'. Wenn er dann aber weiter sagt: 'It is quite distinct in sense and form from *provaignier*, *provigner*', so meine ich demgegenüber, daß es von *provaignier* nicht zu trennen ist. Letzteres, das ich von **propaginare* und nicht von *provain* herleite (vgl. Horning in Zs. 29, 522), weil sich die Mouillierung sonst nicht erklären würde, ist unter dem Einfluß von *vigne* zu von Littré zuerst aus dem 16. Jh. belegtem *provigner* geworden, das vielleicht auch *provin* für *provain* < *propaginem* hervorgerufen hat. Natürlich kann aus lautlichen Gründen *prooignier* nicht aus *provaignier* hervorgegangen sein; es wird ein anderes Wort seinen Einfluß geltend gemacht haben, nämlich *rooignier*, das nicht nur 'beschneiden', sondern frühe auch 'abschneiden' hieß (s. God. VII, 239a) und nach Littré noch heute als auf dem Lande gebräuchlicher Ausdruck 'couper des branches' bedeutet. Man darf annehmen, daß eine Kontamination *provaignier* + *rooignier* ziemlich früh stattgefunden hat. Daß *rooignier* hinzugetreten ist, erklärt sich leicht aus der am weitesten verbreiteten Art der Fortpflanzung des Weinstockes durch Schnittlinge, die in den Boden gesenkt werden. Die Vorstellung des Schneidens trat dabei so stark in den Vordergrund, daß *prooignier* geradezu 'die Schößlinge der Weinrebe abschneiden', dann 'abschneiden', 'ausschneiden', 'zurechtmachen' überhaupt bezeichnen konnte (s. das eingangs Bemerkte), wie denn auch umgekehrt die Bedeutung von *propaginem* in der Form *prooing* weiterlebte, die God X, 138c unter *provain* und im Sinne des letzteren belegt.

Jena. O. Schultz-Gora.

[1] Ein aus dem 14. Jh. belegtes Substantiv *proigne* glossiert God. richtig mit 'élagage'.



Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Spiero, Ella, Jakob Julius David. Leipzig, Finck (1920). 212 S.

David hatte die Gabe des schönen Wortes: dies machte ihn zum Erzähler, führte ihn zu Gestalten mit erzählenswerten Seelenproblemen, beherrschte überhaupt seine Phantasie und sein Leben. Er war ein echter Dichter — wenn nicht zugleich ein ganz erfreulicher, so lag dies an der sehr gemischten Umgebung, in die das Schicksal ihn versetzte. Daß er aus einem jüdischen Kleinhaus stammte (geb. 1859 in Mähren), brauchte ihn nicht ernstlich zu hemmen; aber das Wiener Kaffeehaus wurde sein Dämon. Als ich ihn um die Mitte der achtziger Jahre kennenlernte, blieb er manchmal im Nachtkaffee bis drei Uhr morgens, ging dann zwei Stunden spazieren und setzte sich um fünf Uhr ins erste Frühkaffee. Nicht der Sangeslärm der Studentenkneipe, noch die Tanzmusik des Dorfwirtshauses hallt aus seinen ersten Schriften, sondern die Witzrede der 'Drahrer' beim Schwarzen. Aus solch ungesundem Dunstkreis riß ihn der tirolische Bildhauer Natter mit teilnehmend-kräftiger Hand, holte ihn, der gar nicht sehr repräsentabel aussah, in sein Bürgerhaus am Schüttel, brachte den schwerbeweglichen Federmenschen in die Alpenwelt Gmundens und Bozens, zeigte ihm Frische und Größe, so daß für eine Weile die hohe Linie K. F. Meyers in seine Novellen fuhr. Das war die beste Wohltat, die der seltsam begabte Schriftsteller brauchte und genoß: Weitung für Auge und Herz tat ihm am meisten not; wo blieben Wiens heimische Bürger und Adlige, um die Wohltat an seinem Geiste fortzusetzen? David war geschickt und fleißig genug, um sich, wenn einmal innerlich gehoben, nicht bloß zu erhalten, sondern auch zu wahrhaft schönen Leistungen zu entwickeln; aber die Umgebung verdiente nicht, daß er den vollen Gehalt und Ruhm gewann, zu dem er berufen war.

Daß er dennoch ein fesselnder Erzähler wurde und sich als solcher behaupten wird, ergibt sich schon aus der Anziehung, die, als er bereits gestorben war, seine Schriften auf seine Biographin ausübten. Ella Spiero kam durch ein Geschenk zum Lesen seiner Werke und trug dann mit Bienenfleiß, mit eindringendem Verständnis, mit dauernder Liebe zusammen, was über ihn zu finden war. Ohne ihn zu überschätzen, errichtete sie dem vielfach herben Autor ein Denkmal, dessen Bedeutung über den vorliegenden Einzelfall weit hinausreicht. In methodisch interessanter Weise untersuchte sie das Ringen seiner slawisch-jüdischen Anlage mit den Wiener Einflüssen, seines literarischen Wollens mit den nicht immer glücklichen Stoffen, die sich ihm aufdrängten: hier, wo sich noch alles erkunden ließ, kann man Dichterpsychologie treiben.

Die Professoren Heinzel und Erich Schmidt erscheinen bei Spiero als die ersten namhaften Persönlichkeiten, mit denen er sich in der Donaustadt auseinanderzusetzen hatte. Für Heinzel, den ebenso eleganten wie wortkargen, glasklaren Altgermanisten, empfand er innige Bewunderung; als ich ihn 1893 beim Philologentage in Wien zum letztenmal sah, forderte er mich zu einer Ruhmesrede auf den gemeinsamen Lehrer auf; die Vornehmheit des Kavalier-Forschers hatte ihn entzückt und wirkte in ihm gegenüber der journalistischen Leichtigkeit als Wahrheitsgewicht. Nicht eine Übertragung gelehrten Wissens kam dauernd in Betracht, sondern eine Überstrahlung geordneten Schauens. Am Realismus Davids hatte Heinzel sein vollgerütteltes Maß von Anteil. Dagegen gewann ihn Erich Schmidt durch die ihm eigene Verbindung von Vornehmheit und Herzenswärme; das war Wissenschaft gepaart mit Menschlichkeit und Freundschaftsfülle; 'Gold-Erich', dessen Feuilleton 'Stoßt an, Jena soll leben' damals in aller Munde war, hat viel getan, um ihn seelisch und künstlerisch zu beflügeln. Ohne diese beiden Männer hätte David keine 'germanistische Doktorprüfung mit Auszeichnung' gemacht;



dank ihnen wurde ihm das Bücherhandwerk nie verleidet und hat ihm die Tagesschriftstellerei allein nie genügt.

Speidel ist bei Spiero nicht ganz, meines Wissens überhaupt noch niemals gemäß seiner kritischen Kraft gewürdigt worden. Er war in den achtziger Jahren für Wien der schöngeistige Diktator, fast wie es ein Jahrhundert früher Samuel Johnson für London gewesen war; ein Feuilleton von ihm konnte berühmt machen oder umbringen. Oft sah man David an seinem Stammtisch im Winterbierhaus, wo bei rauchgeschwängerter 'Alpenluft' unter niedriger Decke um Mitternacht über Burgtheater und Kunstausstellung, Shakespeare und D. F. Strauß, Carlyle, Hegel und viele andere Probleme sokratisiert wurde. Speidel als philosophischer Schwabe, der auch im Faustton zu reimen verstand, hatte sich über alles Grundsätze gebildet, die er mit lächelnder Wucht vertrat oder auch zugunsten großer Persönlichkeiten preisgab, so daß es dem Gespräche niemals an Tiefe, noch an Beweglichkeit fehlte. Es war ein Kultus starker Geister, der da humorvoll betrieben wurde, und David machte ihn rückhaltlos mit — seinen Novellen zu sichtlichem Vorteil.

Als Gesamtwirkung des damaligen Wiens bezeichnet Spiero die Anmut. Ist das nicht etwas weiblich aufgefaßt? In dieser Stadt, in der seit Maria Theresia der Adel von Ungarn, Polen und Böhmen zusammengeflossen war, wollte selbst der Durchschnittsmensch möglichst Kavalier sein oder doch scheinen; nicht Anmut, sondern Adelung war das Ziel, obwohl nicht immer das Ergebnis, und das Kaffeehaus war für die Beobachtung solchen Treibens ein eigentümlicher Boden. Wie weit ließ sich das, was David aus dem Flachlanddorf und dem Ghetto in der Phantasie mitbrachte, adeln? Dies wurde das Grundproblem für seine Novellistik und seine ganze weitere Entwicklung. Das Burgtheater zumeist erschien ihm als der Tempel hoher Kunst: als professioneller Kritiker hat er es studiert, als Dramatiker den Zugang dazu erstrebt, aber der Anschluß ist ihm nicht eigentlich gelungen. Anzengrubers Bauerntum ließ sich adeln, Davids widerstrebte; Anzengruber wurde vom Wienertum gehoben und vollendet, David auf die Dauer eher verwirrt, so daß er sich später mit Recht auf Stoffe seiner mährischen Heimat zurückzog.

Über diesen slawischen Heimatsgeist und des weiteren über den slawischen Literatureinfluß bei David hätte ich gerne mehr erfahren. Im persönlichen Verkehr ließ er diese Seite fast nicht merken. Soweit er auf politische Dinge einging — und das war zur Zeit meines Verkehrs mit ihm auffallend wenig —, gab er sich deutsch; genauer: deutsch-liberal. Die Enthüllungsfeier des Walther-Denkmals in Bozen feierte er in ziemlich freien Artikeln für die Neue Freie Presse, zu denen wir dem schwach sehenden und hörenden Berichterstatter das Material zutrugen, als eine Tat des völkischen Sinnes und des Fortschritts — letzteres ließ sich besser lesen als beweisen. Inmitten der namhaften Männer, die sich bei jener Gelegenheit (1889) in Bozen zusammenfanden, gab es manchen, der ihm nur ein teilnehmendes Lächeln zu widmen vermochte. Aber wirkte David nicht imposant, so hatte er anderseits keinen Feind. Man kann von ihm nicht scheiden, ohne zu betonen, daß er bei aller Problematik ein potentes, scharfsichtiges Arbeitselement war, als Mensch und als Künstler, und deshalb darf sein Lebenswerk, obwohl es nirgends an die erste Linie heranreicht, der dauernden Aufmerksamkeit und Achtung deutscher Leser sicher sein. Er hat seine gescheite und hingebungsvolle Biographin verdient.

Berlin. **A. Brandl.**

Eugen Stauber, Guy de Maupassant. Zürich, Selbstverlag des Verfassers. 1923.

Das Buch hält nicht recht, was der Titel verspricht. Man erwartet eine Gesamtdarstellung des Werkes von Maupassant. Statt dessen hat sich der



Verf. auf die Romane beschränkt, und zwar bewußt: 'weil sie uns am sichersten das Wesen des Dichters offenbaren. Als langatmige Gebilde greifen sie tiefer in seine Seele, künden uns deutlicher sein Innerstes, die Eigenart der Persönlichkeit, als die Novellen, die ihre Entstehung meistenteils Zufälligkeiten verdanken, Gelegenheitsdichtung sind.' Ich glaube, daß diese Trennung von Novelle und Roman für Maupassant, besonders in dieser Schärfe, nicht richtig ist. Novelle und Roman sind ihm nicht getrennte Kunstarten. Bei ihm ist die Novelle das Primäre und Wichtigste; die Novelle lag am meisten seiner Art des Schaffens, die auf dem gesprochenen, erzählten Wort beruhte, nicht auf dem geschriebenen und gelesenen Wort wie bei Flaubert. Maupassant ist der typische Geschichtenerzähler, daher ist ihm die Novelle das selbstverständliche und natürliche Mittel seines künstlerischen Ausdrucks. Da er über eine große Leichtigkeit verfügte, war ihm der Übergang von der Novelle zum Roman nicht schwer. Neben ganz kurzen Novellen schrieb er breitausgeführte, die sich nur dem Namen nach vom Roman unterscheiden. Roman ist ihm eigentlich bloß erweiterte Novelle oder Zusammensetzung von Novellen; eine Anzahl früher als Novellen bearbeiteter Motive bilden den Grundstock für den Roman, um den sich nun die Hauptfiguren in psychologischer Verarbeitung und Entwicklung kristallisieren. Das gilt für 'Une Vie' cp. diese Zeitschr. B. 140, 236 f. Für die späteren Romane kommt ein anderes Motiv hinzu: Maupassant schreibt Romane, weil der Roman das moderne und zugkräftige künstlerische Ausdrucksmittel ist. Bei 'Bel-Ami' und schon bei 'Une Vie' spürt man den Einfluß von Zola cp. diese Zeitschrift B. 140, 236. Bei den späten Romanen ist von großer Bedeutung als Vorbild der erfolgreiche Salonroman von Octave Feuillet. Das zeigt sich bei einem Vergleich des Stils ganz deutlich. Alles, was als typisch für Maupassants Stil in dieser Zeitschrift B. 140, 235, 238 u. passim ausgeführt ist, findet sich schon bei Feuillet, was ich hier natürlich nicht ausführen kann. Faßbarer beweisend erscheint mir ferner, daß Maupassant als Decknamen Guy de Valmont wählte nach einem Feuilletschen Namen, und daß er in seiner Abhandlung über den Roman S. II f. (als Vorrede zu 'Pierre et Jean') unter den berühmtesten Romanen neben solchen von Goethe, Rousseau, Balzac, Stendhal, Flaubert, Zola etc. ausgerechnet 'M. de Camors' von Feuillet anführt. So viel eigenes natürlich auch in den Romanen steckt, charakteristisch für Maupassant werden vor allem die Novellen bleiben, und ohne eine Untersuchung der Novellen wird man die Romane nicht richtig beurteilen können. So halte ich das Grundprinzip von Stauber für unrichtig und meine, daß schon dadurch sein Buch ein schiefes Bild von den Romanen Maupassants geben muß.

Stauber bespricht nun die Romane der Reihe nach und gibt durchweg ästhetische Werturteile und nicht literarhistorische Betrachtung. Von 'Une Vie' gibt er eine Inhaltsangabe, charakterisiert die Hauptpersonen, spricht etwas vag über Aufbau und Stil, über die Arten der Einstellung des Menschen zur Landschaft und schließt mit einem Hymnus auf das Buch. 'Bel-Ami' wird als Übergangswerk schnell erledigt. Von 'Mont-Oriol' meint Stauber, 'daß der Weg von der Darstellung fremder Taten und Gebärden Maupassant nicht nur zur Darstellung fremder Gefühle und Seelenschmerzen, sondern weiter zur Wiedergabe eigenster Leiden führt, daß die innerliche Gesinnung notwendigerweise die Ichdarstellung ruft'. Das vierte Kapitel, 'Pierre et Jean', ist fast nur eine Nacherzählung (bei Maupassant keine geringe Gefahr!) mit scharfer, selbstbewußter Kritik. 'Die einfachste Frage wird umgangen und an ihre Stelle ein mystisches Hineinspielen von recht zweifelhaftem Wert gesetzt' S. 57. 'Geradezu kläglich aber ist die Gestaltung Jeans' S. 57 cp. 'Die unbegreifliche Zeichnung Jeans' S. 60. 'Der erste Teil des Werkes steht auf falscher Grundlage' S. 62, 'der zweite große

Fehler der psychologischen Grundlage von Pierre et Jean' S. 63 usf. Man wird nicht behaupten, daß diese Art der Kritik fördert; nicht wie Stauber es gemacht hätte, sondern wie Maupassant es gemacht hat, interessiert. Als Quintessenz findet Stauber: 'Für Maupassant galt es, eine große Liebe zu einer Mutter zu gestalten, ... er verrät das Erlebnis seines Helden an sein eignes' S. 66. So stimmt das nicht; wir wissen, daß Maupassant den rohen Stoff zu 'Pierre et Jean' bekam ohne jede psychologische Erklärung, die zu finden ihm eine schöne Aufgabe wurde. Daß seine Liebe zur Mutter mit hineinspielt, ist sicher, aber 'Pierre et Jean' ist keine reine Erlebnisdichtung. Stauber simplifiziert zu sehr, das Problem des künstlerischen Schaffens ist viel komplizierter, wozu ich vielleicht auf diese Zeitschr. B. 143, 75 ff. verweisen darf. Von 'Fort comme la mort' gibt Stauber wieder eine lange Inhaltsangabe, dann eine Betrachtung, die darin gipfelt: 'er ist traurig geworden; auf seinen einst so klaren Augen liegt ein Schatten'. Dann bespricht Stauber noch 'Notre Cœur' und die beiden Fragmente 'L'âme étrangère' und 'L'Angelus' und kommt zum Schluß: 'Um Anschauung und Stimmung haben wir die beiden Pole gegliedert, wir können es auch um Leib und Seele tun.' Und das erklärt er aus Maupassants Entwicklung oder Veränderung, wie er lieber will. Ich muß wiederholen, eine solche Simplifizierung ist unrichtig, so einfach sind die Beziehungen zwischen Werk und Leben eines Dichters nicht; es stimmt einfach nicht. Wir haben aus Maupassants letzten Jahren Novellen, die ganz auf 'Anschauung' eingestellt sind, und aus früher Zeit solche, die es auf 'Stimmung' sind. Daß in den Romanen die Stimmung oder die Sentimentalität zunimmt, ist richtig; aber das Fragment 'L'âme étrangère' paßt schon nicht ins Schema und wird deshalb etwas gewaltsam eliminiert cp. S. 113 f. Die These Staubers ist nicht durchzuführen, das Schaffen des Künstlers läßt sich eben nicht zwangsläufig-schematisch einordnen und rubrizieren. Stauber hat einen Teil Maupassants — die Romane — herausgegriffen, hat ein Schema zur Beurteilung, die Beziehung des Lebens zu den Werken, gefunden, das a priori nicht unrichtig, aber auch nicht richtig, vor allem nicht alleinseligmachend ist, und preßt nun alles in das Prokrustesbett seiner Theorie. Dieses Prinzipielle sollte meine Besprechung klarlegen, solch ein Buch kann anziehend sein, ist aber immer einseitig und gefährlich.

Auf Einzelheiten gehe ich nicht ein, wobei zu loben und zu tadeln wäre. Mir kommt es bei der Besprechung auf das Prinzipielle an, und darin ist Staubers Buch trotz manches gut Gesehenen verfehlt.

Jena. Heinrich Gelzer.

Ludwig Pfandl, Spanische Literaturgeschichte. I. Band: Mittelalter und Renaissance. (Teubners Spanische und hispanoamerikanische Studienbücherei, hg. von F. Krüger.) Leipzig u. Berlin, Teubner, 1923. VI, 122 S.

Der Wunsch des Verfassers, daß aus seinem Buch 'ein Fünkchen jener Liebe und Bewunderung für Wesen, Volk und Schrifttum Spaniens', die er selbst besitze, auf den Leser übergehen möchte, wird sicher in Erfüllung gehen. Das Buch ist mit Lust und Liebe von dem einzigen, der z. Zt. in Deutschland für ein derartiges Werk einigermaßen berufen scheint, geschrieben. Offen bekennt Pf. einen großen Einschlag von subjektiven Anschauungen in seiner Schilderung Spaniens und seiner Literatur. Zweifellos ist ein solcher vorhanden. Soweit Pf. sich auf die Einordnung der gesamten Phänomene unter die zwei Gesichtspunkte der 'idealistischen' und 'realistischen' Seite des spanischen 'Januskopfes' beschränkt, folgt er freilich einer zumindest



praktisch gut brauchbaren traditionellen Anschauung. Über manche Einzelheiten, wie (S. 3) seine These vom germ. (gotischen) Erbteil als Wurzel des 'Realismus', oder (S. 52) seine Behauptung von der 'noch heute' geltenden engen Verwachsenheit des monarchischen Gedankens mit dem spanischen Nationalbegriff ließe sich streiten. Pfandls Darstellung in dem Büchlein wie in früheren Arbeiten zeugt nicht nur von Sinn für das Wesentliche, sondern auch von gutem Geschmack; leider stören diesmal einzelne Wendungen und schiefe, gesuchte Bilder.

Die Sachkenntnis des Vf. tritt einem aus jeder Seite entgegen. Dabei war es nötig, sich angesichts des beschränkten Umfangs und der Zwecke des Büchleins (für die Hand des Studierenden) starken Zwang aufzuerlegen. Ausführliche Behandlung der wissenschaftlichen Fragen, die sich überall, bei den Epen, den Romanzen, bei der Celestina oder bei Valdés usw. usw. auftun, konnte nicht geboten werden. Knappe Verweise in dem wertvollen Bibliograph. Anhang helfen hier aus und regen das Interesse an, über die gegebenen Anhaltspunkte hinaus Nachforschungen anzustellen. Das Hauptgewicht beruht auf einer anschaulichen Darstellung der wichtigsten Strömungen und Einzelgestalten. — In der Anführung der neuesten Fachliteratur tut Pfandl sein Möglichstes. Dies und jenes scheint ihm entgangen oder noch nicht bekannt geworden. So ist sein Wunsch nach einer schönen neuen Ausgabe der Milagros de nuestra Señora durch einen der jüngsten Bände (44) der Clásicos castellanos (Ed. de la Lectura, Madr. 1922) erfüllt. In Deutschland noch fast unbekannt sind Henry Thomas' Arbeiten zur Ritterroman-Literatur. Sein stattlicher Band von 1920: Spanish and portuguese romances of chivalry. The revival of the romance of Chivalry in the Spanish Peninsula, and its extension and influence abroad Cambridge verdient Beachtung. Endlich sei auf P. Mazzeis in Lucca 1921 erschienene Abhandlung über J. del Encina und Torres Naharro hingewiesen. Freilich — wer von unseren Studenten wird diese neue ausländische Fachliteratur in die Hand bekommen?

Vf.s Darstellung schließt vorläufig mit der Regierungszeit Karls V. (1555), so daß von dem eigentlich 'spanischen Jahrhundert' nur erst einige Jahrzehnte behandelt sind, vom Sturm auf Rom (1527) bis zur Thronentsagung des großen Karl. Hoffentlich schenkt Pfandl uns bald auch seine Darstellung des 16. und 17. und der folgenden Jahrhunderte.

Halle. Werner Mulertt.

La Infancia de Jesu-Christo. Zehn spanische Weihnachtsspiele von Gaspar Fernández y Avila, nach dem in Tlacotálpam (Mexiko) befindlichen Exemplar herausgegeben von Max Leopold Wagner. (Nr. 72 der Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie.) Halle, Niemeyer, 1922. IX, 228 S.

Ich glaube, wir Hispanisten sind M. L. Wagner für diese seine Veröffentlichung zu großem Dank verpflichtet. Es ist doch ganz unglaublich, welchen Reiz diese schlichte, herzenseinfältige und doch von tiefem Gefühl durchwärmte dramatische Poesie vergangener Jahrhunderte noch heute auf jeden ausübt, der sich in jene Zeiten und Menschen ein wenig eingefühlt und in ihr Schrifttum sich einzulesen die Mühe nicht gescheut hat. Ganz abgesehen davon, daß diese zehn Spiele eine schätzenswerte Bereicherung unserer Kenntnis der religiös-dramatischen Literatur des 18. Jahrhunderts in Spanien bilden. Die Entstehungsgeschichte des Neudrucks ist ein wenig kompliziert. Wagner fand im Jahr 1914 auf einer Reise durch Mexiko in einem Städtchen des Staates Veracruz einen gedruckten, aber infolge vieler Benützung des Titelblattes beraubten Band spanischer Weihnachtsspiele, die alljährlich in



jener Gegend zur Aufführung kommen, und ließ sich die Mühe nicht verdrießen, den ganzen Band abzuschreiben. Später stellte sich heraus, daß es die zehnteilige *Infancia de Jesu-Christo* des Gaspar Fernández y Avila war, die er kopiert hatte, und daß derselbe Band in drei vollständigen Exemplaren auf der Madrider Nationalbibliothek vorhanden ist. Gott sei Dank hat sich Wagner dadurch nicht abschrecken lassen, die so mühsam gewonnenen Texte auch in Deutschland zu veröffentlichen; denn dafür fehlt den Spaniern immer noch jedes Verständnis, daß ein alter Druck, der bei ihnen nicht selten ist, im Ausland eine Rarität oder gar ein unerfüllbares Desideratum sein kann, und wir hätten vermutlich auf eine Veröffentlichung der Weihnachtsspiele des Fernández lange warten können. Über den Dichter selbst ist weiter nichts bekannt, als was aus dem Titelblatt der vollständigen Exemplare hervorgeht, nämlich daß er Pfarrer in der Diözese Málaga war (Barrera setzt ihn in das zweite Viertel des 18. Jahrhunderts).

Dem Textabdruck, der nicht nur moderne Verszählung, sondern auch die Paginierung des Originals enthält, hat Wagner am Schlusse eine Reihe von Bemerkungen über die vorkommenden andalusischen Dialektformen und ein sorgfältiges Glossar mundartlicher oder veralteter Ausdrücke beigegeben. Hierzu eine kleine Anregung. Ein spanischer Freund macht mich darauf aufmerksam, daß die vielerlei Zeichen (+ = > ~), die bald *plus*, bald *heißt soviel wie*, bald *entstanden aus*, bald Wortersatz bedeuten, auf Nichtphilologen einen etwas verwirrenden Eindruck machen. Ich muß gestehen, daß es, sofern man diese Dinge nur mehr von Kolleg und Seminar her in Erinnerung hat und sich im übrigen mit rein sprachgeschichtlichen Studien zu beschäftigen nicht mehr Lust oder Zeit hat, tatsächlich einer ernstlichen Besinnung bedarf, um gleich wieder im Bilde zu sein, wenn auch ein richtiger Philologe es für unmöglich hält, daß seine kunstvollen Abbreviaturen überhaupt jemandem nicht absolut geläufig sein können (das eine steht so fest wie das andere, da gibt es gar keinen Zweifel!). Wie dem aber auch sei: in literarischen Texten, bei denen philologische Erörterungen nur ergänzendes Beiwerk sind, würde man vielleicht doch besser von diesen Hörsaal-Hieroglyphen Abstand nehmen. Im Verstext selbst ist mir die Akzentsetzung nicht ganz klar geworden. Anscheinend ist sie durchweg modernisiert. Warum wird aber dann die Dativ- und Akkusativ-Präposition bald *a*, bald *á* gedruckt? Warum liest man bald *mio*, bald *mío*, bald *ti*, bald *tí*? — S. 153 Vers 19 muß es *amparo* statt *amparó* heißen; S. 28 Vers 16 *no* statt *co*.

München. Ludwig Pfandl.

La vie de Saint Thomas le Martyr par Guernes de Pont-Sainte-Maxence, poème historique du XIIe siècle (1172—74) p. p. E. Walberg (Skrifter utgivna av Kungl. Humanistiska Vetenskapsamfundet i Lund. V.). Lund, Gleerup, 1922. CLXXX, 396 S. Gr.-8°.

Nachdem zuerst I. Bekker im Jahre 1838 Guerne's Leben des hl. Thomas nach der guten, aber nicht vollständigen Wolfenbütteler Hs. abgedruckt hatte, und sechs Jahre später eine Ergänzung aus der Londoner Hs. folgen ließ, nachdem dann im Jahre 1859 Hippeau den Text der Pariser Hs. hatte erscheinen lassen, erhalten wir jetzt durch Walberg eine kritische Ausgabe nach allen fünf Handschriften (Wolfenbüttel [B], London [H], Paris [P], Cheltenham [C], Welbeck Abbey [W]), bei der mit Recht B zugrunde gelegt ist; in Wirklichkeit sind es sechs Hss., aber die zweite Londoner beginnt erst mit V. 4486 und ist auch sonst so gut wie wertlos; von C stand keine vollständige Abschrift zur Verfügung, doch sind die fehlenden Varianten



jetzt von Breuer in der Zs. 43, 355 ff. ergänzt worden. Guerne's Dichtung ist, wie man weiß, die einzige in der altfranzösischen Literatur, die einen religiösen und stark ausgeprägten historischen Charakter zugleich trägt. Sie verdiente daher vollauf eine kritische Bearbeitung und ist dabei in gute Hände gefallen, denn Walbergs Ausgabe stellt, als Ganzes genommen, eine bedeutende Leistung dar, namentlich findet man alle historischen Dinge mit großer Sorgfalt, Ausführlichkeit und Sachkunde behandelt. Das Ergebnis des ersten Kapitels der Einleitung ist, daß Guerne sein Werk bald nach dem Tode des Thomas Becket begann, dieses aber 1172 umarbeitete und vermehrte und in der zweiten Hälfte des Jahres 1174 zum Abschluß brachte. Dann werden die Beziehungen der lateinischen Biographien über Thomas zu der Dichtung und untereinander in großen Zügen dargelegt, und es wird u. a. in Übereinstimmung mit Halphen gezeigt, daß nicht Grim den Guerne, sondern dieser den Grim benutzt hat. Nach einer Inhaltsangabe erhalten wir im 4. Kapitel eine wertvolle, ins Einzelne gehende Untersuchung der Quellen. Des weiteren wird der historische Wert der Dichtung auf das richtige Maß zurückgeführt und der literarische Wert abgeschätzt; letzterer scheint mir etwas zu hoch veranschlagt zu sein, besonders kann ich die Meinung nicht teilen, daß Guerne den Vers mit großer Gewandtheit handhabe und daß die Bilder und Vergleiche 'généralement heureuses' seien. Auf eine Beschreibung und Klassifizierung der Handschriften folgen weiter zwei Kapitel über Metrisches und die Sprache des Autors, die W. für in der Hauptsache franzisch mit leichter anglonormannischer Färbung erklärt. Ich gehe auf diese Abschnitte nicht näher ein, werde aber auf einige Punkte in denselben bei der Betrachtung des Textes, dem ich mich nunmehr zuwende, zurückzugreifen haben, freilich muß ich mir auch hier wegen Raummangels etwelche Beschränkung auferlegen.

5. *Et tel quide estre mieldre des altres, est li pire.* Diese Interpunktion, die auch Bekker hat, erscheint mir bedenklich, nicht weil der Vers zäsurlos wird, obgleich S. CXXXVII der vorliegende nicht aufgeführt ist, sondern weil dann ein Aussagesatz, und es handelt sich im Grunde doch um zwei selbständige Sätze, mit *est* begänne. Voretzsch, Altfrz. Leseb. S. 30 setzt daher das Komma nach *mieldre* und zieht *des altres* zu *pire*; recht befriedigen will das aber auch nicht, und ich frage mich, ob nicht vielleicht *des altres* ἀπὸ κοινοῦ steht. — 51—55. Diese Strophe ist wenig glücklich und der Vergleich an den Haaren herbeigezogen, wozu man eine Anmerkung erwartet. Überdies steht Kön. I Kap. 17—18 weder daß Gott auf die Bitte des Elia regnen ließ, noch auch, daß Elia den Regen nicht fortschaffen konnte; um so mehr war *flecchir* 54 (die Belegstelle fehlt im Glossar) zu erörtern. — 105. Warum wird in Anm., wo von *davancir* die Rede ist, nicht auf die doch im Glossar angegebene Stelle 2958 hingewiesen, wo das Wort eine etwas andere Bedeutung zeigt? Übrigens begegnet *davancir* auch im Yder 2584; hier schreibt die Hs. allerdings *davantir*, und Jeanroy meint in Romania 43, 251, daß dies stehenbleiben konnte, jedoch genügt sein Hinweis auf das prov. *enantir* um so weniger, als auch im Provenzalischen *davancir* begegnet (Lex. rom. II, 94 a). — 118. Zu *tuit li munz* war eine Bemerkung erwünscht, da S. CLVII nicht davon gesprochen wird. — 155. *N'erés ne ajusté.* Im Gloss. steht ein Inf. *erere*, doch ist bei God. nur *esrere* oder *errere* belegt. Bei der Auffassung von W. mußte S. CLXXV *erés* für *esrés* Erwähnung finden. Man kann auch einfach mit Bekker *ne res ne a.* schreiben, vgl. God. VII, 79 a. — 181. Komma nach *enfant.* — 223. *Quant il dut en la roe chaïr.* Die Anm. erklärt *devoir* mit 'faillir', 'être sur le point' und verweist auf 1376 und 6050. Im Gloss. wird zwischen beiden Bedeutungen mit Recht geschieden und für unsere Stelle 'faillir' in Anspruch genommen, dagegen für 181 'être sur le point de'. Das letztere ist richtig, aber 223 heißt es auch dasselbe und ebenso auch schon V. 52, wäh-

rend es 774 (die beiden letzten Stellen fehlen im Gloss.), ebenso wie 6050 'beinahe' bedeutet. Was 1376 angeht, so ist der Sinn dort der von 'vermutlich', s. Rübel, Über den Gebrauch von *debere* ... im Romanischen, Diss. Straßburg 1911 S. 27 ff. — 224. Für *atant* besser: *a tant*. — 254. *De sun conseil par tut durement s'aprisma.* Die Stelle fehlt im Gloss. unter 'conseil', aber auch die Ausdrücke *s'aprisma* und *par tut* ('partout' des Glossars paßt nicht) sind erklärungsbedürftig. — 264—265. Die in Anm. als 'syntaxe très libre' ohne Literaturangaben bezeichnete Erscheinung ist ja schon öfter besprochen worden, so von Tobler, VB. V, 406, Friedwagner zur Veng. Rag. 1159, Stimming in Zs. 39, 652. — 278—280. Es hätte sich empfohlen, auf S. LXVII hinzuweisen. Hier wird gesagt, daß diese Verse eine wenig glückliche Übersetzung einer Stelle bei Grim seien, deren Wortlaut angeführt wird. Man darf wohl sagen, daß diese Übersetzung, was 278—279 angeht, einfach dunkel ist, und daß der Autor offenbar seine Vorlage nicht verstanden hat; ganz klar ist letztere allerdings auch nicht. — 408—409. Es wäre gut gewesen zu bemerken, das zu übersetzen ist: 'Wer auch immer zum König gekommen wäre ..., er würde ihn sogleich zum Kanzler geschickt haben'; nur so ist der Konj. *enveiast* verständlich, und zugleich wird damit die Lesung in 406—407 gegenüber PWC als die gute erwiesen. — 462. *Or unt tant le conseil e e s t r e i t e mené.* In Anm. 4 zur Anm. wird die schwierige Stelle in der 'Vengeance Raguidel' 2700 verglichen, aber das geht nicht an, weil, selbst zugegeben, daß *estroit* partizipiale Bedeutung haben könnte, durch den Zusammenhang ein anderer Sinn erfordert wird, als 'eifrig betreiben', was es an unserer Stelle heißen muß; vielleicht ist *estreint* von P das Ursprüngliche und in BW einfach der Strich für *n* fortgeblieben. — 497. *Tut changot sun afaire.* Laut Anm. soll *sun afaire* (Reimwort) Subjekt sein, aber S. CLI heißt es, daß die Zweikasusflexion fast nie verletzt ist, und *sun afaire* wird nicht als Ausnahme aufgeführt, auch verzeichnet das Glossar intr. *changier* nicht. Also wird Thomas Subjekt sein; Subjektswechsel findet auch in den beiden folgenden Versen statt. — 517. *A m e i un petit m'entende.* t nicht bedenklich (Anm.), s. Stimming zum Bueve Fass. III Bd. I ers 3813 und Montaiglon-Raynaud. Rec. V, 102 V. 65—66. — 686. Der in dieser Strophe zum Vorschein gebrachte Vergleich ist ganz schief. — 709. Von *tel* (*tels*) *i a* = 'manches', 'mehrere' (Anm.) ist ja schon öfter gehandelt worden, zuletzt von Tobler, VB II^2, 3—4, wo sich auch die betreffende Literatur findet. — 775. Zu *al nun r e p a i r a n t port* konnte auf Tobler VB. I^2, 36 verwiesen werden, wo S. 50 auch unsere Stelle nicht fehlt. — 1172. Komma nach *ordre*. — 1330. *Puis fist Deu boef de lui e peistre herbe e user.* Die Syntax des Autors ist hier im Gegensatz zu dem in Anm. Gesagten nicht zu tadeln, denn auch *le* 'ihn' braucht weder im Norden noch im Süden beim Infinitiv zum Ausdruck zu kommen, wenn es sich aus dem Zusammenhang leicht ergibt. Schon in den Gött. Gel. Anzeigen von 1875 hat Tobler darüber gesprochen (= VB. V, 406); weitere Beispiele bei Friedwagner zur Veng. Rag. 289, ferner Ritter mit Fäßlein 434. Philomena 326. Monmerqué et Michel, Th. franç. S. 18 unten, Folque de Candie 4116, 7314 und andere Stellen daselbst. Fürs Provenzalische s. meine Prov. Studien S. 74 zu 55, 9. Das gleiche ist der Fall beim Gerundium, s. eb. S. 73 bis 74 zu 55, 2, wo auch für den Norden Beispiele zu finden sind. Irrtümlicherweise ist übrigens unsere Stelle in Anm. zu 2941 herangezogen, denn da handelt es sich um etwas anderes. — 1372. *N'uncor ne l'aveit Deus a passer aprestė.* In der V. L. wird vermerkt, daß die Hss. *uncore* schreiben; soll das auch heißen, daß am Anfange kein *n* steht? Zu dieser Frage ist man berechtigt, da am Ende des vorhergehenden Verses ein Punkt steht. Oder liegt ein Druckfehler vor? Zu letzterer Frage gibt der Umstand Anlaß, daß auch die folgenden Verse mit *n* beginnen. — 1374—1375. Hier wäre es erwünscht, den Wortlaut der Quelle vor sich zu haben (vgl. S. LXXIII): vielleicht hat Guerne ihn mißverstanden. — 1452—1453. *E ne solt pas*

mustrer Qu'um li fesist nul tort. Was das hier im Hinblick auf den Zusammenhang heißen soll, ist mir wenig deutlich. Sowohl *mustrer* fehlt im Glossar als auch *solt* unter 'soleir' für diese Stelle. — 1598. *N'autrui ne baillerai la cruiz, qui k'i acure.* Das *qui* soll = *cui* sein, doch fehlt die Stelle im Glossar. *Acurer* soll unpers. gebraucht sein, s. Gloss. Ich glaube aber nicht, daß diese Stelle mit dem Herausgeber jenen anzuschließen sei, wo im verallgemeinernden Konzessivsatz der Indikativ steht. Im Gloss. ist er, wie das Fragezeichen bei *acurer* beweist, zweifelhaft geworden, und das mit Recht, denn ein unpers. *acurer* ist sonst m. W. ganz unbekannt. Eher könnte man an intr. *acorer* denken, das God. mehrfach belegt und mit 'mourir', 'défaillir' glossiert, wobei denn natürlich *qui* Nom. wäre; aber einmal will doch die Bedeutung nicht recht passen, indem sie zu stark ist, und dann würde man *qui qu'en* erwarten. Ich meine daher, daß *acure* nur = *accurrat* sein kann, wenn auch Walberg S. CLXII A. 2 diese Annahme kurzerhand abweist. Ich verstehe also: Wer auch immer dahin, d. h. zu dem Kreuze hineilen möge, sc. um es von mir zu verlangen, oder es mir aus der Hand zu nehmen. Thomas scheint sich eben die Situation vorzustellen, die bald darauf als eintretend geschildert wird, daß die anderen Prälaten ihm das Kreuz aus der Hand nehmen wollen, s. namentlich Vers 1681. — 1629. *Et qu'il s'osa drecier vers lui n'e i n s i n'e i n s i.* Das *n'einsi n'einsi* wird wohl das Ursprüngliche sein. Wenn es Hs. H mit *encontre lui cinsi* vermieden hat, so ist das begreiflich, denn es paßt zum Vorhergehenden nicht, und erklären läßt sich seine Verwendung an dieser Stelle, zu der man eine Anmerkung vermißt, m. E. nur aus Gedankenmischung, die, wie so oft in der alten Sprache, zur Ausdrucksmischung geführt hat, also: daß er sich gegen ihn zu erheben wagte + daß er sich ihm in keiner Weise fügen wollte. — 2289. Über die Natur des *de* in *de desraison* wäre man ganz gerne belehrt worden. Auch über das *en* in 2402, dem nichts im lateinischen Texte entspricht, hätte i c h wenigstens gerne etwas Näheres erfahren, desgleichen über die mir auffällige Erscheinung, daß 2441 ff. nach [illegible] fortwährenden Konjunktiven im Vorhergehenden plötzlich ein viermal[illegible] Indikativ des Perf. von *devoir* auftritt (vgl. auch noch V. 2525). Weiterhin erscheint mir zu 2770 eine diesmal sachliche Erläuterung erwünscht, und geboten war eine Bemerkung zu 2770, wo es heißt: *as larrons conjoïssent,* also eine kaum bekannte Konstruktion von *conjoïr* mit *a* vorliegt. Obiges gehört alles zu denjenigen Fällen, in denen entweder die Kenntnisse, oder aber die Anforderungen eines Rezensenten nicht mit denen des Herausgebers übereinstimmen, während umgekehrt in anderen Fällen wieder Dinge von einem Herausgeber erörtert werden, die dem Rezensenten landläufig vorkommen, so z. B. wenn Walberg die häufigen *rien* 'in nichts' (41) und *ne ço ne quei* (1920) als einer Anmerkung bedürftig ansieht. — 2883. Ob es sich empfahl, eine Form *parkes* in den Text zu setzen, lasse ich dahingestellt (nur WC haben hier *perkes*, 2915 HC, 4904 WC und 5683 WH); *quanques* (Anm.) liegt insofern nicht parallel, als hier *quan* den Ton hat, während in einem *parkes* erst Tonverlegung eingetreten sein muß. Hinsichtlich der Bedeutung an den vier Stellen bin ich mit dem Herausgeber wenig einverstanden. Freilich paßt 'weswegen' (Anm.) nicht schlecht für 4904, aber gar nicht für 5683 (übrigens auch 'c'est-à-dire' nicht, das die Anm. vorschlägt), ferner nicht für unsere Stelle 2883, wo ich die Übersetzung in der Anm. nicht annehmen kann (s. die voraufgehende Strophe), und wo m. E. der Sinn 'besonders' verlangt wird. Auch für 2915, wo die Vorlage nichts nutzt, vermag ich den Sinn 'weswegen', 'daher' nicht anzuerkennen, sondern es scheint mir ebenfalls die Bedeutung 'besonders', 'insbesondere' erforderlich zu sein, und diese Bedeutung wäre auch für 4904 gemäß dem ganzen Zusammenhang nicht schlechter, als die von 'weswegen' (s. oben). Daß *parkes* trotzdem materiell *par que* ist, erscheint mir ebenso wie Walberg kaum zweifelhaft, nur hätte letzterer bemerken können, daß God. V. 374a nur einmal *par que*

belegt, es mit 'afin que' glossierend, während es da m. E. 'weswegen' heißt (Burguy II, 389 spricht zwar von *par quoi*, gibt aber keine Beispiele). Eine weitere Stelle begegnet Folque de Candie 524; wegen ihrer Interpretation sei es mir gestattet, auf die im 3. Bande erscheinen sollenden Anmerkungen hinzuweisen. Obiges zusammenfassend meine ich, daß *parkes* wohl = *par que* ist, daß aber eine Bedeutung 'weswegen' wenigstens an zwei der Thomas-Stellen nicht vorliegen kann, sondern mir die von 'insbesondere' verlangt zu werden scheint. Wie es zu einer solchen gelangt sei, vermag ich nicht anzugeben. — 2907. Allerdings hat Guerne die lateinische Konstruktion mißverstanden (s. Anm.), aber was will er nun mit der seinigen sagen? Offenbar dies: 'Gott verlangt, daß die Apostel und ihre Nachfolger und die, welche auf dem Acker unseres Herrn arbeiten, nicht ...' Natürlich ist nun das Präsens für die *apostles* nicht zutreffend statt des Perfekts, aber Guerne hat es wegen des Folgenden gewagt. Syntaktisch beurteilt, liegt, meine ich, Asymmetrie in der Art vor, daß das *que* vor *les apostles* nicht zum Ausdruck gekommen ist; eine Asymmetrie anderer Art zeigen HP, die *des apostles* schreiben: 'Gott verlangt bezüglich der Apostel und daß ihre Nachfolger ...'. — 2927. Komma nach *vilté* und nach *honur*. — 2929. *Qui l'orguillus abat, met l'umble el sié hauçur.* Das Asyndeton der Relativsätze verbunden mit Chiasmus war wohl einer Anm. wert. — 3064. *Ne vit ainc deguerpi qui vive lealment.* Der Konjunktiv ist nicht korrekt, denn der Relativsatz drückt nicht etwas Vorgestelltes, sondern etwas Tatsächliches aus, es ist daher mit B zu lesen: *nul qui vit l.*; auch H hat den Indik., nur fehlt eine Silbe, indem wahrscheinlich *nul* ausgefallen ist. — 3080. *Car a vostre faisance, volent tuit esgarder.* *Voleir* hat hier den Sinn von 'pflegen' (fehlt Gloss.), oder kommt ihm wenigstens sehr nahe, s. Webers Diss. S. 28 und meine Anm. zu V. 47 des Ritters mit dem Fäßlein. In 4196 ist es geradezu umschreibend. — 3124. Tilge Komma auch *baillie*, weil *que* von *si* abhängt. — 3148, 3149. Da von der pleonastischen Verwendung des Possessivs in der Einleitung nicht die Rede ist, wäre eine Anm. mit Hinweis auf Tobler, VB. II², 90 am Platze gewesen, besonders da die Erscheinung im Norden nicht so häufig ist; für das Provenzalische s. zuletzt meine Prov. Stud. S. 72 zu 48, 2. — 3363. Zu *vive mole* wäre eine Bemerkung willkommen gewesen, da das Glossar versagt, vgl. God. X, 856 a. — 3412—13. *Des citehains de Lundres fui nez en cel estage. En lur visnez senz plainte mestrent tut lur eage.* Hier wüßte man gerne, ob in der Quelle etwas entspricht und wie es lautet. P W schreiben *tel estage*, und hiermit wäre eher etwas anzufangen als mit *cel e.*, indem dann ein Kolon hinter *estage* treten könnte. Auch wäre es nicht überflüssig gewesen, zu sagen, daß *senz plainte* sich nicht etwa auf das Subjekt bezieht, sondern heißt: 'ohne daß Klagen (von seiten der Nachbarschaft) laut wurden.' — 3419—3420. Es war auch noch V. 24 der Korinther-Stelle anzuziehen und zu sagen, daß der Wortlaut unseres Textes eigentlich dem Inhalt der beiden Stellen nicht recht entspricht. — 3501—3504. *Des dous que j'ai, ço diz, des cristiens sevré A tort, mais tut a dreit, as mëu le pensé: Car qui veit le bordel son veisin alumé, Il ad pöur del sien* ... Diese Verse waren erläuterungsbedürftig. Thomas bezieht sich damit auf Str. 662, wo der Bischof von London die Exkommunikation des Bischofs von Galesbire und seines Dekans tadelt. Das *mais tut a dreit* fällt aus der relativischen Konstruktion heraus, es ist also zu verstehen: 'Bezüglich der zwei, welche ich, das sagst du, von der Christenheit mit Unrecht abgesondert habe, vielmehr ist es mit vollem Recht geschehen, hast du den Gedanken angeregt, denn ...' An Stelle des Kolon hinter *pensé* steht besser ein Komma; das folgende *car* ist nämlich nur verständlich, wenn es an *mais tut a dreit* angeschlossen wird. *Aveir pour* heißt, wie nicht selten in der alten Sprache, 'Anlaß zur Furcht haben' (fehlt im Gloss.). — 3591—3592. *E se li reis Henris ad sa custume enprise E voille guerreier.* Schon 1267—1268 steht ein gleiches Beispiel von Asymmetrie. Walberg erwähnt es auch S. CLXII—CLXIII, aber

er mußte Ebeling mit seinem Aufsatz 'Zur Asymmetrie im Ausdruck im Altfranzösischen' in den Tobler-Abhandlungen S. 346 anführen, weniger Meyer-Lübke, Gr. III § 674 (der Ebeling anzuführen versäumt), da dessen Deutung schwerlich richtig ist, am wenigsten aber Nicholson, da dessen Erklärung der Stelle in den Straßburger Eiden falsch ist, s. Archiv 144, 107 f. — 3664. Der Indikativ (*mania*) ist hier der allein gegebene Modus, und von einer Unsicherheit (s. Anm. und S. CLXII) kann keine Rede sein: *tant que* heißt natürlich hier wie auch 2040, 5240 'so lange bis'. —3692—3693. *Que s'il sun enemi plus lunges r e t e n e i t, E se nul recovrier en tut lur ordre* a v r e i t ... Es ist zu beachten, daß von PW, deren Lesart Herausg. gegenüber BH in den Text gesetzt hat, nur P *avreit* zeigt, W dagegen *aveit*. In Vers 1013, der S. CLXIII herangezogen wird, schreiben PWC *aveit* und nur H hat *avreit*. Solange keine sicheren Fälle von Asymmetrie des Tempus in Bedingungsvordersätzen beobachtet sind, und das ist m. W. nicht der Fall, dürfte es vorsichtiger sein, an beiden Stellen *aveit* zu schreiben. — 3828. *Sun enemi mortel quant tant l'a receté.* Das *le* ist nicht 'pleonastisch' (Anm.), sondern nimmt das vor die Konjunktion des betreffenden Satzes gestellte Objekt wieder auf; ähnlich liegt die Sache 4123, während V. 3949, auf den die Anm. hinweist, nicht dahingehört, da es sich dort um voraufweisendes, sogenanntes deiktisches *le* handelt. — 3930—1. Es muß hier Strophenenjambement vorliegen, denn sonst würde ja der Nachsatz fehlen, man setze also Komma statt Punkt nach *deliez*. Die Fälle von Strophenenjambement in unserer Dichtung werden S. CXXXVIII f. aufgezählt, doch sind außer vorliegender Stelle noch hinzuzufügen: 4110—1, 4125—6, 4850—1, 4860—1, 5075—6, 5260—1, 5265—6 (setze Komma statt Punkt nach *sovenir*, denn *ne* ist = 'und nicht'). — 4148. Es ist *de* vor *France* im Druck ausgefallen. — 4196. S. oben zu 3080. — 4376. Hier ist zu erwägen, ob das Ausrufungszeichen hinter *quidier* nicht eher hinter *chalengier* (4379) zu stehen habe. — 4471. Warum hier eine Frage vorliegen soll, vermag ich nicht einzusehen. — 4479—80. Eine Übersetzung und Erläuterung wären erwünscht gewesen. — 4619. *Puet cel estre u l'um ment.* Gegenüber Alfred Schulze (Archiv 130, 387) zweifelt W., ob nicht *u* = 'wo' sei, und meint, in der Prosa würde es heißen: *u, puet cel estre, l'um ment* 'in welchem Punkte man vielleicht lügt'; der Autor habe aus metrischen Gründen seine Wortstellung gewählt. Das ist deshalb wenig wahrscheinlich, weil er ganz bequem das *u* überhaupt unterdrücken konnte, und wenn W. auf die 'inversions analogues' verweist, die er S. CIX n° 3 aufzählt (der S. 310 gegebene Hinweis auf S. LIX ist ein Druckfehler), so sind jene Stellen keineswegs analog, zeigen vielmehr das auch sonst in der alten Dichtung übliche Verfahren (für wirklich auffallende Wortstellung hätten u. a. 3796, 5369 und 5935 angezogen werden sollen); von den beiden Beispielen, die er in der Anm. hinzufügt, zeigt das erste nichts weiter als ein von seinem Beziehungswort weit getrenntes *qui*, wofür es an Parallelen nicht fehlt, vgl. meine 'Zwei altfranz. Dichtungen' zu I. 203 und II. 851, und nur das zweite einen einem *qui* vorgeschobenen Dativ. Letztere Stelle ist allerdings beachtenswert, aber insofern noch immer nicht unserem Falle analog, als das *qui* doch sein Beziehungswort hat, während *u* auf den ganzen Satz zurückgehen müßte. Solange man also kein wirklich paralleles Beispiel mit *u* beibringt, erscheint die Deutung von A. Schulze doch als zu Recht bestehend: 'es kann sein, oder man lügt', d. h. es kann sein, es kann auch nicht sein (ich lasse es dahingestellt). — 4767. Tilge Komma nach *demurer*, denn das folgende *que* ist modal. — 4830 bedurfte mit Rücksicht auf den Zusammenhang einer Erklärung. — 4875. *Que puisse a vous parler d'el, d'iceste mesprise.* Der Vers wird unter den zäsurlosen S. CXXXVII f. nicht aufgeführt. Ein so eigentümliches Asyndeton ist doch recht auffällig. Die Hss. haben, außer W, *d'el e d'iceste m.*, was + 1 ergibt, ohne daß man sieht, wie zu bessern wäre. W aber hat *d'el e d'iste* (in *d'iceste* korrigiert), und ich zweifle kaum, daß dies die ursprüngliche Lesart ist,

Est f. *este* begegnet ja nicht nur in den Eiden und im Alexius 41c (Hs. P), 73d (LP), sondern auch im Trojaroman, wie schon G. Paris bemerkt hat, ferner im Thebenroman (s. Gloss. der Ausg. von Constans) und im Yvain 1572 (Hs. F). Warum sollte es Guerne nicht auch einmal verwendet haben? Erst die Schreiber haben das archaische Wort fortgeschafft. — 4902. Auch 5228 wird *veeir* 'sehen' gebraucht, wo es sich um ein Hören handelt, welche Stelle herangezogen werden konnte. — 4958. *De celui d'Evrewic* ist nicht genau, da Rogier Erzbischof von York war. — 5052. *E jel puis s i c u m s i dirc e demustrer*. Für *si cum si* wird auf Yder 697 verwiesen, und im Gloss. erhalten wir die Übersetzung 'comme ci comme ça': das heißt es freilich im Yder, hier aber kann es nur, wie der Zusammenhang lehrt, nur 'auf alle Fälle', 'bestimmt' bedeuten (der Erzbischof von York, Rogier del Punt l'Evesque war nicht exkommuniziert), vgl. unser 'sowieso'. — 5229. *Que l'um d'autres eslit* ist eine böse 'cheville'. — 5265 f. S. oben zu 3930—1. — 5277. *E pur l'enunctiun* erscheint in sehr freier Weise an das Vorhergehende angeschlossen. — 5308. Tilge Komma nach *somier*. — 5343—4. *Ici poëz ferir, en cest col tut a nu; d'un cultel d e m a a l l e ne vus ert defendu.* In den 'Addit. und Corr.' wird gefragt, ob das Semikolon hinter *maalle* zu stehen habe. Ich meine nicht d a hinter, sondern hinter *nu*, denn an ein etwaiges *cultel de maalle* 'Messer, das man für einen Heller bekommt', 'gewöhnliches Messer' möchte ich nicht glauben. Ich verstehe: 'Es soll Euch i n k e i n e r W e i s e verwehrt sein': freilich kann ich *de maaille* so nicht belegen, aber *maaille* allein begegnet in diesem Sinne, s. God. V, 73a und G. Belz, Die Münzbezeichnungen in der altfranz. Literatur, Diss. Straßburg 1914, S. 36. — 5498. Tilge Komma nach *quarz*. — 5625. Darüber, was unser Thomas mit Jerusalem (s. auch 5865) zu tun hatte, wäre ich gerne durch eine Anm. belehrt worden. — 5677, 5678. Schreibe *en porterent* und *en menerent*. — 5720. *U la felunie ert e vengie e trovee.* Hystera Protera pflegen in sonstigen Ausgaben angemerkt zu werden. — 5732. Diese Stelle ist nicht beweisend für intransitive Verwendung von *murier* (Anm.), da hier der Infin. steht, und bei diesem ein refl. Pronomen nicht zum Ausdruck zu kommen braucht. W. spricht ja selbst davon zu 3277: trotzdem wird auch *perdre* für 165 im Gloss. mit 'périr' wiedergegeben, wiewohl auch hier ein Infin. vorliegt. — 5877. Die Anm. führt im Anschluß an das S. XVIII Gesagte einleuchtend aus, daß der Name *Guernes* (nur P schreibt *Guarniers*) das germ. *Wer(i)no* ist (natürlich mit analogischem *s*), der seinerseits vermutlich eine Kurzform von *Wernhere* (< *Warinhari)* darstellt. Der Name begegnet selten, wie es scheint, und einige Nachweise aus lat. Urkunden des 13. Jahrhunderts sind recht willkommen. Zu letzteren möchte ich bemerken, daß, wenn es in einer derselben *per terram G u e n n o n i s* heißt, hier doch wohl ein anderer Name vorliegt, nämlich *Guene* < *Weno*, die umgelautete german. Namensform von *Wano*, und die Basis für den Namen des Verräters im Roland, vgl. die Schreibung *Guennes* 1972 in der Trinity-Handschrift. — 5920. Auch hier wäre wieder eine erklärende Anmerkung am Platze gewesen. — 5961—2. *Quant il out lungement esté en oreison, E jut grant piece.* Die Anm. lautet: 'Pour l'emploi du passé simple (jut) à côté du plus-que-parfait cf. les vv. 4036—7 et Zeitschrift I, 210'. An letzterer Stelle ist von der Tempus-Asymmetrie nicht die Rede, sondern Stimming bringt nur zwei Beispiele aus Commines für Perfekt im Sinne des Plusquamperfekts bei. Sollte dieser Punkt betont werden, so war auf alle späteren Stellen, wo nach Diez III, 527 darüber gehandelt wird, hinzuweisen, besonders auf Körnig, Der syntakt. Gebrauch des Imperfekts und Perfekts im Altfranz., Diss. Breslau 1883, S. 39—41, auch Meyer-Lübke, Gr. III, 730, der Körnig namhaft zu machen versäumt. Das Nebeneinanderstehen der beiden Zeiten ist im übrigen nicht verwunderlich, da gerade nach *quant* das Perfekt sehr häufig im Sinne des Plusquamperfekts auftritt. — 6174—5. *U romanz u latin.* Der Akkusativ verdiente wohl angemerkt zu werden. H. Nehry be-

rührt in seiner verdienstlichen Diss. 'Über den Gebrauch des absoluten Casus obliquus des afrz. Substantivs (Berlin 1882) S. 47 A. 2. als einziger, soweit ich sehe. diesen Akkus. im Provenzalischen (*Lenga romana; romans o lenga latina*). Man setze Komma hinter *vunt* und Kolon hinter *jo*.

Auf unsere 6180 Verse umfassende Dichtung läßt W. in einem ersten Anhang eine Art Epilog folgen. der freilich nur in P steht, aber authentisch zu sein scheint. Hier habe ich. falls kein Druckfehler vorliegt. nur zu fragen. was V. 10 das 'at' in *at las* sein soll; auch V. 15 ist mir nicht klar. Ein 2. Anhang bringt eine kurze Dichtung, welche in B folgt, von einer wunderbaren Heilung durch den hl. Thomas berichtet und auch als eine Art Epilog gelten kann; mit ihr hatte sich W schon im Huldigungsband für Esaias Tegnér 1918 eingehender beschäftigt.

Was das Glossar betrifft, so will es nicht vollständig sein. Es enthält weder alle Wörter noch alle Formen. doch hofft der Herausgeber laut Vorbemerkung. daß nichts Wesentliches ausgelassen worden ist. Über letzten Punkt kann man anders denken. Ich habe schon oben auf mancherlei hingewiesen, was man vermißt und was sich bedeutend vermehren läßt: es fehlt z. B. von nicht unwesentlichen Dingen *e* 424 'und zwar', *e* 5324 'und doch', *encore* 5377 'schon', *mais* 1855, 3502 'vielmehr'. Für letztere Bedeutung hat God. V. 90a nur eine Stelle, aber sie begegnet auch im Ritter mit Fäßlein 101 (s. Gloss. daselbst), Bueve Fass. III. Bd. 1. V. 7244. wo Stimming nicht zutreffend mit 'sondern' glossiert. vgl. Elise Richter in Zs. 32, 664. Ferner mais 263, 932 'und' (s. Veng. Rag. Gloss. und Prov. Stud. S. 87 zu V. 9), *el nun de* 4471. was nicht belanglos ist gegenüber dem häufigen *en non de*, *plungier* 3926 fig., *poeir* 3384 'Anlaß haben', *purquant* 720 und Anh. II. 29 'deshalb'. *sel* 2768 fig., *si* 227 'sehr', *surse* 5276 fig., doch will ich auf weitere Einzelheiten nicht eingehen. Störend ist es auch. daß mehrfach Belegstellen fehlen, ohne daß ein 'etc.' gesetzt ist, z. B. *mander* 3690, oder daß schon vor dem 'etc.' Belegstellen fehlen. — Noch einiges zur Glossierung selbst. *Demie* ist keine Münze. sondern die Menge Brotes, die man für einen halben *denier* erhielt, s. Belz in der oben angeführten Schrift S. 78. Bei *mie* 1274 fehlt die Bedeutung 'im geringsten', ebenso bei *pas* 644. s. Förster zum Erec 6105. Wenn *sei penser auc. ch.* mit 'oser', 'entreprendre témérairement' wiedergegeben wird. so kann man es ja 2749 gemäß dem Zusammenhang so übersetzen. aber auch die eigentliche Bedeutung 'sich etwas denken' (*se* Dat.), 'auf etwas verfallen' genügt für diese Stelle. vgl. *nel se, dust purpenser* 2749 in Hs. H. *Refui* ist nicht bloß für 2208. sondern auch für 3315, 3382 mit 'refuge', 'asile' glossiert, aber 3315 kann es nur 'Zurückweisung' heißen und ähnlich 3342 *en refui de ço* 'in Zurückweisung dessen', d. h. 'im Gegensatz dazu'. Mir scheint. daß es zu dem von God. *refu* 1 zweimal und weiter von Ebeling zu Auberee 158 belegtem *refu* 'Weigerung' gehört. indem das *i* unter Einwirkung des von *refugium* kommenden *refui* erwachsen ist. wie auch im Provenzalischen ein gleiches *refui* begegnet. s. Näheres in Prov. Stud. S. 21—2 zu V. 169. — *Tasel* wird wie gewöhnlich mit 'agrafe' glossiert; es geht jedoch aus A. Schultz. Höf. Leb. I². 280 sowie aus den Belegen bei God. deutlich hervor. daß es Stäbchen oder Schildchen sind, an denen die Mantelschnur befestigt war; danach ist auch die Glossierung im Crestien-Wörterbuch. im REW. und bei Godefroy selbst nicht genau. Zu *a tors* 3939 'par paquets' war eine Bemerkung nicht überflüssig. daß God. *tors* in diesem Sinne und überhaupt nicht verzeichnet. sondern nur *tourse*, das er mit *tourche*, *torche*, *torque* als identisch ansieht und mit 'faisceau', 'paquet'. 'botte' wiedergibt. Die Glossierung von *tropier* mit 'livre de tropes' ist mißverständlich. da doch nfrz. *trope* nur 'Tropus' bedeutet und letzteres im Altfrz. nicht belegt ist. hier auch keinen Sinn gäbe; God. glossiert mit 'livre contenant les strophes'.

Jena. O. Schultz-Gora.

Verzeichnis der eingelaufenen Druckschriften.

Allgemeines.

Festschrift, Wilhelm Thomsen zur Vollendung des siebzigsten Lebensjahres am 25. Januar 1912 dargebracht von Freunden und Schülern. Leipzig. Harrossowitz, 1912. 236 S., 4 Tafeln [K. Brugmann, Homerisch *ἄνεω (ἄνεῳ)* und nachhomerisch *ἐνεός*. — Z. Gombocz, Zur finnisch-ugrisch-samojedischen Lautgeschichte. — M. Olsen, Über den Inhalt einiger Gruppen von urnordischen Runeninschriften. — A. Meillet, Remarques sur le sens du génitif indo-européen. — J. S. Speyer, Zwei etymologische Vermutungen. — Fr. Buhl, Über die Ausdrücke für Ding, Sache u. ä. im Semitischen. — W. Bang, Die romanische Bearbeitung des Hymnus: 'A solis ortus cardine'. (Mit einer Tafel.) — K. Wulff, Einiges über die spanischen Bestandteile der Chamorro-Sprache auf den Marianen-Inseln. — A. Torp, Deutsch mundartl. *brente*. — R. C. Boer, Wulfstáns Beschreibung der Weichselmündung. — Chr. Sarauw, Das altsemitische Tempussystem. — H. Kern, Das alt-irische Präsens *benaim*. — C. C. Uhlenbeck, The origin of the Otter-lodge. — E. Chavannes, Epitaphes de deux princesses turques de l'époque des T'ang. (Mit 2 Tafeln.) — K. B. Wiklund, Zur Frage vom Stufenwechsel im Finnisch-Ugrischen. — St. Konow, Vedic *dasyu*, toχri *dahä*. — J. Marquart, Studien zum Widsiđ. — W. Thalbitzer, Two Old-Greenland poems. — R. Gauthiot, Du nombre duel. — J. Wackernagel, Futurum historicum im Altpersischen. — G. A. Grierson, Piśācas in the Mahābhārata. — V. Dahlerup, The etymology of a Danish word. — A. von Le Coq, Ein manichäisches Buch-Fragment aus Chotscho. (Mit einer Tafel.) — S. Lévi, Une légende du Karuṇā-puṇḍarika en langue tokharienne. — Kr. Sandfeld Jensen, Notes sur les calques linguistiques. — J. J. Mikkola, Über einige altgermanische Lehnwörter im Finnischen. — A. Bezzenberger, Die Betonung der litauischen u-Adjektiva. — G. J. Ramstedt, Zur Geschichte des labialen Spiranten im Mongolischen. — E. Setälä, Eine arische Bezeichnung des Meeres in der finnischen Volkspoesie. — A. Schachmatov, Slavische Wörter für Epheu. — Th. Korsch, Türkische Etymologien. — F. de Saussure: Adjectifs indo-européens du type *caecus* 'aveugle'. — K. Müller, Der Hofstaat eines Uiguren-Königs. — E. Kuhn, Zu den arischen Anschauungen vom Königtum. — J. Eyser, Thomsen-Bibliografi].

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. XXXIII, 1 [R. Lehmann-Nitsche, Zur Volkskunde Argentiniens. II. Der Schomberghut. III. Der Gauchostiefel. IV. Tierchirurgisches. V. Die Sage von Santos Vega. VI. Der Zweigschuppen. — Kleine Mitteilungen. J. Bolte, Das Schrätel und der Wasserbär. — J. Bolte, Der Mann mit der Ziege, dem Wolf und dem Kohlkopf. — Berichte und Bücheranzeigen. Notizen. — K. Brunner, Aus den Sitzungsberichten des Vereins für Volkskunde.

Studies in philology XIX, 2. April 1922 [E. K. Rand: Milton in rustication. — D. Saurat: Milton and the 'Zohar'. — A. H. Gilbert: Milton and Galileo. — T. Brooke: Marlowe's versification and style. — B. Maxwell: 'Wily beguiled'. — F. J. Carpenter: Desiderata in the study of Spenser. — F. F. Covington, Jr: Another view of Spenser's linguistics]. — 4, Oct. [M. E. Temple: Montaigne Differentia. — M. W. Bundy: Plato's view of the imagination. — Ch. Knapp: Some remarks on Lucretius as teacher. — H. McN. Poteat: De vita Juvenalis. — Th. S. Graves: Some aspects of extemporal acting]. — XX, 1, Jan. 1923 [A. D. McKillop: The romanticism of William Collins. — R. Ph. McCutcheon: Addison and the 'Muses Mercury'. — W. H. Lowenhaupt: The writing of Milton's 'Eikonoklastes'. — H. E. Rollins: The commonwealth drama: Miscellaneous notes. — W. Farnham: The dayes of the mone. — J. W. Thompson: The origin of the word 'Goliardi'.

— F. A. Wood: Morphological notes]. — 2, Apr. [O. F. Emerson: Shakespeare's sonneteering. — F. M. Padelford: The scansion of Wyatt's early sonnets. — W. D. Briggs: On a document concerning Christopher Marlowe. — R. G. Martin: A critical study of Th. Heywood's 'Gunaikeion'. — M. Y. Hughes: Spenser and the Greek pastoral triad. — E. Greenlaw: Some old religious cults in Spenser. — Th. S. Graves: Recent literature of the English renaissance]. — XX, 3, July [K. Campbell: The Relation of Poe to his times. — P. E. More: A note on Poe's method. — N. Foerster: Quantity and quality in Poe's aesthetic. — J. Erskine: Whitman's prosody. — E. Holloway: Whitman as critic of America. — Reviews]. — 4, Oct. [M. H. Shackford: The magi in Florence: An aspect of the Renaissance. — M. Croll: Music and metrics: a reconsideration. — Th. Graves: Some pre-Mohock clansmen. — L. Hotson: G. Jolly, actor-manager: New light on the restoration stage. — A. Gilbert: The outside shell of Milton's world. — J. Hinton: Notes on W. Map's 'De nugis curialium — Th. Graves: Some Chaucer allusions (1561—1700). — Patch and R. Menner: Bibliography of Middle English dialects. — E. Greenlaw: Recent studies in the history of thought].

Philological quarterly I, 3, July 1922 [S. H. Bush: Old Northern French loanwords in middle English. — W. P. Mustard: Notes on the tragedy of Nero. — B. V. Crawford: Formal dialogue in narrative. — E. Goggio: Dante in 19th century America. — F. L. Mott: Pioneer Iowa word-list. — L. A. Hibbard: Chaucer's 'Shapen was my sherte'. — J. S. Reid: Shakespeare's 'Living art'. — Book reviews]. — 4, Oct. [Ch. E. Young: Marriage in the French drama. — E. K. Rand: A Vade mecum of liberal culture in a MS of Fleury. — Ch. W. Nichols: Fielding and the Cibbers. — F. Briggs: Glover's influence on Klopstock. — A. H. Krappe: Bandello, parte I, novella 14. — F. L. Mott: Additional pioneer Iowa word-list — B. L. Ullman: Roman coins in ancient Germany. — Book review]. — II, 1, Jan 1923 [A. S. Cook: Theodore of Tarsus and Gislenus of Athens — E. S. McCartney: Folklore of number in Pliny's Natural history. — R. E. House: Present status of the problem of authorship of the Celestina — G. R. Potter: Mr. Pickwick's Theory of Tittlebats. — H. Craig: Terentius Christianus and the Stonyhurst pageants. — Ch. F. Ward: The writings of Jean (II) Juvenal des Ursins. — Book reviews]. — 3, July [F. Kluge: Cornucopia = Füllhorn. — R. G. Kent: Variety and monotony in Plautine plots. — A. Bell: The West Saxon genealogy in Gaimar. — R. R. Aurner: The history of certain aspects of the structure of the English sentence. — G. L. v. Roosbroeck: A quarrel of poets: Voltaire, Moncrif and Roy. — A. R. Benham: Shakespeare's Henry IV. and the spirit of the fifteenth century in England. — J. C. Blankenagel: Heine on French romantic dramatists. — Book review]. — 2, April 1923 [O. F. Emerson: Some notes on Chaucer and some conjectures. — W. Graham: Robert Southey as Tory reviewer. — H. D. Gray: Beaumont and The two noble kinsmen. — W. Sh. Fox: Lucian in the grave-scene of Hamlet. — J. S. Reid: Imitation by Ben Jonson of a passage in Cicero. — K. Francke: The historical significance of Hofmanswaldau's 'Heldenbriefe'. — B. V. Crawford: The dance of the kings. — Book reviews]. — 4, October 1923 [A. St. Cook, Hadrian of Africa, Italy, and England. — F. A. Wood, Greek and Latin etymologies. — K. J. Holzknecht, Theatrical billposting in the age of Elizabeth. — E. J. Bashe, Some notes on the Wade legend. — U. M. Ellis-Fermor, Studies in the eighteenth century stage. — E. P. Kuhl. Notes on Chaucer's prioress. — M. Blakemore Evans, Traditions of the Elizabethan stage in Germany. — R. G. Kent, Variety and monotony in Plautine plots: Addendum. — Book reviews]

The yearbook of the universities of the empire 1923, ed. by W. H. Dawson and publ. for the universities bureau of the British empire (50 Russell Square, W. C. 1 London). London, Bell, 1923. XII, 692 S. — Dazu: Annual conference of the universities of Great Britain, 1923, report of proceedings,

60 S. [Das großbrit. Hochschulwesen erscheint hier in großer Ausgestaltung, beschrieben vom engl. Univ.-Bureau, das in 50 Russell Square zusammen haust mit einem verwandten amerikanischen, französischen und anglo-dänischen Auskunftsamt verwandten Stils. Auszüge aus den gemeinsamen Zulassungs- und Prüfungsvorschriften gehen voran Dann erhalten wir den Status der einzelnen Schulen mit voller Angabe der lehrenden Persönlichkeiten, der Unterrichtsgegenstände und Institute, auch mit vielen geschichtlichen Ausblicken, aus denen z. B. erhellt, daß sich in Oxford das 'University College' als das älteste betrachtet: 'founded 1249'. Die Listen decken sich nicht ganz mit denen in unserer 'Minerva'; offenbar sind beide Werke unabhängig voneinander aus den Quellen gearbeitet, was für eine Berliner Verlagsfirma sicher schwieriger war als für ein Londoner Amt. Der Anhang enthält vieles über Stipendien, Anmeldungen, außerengl. Hochschulwesen, Spezialschulen u. dgl., auch einen Bericht über eine Zusammenkunft englischer und schweiz. Schulmänner in Basel, um einen Lehreraustausch anzubahnen. Der reiche Inhalt des Buches verdient sorgsame Beachtung. — Auf der Hochschulversammlung für England, Schottland und Irland in London, 12. Mai 1923, wurde über finanzielle Fragen, Musikunterricht, Beamtenerziehung und das Verhältnis zu den Arbeitern gesprochen, besonders über weiteres Wachstum der Volksvorlesungen und über Studien des Marxismus.]

A quarter century of cumulative bibliography. New York, The H. W. Wilson Company, 1923. 44 S. [Wilson war ein Werkstudent an der Universität von Minnesota und wanderte um 5 Uhr morgens bereits zur Druckerei, um Zeitungen zum Verkaufe abzuholen: das sei ein 'stimulating influence', denn von zwei Kameraden, die mit ihm gingen, entwickelte sich der eine zum Geschichtsprofessor, der andere zum Herausgeber von 'Living age'. Das Geschäft, durch das Wilson emporkam war der Verlag gebräuchlicher Studienbücher. Hierzu wies ihm die Universität 1898 einen kleinen Raum in ihrem Gebäude zu, und noch in demselben Jahre gab er den ersten 'cumulative catalog of books' heraus. Wie diese Bibliographie dann wuchs und ein 'library journal', ein 'debaters' handbook, einen 'fiction catalogue', einen 'industrial arts index', einen 'guide to periodical literature', das 'Wilson bulletin', einen 'agricultural index' u. a. nach sich zog, unter stetem Wachstum der Räume, namentlich seitdem das Geschäft 1908 nach Neuyork übersiedelte, ist hier anziehend geschildert. Das bloße Geschäftsinteresse hätte zu solchen Leistungen nicht ausgereicht; Liebe zur Sache, zum Verzeichnen und Verbreiten von Büchern im allgemeinen Interesse war unerläßlich und hat die Mitarbeiter zu einem innerlich betriebsamen Stabe vereinigt]

Jespersen, Otto, Language: its nature, development and origin. London, Allen and Unwin, 40 Museum street, W. C I. 1922. 448 S. [Dies höchst lesenswerte Buch gibt zunächst einen Überblick über das Aufkommen der Sprachwissenschaft, wobei Herder und Jenisch, beide durch Aufgaben der Berliner Akademie geweckt, stark beachtet werden; das Gesetz der ersten Lautverschiebung sollte eher 'Rask's' als 'Grimm's law' heißen; als die jüngsten Förderer dieser Studien werden Voßler und Wechssler hervorgehoben, S. 98. Ein zweiter Abschnitt gilt dem Kinde: warum es eine Muttersprache gewinnt, wie es die Sprache lernt und auf die Sprache der Erwachsenen wirkt, inwiefern es linguistische Gesetze ausnimmt und durchführt. Diese Studie über den grammatischen Instinkt verdiente, auf die Angelsachsen projiziert zu werden, die von Umlaut und Brechung, Casus und Einheitsschreibung wohl mehr verstanden, als man ihnen gewöhnlich zuschreibt. — Der dritte Absatz ist überschrieben 'The individual and the world'. Wortentlehnung und pidgin-Englisch werden eingehend auf ihr Wesen hin untersucht. Merkwürdige Paragraphe sind der Sprechweise der Frauen gewidmet. Sie sprechen meist rascher und fassen meist rascher auf, beziehen die Fürwörter freier, lassen Ausrufe gern unvollendet, brechen Perioden ab, verfügen über ein geringeres Vokabular und verraten noch heute, daß sie ur-

sprünglich die meiste Arbeit hatten, im Hause und auf dem Felde, während der Mann dem Kriege oder der Jagd nachging, ruhte und träumte. Als Ursachen, die zu Sprachwechsel drängten, erscheinen verschiedene körperliche Anlagen und geographische Verhältnisse, 'national psychology', Eile und Bequemlichkeit, Wertbetonung, Gemütserregung, [illegible], [illegible], auch Reaktion gegen jede einzelne dieser Mächte, während der Einfluß starker Persönlichkeiten fast unerwähnt bleibt. — Der Schlußsatz faßt zusammen: im allgemeinen ist 'progress towards greater and greater clearness, regularity, ease and pliancy' in der Sprachentwicklung nicht zu verkennen; dem Singen wird in primitiven Zeiten eine große Rolle zugewiesen; Lautsymbolik erwies sich manchmal als schöpferisch; in der Urzeit müssen wir uns das Sprechen voll individualistischer Besonderheiten und sehr 'unregelmäßig' vorstellen, während Bildung vereinheitlicht und ein Hinstreben nach allgemein befriedigenden Kunstsprachen unverkennbar ist. Das Buch ist von einem Denker, der tief in die Sprachprobleme schaut, aus dem Leben und für das Leben geschrieben; kein Philologe wird es ohne reiche Anregung aus der Hand legen.]

Prescott, Frederick Clarke. The poetic mind. New York, Macmillan, 1922. XX, 308 S. [Schon der griechische Dichter, dann mancher moderne wie Wordsworth, Shelley, Emerson, bezeichnet sein Schaffen als etwas Prophetisches und Apollonisches; aber für den modernen Rationalisten ist Apollo nur eine Mythe: wo liegt zwischen diesen beiden Standpunkten die Wahrheit? Indem Prescott sich so fragte, zeigten ihm die Traumstudien von Freund und die 'Psychoanalyse' von Brill einen Vermittlungsweg: Begierden — mehr als Gefühle — wirken auf unser Vorstellungsleben und erwecken, gerade weil unbefriedigt, in unserer Phantasie um so mehr Lebensgestaltung, je weniger wir uns wirklich an Lebensgenuß gewähren können oder wollen. Prescott erklärt, warum eine halb verhüllte Gestalt mehr anzuziehen pflegt als eine bloße; wie der Dichter insofern leicht in dieselbe Art Geistesverrückung gerät die — nach Shakespeare's Ausspruch im 'Sommernachtstraum' — dem Verliebten eigen ist; wie er sich durch rhythmische Aussprache und lebensvolle Phantasieträume aus der Spannung befreien kann, und wie auf solche Weise eine naturkundlich begreifliche Visionserregung in ihm auftauchen kann. Diese Darlegungen unterstützt Prescott mit einer Menge von Aussprüchen, die uns von hervorragenden Dichtern überliefert sind, und hat dadurch das Problem ohne Zweifel dankenswert gefördert. Nur zu rhetorisch sind meist die Aussprüche gewählt, auf die seine Forschung sich stützt; je nüchternere Prosaquellen dafür erschlossen werden, um so eher dürfen wir exakt psychologische Aufklärung erhoffen.]

Güntert, H., Der arische Weltkönig und Heiland: bedeutungsgeschichtliche Untersuchungen zur indo-iranischen Religionsgeschichte und Altertumskunde. Halle, Niemeyer, 1923. X, 459 S. [Verfasser sucht das Werden und Wachsen einiger religiös-ethischer Begriffe, die bei den Ariern aus Urzeiten herstammen, auf sprachwissenschaftlicher Grundlage darzutun. Hauptsächlich wählte er Göttergestalten, deren Namen uns nicht bloß aus Indien, sondern in neuerer Zeit auch aus Kleinasien bekannt sind. Er studiert: 1. den arischen Kriegsgott und Schützer des Staats und Rechts, 2. den arischen Priestergott, 3. Varunas Aufstieg und Sturz samt den ersten Ansätzen zur Erlösungslehre. In einem zweiten Hauptteil wendet er sich zu den arischen Heilandsvorstellungen: 1. indische Heilbringer, 2. arischer Sagenkreis vom Gottmenschen, 3. iranischer Welterlöser. Die Reihe der altgermanischen, gotischen, neuhochdeutschen, niederdeutschen, angelsächsisch-englischen und skandinavischen Ausdrücke von ritueller und verwandter Art, die hier erläutert werden, füllt im Register mehrere Seiten. Bei dem Volksnamen Engle denkt er an lat. 'angustus' und übersetzt 'eng verbündete' S. 89. Eormanric stellt er zu 'Armenier', d. h. 'Verbündete' und übersetzt 'König der Verbündeten' S. 81. An Freundschaft und Vertrag denkt er bei der He-

zeichnung der Dänen als 'Inguinae' im Beowulf S. 95. In ags. *metod* 'zumessende Macht' findet er Spuren altindogermanischer Schicksalsgedanken. Sind auch diese und andere Erläuterungen oft weithergezogen und mehr dämmersinnig als durchsichtig, so wird der germ. Wortforscher doch guttun, das Buch nachzuschlagen und sich davon anregen zu lassen.]

Müller, Walter, Das Problem der Seelenschönheit im Mittelalter. Bern, Haupt, 1923. 80 S. [Die Studie setzt mit Augustinus ein, der den platonischen Begriff der seelischen Schönheit ins Theologische übertrug. Von den vier Kardinaltugenden ist ihm die Gerechtigkeit die erste, und sie besteht hauptsächlich in der Treue gegen sich selbst, in der Konsequenz: diese bedingt daher zunächst die geistige Schönheit. Sowie aber die vita contemplativa in der Folgezeit über die vita activa siegte, rückte die Weisheit, die aus der Beschaulichkeit entspringt, in die erste Reihe, so daß man bei Seelenschönheit an sie wesentlich dachte. Dieser Weisheitsbegriff wurde dann speziell in der Gestalt, die er im Jenseits annimmt, verkörpert. Bernhard von Clairvaux bietet dafür die markantesten Aussprüche; die Mystik beginnt und schwärmt von unmittelbarem Erfassen der 'summa sapientia = summa pulchritudo'. Die Entwicklung ist nicht systematisch von Punkt zu Punkt verfolgt, vielmehr mit ein gut Teil Begeisterung im allgemeinen angedeutet. Wäre im einzelnen vieles klarer zu wünschen, so berührt doch im ganzen die ernste Behandlung früh-mittelalterlicher Philosophie durch Verf. sympathisch.]

Howie, Margaret D., Studies in the use of exempla. London, Univ. of London Press (17 Warwick Square, E. C. 4), 1923. 130 S. [Von Prof. Priebsch angeregt, überschaut Verf. zuerst die geistl. Beispieldichtung bis zum 12. Jh., hebt die Tätigkeit Gregors d. Gr. und die Mittlerrolle Alfreds hervor und verweist auf Aschenbrödel-Motive in einer lat. Legende, Mignes Patrol. lat. 73, c. 639. Es folgt ein Kapitel über mhd. Prosafassungen; ihr Stil entwickelt sich langsam, 'there is no one to compare with Aelfric or Wulfstan'; dankenswert ist eine quellenvergleichende Tabelle zur Hs. Straßburg Germ. 198, beschr. von Becker im Katal. der Straßb. Hss. 1914. In Kap III sind die mhd. Reimfassungen zusammengestellt; die auf die Madonna bezüglichen bilden eine eigene Klasse; 'masterpieces' sind nicht viele darunter — solche begegnen erst in moderner Zeit bei Gottfried Keller. Dann wendet sich Verf. zur Einzellegende von der Jungfrau Maria und dem Ritter, dem sie, während er zur Messe geht, einen Vertreter im Turnier stellt, natürlich mit siegreichem Ausgang. Die Geschichte erscheint zuerst bei Map, 'De nugis curialium', und zwar noch ohne Nennung Marias und deutlich noch vor der Einführung der Turniere in England unter Richard Löwenherz. Aus derselben, vielleicht mündlichen Quelle wie Map schöpfte Caesar von Heisterbach, der in Maria eine Turnierhelferin zeigt — die unkirchliche Absicht liegt auf der Hand und ist auch in vielen anderen Marienlegenden mehr oder minder bedenklich zu spüren. Auf Caesar beruhen 22 weitere Fassungen, teils lat., teils in Volkssprachen; ihr gegenseitiges Verhältnis ist durch einen Stammbaum verdeutlicht; die afrz. ist unter den mittelalterlichen die beste. Die Untersuchung ist methodisch geführt und meist überzeuglich. Ein Anhang bringt lat. Quellen zu mehreren mhd. Exempeln und eine Bibliographie.]

Sparnaay, H., Verschmelzung legendarischer und weltlicher Motive in der Poesie des Mittelalters. Groningen, Noordhoff, 1922. 155 S. [Die Sage von Gregor und noch eingehender die vom Gral werden behandelt. Die Gregorgeschichte, soweit sie nicht legendenhaft ist, läßt sich nahezu ganz bereits in der frühafrz. höfischen Dichtung erweisen; sie steht unter dem Einfluß des antiken Ödipus, mit dem wieder märchenhafte Stoffelemente zusammenhängen. Ähnlich stimmt die Gralsage im Kern zum Däumlingsmärchen, dies hat sich zunächst mit höfischen Elementen zu einem Arturroman verbunden. Christian hat zu viele Kunstfehler begangen, als daß man ihm diese umformende Tätigkeit, eine poetische Leistung hohen Ranges, zu-



trauen dürfte; er soll nur ein schon vorhandenes Sagengebilde adaptiert haben. Schließlich werden ähnliche Zusammenhänge [illegible] im Armen Heinrich, an Wilhelm von Wenden und am Schwanenritter wahrscheinlich gemacht. Am Schluß wird der höfische Roman überhaupt aus sehr breiten Grundstoffen abgeleitet, die sich kurz vor Chrestian zu [illegible] und anderen kürzeren Erzählungen verdichteten und dann sehr rasch die Vollentwicklung des größeren Kunstromans durchliefen. Vieles in dem scharfsinnigen Buche ist offenbar sehr beachtenswert; aber im einzelnen ist die Forschung offenbar noch stark im Fluß.

Thorndike, L. A history of magic and experimental science during the first thirteen centuries of our era. New York, Macmillan, 1923. Vol. I: XL, 835 S. Vol. II: 1036 S. [Der Verfasser der 'History of medieval Europe' hat hier über einen sehr wichtigen Gegenstand ein weitausgreifendes Buch geschrieben, vielfach mit Benutzung von Handschriften, die noch gar nicht gedruckt sind. Überall kommt es ihm auf das Verhältnis von Magie und Naturwissenschaft zum christlichen Denken an, und da letzteres im 12./13. Jh. erstarkte, ist auf diese Zeit der Hauptnachdruck gelegt. Die vorausgehende Periode, angefangen mit Plinius, ist wesentlich als Vorstufe dazu gedacht. Seneca, Galen, Vetruf, Plutarch, Apulejus und Philostrat werden ausführlich behandelt; Cicero spielt auch hier eine große Rolle; die Neuplatoniker beschließen das Altertum. Die christliche Zeit beginnt mit den Apokryphen; Augustin hat ein besonderes Kapitel. Die 'himmlische Hierarchie' des Areopagiten Dionysius markiert den Übergang ins Kirchentum. Am Eingang des frühen Mittelalters — 3. Buch — steht die Geschichte vom Zauberer Nectanebus, dem angeblichen Vater Alexanders des Großen. Wer war Nectanebus? Plinius in der 'Histora naturalis' beschreibt den Obelisken des Ägypterkönigs Necthebis, den er 5 Jh. vor Alexander ansetzt; Plutarch im Leben des Agesilaos kennt einen Nectanebus II, der um 361 v. Chr. gegen Persien kämpfte und nach Äthiopien fliehen mußte; im Alexanderroman flieht Nectanebus nach Mazedonien; bei Julius Valerius ist dieser mit den ägyptischen Weisen in Verbindung gebracht; mehr als diese alle soll er es verstanden haben, die Erde zu messen und die Sterne zu zählen. Als Naturkenner sei er der Königin Olympias genannt worden. Sie ließ ihn während der Abwesenheit des Königs Philipp kommen; mit Hilfe einer astrologischen Tafel sagte er ihr einen Sohn vom Gott Ammon voraus. Mit Kräutern veranlaßte er sie zu träumen, was er sagte, und dann spielte er selbst die Rolle des Gottes Ammon und glitt als Drache in ihre Gegenwart. Naturforschung liegt dem Romanmotiv zugrunde und ist nur phantastisch ausgestaltet. Ähnlich ging es antiken Gelehrten bei Boethius, Isodorus, Beda u. a. Gerbert führte arabische Astrologie ein. Die Angelsachsen verlegten sich besonders auf die Medizin; Bald und Cild schufen im Leech Book, gedruckt von Cockayne, 'the first medical treatise written in western Europe, which can be said to belong to modern history,' im 10. Jh. Seine Hauptquellen sind Griechen und Plinius I 721. Germanische und auch keltische Volkskunde hat wahrscheinlich mitgewirkt. Lateinische Zaubersprüche und Rezepte schließen sich daran in den folgenden Jahrhunderten, öfters in Verbindung mit der Schule von Salerno, die von Aberglauben durchaus nicht frei war. — Das vierte Buch beginnt mit den Scholastikern Peter Abelard und Hugo v. St. Victor; arabische Astrologie spielt herein. John v. Salisbury mit dem Polycraticus erweist sich als wichtiger Zeuge über Naturwunder und Traumdeutung. Alexander Neckam, 'De naturis rerum,' kennt Aristoteles, er glaubt an Wirkung der Sünde auf die Natur und zweifelt einigermaßen an Astrologie. Er hat viele Genossen in seinem dämonologischen Denken; ein eigenes Kapitel II 290 u. f. handelt über Traumbücher; England steht jetzt für Verfasser im Vordergrunde des Interesses. — Im fünften Buche durchforscht er ausführlich das 13. Jh.: Michael Scot, Bartholomäus von England, Robert Grosseteste, Gilbert und Wilhelm von England, Albertus Magnus und besonders Roger

Bacon. Außerordentlich schwer erweist es sich für die menschliche Vernunft, bei aller Schärfe scholastischer Logik, die Theologie nicht mit Naturkunde zu verquicken; das Ringen dieser beiden Wissenschaften miteinander gestaltet sich in diesen hochchristlichen Jahrhunderten immer dramatischer und wird zum Hauptgegenstand dieses reichen Buches, das trotz vielseitiger Umsicht doch nicht einmal den Aberglauben der britischen Inseln zu erschöpfen vermag, aber doch die Grundlinien klar entwirft.]

Hellmann, G., Über den Ursprung der volkstümlichen Wetterregeln. Sitzungsber. d. Akad. d. Wiss. Berlin XX, 21. Juni 23. S. 148—170. [Die ersten Bauernregeln wurden in Deutschland gedruckt von Leonhard Reynmann, 'Wetterbüchlein' 1805. Von älteren in deutscher Sprache erfahren wir hier aus Handschriften. Ihr Inhalt wird zurückverfolgt in lateinisches und griechisches Altertum. Anhang I bietet ein reiches Verzeichnis von Schriften über volkstümliche Wetterregeln, geordnet nach Ländern; Anhang II enthält 'etliche gmaine Reglen' aus einer Wiener Papierhandschrift. Zahlreiche wären z. B. noch aus den Tiroler Volkskalendern der letzten Jahrzehnte herauszuholen; aus dem von Reimmichel, Innsbruck Tyrolia, 1924 sind folgende zu entnehmen: Früher Donner — später Hunger, d. h. kein Hunger. Neujahrs Morgenrot bringt große Not. Wenn der Jänner viel Regen bringt, werden die Gottesäcker gedüngt. Jänner-Trupfen, tut den Haur — d. h. Flachs — auszupfen. Hat Paulus — d. h. Pauli Bekehrung, 25. Jan. — weder Schnee noch Regen, so bringt das Jahr gar manchen Segen. Nasse Jäger — trockne Fischer, d. h. schlechte Jagd — guter Fischfang. Ist der Februar kalt und trocken, so wird der August heiß werden. Wenn im Hornung die Schnacken geigen, müssen im März sie wieder schweigen. So lang die Lerche vor Lichtmeß singt, solange nach Lichtmeß kein Lied ihr klingt. So ließen sich noch ganze Seiten abschreiben.]

Pease, A. St., M. Tulli Ciceronis De divinatione liber secundus. Urbana. Univ. of Illinois studies VIII, 2, May 1923. 117 S.

A historical reader of Old Irish, texts, paradigms, notes and a complete glossary ed. by Julius Pokorny. Halle, Niemeyer, 1923. X, 97 S. [Hg. will angehenden Keltisten ein interessanteres Lesebuch darbieten, als bisher zur Verfügung stand, hält sich dabei systematisch an die Zeitfolge, beginnt mit Ogham-Inschriften des 5. u. 6. Jh.s und läßt einige geistliche Proben aus dem 8. Jh. folgen, die fast nur sprachlich anziehen. Dann aber folgen die schönen Deirdre-Elegien aus dem 9. Jh., Frauenlob und Naturlyrik, 'Foundation of Armagh' und Triaden aus dem England des 9. Jh.s. Diese wenigen Texte, die ungefähr einen Druckbogen füllen, sollen offenbar genau gelesen und fast auswendig gelernt werden. Sie sind ausführlich erklärt, mit einem Spezialglossar versehen und überdies von Flexionstabellen begleitet.]

Die älteste Lyrik der grünen Insel, aus dem Irisch-Keltischen übertragen von Julius Pokorny, gedruckt mit Unterstützung der irischen Regierung. Halle, Niemeyer, 1923. 129 S. [Mit dem neuen irischen Staate steigen auch diese Bilder irischer Vergangenheitsdichtung empor, die nach Inhalt und Form geeignet sind, ihm unsere wärmste Teilnahme zuzuführen. Die Proben stammen vielfach noch aus dem 8. bis 9. Jh. und eilen der ags. Dichtung weit voran in farbenreicher Landschaftsmalerei und warmblütiger Liebesauffassung. Es sind eigentlich nicht Epen, die Pokorny übersetzt hat — zwar nur in Prosa, doch mit stilgerechter Wortwahl; aber die Sage steht dahinter und verleiht ihnen Größe. Stimmungsbild, Elegie, religiöse Lyrik und Gelegenheitsverse werden vorgeführt, Ossian, St. Columba und ähnliche Männer von Rang sprechen in eigener Person; eine verschollene Kulturwelt tut sich vor uns auf und entzückt durch ihre Frische. Nachträglich warnt der Übersetzer vor der falschen Keltik, die von englischen Schriftstellern vielfach verkündigt wird, als wäre der Ire von vornherein auf eine wehmütig glänzende Untergangsstimmung beschränkt; diese Wahnidee ist wohl am meisten durch Tennyson's Arthurepos gefördert worden; erst englische Unterdrückung hat seit



dem 16. Jh. dem westlichen Inselvolk diese Tonart aufgedrängt. Wer von der ags. Literatur in diese Sphäre herübertritt, findet künstlerisch wenig Verwandtes, außer was allen primitiven Heldenzeitaltern gemein ist; aber unser ags. Kulturbild erweitert sich, wenn hier ein keltischer Eremit S. 89 f. sich selber schildert: in verborgener kleiner Hütte inmitten der Wildnis, mit Lerche, Bächlein, See und Wald, umgeben von einigen verständigen Männern voll Demut und Gehorsam, glücklich über sein anmutiges Kirchlein mit linnenem Altartuch und leuchtenden Kerzen, erfüllt von Dankbarkeit gegen den Himmelskönig als Spender alles Guten — so mag St. Guthlac gelebt haben. Am Schlusse bietet Hg. noch einige verwandte Stimmungsverse aus den modernen Anglo-Iren Yeats and Max Donagh, wie um zu zeigen, daß ein Jahrtausend an den poetischen Lieblingsvorstellungen der Iren nicht viel geändert hat.]

Die Seele Irlands: Novellen und Gedichte aus dem Irisch-Gälischen des Patrick Henry Pearse u. a., zum erstenmal ins Deutsche übertragen von J. Pokorny. Halle, Niemeyer, 1922. 197 S. [Versmonologe, Prosageschichten und auch eine Reihe Schwänke von Dichtern unserer Zeit sind hier in gutes Deutsch gebracht und lassen uns irisches Denken und Empfinden unmittelbar erkennen. Bald steht das Märchen dem Erzähler zur Seite und leiht seinen einfachen Motiven einen phantastischen Reiz; bald wird aus dem Schicksal der auftretenden Personen die englische Löwentatze erkennbar, die sich schreckhaft auf die grüne Insel gelegt hatte. Mit ergreifendem Ernste beschreibt die Vorrede, wie Pearse als politischer Märtyrer für sein Vaterland blutete. Kuno Mayers feuriger Seher- und Kämpfergeist lebt in dieser poetisch-wissenschaftlichen Arbeit seines Nachfolgers würdig fort.]

Puschkins Werke, hg. von A. Luther. Leipzig, Bibliogr. Institut, 1923. 1. Bd. 407 S. 2. Bd. 419 S. [Liebhaber von Byron können hier das Schauspiel genießen, wie sich seine glänzendsten Werke in russischer Umgestaltung und Umfühlung ausnehmen; englische Vorbilder sind fast überall durchzuspüren, aber sie sind in völlig verschiedenes Leben getaucht. Bd. 1 bringt namentlich das Drama 'Boris Godunow', das den Historien Shakespeares folgt, und die Prosageschichte 'Die Hauptmannstochter' aus dem Jahre 1835. In Bd. 2 folgt das Epos 'Eugen Onegin', das am meisten an den Don Juan und verwandte Romanzen erinnert, dazu einige kleinere Verserzählungen, Dramen und Märchen. Der deutsche Text, aus verschiedenen Übersetzungen zusammengeholt, liest sich ungewöhnlich gut. Eine Biographie von etwas mehr als einem Druckbogen schildert das hemmungsreiche Treiben des hochbegabten Dichters, der, geboren 1799 in Moskau, schon 1837 einer französischen Duellkugel erlag. Die Anmerkungen erklären angenehm viele russische Sonderdinge.]

Jokl, N., Linguistisch-kulturhistorische Untersuchungen aus dem Bereiche des Albanischen (Streitbergs Untersuchung z. indogerm. Sprach- und Kulturwissenschaft 8). Berlin, de Gruyter, 1923. XII, 368 S. [Teil I: Recht, Sitte, Glaube — bei letzterem spielen Vampir und Winddämonen eine große Rolle. II: Haus und Hausrat, einschließlich Fahrzeuge und Schiffstypen. III: Landschaft und Pflanzenwelt. IV: Viehzucht, Tiere mit einer Zusammenfassung über die Geschichte der Bienenzucht, dazu Tiernamen. Ein methodisch lehrreicher Beitrag zur Kenntnis primitiver Gesellschaftsverhältnisse].

Ungarische Jahrbücher. II, 2, Aug. 1922 [Th. Thienemann: Die deutschen Lehnwörter der ungarischen Sprache. — J. Nyulászi: Staatsverträge zur Regelung von Steuer- und Gebührenfragen. — A. Károlyi: Stephan Széchenyis beschlagnahmte Schriften]. — 3/4, Nov. 1922 [A. Domanovszky: Die Vergangenheit der ungarischen Donau-Handelsschiffahrt. — A. Kovács: Die Wiedergeburt der ungarischen Volkskraft. — Robert Gragger: Ungarische Institute für Geschichtsforschung. — Z. Losonczi: Die ungarische Sprachwissenschaft 1920/21].

Neuere Sprachen.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. XLIII, 11, 12, Nov.—Dez. 1922 [Streuber: Brie, Ästhetische Weltanschauung in der Literatur des 19. Jh. — Helm: Goette, Kulturgeschichte der Urzeit Germaniens. — Behaghel: v. Unwert und Siebs, Geschichte der deutschen Literatur bis zur Mitte des 11. Jh. — Helm: Moser, Die Straßburger Druckersprache zur Zeit Fischarts. — Schoppe: Borcherdt, A. Buchner und seine Bedeutung für die deutsche Literatur des 17. Jh. — S. Gebing: Wagner, H. W. v. Gerstenberg und der Sturm und Drang. — Dammann: Brandt, Goethes Faust auf der sächsischen Hofbühne zu Dresden. — Behaghel: Berendsohn, Goethes Knabendichtung. — de Boor: Hermannsson, Catalogue of runic literature. — Ackermann: Steinhäuser, Die neueren Anschauungen über die Echtheit von Shakespeares Pericles. — Fischer: Good, Studies in the Milton tradition. — Spitzer: Seidel, Einführung in das Studium der romanischen Sprachen. — Lerch: Klemperer, Einführung in das Mittelfranzösische. — Breuer: Hilka, Der afrz. Prosa-Alexander-Roman. — Hilka: Mörner, Le purgatoire de saint Patrice du ms. de la Bibliothèque Nat. f. fr. 25545. — Wagner: M. de Toro y Gisbert, Los nuevos Derroteros del Idioma. — Hämel: M. Menéndez y Pelayo, Estudios sobre el teatro de Lope de Vega. — Krüger: R. M. Pidal, Roncesvalles. Un nuevo cantar de gesta español del siglo XIII]. — XLIV, 1, 2, Jan.—Febr. 23 [Körner: Merker, Neue Aufgaben der deutschen Literaturgeschichte. — Behaghel: Brun, Die Mundart von Obersaxen im Kanton Graubünden. — Streuber: Kern, J. Rist als weltlicher Lyriker. — Behaghel: Köster, Prolegomena zu einer Ausgabe der Werke Th. Storms. — Behaghel: Th. Storms sämtliche Werke, hg. von A. Köster. — Schröder: H. Hermannsson: Modern Icelandic. — de Boor: Noreen, Vårt språk. Nysvensk grammatik. — Ullrich: Hubbard, Een Nederlandsche bron van den R. Crusoe. — Hübener: Brunner, Die Dialektliteratur von Lancashire. — Hilka: Esposito, Mélanges philologiques. — Lerch: Aucassin und Nicolette. Text von H. Suchier. 9. Aufl., bearb. von W. Suchier. — Glaser: Becker, Clément Marots Psalmenübersetzung. — Glaser: de Lerber, L'influence de Cl. Marot aux XVIIe et XVIIIe siècles. — Klemperer: Neubert, Maupassant als Essayist und Kritiker. — Spitzer: Dauzat, L'argot de la guerre. — Spitzer: Dauzat, Trois lexiques d'argots militaires romans. — Hämel: Crawford, The Spanish pastoral drama]. — 3, 4, März—April 23 [Spitzer: Schürr, Sprachwissenschaft und Zeitgeist. — Behaghel: Feist, Etymologisches Wörterbuch der gotischen Sprache, 2. Aufl. — Moog: Eckart, Der Wehrstand im Volksmund. — Wocke: Günther, Die deutsche Gaunersprache. — Behaghel: Rooth, Eine westfälische Psalmenübersetzung aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. — v. Grolman: Sarauw, Goethes Augen. — Reutercrona: Bergman, Abriß der schwedischen Grammatik. — Weitnauer: van Tieghem, Ossian et l'Ossianisme dans la littérature au XVIIIe siècle. — Ackermann: Reschke, Die Spenser-Stanze im 19. Jh. — Vising: Thorn, Les proverbes de bon enseignement de Nicole Bozon. — Vising: Kjellman, La deuxième collection anglonormande des miracles de la Sainte Vierge. — Lerch: Spitzer, Studien zu H. Barbusse. — Lerch: Friedmann, H. Barbusse. — Lerch: A. des Lys, A propos d'un livre 'Le feu' de H. Barbusse. — Voßler: Spoerri, Renaissance und Barock bei Ariost und Tasso. — Hatzfeld: Olschki, Geschichte der neusprachlichen wissenschaftlichen Literatur I, II. — Rohlfs: Merlo, Fenologia del dialetto di Sora. — Pfandl: Ganivet, Spaniens Weltanschauung und Weltstellung].

Publications of the Mod. Lang. Ass. of Am. XXXVIII, 2, June 1923 [J. M. Beatty: Lord Jeffrey and Wordsworth. — M. H. Shackford: Wordsworth's Italy. — A. M. Turner: Wordsworth's influence on Thomas Campbell. — B. S. Allen: Analogues of Wordsworth's The borderers. — W. Graham: Contemporary critics of Coleridge, the poet. — J. H. Hanford: The

Rosenbach Milton documents. — A. H. Gilbert: Milton's textbook of astronomy. — R. W. Tryon: Miracles of Our Lady in middle English verse. — L. A. Shears: Theodor Fontane as a critic of the novel. — Ph. S. Barto: The subterranean Grail paradise of Cervantes. — G. L. van Roosbroeck: Unpublished poems by Beaumarchais, and his sister. — G. L. Michaud: Luis Vives and Rabelais' pedagogy. — A. Schaffer: An acknowledgment]. — 3, Sept. [J. R. Reinhard: Florismondo, ex damnatissima Amadisi bibliotheca. — G. C. Lancaster: Don Juan in a French play of 1630. — C. A. Manning: Russian versions of Don Juan. — J. S. P. Tatlock: Epic formulas, especially in Laȝamon. — R. R. Cawley: Drayton and the voyagers. — R. Jenkins: Drayton's relation to the school of Donne, as revealed in the Shepheards Sirena. — A. H. Nethercot: The reputation of Abraham Cowley (1660—1800). — E. A. Tiffany: Shaftesbury as stoic. — J. Routh: Prose rhythms]. — 4, Dec. 1923 [J. W. Rankin, The hymns of St. Godric. — L. B. Hessler, The Latin epigram of the middle English period. — W. L Bullock, The genesis of the English sonnet form. — L. I. Bredvold, The source used by Davies in Nosce teipsum. — H. Spencer, Hamlet under the restoration. — F. Hubbard, The readings of the first quarto of Hamlet. — H. Haseo, Pierre Bayle and his literary taste. — A. Constans, An unpublished criticism of Voltaire's Eryphile. — W. Kurrelmeyer, Wieland's Teutscher Merkur and contemporary English journals. — E. H. Hespelt, Shelley and Spain. — St. T. Williams, Walter Savage Landor as a critic of literature. — G. R. Elliott, The Arnoldian lyric melancholy. — K. Campbell, Lowell's uncollected poems. — Acts of the executive council].

Modern language notes. XXXVII, 7, Nov. 1922 [F. Kluge: Germanisches Reckentum. — W. Kurrelmeyer: German lexicography, part IV. — H. M. Martin: Termination of qualifying words before feminine nouns and adjectives in the plays of Lope de Vega. — A. C. Judson, A forgotten Lovelace manuscript. — N. White: Shelley's debt to Alma Murray. — W. Eddy: Rabelais, a source for 'Gulliver's travels']. — 8, Dec. 1922 [A. H. Tolman: The structure of Shakespeare's tragedies with special reference to 'Coriolanus'. — E. A. Peers: The fortunes of Lamartine in Spain. — H. C. Lancaster: Errors in Beauchamps' 'Recherches sur les théâtres de France'. — L. Wann: Milton's 'Lycidas' and the play of 'Barnavelt'. — H. Glicksman: A comment on Milton's 'History of Britain'. — A. W. Crawford: Keats's 'Ode to the nightingale']. — XXXVIII, 1, January 1923 [P. Kaufmann: John Foster's pioneer interpretation of the romantic. — F. Kluge: Alte und neue Wortgeschichten. — Baker: A Shakesperian measure of morality. — A. Snyder: A note on Coleridge's Shakespeare criticism. — D. Bush: 'Runaways' eyes' again]. — 2, Febr. 23 [Crane and Warner: Goldsmith and Voltaire's 'Essai sur les mœurs'. — Chr. Gauss: Prophecies by Stendhal. — Mustard: Shakespeare's 'Broom-groves'. — Blankenagel: Evaluations of life in H. von Kleist's letters. — Hustvedt: 'L'Allegro', 45—48. — A. Thaler: Churchyard and Marlowe. — C. Brown: W. Herebert and Chaucer's 'Prioresses tale'. — W. Curry: 'Fortuna maior'. — Parker: A northern fragment of the 'Life of St. George']. — 3, March 23 [E. Albright: 'Ad imprimendum solum' one more. — H. Austin: Dante notes III. — G. Howe: The possible source of Kleist's 'Familie Schroffenstein'. — O. Emerson: 'Monk' Lewis and the 'Tales of terror'. — W. Peck: On the origin of the Shelley Society. — A. Krappe: A romance source of the Samson episode in the 'Þidreks saga']. — 4, April 23 [Zeydel: A criticism of the German language and literature by a German of the 18th century. — Chinard: Jefferson and Ossian. — van Roosbroeck: An unknown letter of Voltaire about J. J. Rousseau. — Alderman: The style of Shaftesbury. — Rypins: The Old English 'Epistola Alexandri ad Aristotelem'. — Partridge: Inter-relation ships in Blake's songs]. — 5, May 23 [Havens: The theory of 'Natural goodness' in Rousseau's 'Confessions'. — Emerson: Notes on Old English. — F. Kluge: Alte und

neue Wortgeschichten, II. – Allen: Chesterfield's objection to laughter. — Gillet: The sources of Izquierdo's 'Lucero de nuestra salvacion'. — Lancaster: A poem of J. Rotrou addressed to 'Le Royer de Prade']. — 6, June [Green: Realism in the French novel in the first half of the 18th century. — Watts: Voltaire's change of name. — Noyes: 'Crites' in Dryden's 'Essay of dramatic poetry'. — Kurtz: The source of Occleve's 'Lerm to dye'. — Carter: Falling as a theme in literature. — Eddy: Cyrano de Bergerac and 'Gulliver's travels'. — Root: Shakespeare misreads Chaucer. — Menner: An etymology for me. 'Olypraunce', an. 'oliprance'. Reviews. Chr. Thorn: Les proverbes de bon enseignement de N. Bozon publiés pour la première fois. — W. Bullock: M. Mörner, Le purgatoire de Saint Patrice. — E. P. Kuhl: R. Alden, Shakespeare. — Woodbridge: H. Ashton, Madame de la Fayette. Sa vie et ses œuvres. — Alain-Fournier: H. Harvitt, Le grand Meaulnes. — J. G. Anderson, Le grand Meaulnes. — Correspondence]. — 8, Dec. 1923 [A. O. Lovejoy, Rousseau's pessimist. — A. E. Longueil, The word 'gothic' in eighteenth century criticism. — N. F. Adkins, Wordsworth's 'Margaret'; or the ruined cottage. — J. Hankiss, Musset et Coppée Inspirateurs de Rostand. — A. H. Krappe, Notes on the 'Rabenschlacht'. — E. Colby, Two slices of literature. — H. H. Hudson, Surrey and Martial. — Reviews. Correspondence. Brief mention]. — XXXIX, 1, Jan. 1924 [G. L. van Roosbroeck, Notes on Voltaire. — W. Silz, Freytags 'Soll und Haben' und Raabes 'Der Hungerpastor'. — N. I. White, The Shelley society again. — F. E. Ratchford, The first draft of Swinburne's 'Hertha'. — N. S. Bement, Balzac's rate of production. — G. I. Dale, An unpublished version of the 'Historia de Abindarráez y Jarifa'. — R. Kelso, Saviolo and his 'Practise'. — Reviews. Correspondence. Brief mention].

Neuphilologische Mitteilungen, hg. vom Neuphilol. Verein in Helsingfors. XXIV, 5/6, Sept. 1923 [G. Lozinsky: 'Madame Bovary'. — F. Kluge, Zum etymol. Wörterbuch. – H. Gürtler, Die Abstraktbildungen des Ahd. — Besprechungen, Sitzungsberichte u. dgl.].

Modern philology. XXI, 1. Aug. 1923 [H. C. Lancaster: Théophile de Viau his own critic? — J. M. Steadman jr.: The authorship of Wynnere and Wastoure and The parlement of three ages. — G. H. Gerould: The making of ballads. — M. Schütze: The fundamental ideas in Herder's thought, V. — E. A. Peers: The 'Pessimism' of Manuel de Cabanyes. — E. Rickert: Political propaganda and satire in 'A Midsummer night's dream'. — G. R. Potter: Did Thomas Lovell Beddoes believe in the evolution of species? — Reviews]. — 2, November 1924. University of Chicago press, Illinois [M. Schütze, The fundamental ideas in Herder's thought, V. (Continued.) — E. Rickert, Political propaganda and satire in 'A Midsummer night's dream', II. — R. T. Holbrook, 'Ci falt la geste que Turoldus declinet'. — A. O. Lovejoy, The supposed primitivism of Rousseau's Discourse, on inequality. — A. Le Roy Andrews, Studies in the Fornaldarsogur Nordrlanda. — H. R. Plomer, Edmund Spenser's handwriting. — Th. S. Graves, On the reputation of J. Heywood. — Reviews and notices].

The modern language review. XVIII, 3, July 1923 [K. Sisam: An old English translation of a letter from Wynfrith to Eadburga (A. D. 716/7). — U. Lindelöf: A new collation of the gloss of the Durham ritual. — W. Greg: On editing early English texts. — C. L. Wrenn: Chaucer's knowledge of Horace. — A. F. Chappell: Voulté's rupture with Rabelais. — A. Constans and G. van Roosbroeck: The early editions of Gomberville's 'Polexandre'. — F. C. Green: A forgotten novel of manners of the 18th century: 'La paysanne parvenue' by Le chevalier de Mouhy. — G. Waterhouse: An early German account of St. Patrick's purgatory. — M. Richardson: Wilhelm Müller's poetry of the sea. — Miscellaneous notes. — Reviews. — Minor notices. — New publications].

Leuvensche Bijdragen. XV, 1, 2 [G. van Langenhove: Cockney h in Old

and Middle English. — A. H. Krappe: Classical sources of the Chronicle of Hoen. — A. L. Corin: Über Bedeutung und Abstammung zweier sinnverwandter Wörter in taubrischen Handschriften: mhd. wintertrolle. — m. ripuar. krappe]. — XV, 1, Bijblad [L. Grootaers: Internationale Woordgeographie. — L. Grootaers en G. G. Kloeke: Vlaamsch-Hollandsche Taalkaarten. — J. Mansion: Deensche Toponymie. — L. Grootaers: Romaansch-Zwitsersche Dialectstudie. Dez.: Modern humanities research association. Boekbeoordeelingen]. — XV, 2, Bijblad [De redactie: Een Zuidnederlandsch Dialectwoordenboek. — L. Grootaers: Een Vlaamsche Vereeniging voor Dialectonderzoek. — Dez.: Voor een Nederlandsche Dialectbibliotheek. — Boekbeoordeelingen]. — 3/4 [A. Carnoy, Grammaire morphologique: grammaire idéologique. — L. Grootaers: Zuidnederlandsch dialectonderzoek. — Boekbeoordeelingen. — Kleine Aankondigingen — Kroniek. — Inhond van tijdschriften. — Uit de Skandinaviese tijdschriften. — Nieuwe boeken].

Germ.-rom. Monatsschrift. XI, 3/4, März—April 1923 [F. Seiler: Sprichwörtliche Lebensbeobachtungen und Lebensregeln. — H. Meyer-Benfey: Hebbels 'Agnes Bernauer'. — M. Förster: Proben eines englischen Eigennamen-Wörterbuches. — A. Ehrentreich: Formprobleme bei Emilie Verhaeren]. — 5/6, Mai—Juni [P. Schaaf: Die Stufen der dramatischen Gestaltung des Seelenlebens. — R. Blümel: Geschichtliche Betrachtung der Sprache. — S. Birnbaum: Die jiddische Sprache. — R. von Schaukal: Jacques Callot und E. T. A. Hoffmann. — F. Neubert: Studien zur französischen Erzählungsliteratur des 17. und 18. Jahrhunderts. Chapelle et Bachaumont: Voyage à Encausse (1663). — A. Hämel: Aufgaben und Ziele der Lope de Vega-Forschung]. — 7/8, Juli—August [L. Spitzer: Sprachmischung als Stilmittel und als Ausdruck der Klangphantasie. — C. Karstien: Beiträge zur Einführung des Humanismus in die deutsche Literatur, I. — W. Fischer: Zur amerikanischen Kultur der Gegenwart. — R. Zenker: Zu Perzeval-Peredur]. — 9/10, Sept.—Okt. [K. Luick: Experimentalphonetik und Sprachwissenschaft. — H. Brinkmann: Über die Herausgabe mittellateinischer Gedichte. — C. Karstien: Beiträge zur Einführung des Humanismus in die deutsche Literatur (Enea Sylvio, Wyle, Eyb). — H. Hellmann: Kleists 'Prinz von Homburg' und Shakespeares 'Maß für Maß'. — H. Hatzfeld: Zur Frage der Schilderungen weiblicher Schönheit im spanischen Renaissanceroman]. — 11/12, Nov.—Dez. [Titelbogen zu Jahrgang XI. — Fritz Karg-Leipzig: Die Wandlungen des höfischen Epos in Deutschland vom 13. zum 14. Jahrhundert. — Robert Petsch-Hamburg: Goethes Faust. Der Tragödie zweiter Teil. — Brocks-Kiel: Die Versmaße der 'Festgesänge' Platens. — M. Hermann Flasdieck-Göttingen: Der sprachgeschichtliche Wert der mittelenglischen Überlieferung. — Kleine Beiträge. — Bücherschau. — Besprechungen. — Selbstanzeigen. — Neuerscheinungen].

Neophilologus. VIII, 4 [E. Boulan: Est-elle imaginaire ou non, l'hérésie janséniste? — K. R. Gallas: Les recherches de M. G.-L. van Roosbroeck autour de Corneille. — G. van Roosbroeck: An early version of Voltaire's 'Epitre sur la calomnie'. — L. Koppelmann: Zur Etymologie von Aller — audare. — L. A. Haas: Die Fragmente des *Karlmeinet* in Darmstadt. — A. C. Bouman: Die literarische Stellung der Dichterin Hadewijch. — J. H. Scholte: 'Veritabler Danziger! Ächter, Doppelter Lachs!' — H. de Groot: New Shakespeare criticism. — J. H. Kern: A few notes on the *Metra* of Boethius in old English. — J. H. Kern: A ghostword. — O. Schlutter: Is there any real evidence for an alleged oe. *Wyhtel* 'Quail'? — A. W. de Groot: Le rhythme de Commodien. — Boekbespreking]. — IX, 1, 1923 [E. Boulan: Autour de Pascal et de Port-Royal. Essais de mise au point. — J. van de Poll: Busken Huet en Musset. — M. Ramondt: Zur Jugendgeschichte des Parzival. — L. Polak: Phorkyas inkonsequent? — J. van der Laan: Studies in articulation, I. — H. Brinkmann: Anfänge lateinischer Liebesdichtung im Mittelalter]. — IX, 2, 1924 [J. J. A. A. Frantzen 1853—1923. — A. Bor-

geld, Het viermal gedoode lijk. — J. J. Salverda de Grave, Manzoni et la langue italienne à propos d'un livre récent. — H. Sparnaay, Neue Schriften zur Romantik. — J. van der Laan, Studies in articulation, II (slot). — S. B. Liljegren, Milton's personality. — P. Lehmann, Beiträge zur Vagantenpoesie. — L. Hillesum, Φρενῖτις, Phrenesis enz. — Boekbespreking. — Aankondigung van eigen Werk. — Korte Aankondiging. — Inhoud van Tijdschriften. — Mededeling].

Mod. lang. journal. VII, 7, April 1923 [A. S. Patterson: A correlation of aims and methods in modern language teaching. — L. L. Stroebe: College credit and summer school work aboard. — J. P. Hoskins: The present state of German instruction in the secondary schools of the eastern states. — M. Romena-Navarro: Balance literario]. — VIII, 1, Okt. 1923 [J. Ortega: Jacinto Benavente. — W. Wadepuhl: A standardized vocabulary for elementary German. — W. H. Schelley: The latest laureate of the Goncourt academy. — M. D. Keller: The necessity of teaching a basis vocabulary in modern language work. — Notes and news]. — 2, November 1923 [H. Carrington Lancaster, The tercentenary of Molière (1921/22): its contribution to scholarship. — E. C. Hills, The students' point of view. — Bruno Tapper, On the teaching of German. — R. T. Holbrook, Parle on et parle-t-on (pour fixer une date). — E. Escher, French verb-tables, a critical discussion, III. — Wh. H. Shelton, Modern languages and citizenship. — Notes and news. — Reviews. — Books received].

Heller memorial vol. (Publ. of Washington University, ser. IV vol. IX, nr. 2, whole nr. 36). St. Louis, Mo., U. S. A.; Washington University; April 1922. S. 99—335 [F. W. Shipley: Race mixture and literary genius in the Roman provinces. — J. W. Spargo: An interpretation of Falstaff — hervorgehoben wird seine Verwandtschaft mit dem Vice der Moralitäten. — A. Taylor: The Gallows of Judas Iscariot. — J. R. Moore: Ancestors of Antolycus in the English moralities and interludes. Die Balladensänger werden zurückverfolgt. 'Devils sing only in the York cycle.' Vice Infidelitas trägt ein Lied vor in Bale's 'Three lords of Nature'; Courage and Profite in 'The tide tarryeth no man'; Snack and Catch in 'Marriage of Wit and Wisdom'; Newfangle in 'Like Will to like', der zugleich Waren ausbietet, eine Tasche, einen Stab, eine Flasche und zwei Halfter, desgleichen Conscience, vertrieben und als Verkäuferin von Schuhen und Besen verkleidet. Ein Hauptvorläufer des Antolycus ist der Balladenhändler Simplicity in 'Three lords and ladies of London'. — G. B. Parks: Hakluyts's mission in France, 1583—88. — E. Tavenner: The amulet in Roman curative medicine. — R. B. Quintana: The satiric mood in Byron — im Gegensatz zu Shelley war Byron weit mehr satirisch als lyrisch veranlagt. — G. I. Dale: The Homeric simile in the 'Araucana' of Ercilla. — W. L. Ustick: Emerson's debt to Montaigne. — W. R. Mackenzie: The debate over the soul in 'The pride of life' — Einfluß der theologischen Schrift von den vier Töchtern Gottes, die sich auch in Grosseteste's 'Château d'Amour' finden, wird wahrscheinlich gemacht. — G. R. Throop: The bird of Venus. — R. F. Jones: Reflections on the English romantic revival — Beobachtungen über den wechselnden Begriff des Wortes 'nature' im 18. Jahrhundert. — T. S. Duncan: The 'Alexander theme' in rhetoric].

Germanisch.

Journal of Engl. and Germ. philology. XXII, 3, July 1923 [N. C. Brooks: The mastersinger stage. — W. C. Curry: 'O Mars, o Atazir'. — A. M. Sturtevant: The relation of old Norse -rd- to Gothic -rd-. — S. Koehler, The question of moral responsibility in the dramatic works of Arthur Schnitzler. — M. Bailey: Boswell as essayist. — A. S. Cook, Theodebert of Austrasia. — C. M. Lotspeich: The trend of English sound-changes].

Meillet, A., Caractères généraux des langues germaniques. Deuxième

édition, revue corrigée et augmentée. Paris, Hachette, 1922. 226 S. [Wie sich die germanischen Sprachen aus ihrer indogermanischen Wurzel bis zur Gegenwart herab entwickelten, betreffs Lautstand, Flexion und Wortschatz, wird in verständiger Weise gezeigt. Am konservativsten verhielt sich das Deutsche, am fortschrittlichsten das Englische. Das Buch erschien zuerst 1916 und liegt jetzt in zweiter Auflage vor; obwohl es keine geistreichen Brücken zwischen Kulturerlebnissen und Sprachveränderungen zu schlagen sucht, hat es doch die Aufmerksamkeit der Franzosen auf sich gezogen. Meillet hat es dem Gedächtnis zweier germanistischer Schüler gewidmet, die im Kriege fielen.]

v. Löwis of Menar, August, Die Brünhildsage in Rußland (Palaestra 142). Leipzig, Mayer & Müller, 1923. 110 S. [Die verwandten Märchen sind leicht zu erkennen an der Brautnachtschilderung mit Überstärke der Heldin und einem Helfer des Bräutigams: 34 werden vorgeführt. Ferner ab liegen einige russische Heldenlieder. So gut wie nicht verwandt erweisen sich die historischen Berichte der Russen. Eine genetische Gruppierung der Märchen nacheinander ist nicht tunlich. Indem Verf. die Forschungen von Sokolov, v. d. Leyen, Jiriczek, Heusler, Neckel und R. Schröder fortführt, kann er zeigen, daß die russischen Dichtungen aus einer germanischen Vorstufe erwuchsen, die zwischen dem Nibelungenepos und der alten Saga ungefähr in der Mitte stand; die Züge dieser Quelle lassen sich ziemlich genau feststellen; die Waberlohe gehört zu den ältesten Elementen. Die Übertragung nach Rußland dürfte direkt durch Spielleute erfolgt sein, entweder in Prosaauflösung oder in einem Heldenliede, etwa um 1200; vgl. S. 105. Später wirkten die russischen Märchen zurück auf die niederdeutsche Überlieferung der Thidreksaga, namentlich indem Brünhild zu einer Roßbesitzerin gemacht wurde. Eine förderliche und methodische Studie.]

Cook, A. St., Theodebert of Austrasia (Journ. of Engl. and Germ. phil. XXII, 424—27). Urbana, University of Illinois, 1923. [Theodebert, der älteste Sohn von König Chlodowic und Überwinder des dänischen Königs 'Chochilaicus', soll als Wolfdietrich in der mittelhochdeutschen Heldensage fortleben.]

Skandinavisch.

Islandica. XIV, 1922 [H. Hermannsson: Icelandic books of the seventeenth century].

Scandinavian studies. VII, 7, May 1923 [A. G. Brodeur: The ballad of 'Ebbe Skammelson' and the 'Lover's return'. — A. M. Sturtevant: Regarding 'Subconscious elements in the composition of Peer Gynt'. — Reviews]. — VII, 8, Aug. 1923 [Ch. N. Gould: The Fridþjofssaga an oriental tale. — Review. — The thirteenth annual meeting of the society for the advancement of Scandinavian study. — Announcement].

Neckel, Gustav, Die altnordische Literatur. (Aus Natur und Geisteswelt, 782.) Berlin, Teubner, 1923. 119 S. [So lebensvoll sollen wir die altnordische Dichtung kennen lernen, daß sie als ein werbendes Kulturelement in uns übergeht: das ist die Absicht ihres Historikers in der vorliegenden knappen, aber inhaltsreichen Darstellung. Wodurch sich die Heldendichtung der Skandinaven abhebt von der gemein-germanischen, mit welchen Kunstmitteln sie operiert, wie sie auf nordischem Boden sich weiterentwickelt durch neue Schauplätze, Erlebnisse und Lebensanschauungen, wie sie allmählich schwindet und in die Ballade übergeht, das wird hier in der ersten Hälfte des Büchleins geschildert, während die zweite der Einzelbetrachtung gilt. Von eingesprengter Eigenforschung des Verfassers sei hervorgehoben, was S. 44 u. f. über die Quellen des Saxo steht, S. 81 ff. über die deutschen Quellen der Edda, S. 105 f. über das Verhältnis der Heldensagen zu den Märchen, die bei den Germanen erst im 12. Jahrhundert greifbar werden. Als Quellen des Beowulf und anderer einschlägiger Werke der Angelsachsen

haben wir nordische Lieder anzunehmen, die nach England kamen, ehe die angelsächsischen Fürstenhöfe — seit 600 — das Christentum annahmen; vielleicht waren es teilweise Fürstengedichte, sicher aber waren auch Heldenlieder darunter, so das von Ingelds Rache und dem alten Starkad, dessen jüngere Gestalt Saxo Grammaticus aus dem Isländischen ins Lateinische übersetzte, S. 33.]

Cook, A. St., Ibn Fadlan's account of Scandinavian merchants on the Volga in 922 (Journal of Engl. and Germ. philol. XXII, S. 54—63). Urbana, University of Illinois, 1923.

Sievers, Eduard, Die Eddalieder unters. und hg. (Sächs. Ak. d. Wiss. Abh. XXXVII, 3). Leipzig, Teubner, 1923. 138 S. [Rhythmisierte Texte S. 1—165, Erläuterungen S. 167—188. Verf. sucht 'den behandelten Texten ein nach Metrum und Sprachform richtigeres Gewand zu geben, als das ist, das sie in den anderen Ausgaben der Edda und auch in meinen eigenen früheren Restitutionsversuchen tragen'. Demnächst will er auch in die Entstehungsgeschichte der Texte so weit eindringen, als es systematischer Arbeit möglich schien. Er bedient sich hierzu der klanglichen Analyse und hält diese Methode auch heute noch für richtig, obwohl er bei den Fachgenossen bisher wenig Zustimmung fand; verschiedene Menschen sind eben 'in psychischer und physiologischer Hinsicht anders konstruiert'. Ein Vers ist dann 'richtig', d. h. 'dem Wollen oder Vorstellen des Autors entsprechend' vorgetragen, wenn er mit voller Stimmfreiheit verbunden ist. Jeder Mensch verfügt über eine Normalstimme und Umlegstimme; bei der ersteren haben 'Begleitgeste und Tonbewegung gleiche Richtung', bei der letzteren nicht. Dichter bevorzugen auch in den Gegenden, wo sonst N herrscht, die Sprechweise U, weil ihre Rede mehr affektisch ist. Auch innerhalb der einzelnen Silbe bleibt sich die Tonhöhe der Stimme nur selten gleich; häufiger als solch ebenen Ton haben wir steigenden oder fallenden, und zwar kann dieser Wechsel auf mehrfache Weise ausgeführt werden. Rhythmus ist 'die besondere Art, in der eine Textstelle abläuft'; die Einzelgestalt dieser Ablaufsform hängt ab 'von der besonderen Ablaufsweise der psychischen Vorgänge, welche durch ihr Zusammenwirken die Rhythmusempfindung erzeugen', und läßt sich durch eine spezifische Art von Kurven darstellen. Auf solche Weise bemüht sich Verfasser, seine Leser zu einer Beobachtungsweise anzuleiten, die voll Feinheiten ist und selbst bei mündlichem Unterricht an den vielen Unbegabten abfließt.]

Flom, G. T., The language of the Konungs Skuggsja (Speculum regale) according to the chief manuscript, A. U. 243 Bα, Fol. (University of Illinois studies III, 3, Aug. 1921). 152 S.

Grund, A., und Lindkvist, Schwedisches Lehrbuch. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1923. 150 S. [Prof. Grund von der Oberrealschule zum Dom in Lübek und Lektor Lindkvist von Linköping in Schweden haben zusammen diese praktische Grammatik geschaffen, um den schwedischen Unterricht an unseren Schulen zu fördern. Sie dürfte auch für den Selbstunterricht gute Dienste tun.]

Niederländisch.

Vissink, H., Scott and his influence on Dutch literature. Academisch proefschrift. Zwolle, Berends, 1922. XII und 306 S. [Auf ein darstellendes Eingangskapitel über Scott als den Schöpfer des historischen Romans folgen mehrere Forschungskapitel über seinen Einfluß auf holländische Erzähler, besonders van Lennep, Beets, Hofdijk, Oltman, Bosboom-Toussaint und Schimmel. Ein bemerkenswerter Beitrag zur holländischen Literaturgeschichte.]

Deutsch.

Euphorion. 15. Ergänzungsh., 1923 [J. Sembritzki: Fr. S. Bock und Fab. A. v. Braxein, zwei ostpreußische Fabeldichter des 18. Jh.s. — A. Geßler:



Stamm- und Tagebuchnotizen über Weimar aus dem Jahre 1783. — R. Steig: Die Familie Reichardt und die Brüder Grimm. — R. Ischer: Briefe von G. Schwab und W. Waiblinger an R. Wyß. — Kleinere Beiträge, Nachrufe, Rezension].

Revue germanique. XV, 1, Jan.—Mars 1924 [Sommaire: H. Trouchon, V. Cousin 'prophète' de Herder. — Notes et documents: L. Brun, La France jugée par un Allemand. — v. Fleury, Les précurseurs de la république allemande. — Revues annuelles: A. Fournier, Le roman allemand. — Comptes rendus critiques. Bulletin. Bibliographie. Revue des revues. Chroniques].

Deutsche Vierteljahrsschr. für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. I, 1, 1923 [K. Burdach: Faust und die Sorge. — G. Müller: Studien zum Formproblem des Minnesangs. — R. Unger: Zur Entwicklung des Problems der historischen Objektivität bis Hegel. — H. Naumann: Versuch einer Geschichte der deutschen Sprache als Geschichte des deutschen Geistes].

Luick, K., Deutsche Lautlehre. Leipzig und Wien, 1923. 104 S.

Grimme, Hubert, Plattdeutsche Mundarten. 2. Aufl. (Sammlung Göschen, 461.) Berlin, de Gruyter, 1922. 152 S.

Urbach, Hans, Die Ortsnamen der deutschen Kalkindustrie. Berlin, Verlag des Vereins deutscher Kalkwerke, 1923. X und 108 S.

Wolfram von Eschenbach: Parzival, Willehalm, Titurel, Lieder, Leben. (Eberings Bücher der Weltliteratur, 1—3.) Berlin, Ebering [1923]. 224 S. [Die Breite Wolframs wird bekämpft mit Auszügen mit eingelegten Übersetzungsproben. Aussprüche von Bartsch, Bötticher, Hertz, Roethe, Scherer, Uhland, Vogt erläutern seine Eigenart. Christian, seine Hauptquelle — Kyot bleibt ungewiß —, war sicherlich der gewandtere Erzähler; aber wie tief und eigenartig der Bayer seinen Stoff durchgeistigte, seine Personen beseelte, fällt auch dem auf, der von altenglischer Ritterdichtung an seine Verse herantritt. Anmerkungen und Anhang orientieren über den heutigen Stand der Wolfram-Forschung.]

Roethe, Gustav, Oswald von Wolkenstein (Deutsche Rundschau L, 2, S. 143—158). Über die Fachgelehrsamkeit hinausschreitend, gestaltet hier ein tiefer Kenner einen Hauptdichter und -menschen unseres ausgehenden Mittelalters und erläutert ihn lebendig durch seine Umgebung. Er betont namentlich, daß unsere Minnesänger ihre Formen, Typen, Vorstellungen vollgeprägt übernahmen, als etwas Konventionelles im Inneren empfanden und doch mit ihnen nicht brachen. So mancher fühlte, daß 'die schwärmerischen Träume und Leiden des Frauendienstes seiner eigenen Stimmung und Erfahrung nicht entsprachen: dennoch sagt er sie weiter' und schmuggelt nur dies und jenes Selbsterlebnis schüchtern herein. Selbst Walther 'hat sich die volle Freiheit nicht errungen. Oswald aber singt so, wie ihm der Schnabel gewachsen ist; er hat den Mut und die Kraft, sich so zu geben, wie er ist, und das bedeutet eine erstaunliche künstlerische und sittliche Leistung'.]

Blümel, R., Die deutsche Schallform der letzten Blütezeit und ihre Ausläufer in Dichtung und Prosa. Halle, Niemeyer, 1923. 105 S. [Inhalt: Der 'kleine Rhythmus' und der 'große Rhythmus — bei letzterem kommt steigender und fallender Gang in Betracht. Die Erscheinungen im Zusammenhang: 1. Der kleine Rhythmus in der Reihe und sein Übergang von Reihe zu Reihe, 2. Aufbau der Gehäuse. 3. Störungen der Einheit. 4. Einheitlichkeit des Ganzen und der Teile'. Schlußsatz: 'Alle Schallform ist Ausdruck der Stimmung; in dieser liegt die Gegensätzlichkeit der Teile und die Einheit des Ganzen.' Die anregende Schrift ist Sievers und Streitberg gewidmet.]

Böß, Hugo, Fischarts Bearbeitung lateinischer Quellen: I. Fischarts Onomastica und seine Quellen: II. Fischarts Übersetzung von Wolfgang Lazius' 'De gentium migrationibus'. (Prager deutsche Studien, 28.) Reichenberg i. B., Kraus, 1923. 25 S.

Herrmann, M., Die Bühne des Hans Sachs. Berlin, Weidmann, 1923. 91 S.

Die alten niederdeutschen Volkslieder, gesammelt und mit Anmerkungen hg. von Paul Alpers. Hamburg, Quickborn-Verlag, 1924. 260 S. und Abbildung des Titelblattes von 'Een old Leed vam Henneke Knecht gedruckt im Jahr 1645'. [Unter alten Liedern versteht Hg. die in der Blütezeit des Volksgesanges, im 15. bis 17. Jahrhundert in Liederbüchern, Einzelbüchern, Stammbüchern und Chroniken aufgezeichneten. Dabei sind nur solche in niederdeutscher Mundart berücksichtigt, nicht solche in einer Umgangssprache oder in 'Missingsch'. Als Merkmal eines Volksliedes gilt sein 'Stil und Inhalt', S. 9; aber tatsächlich hat Hg. wenigstens von Balladen meist solche gewählt, die in wechselnden Fassungen aus dem Volksmund aufgezeichnet wurden: Tannhäuser, Zwei Königskinder, Gert Olbert, Brunenberg, Herr Hinrich, Der gefangene Knabe, Der hübsche Schreiber, Lossprechung, Frau v. Weißenburg, Totenamt, Abendgang, Falkenstein, Fünf Söhne, Lindenschmied, Eppele von Geilingen und Lippold. Es folgt ein Bündel weniger ernster 'Liebesabenteuer', dann viel Lyrik, auch Schwänke, Rätsel, Schnurren und geistliche Lieder, oft mehr für einzelne Stände, wie Jäger und Studenten, berechnet. Die Anmerkungen geben genügende Auskunft über die Herkunft der Texte. Die Hochdeutschen waren meist der gebende Teil, die Niederdeutschen die Vermittler. Besonders eng ist der Zusammenhang zwischen niederdeutscher und niederländischer Dichtung.]

Pohl, Gerhard, Der Strophenbau im deutschen Volkslied (Palaestra 136). Berlin, Mayer & Müller, 1921. VIII und 219 S. [Nicht von einem festen Begriffe des Volksliedes wird ausgegangen; der Strophenbau soll vielmehr ein Kennzeichen dafür abgeben. Nach ausführlicher Beschreibung der Strophenformen, die sich in den Sammlungen von Uhland, Rochus von Liliencron F. M. Böhme, Erk und Böhme, Böckel, Frischbier und Ziska-Schottky finden wird als Ergebnis verzeichnet, daß die Grundformen des Strophenbaues beim Volkslied zwar gering an Zahl sind, die Variationen im einzelnen aber hundertfältig.]

Bilder aus dem Dreißigjährigen Kriege, ausgew. von H. Haacke (Deutsche Schulausgaben, 195). Bielefeld, Velhagen, 1923. 158 S. [Eine schreckhafte Bildersammlung, teils aus zeitgenössischer Feder, besonders dem 'Simplizissimus', teils aus modernen Darstellern, besonders G. Freytag und der Ricarda Huch; mehr noch für Parlamentarier geeignet als für Schuljungen.]

Montgomery, M., Friedrich Hölderlin and the German Neo-Hellenic movement (Part I: From the Renaissance to the Thalia-fragment of Hölderlin's 'Hyperion'). Humphrey, Milford, Oxford University press etc, 1923. 232 S.

v. Droste-Hülshoff, Annette, Die Jule, ein Sittengemälde aus dem gebirgigen Westfalen, hg. von D. Hoffmann (Deutsche Schulausgaben, 192). Bielefeld, Velhagen. 1923. 60 S. [Die biographische Einleitung hebt gut das Ringen zwischen ernster Schriftstellerei und weicherem Gemütsbewußtsein bei der Verfasserin hervor. Die Geschichte selbst ist charakteristisch gewählt.]

Das deutsche Volksschauspiel. Eine Auswahl von K. Reuschl (Deutsche Schulausgaben, 194). Bielefeld, Velhagen, 1922. VI u. 134 S. [Bibelstücke, das siebenbürgisch-sächsische Königslied, Schwerttanz, Sommer- und Winterstreit, Faust- und Kaiser Karl-Spiel haben Proben beigesteuert, und die verschiedensten deutschen Stämme sind vertreten. Viel erquickender Herzenston und Humor kommt zu Worte: das Büchlein, dem es auch an Sangeseinlagen nicht fehlt, ist köstliche Lektüre und ist wirklich geeignet, wie es der Herausgeber wünscht, unsere Landsleute in Nord und Süd einander lieb zu machen.]

Trojan, F., Das Theater an der Wien. Schauspiele und Volksstücke in den Jahren 1850—75. Wien, Wila-Verlag, 1923. 77 S. [Aus handschrift-



lichen Quellen und aus persönlicher Erinnerung unterrichtet uns ein Theatermann über Rott und Treumann, die Geistinger und die Gallmeyer, über Darsteller und Stücke an der volkstümlichsten Bühne des halbvergangenen Wien. Er schreibt kundig, gewissenhaft, sympathisch und nur etwas zu fragmentarisch; gern erführe man oft Ausführlicheres. Anzengrubers Anfänge, die mit dieser Bühne eng zusammenhängen, werden mehrfach beleuchtet.]

Zwischen zwei Meeren: 25 Dichter der Nordmark, ein niederdeutsches Dichterbuch, hg. von Jakob Bödewadt, mit 25 Bildniszeichnungen von Karl Bauer. 2. Aufl. Braunschweig, G. Westermann, 1924. XII u. 483 S. [Hebbel, Storm, Groth, Liliencron, Frenssen, Stavenhagen und andere schleswig-holsteinische Dichter werden in Bild, Würdigung und Proben vorgeführt. Die Proben umfassen rund 30 Novellen und Skizzen, dazu reichlich 200 Gedichte. Vollständigkeit in der Heranziehung der zahlreichen schleswig-holsteinischen Autoren aus Vergangenheit und Gegenwart konnte nicht angestrebt werden, wohl aber eine möglichst anschauliche und vielseitige Spiegelung nordalbingischen Wesens. Es handelt sich um Stammesliteratur, und besonders gern wird der Niederdeutsche im Auslande danach greifen. Nach dem Erfolg der ersten Auflage, die 1920 erschien, sollen jetzt noch zwei Bände in Angriff genommen werden, um die Gegenden rechts und links der Niederelbe zu veranschaulichen. Ein schönes Geschenkbuch.]

Rothensteiner, John E., Deutsche Lieder eines Amerikaners. St. Louis, Mo., U. S. A., Verlag des Verfassers, 1916. 24 S. [Ein katholischer Geistlicher von tirolischer Herkunft, der als amerikanischer Bürger in einem Örtchen der Mittelstaaten lebte, war empört über 'das leidenschaftliche Geschrei so vieler unserer Mitbürger gegen das hart bedrängte Deutschland'. Seine Liebe galt 'dem Lande meiner Väter, meine Bewunderung den heldenhaften Streitern gegen West und Ost, mein tiefstes Mitgefühl den darbenden Frauen und Kindern jener Helden, und meine Siegeshoffnung dem Volke, das ebenso weise wie stark, so ideal angelegt wie praktisch geschult, so friedliebend wie heldenkühn ist'. Längst war er als Lyriker in unserer Sprache aufgetreten, sein Band 'Hoffnung und Erinnerung' (St. Louis, Herder, 1903) beginnt mit Erinnerungen an das Heimatsdorf am Eisack und enthält eine Menge hübscher Stimmungsbildchen, die sich dem gebildeten Religiosen in der Alten und Neuen Welt gezeigt hatten. Deutsche Treue, als besondere Tugend der Deutschen, wollte er der Heimat bewahren. So wie er in der Seelsorge täglich Englisch sprach, ging er auch in seiner zweiten Gedichtsammlung, 'Heliotrope', 1908, zu diesem Idiom über; er besang Kirche und Kinder, Italien und England, aber auch den Sangeshof von Köln und das Münster von Straßburg, den Nibelungenstrom und Tirol, 'Land of the strong, where the avalanche's roar voices the spirit of freedom's wild delight!' Ein weiteres englisches Bändchen, 'Sonnets and songs', folgte 1911; die Perle darin ist das Gedicht vom 'Old sexton', der von allem gern scheiden würde, wenn er nur wüßte, wer ihm die Weihnachtskrippe für die Kinder betreut. Aber jetzt in der Kriegszeit schrieb er wieder Deutsch, gegen die Schimpfbolde in seiner Umgebung, gegen das welterobernde Britannien, auch gegen Italien: 'Ich habe für dich in Liebe geglüht'. Ein mannhaftes Gedicht 'Wir Deutsch-Amerikaner an die Mutter Columbia' sagt mit gefährlicher Offenheit: 'Wir stehen trotz rasselndem Gedröhne als Streiter da für Recht und Pflicht; wir sind Columbias echte Söhne, doch Sklaven, nein, das sind wir nicht'. Möge ihm das Bändchen keine Verfolgung gebracht haben! Seitdem ist er auch noch als englischer Übersetzer deutscher Kirchenlieder hervorgetreten, im 'Garland of praise' (St. Louis 1921, 2. Aufl. 1923), denn der Schatz von 'old beautiful German hymns' solle für die Schulen des Westens nutzbar werden, und in der Tat sind die Übersetzungen recht sangbar ausgefallen. Dieser zweisprachige Mann, der zwei Seelen in sich zu vereinigen suchte, vermag uns zu künden, was unsere Brüder im Auslande während des letzten Jahrzehnts durchzuringen hatten.]

Englisch.

Englische Studien. LVI, 3 [E. Meißgeier: Beiträge zum grammat. Geschlecht im Frühme., besonders bei Laȝamon. — W. Klöpzig: Der Ursprung der to be to-Konstruktion. — M. Redin: The friend in Shakespeare's sonnets. — Besprechungen. — W. Fischer: Langenfelt, Toponymics, or derivations from local names in English. Studies in word-formation and contributions to English lexicography. Upsala 1920. — K. Luick: Brink, Stab und Wort im Gawain. Eine stilistische Untersuchung. Halle 1920. — H. M. Flasdieck: Zachrisson, Change of ts to ch, ds to dg and other instances of inner sound-substitution. Upsala 1921. — W. Horn: Grant and Dixon, Manual of Modern Scots. Cambridge 1921. — Literatur. A. Swaen: An Anglo-Saxon reader, edited with notes and glossary by A. Wyatt. Cambridge 1919. — E. Eckhardt: Großmann, Spanien und das elisabethanische Drama. Hamburg 1920. — A. Eichler: J. v. Ingersleben, Das Elisabethanische Ideal der Ehefrau bei Overbury (1613). Cöthen 1921. — J. R. Moore: Old English ballads, 1553—1625. Chiefly from manuscripts. Edited by H. Rollins: Cambridge University Press, 1920. — B. Fehr: Astarte. A fragment of truth concerning George Gordon Byron, Sixth Lord Byron, recorded by his grandson, Ralph Milbanke, Earl of Lovelace. London 1921. — S. B. Liljegren: Galsworthy, To let. London 1921. — Amerikanische Literatur. L. Pound: English folk songs from the Southern Appalachians. Comprising 122 songs and ballads, and 323 Annes. Collected by O. D. Campbell and C. J. Sharp. New York and London 1917. — Realien und Landeskunde. S. B. Liljegren: The America of today. Being lectures delivered at the local lectures summer meeting of the University of Cambridge 1918. Edited by G Lapsley]. — LVII, 1, Febr. 1923 [A. Swaen, Contributions to Old English lexicography. — J. Koch: Chaucers Belesenheit in den römischen Klassikern. — S. B. Liljegren: Four middle English versions of the legend of the eleven thousand virgins. W. Sorg: Ein Beitrag zur Geschichte der englischen Kurzschrift. — Besprechungen. Allgemeines. H. Spies: Northup, The present bibliographical status of modern philology. Chicago 1911. — J. Koch: Philological quarterly. — Fr. Klaeber: Grandgent, Old and new: Sundry papers. Cambridge, Harvard University Press, 1920. — Sprache. H. M. Flasdieck: Moore and Knott, The elements of Old English. Michigan 1919. Literatur. J. F. Gutteling: Lefranc, Sous le masque de 'William Shakespeare', William Stanley, VIe Comte de Derby. Paris 1918/19. — F. Asanger: Hecht, Daniel Webb. Ein Beitrag z. engl. Ästhetik des 18. Jahrhunderts. F. Brie: Deutschbein, Das Wesen des Romantischen. Cöthen 1921. — Miszellen]. — LVII, 2, Juni 1923 [Abhandlungen. O. Funke: Über Prinzipienfragen der Sprachwissenschaft. — F. Klaeber: Eine Bemerkung zum ae. Passivum. — F. Bitzkat: R Browning's 'A Toccata of Galuppi's. — S. B. Liljegren: Die Dichtung Stephen Phillips'. — Besprechungen. L. Morsbach: Vom Altertum zur Gegenwart. Die Kulturzusammenhänge in den Hauptepochen und auf den Hauptgebieten. 2. verm. Aufl. Leipzig 1921. — F. Karpf: Publications of the Modern humanities research association No. 4. O. Jespersen, Our title and its import. The presidential address for 1920—1. Cambridge 1921. — Sprache. H. Flasdieck: Borowski. Zum Nebenakzent beim ae. Nominalkompositum. — A. Schröer: Kellner, Shakespeare-Wörterbuch. — H. Flasdieck: Stern, Swift, swiftly, and their synonyms. — A. Schröer: Kruisinga, A handbook of present-day English. — Ders.: Dunstan, Englische Phonetik. — Ders.: Gauntlett and Triebel, Phonetic chart of the sounds of English, French and German. — Ders.: Klinghardt u. Klemm, Übungen im englischen Tonfall. — Ders.: Palmer, English intonation. — Ders.: Palmer, Everyday sentences in spoken English in phonetic transcription with intonation marks. — W. Horn: Cowling, The dialect of Hackness (North-East Yorkshire). — F. Karpf: Drennan, Cockney English and kitchen Dutch). — Literatur. M. Redin: Holm (Sigurd), Corrections and additions in the Ormulum

manuscript. — M. Redin: The sonnets of Shakespeare, ed. by R. M. Alden. — L. Schücking: Price, The text of 'Henry V'. — S. B. Liljegren: Saurat, La pensée de Milton].

Nysvenska studier. Tredje årgången. Första-andra häftet [E. Wellander: Syntaktiska strövtåg. Margit Abenius. Fallande vers. — S. Belfrage: Uttrycket 'dum som en gös'. Till Redaktionen ingangna skrifter].

Anglia. N. F. XXXIV, 4, Okt. 1922 [K. Brunner: Kingsley als christlich-sozialer Dichter. — O. B. Schlutter: Weitere Beiträge zur altengl. Wortforschung. — E. Westergaard: Masked Germanic suffixes in lowland Scotch. — Th. Grienberger: Widsid. — A. Anscombe: The etymon of Portslade and Portsmouth]. — XXXV, 1, Jan. 1923 [K. Brunner: Ch. Kingsley als christlich-sozialer Dichter (Schluß). — O. B. Schlutter: Weitere Beiträge zur altengl. Wortforschung. — F. Klaeber: Zu König Ælfreds Vorrede zu seiner Übersetzung der Cura Pastoralis. — F. Straub: Lautlehre der altengl. Übersetzung des Pseudo-Alcuinschen Liber de Virtutibus et Vitiis in der altengl. Handschrift Vespasianus D. XIV. fol. 104a—119a]. — 2, Jun. [H. Patzig: Zum Beowulf-Text. — K. Jost: Wulfstan und die ags. Chronik. — S. J. Crawford: The late old Engl. notes of MS. (Brit. Mus.) Cotton Claudius B IV. — A. E. H. Swaen: Peter Bell. — M. Förster: Herrn Otto Schlutter zur Antwort. — E. Einenkel: Bemerkungen zu Försters 'Antwort'. — 3, Aug. [E. Meißgeier: Der Untergang des grammatischen Geschlechts im Frühmittelengl. — W. C. Curry: Astrologising the gods. — O. B. Schlutter: Weitere Beiträge zur altengl. Wortforschung. — E. A. Kock: Interpretations and Emendations of Early English Texts XI. — E. Einenkel: Neues aus dem Gebiet der historischen Syntax. — O. B. Schlutter: Weitere Beiträge zur altengl. Wortforschung]. — 4, Jan. 1924 [H. M. Flasdieck, Die sprachliche Einheitlichkeit des Orrmulums. — J. Koch, Thomas Nabbes, ein zu wenig beachteter Dichter. — O. B. Schlutter, Weitere Beiträge zur altengl. Wortforschung].

Beiblatt zur Anglia. XXXIII, 9, Sept. 1922 [Ekwall: Chambers, Beowulf. An introduction to the study of the poem with a discussion of the stories of Offa and Finn. — Hübener: Dibelius, Handbuch der Engl.-Amerikan. Kultur. — H. Levy, Die englische Wirtschaft]. — 10, Okt. [Flasdieck: Weimann, Über den Gebrauch des Artikels im Ormulum. Moore and Knott, The elements of old English. — Pokorny: Thurneysen, Die irische Helden- und Königsage bis zum siebzehnten Jh. I u. II. — Liljegren: Die englischen Quellen der Philosophie Miltons und verwandtes Denken. — Preusler: Split Genitive. — Mann: Pennsylvania. — Mellin: Dinkler, Mittelbach und Zeiger, Lehrbuch der englischen Sprache. Grammatik. Mitteilungen]. — 11, Nov. [Noll: Whitman, Ich singe das Leben. Auswahl von Gedichten. Deutsche Übertragung von M. Hayek. Einleitender Aufsatz von H. Bahr. Whitman, Grashalme. Neue Auswahl, deutsch von H. Reisiger. Whitman, Gesänge und Inschriften. Übertragen von G. Landauer. — Hübener: W. Dibelius, Handbuch der Engl.-Amerikan. Kultur. — O. Baumgarten. Religiöses und kirchliches Leben in England. — Flasdieck: Holm, Corrections and additions in the Ormulum manuscript. — Kock, Plain points and puzzles. — Bryan, The midland present plural indicative ending -e(n)]. — 12, Dez. [Flasdieck: Wells, A manual of the writings in middle English 1050—1400. Moore, Historical outlines of English phonology and middle English grammar. — Eichler: Dane, Will. Shakespeare. An invention in 4 acts]. — XXXIV, 1, Jan. 1923 [Keller: Förster, Die Beowulf-Handschrift. — Jost: An Anglo-Saxon dictionary. Supplement by Northcote Toller. Part III: Geolwian — yþung, p. 385—768. — Klaeber: Thomas, An introduction to the history of the English language. — Holthausen: Gollancz, A good short debate between W. & W. Gollancz, St. Erkenwald. — Ekwall: Brunner, Die Dialektliteratur von Lancashire. — Flasdieck: Studien zur me. Grammatik]. — 2, Febr. [Ekwall: Flasdieck, Forschungen zur Frühzeit der neuengl. Schriftsprache. Cook, The possible begetter of the old Engl. Beowulf and Widsith. — Liljegren: Stern, swift,

swiftly, and their synonyms. — Fehr: Zur Etymologie von ne. doe. — Kappus: Sommer, Vergleichende Syntax der Schulsprachen. — Mellin: Spude, England before and after the war. Sachse, Collection of English recitations]. 3, März [Kappus: Kurath, The semantic sources of the words for the emotions in Sanskrit, Greek, Latin, and the Germanic languages. — Flasdieck: Holmqvist, On the history of the English present inflections particularly -th and -s. — Fischer: Burgert, The dependence of part I of Cynewulf's Christ upon the Antiphonary. — Bradley, Essays and studies by members of the Engl. Association. — Preusler, Syntax im Poema morale. — Weinmann, Über den Gebrauch des Artikels im Ormulum. — Smart, The sonnets of Milton. — Fehr: Chadwick, Social life in the days of Piers Plowman. — Fehr: Augustins Lehrsatz über die Willensfreiheit bei Aelfric. — Holthausen: Zu altenglischen Dichtungen. — Holthausen: Zum alliterierenden Morte Arthure. — Western: Brucauff, Repetitional Engl. Grammar. — Mellin: Dinkler, Mittelbach und Zeiger, Engl. Übungsbuch für Fortgeschrittene]. — 4, Apr. [Förster: Ia. Ehrismann, Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters. I. Teil: Die althochd. Literatur. — Schöffler: Hecht, Daniel Webb. — Huscher: Ingpen, Shelley in England. — Förster, Das Whitlead-teaner-Rezept. — Flasdieck: Studien zur me. Grammatik]. — 5, Mai [Ekwall: Ia. Horn, Sprachkörper und Sprachfunktion. — Jente, Die mythologischen Ausdrücke im altenglischen Wortschatz. — Holthausen: Purity, a middle English poem ed. by R. J. Menner. — Schröder: Wolters u. Petersen, Die Heldensagen der germ. Frühzeit. — Ib Knapke: Die Geschichte der Ermordung der Karoline von Braunschweig-Wolfenbüttel, der Gemahlin Königs Friedrich Wilhelm v. Württemberg]. — 6, Juni [Ia. Ekwall: Karstien, Die reduplizierten Perfekta des Nord- und Westgermanischen. — Liebermann: Shelley and French in England 1066—1100. — Liljegren: Leach, Angevin Britain u. Scandinavia. — Rand: Milton in rustication. — Saurat: Milton and the 'Zohar'. — Gilbert, Milton and Galileo. — Chew, Thomas Hardy, poet and novelist. — Eichler: Deutschbein, Das Wesen des Romantischen. — Caro: Shaw Heartbreak House (Contents: Heartbreak House — O'Flashert y V. C. — Augustus Does His Bit). — Mann: Hoops, Englische Sprachkunde. — Ib. Holthausen, Zur vergleichenden Märchen- und Sagenkunde. 5. Die Geschichte vom Buckligen]. — 7, Juli [Liebermann: Salomon, Engl. Geschichte. — Ekwall: Luick, Hist. gram. I; Feist, Einführung in das Gotische. — Flasdieck: Earliest arithmetics in English ed. Steele; Hali meidenhad ed. Furnivall; Tietjens, Engl Zahlwörter des 15./16. Jh.s. — Western: Brade, Engl. præpositioner. — Caro: Jaeck, Madame de Staël and the spread of German literature. — Wild, T. St. Moore und das 'politic Drama'. — Holthausen, Der Verfasser der Meditationes]. — 8, Aug. [Holthausen: Guy of Warwick ed. Schleich. — Liljegren: Kalén, Middle Engl. met. paraphrase of the old Testament; Brooks, Browningiana. — Flasdieck, Wealth and health ed. Holthausen; Price, Henry V.; Stewart, Mod. ballad meter 1700—1920; Westendorpf, Slang bei Dickens. — Fischer, Deismus. — Herzfeld, Ein vergessener Lexikograph. — Holthausen, Anglo-romanisches. Schulbücher].

Studien zur englischen Philologie. LXIV, 1922 [Ewald Rothstein, Die Wortstellung in der Peterborough Chronik mit besonderer Berücksichtigung des dritten Teiles gegenüber den beiden ersten in bezug auf den Sprachübergang von der Synthese zur Analyse]. — LXVI, 1922 [H. M. Flasdieck, Forschungen zur Frühzeit der neuenglischen Schriftsprache].

English studies ed. Kruisinga u. a., Amsterdam. V, 3/4, Jun./Aug. 1923 [J. Kovistra: The character of Desdemona. — F. P. Prick van Wely: War words. — R. C. Boer: Beowulf. — Notes and news etc. Points of modern Engl. syntax. Reviews]. — 5, Okt. [Sir Gregory Föster: W. P. Ker. — W. van Doorn: How it strikes a contemporary. — St. Wilson: The Engl. Madrigal. — Translation, reviews etc.]. — 6, Dec. [W. van Doorn: How it strikes a contemporary. — Mary S. Serjeantson: Notes and news. — Trans-

lation. — Points of modern Engl. syntax. — Reviews. — Brief mentions. — Bibliography]. S. 193—224. — VI, 1, Febr. 1924 [F. J. Hopman, Byron I. Some personal characterists. — G. Langenfelt. — H. Logeman: 'Danskers in Paris' (Hamlet II, I, 7). — Notes and news. — Translation. — Points of modern English syntax. — Reviews. — Bibliography].

Dialect notes, publications of the American Dialect Society, V 6 [J. L. B. Taylor, Snake county talk. — L. Pound, Spelling-manipulation and present-day advertising. — H. J. Savage, Word-list from southwestern Wisconsin. — Minor notes. — Secretary's report. — Treasurer's report. — Program of the annual meeting. Collectanea in progress].

Transactions of the Scottish Dialects Committee No. IV, 1921. Aberdeen, William Grant, Ashfield, Cults, 90 S. [Im Dezember 1907 wurde vom 'Council of the Scottish Branch of the English Association' ein eigenes 'Scottish Dialects Committee' eingesetzt, um Material betreffs schottischer Dialekte zu sammeln; die Anregung war von Dr. Craigie, Oxford, ausgegangen in 'an admirable address which he gave at Dundee über das Thema 'What steps should be taken to secure cooperation of members in collecting Scottish words, ballads, legends, and traditions still current?' Zum Geschäftsführer wurde W. Grant gewählt, 'Lecturer on Phonetics, Aberdeen, Training Centre', und Dr. Craigie sollte als Mitherausgeber fungieren. Der Ausschuß beschloß, sich auf das Sammeln lebender Dialektwörter und ihrer Aussprache zu beschränken und das Land in entsprechende Teile zu zerlegen, weil im übrigen für lokale Geschichte, Sanges- und Volkskunde schon durch bestehende Gesellschaften gesorgt sei. Er begann sofort mit der Arbeit und legt jetzt deren Ergebnisse vor; nur auf eine Sammlung phonographischer Platten, wie sie Herr Peters, Carnegie, Research, Fellow in the Phonetisches Laboratorium, Hamburg, anlegen sollte, wurde wegen des Krieges verzichtet. Drei Nummern der 'Transactions' lagen 1921 bereits vor und enthalten eine Liste neu gesammelter schottischer Idiomwörter von A bis O; die vorliegende vierte Nummer führt dies interessante Glossar zu Ende und zeigt, daß wir es hier mit einer wichtigen Ergänzung aller bisherigen einschlägigen Werke zu tun haben, und zwar geschöpft aus erster Hand.]

Gießener Beiträge zur Erforschung der Sprache und Kultur Englands und Nordamerikas, hg. von W. Horn. Gießen, Verlag des englischen Seminars, Ludwigstraße 19, 1923. 251 S. Heft 1 [H. Düringer: Die Analyse im Formenbau des englischen Namens. — Leo Müller: Ne. Kurzformbildungen. — E. Jäger: Die Konjunktionen *for* und *for that* im Engl. — H. Gutheil: Form und Funktion in der engl. Verbalflexion. — W. Horn: Neue Beobachtungen über Sprachkörper und Sprachfunktion im Engl. — T. Spira: Shelley's geistesgeschichtliche Bedeutung. Es handelt sich um das kritisch-philosophische und das dichterisch-schöpferische Element. Die beiden werden zunächst in der zeitgenössischen Bewegung verfolgt; Rousseau ist der Ausgangspunkt. Shelley hat das schöne Streben nach der Freiheit, in der Welt unmittelbar nach dem schöpferischen Geiste zu leben; er hatte sich dabei mit dem Atheismus und mit der Lehnwortbindung auseinanderzusetzen. Auf seinen 'Triumph des Lebens' fällt dabei neues Licht. — Der neuen Sammlung sei ein herzliches Willkommen zugerufen.]

Hoops, J., Englische Sprachkunde (Wissenschaftl. Forschungsberichte, hg. von Hoops, IX). Stuttgart, Perthes, 1923. 127 S. [Der Bericht umfaßt die Periode 1917—20 mit rühmlicher Vollständigkeit des Wesentlichen. Erforschung der Namen und Psychologie der Syntax haben in dieser Zeit — das wird jetzt klar — unsere Vorstellungen am meisten verändert. Am Schluß werden die Probleme, die uns am meisten weiter zu führen versprechen, nämlich Rhythmik und Stilistik, wenigstens gestreift. Solche Übersichten fortzusetzen ist empfehlenswert.]

Jespersen, O., Growth and structure of the English language. Awarded the Volney-prize of the Institut de France, 1906. Fourth edition revised.

Leipzig, Teubner, 1923. 255 S. Geh. M. 3, geb. M. 3,80. [Obwohl es sich hier nur um einen wenig veränderten Abdruck handelt, empfiehlt es sich doch, das Inhaltsverzeichnis dieses inhaltsreichen und anregenden Büchleins hier zu wiederholen: I. Preliminary sketch. II. The beginnings. III. Old English. IV. The Scandinavians. V. The French. VI. Latin and Greek. VII. Various sources. VIII. Grammar. IX. Shakespeare and the language of poetry. X. Conclusion.]

Wright, Joseph and Elizabeth, An elementary O. E. grammar. Oxford, Clarendon press, 1923. VIII, 192 S. [Das Buch ist in der zweiten Auflage willkommen wie in der ersten, weil es zu den ags. Grammatiken von Sievers, Bülbring u. a. die zum Verständnis erforderlichen Grundlagen aus der Sprachvergleichung übersichtlich darbietet. Auch sind da und dort die Einzelversehen der Urauflage ausgemerzt. Um so mehr tritt jetzt, nach dem Erscheinen von Luicks historischer Grammatik, der unklare Übergang vom Germ. zum Ags. hervor. Wright unterscheidet nach wie vor auf westgermanischem Gebiete: 1. Hochdeutsch, 2. Niederfränkisch, 3. Niederdeutsch, 4. Friesisch, 5. Englisch; er übergeht dementsprechend das Anglo-Friesische, genauer: die Sprache der Angeln und Sachsen im Jahrhundert vor ihrer Auswanderung; die Vorbedingungen für den Umlaut verwirren sich bei solcher Darstellung mit den Umlautverhältnissen selbst. Auch innerhalb des Ags. würde eine Zusammenstellung der Denkmäler, deren landschaftliche und zeitliche Herkunft durch äußere oder inhaltliche Kriterien gesichert ist, günstig orientieren, so daß der Leser über die seit 1904 aufgelaufene Dialektforschung eher ein eigenes Urteil gewinnt. Als Südgrenze der Angeln gegenüber den Westsachsen wird S. 2 schlankweg die Themse genannt: der Verfasser der englischen Dialektgrammatik hat gewiß eher die Nordgrenze des Themsetales gemeint. Viele Leser wären ihm wohl dankbar, wenn er sie auch über den Unterschied von aws. Lokalsprache und spätws. Literatursprache aufgeklärt hätte. Ein gutes Buch wünscht man immer noch besser zu sehen.]

Toller, T. N., An Anglo-Saxon dictionary based on the ms. collections of the late J. Bosworth, supplement II: corþ — geolwe, S. 193—384; III: geolwian — ýþung, S. 385—768. Oxford, Clarendon Press, 1916, 1923. [Mit rückhaltloser Dankbarkeit nimmt der Anglist die Schlußteile dieses großen Werkes in die Hand, das ihm den ags. Wortschatz zusammenstellt, vollständig nicht in bezug auf Zitate, was ja bei der reichhaltigen und zum Teil noch ungedruckten Prosa dieser Literaturperiode nicht möglich wäre, wohl aber betreffs der Wörter und ihrer Bedeutungen. Fast ein Jahrhundert hindurch hat die Arbeit gedauert. Als der englische Kaplan zu Rotterdam Joseph Bosworth, M. A. von Aberdeen, 1838 die erste Ausgabe veröffentlichte — ein Exemplar liegt auf der englischen Seminarbibliothek der deutschen Universität Prag —, war es eine dürftige Wortliste, so daß er selber bis zu seinem Tode 1876 ergänzendes Material heranzog. Auf Grund seiner Zettel bot uns dann Toller (Smith — professor of English in the Owen's College, Manchester) 1882 den ersten Teil eines richtigen ags. Wörterbuches und hörte seitdem nicht mehr auf, es zu vermehren und zu verbessern. Unterstützt wurde er dabei laut Vorrede von H. Bradley, dessen stiller, aber fruchtbarer Fleiß für Oxford überhaupt ein Segen war, und von zwei anglistischen Professoren, dem verstorbenen A. S. Napier und dem sehr lebendigen Max Förster; man darf wohl beifügen, daß auch die Leiter des Clarendon-Press-Verlages an dem Zustandekommen dieser echt wissenschaftlichen Leistung, die finanziell gewiß mehr kostet als einbringt, ein gut Teil Verdienst sich erwarben. Vergleicht man nun die Grundausgabe des Bosworth-Toller, bei dem der Hauptakzent gewiß auf den zweiten Namen zu legen ist, mit dem jetzt vollendeten Supplement, so findet man letzteres mehr als halb so groß; es ist mehr ein Nachtragswörterbuch als eine bloße Nachbesserung. Namentlich zahlreich sind die Präfixbildungen im Supplement vertreten. Aber auch wo ein Wort schon 1876 verzeichnet und mit einer Reihe von Zitaten ver-

treten war, ist jetzt regelmäßig eine Mehrheit, manchmal eine ganze Reihe von Bedeutungen unterschieden; die ganze Wörterbuchtechnik Oxfords hat offenbar durch James Murray eine tiefgehende Durchbildung erfahren; das Supplement ist also nicht nur ein quantitativer, sondern auch ein qualitativer Fortschritt. Wahr ist es, daß Völker- und Ländernamen mit ihren verschiedenen Formen nicht so durchgängig weiter berücksichtigt sind, wie es Toller zu Anfang tat: ein Vergleich mit Mezgers Dissertation über die Länder- und Völkernamen im Ags. 1922 zeigt dies auf den ersten Blick; aber es war auch ein besonderer Vorzug des Bosworth-Toller gewesen, diese Individualausdrücke zu berücksichtigen. An Einzelheiten sich aufzuhalten, ist hier nicht der Ort; künftige Herausgeber und Erklärer von ags. Texten werden gut tun, in jedem Einzelfalle hervorzuheben, was am jetzigen Bosworth-Toller noch auszufeilen ist; die laufende Kritik durch die fortschreitende Forschung wird die bereits erreichte Vollkommenheit des Werkes am besten und dankbarsten erhöhen. Bemerkt sei nur noch, daß selbst zu diesem Supplement schon wieder 'Additions and corrections' (S. 755–768) beigegeben sind, am meisten natürlich zu den ersten Buchstaben des Alphabets, weil deren Neubearbeitung vor der längsten Zeit gemacht und erschienen war. So winken uns aus der Zukunft noch viele Zusatzbogen entgegen; deutlicher als auf irgendeinem anderen Gebiete verrät sich immer die Unvollkommenheit der besten menschlichen Leistung auf dem lexikalischen: aber das kann unsere Bewunderung nicht mindern, nur unsere Nacheiferung stacheln. Es muß ein stolzes Gefühl für Prof. Toller sein, daß er sein Lebenswerk ganz anders bis zum Ende durchführen konnte, als es Murray beschieden war: wenn die altenglischen Studien ergiebige Jahrzehnte vor sich haben, so mag sich Toller ein Hauptverdienst daran schon heute zuschreiben. Wieviel übler sind wir auf dem me. Felde versorgt!]

Ekwall, E., English place-names in *-ing* (Skrifter utgivna af Kungl. Humanistiska Vetenskapes Samfundet i Lund, VI). Lund, Gleerup, 1923. XVI, 190 S. [Zahlreiche Ortsnamen werden aufgeklärt, aber auch die allgemeinen Bedeutungsmöglichkeiten der *-ing*-Wörter erörtert: ursprünglich bezeichneten sie wohl 'the inhabitants'; aber z. B. 'Culingas' konnte auch 'mean the possessions of Cul', S. 123. Ferner konnten 'names of peoples or tribes be used as the name of the territories occupied by the people or tribe'; ebenso als Dorfname im Dat. Plur. Namen auf '-ingas can hardly be fundamentally different from names in -ingaham, -ingatur and the like'. Die Bedeutung 'descendants of' kommt mit in Frage bei kleineren Bezirken. Das Siedlungswesen begünstigte die Entstehung von Ortsnamen auf *-inges*, denn 'expeditions must have been carried out by bodies organized in a way similar to that of the Vikingfleets' späterer Zeit. Der Mann z. B., nach dem das Dorf Happisburgh in Norfolk genannt wurde, mag auch den Distrikt Happing hundred daselbst veranlaßt haben. Ein sorgsames und scharfsinniges Buch über ein vielseitig wichtiges Problem.]

Bannister, A. T., The place-names of Herefords., their origin and development (1916), gelobt von H. Bradley. Engl. hist. rev. 1916, p. 513.

Zachrisson, R. E., Change of *ts* to *ch*, *ds* to *dg*, and other instances of inner sound-substitution. (Studier i modern språkvetenskap, VIII.) Upsala. Almqvist & Wiksells boktryckeri, 1923. S. 123—134. [Es handelt sich um Aussprachen wie Stuchbury neben Stutsbury, Edgeborough neben Edelesburghe. Es ist charakteristisch für die vulgäre Aussprache der Ortsnamen, daß sie eine Reihe solcher Vergröberungen aufweisen, die überdies zum Teil mit Volksetymologie zusammenhängen.]

Jente, R., Die mythologischen Ausdrücke im altenglischen Wortschatz (Hoops Angl. Forsch. 56). Heidelberg, Carl Winter, 1921. XX, 244 S. [Ausgebeutet wird das ags. Wörterbuch, und zwar betreffend heidnischen Kult, heidnische Gottheiten, Seelen- und Dämonenglauben, Schicksal und Tod, Los und Weissagung, Zauber. Vielfach sind die ganzen Belege abgedruckt oder

doch die Ziffern der ganzen Belegstellen. Der Wert des Buches besteht in der Materialsammlung.]

Keiser, A., The influence of Christianity on the vocabulary of O. E. poetry (Univers. of Ill. Stud. V, 1). Urbana, Univers. of Ill. Press, Teil 1, 1916, 88 S.; Teil 2, 1919, S. 89—150. [Dem Verfasser kommt es in erster Linie auf Sinn und Bedeutung der Ritualwörter an; er benutzt daher vorwiegend die literarischen Quellen und sucht aus ihnen den genaueren Inhalt der heidnischen Religion zu erfassen. Er behandelt zunächst die christlichen Personen, kirchlichen Ämter, Bauten und Texte. Kap. 8 bringt schon eine interessante Unterscheidung zwischen den beiden Synonyma für 'Welt': bei *middangeard* dachte der Ags. rein physisch, bei *wereold* aber an das Menschentum im Gegensatz zum Himmel. — Kap. 9 zeigt, wie der Begriff *syn* schon in heidnischer Zeit bekannt war, aber noch nicht in christlicher Auffassung ein Vergehen gegen Gott enthielt; die Synonyma *mān*, *fyren*, *leahtor*, *wom*, *gylt*, *unþēaw*, *fācen*, *unriht* stammen hauptsächlich aus der Rechtssprache. — Kap. 10: *bōt* ist gleicher Herkunft; die Ausdrücke *gelēafa* und *hrēow* stammen aus dem gewöhnlichen Gefühlskreise. — In Kap. 11 zeigen die Grundausdrücke für *virtus*, nämlich *mægn* und *duguþ*, daß man bei Tugend wesentlich an Kraft dachte. Unter *lufu* war ursprünglich nur Amor gemeint, nicht caritas. Demut fehlte in heidnischer Zeit; der ags. Ausdruck dafür, *ēadmōd*, ist christlich erfunden; es ist das gewiß kein Zufall, daß im Ahd. dasselbe Wort *odmuoti* dafür diente, daneben auch *deomuiti*; aber das Gotische mit *hauneins* und das Altn. mit *lítillǽte* weichen ab. Almosen ist ebenfalls kein heidnisch-germanischer Begriff; Lehnwörter, die für solche eingeführt wurden, sind S. 138 f. zusammengestellt. — Kap. 12: Für das Jenseits kannte der heidnische Ags. weder etwas wie 'Jüngstes Gericht', noch wie 'Fegefeuer'; *hell* bezeichnet ihm das Totenreich; an Walhall erinnert es, wenn Cynewulf für den Himmel noch 'wiges bēan' gebraucht, S. 127. Die Studie dringt in die sittlichen und volkskundlichen Unterlagen der heidnisch-ags. Theologie ein und verdiente Fortsetzung.]

The O. E. Elene, Phoenix and Physiologus, ed. by A. St. Cook. New Haven, Yale Univ. Press, 1919. XC, 241 S. [Daß die drei Denkmäler mit sorgfältigem Apparat abgedruckt, daß die Einleitungen von seltener Belesenheit in frühchristlicher Literatur zeugen, und daß Anmerkungen wie Glossar mit Scharfsinn der Wortbedeutung nachspüren, versteht sich bei Cook von selbst. Aber die Zusammenstellung gerade dieser drei Denkmäler legt die Vermutung nahe, daß sie alle von demselben Autor herrühren. Inhaltlich haben sie ohne Zweifel die mystische Ausmalung seelenloser Naturwesen gemeinsam: Kreuzesholz und Tiere. Beweisend wären eher Einzelübereinstimmungen in der Form. Cook hat solche offenbar nicht gefunden. Man könnte die häufige Anknüpfung mit *þā* in Elene und ihr Fehlen in Phoenix and Physiologus dagegen anführen; aber die Partikel ist ähnlich häufig in Cynewulfs Juliana, ähnlich gemieden in seinem Crist und Fata apost.; sie hängt am epischen Stoff und gewährt uns vor allem ein Kriterium für Stilgefühl, nicht ohne weiteres für Verfasserfragen. Phoenix hat ungemein oft ein Verb in 3. Singular Praes. Indic. am Versschluß; in Cynewulf ist dies nicht entfernt so beliebt, aber auch nicht so am Platz wie bei der umständlichen Beschreibung eines Wundertieres. Cook enthält sich daher mit Recht einer Entscheidung. Besonderen Dank hat er sich verdient durch Abdruck der spätags. halbprosaischen Phoenixfassung der Hss. Vesp. D 14 und Corp. Chr. Coll. Camb. 198, die mit ihren *eo* > *io* und *y* > *e* einen kent. Schreiber verraten. Auch seine Übertragung des Lateingedichts von Lactantius 'De ave phoenice' wird vielen angenehm sein. Das Glossar ist ein vollständiger Wortthesaurus.]

The Old English Physiologus, text and prose translation by A. S. Cook; verse-translation by J. A. Pitman (Yale 73). Oxford, University Press, 1921. 25 S. [Der Text ist aus Cooks Ausgabe von 'O. E. Elene, Phoenix



and Physiologus' 1919 genommen. Die Übersetzungen sind neu. Über die Einwirkung des Physiologus bemerkt der Herausgeber, daß sie vielleicht nur von der der Bibel an Weite übertroffen wurde; er weist sie noch in der Feenkönigin und im Hamlet nach.]

Rothstein, E., Die Wortstellung in der Peterborough Chronik mit besonderer Berücksichtigung des dritten Teils gegenüber den beiden ersten in bezug auf den Sprachübergang von der Synthese zur Analyse. (Morsb. Stud., 64.) Halle, Niemeyer, 1922. 108 S.

Maclagan, Eric, A Romanesque relief in York minster (Proc. British Acad., XI). 1923. 7 S. [Eine Steinskulptur, Maria sitzend, die Kniekehlen des ganz bekleideten Jesusknaben auf dem rechten Handgelenk, wird ebenso wie eine verwandte in York ausgegrabene Bronzetafel — die mir archaischer scheint — abgebildet und einem englischen Bildhauer, nicht wie von anderen südfranzösischer Kunst, um 1110 zugewiesen; das eckige *C*, mehr noch das zweite *A* der Inschrift deuten aufs 11. Jh. oder früher. Nur wenige größte angelsächsische Bildwerke sind erhalten: zu Lincoln, Chichester, Malmesbury, Rochester und Durham. F. Liebermann.]

Vices and virtues, being a soul's confession of its sins with Reason's description of the virtues. A M. E. dialogue of ab. 1200 A. D. ed. by F. Holthausen. Part. II: Notes and glossary. (E. E. T. S. 159.) Oxford, University Press, 1921. 268 S. [Nachdem das Manuskript des Hg. während des Krieges so viele Jahre geruht hatte, ist es jetzt ans Licht gekommen und belehrt uns mannigfach. Die Anm. behandeln namentlich die frühen Allegorien, auch die Providentia, das Haus der Weisheit und die Rede der vier Tugenden vor Gott. Exempla, Parabeln und Physiologus spielen herein, und der Marienkult kündet sich an. Von Sitten und Gebräuchen ist hervorzuheben die Zucht von Falken und Hunden, ein frühes Anstandsbuch 133/24, Mondaberglauben, Verbot des Wuchers, Warnung vor Almosengeben und das Sprichwort 'Tears are a good lye' 95/35. Die Syntax gewinnt durch Beobachtungen über Fehlen des Infinitivs oder Subjektpronomens, über singulares Verb nach pluralem Subjekt. Ein so belesener Hg. wie Holthausen wußte auch zur Worterklärung und Synonymik viel beizutragen.]

Hali meidenhad: alliterative homily of the 10th century from Ms. Bodley 34 and Cotton Titus D 18, ed. by the late J. Furnivall. Being a revised edition of H. M. ed. by O. Cockayne. (E. E. T. S. XVIII.) Oxford University Press 1922. 116 S. [Cockayne hatte nur die Cotton-Hs. gedruckt, Furnivall bietet auch Bodley 34. Wie der Unermüdliche die Arbeit hinterließ, ohne Einleitung und mit wenig Anmerkungen, ist sie hier vorgelegt. H. P. Lee hat unter Berücksichtigung beider Handschriften ein Glossar beigefügt.]

Power, Eileen, Mediæval nunneries 1275—1535 (Cambr. 1922). [Verfassung, Finanz, Erziehung, Alltagsleben des Klosters, die Nonne in der Literatur des M. A. F. L.]

Sisam, K., Fourteenth century verse and prose. Oxford (Clarendon Press 290 S. und 42 S. Einl.) 1921.

Religious lyrics of the fourteenth century ed. by Carleton Brown. Oxford, Clarendon Press, 1924. XXXIII, 358 S. [Der Verfasser des großen Kataloges religiöser me. Gedichte hat sein ausgezeichnetes Wissen benützt, um hier von solchen Passionsblumen einen wohlgewählten Strauß zu bieten. Er beginnt mit einigen der ältesten, die noch ins frühe 13. Jh. hinaufreichen, wie denn überhaupt die Verse, die wir in Hss. des 14. Jh.s besitzen, aus dem Vorhergehenden stammen dürften. Was uns früher in Hs. Harley 2253 zugänglich wurde, ist natürlich in Proben vertreten. Aber dann erscheinen Gruppen mit neuen Namen: da sind Hymnen, die der Franziskaner Herebert 1333 verfaßte; es folgt eine lyrische Gruppe, die der Bischof Sheppey, † 1360, sammelte. Eine Menge Gedichte aus dem Sammelbuche des Grimestone 1372 schließt sich daran. Die meisten sind freilich anonym und nach Ort und Zeit ungefähr gruppiert. Manche unter ihnen sind Perlen und verdienen nicht

bloß in moderne Sprache übersetzt, sondern auch wieder gesungen zu werden. Alle zeugen für das außerordentlich starke Kirchentum des vorreformatorischen England. Da und dort erhellt aus Sachanspielungen, daß der Dichter in der Jugend das Leben eines Adligen führte: Nr. 6, 29, 49, 125. Einige sind Nonnen in den Mund gelegt, z. B. Nr. 83, in den Anfängen sind oft weltliche Lieder erhalten, die dann auf einmal ins Geistliche umspringen. Die Einleitung vereinigt die vorsichtige Kritik des Kenners mit dem feinen Geschmack des Liebhabers.]

Chadwick, D., Social life in the days of Piers Plowman. Cambr. 1922. F. L.

Deanesly, Miss M., The Lollard bible and other medieval biblical versions (Cambridge stud. in med. life and thought ed. G. G. Coulton) 1922. F. L.

The Pepysian Gospel harmony ed. by M. Goatis (E. E. T. S. 157). Oxford University Press 1922. LI, 146 S. [Neben Wycliffe's Bibelübersetzungen entstand auch ein anonymer Auszug aus den Evangelien, der in Hs. Pepys. 2498, Magdalin Colleg. Camb. erhalten ist. James setzt die Handschrift um 1500 an. Wie der Text der Vulgata entspricht, zeigte eine Vergleichungstafel S. 114—122. Die unmittelbare Quelle aber war eine französische, wie aus einigen Versehen des Übersetzers sich ergibt. Eine volle Laut- und Flexionslehre ist beigefügt; der fleißigen Herausgeberin fällt es offenbar nicht ganz leicht, die charakteristischen Dialektformen herauszuheben; doch ist nichts einzuwenden, wenn sie das Idiom bestimmt als 'in the main a southern variety of East Midland'.]

Berndt, E., Dame Nature in der engl. Lit. bis herab zu Shakespeare. (Pal. CX.) Leipzig, Mayer & Müller, 1923. VI, 107 S. [1. Das Vorleben der D. N. in der antiken Literatur. 2. N. in der christl.-lat. Lit. 3. Wie gelangt die N. des Alanus in die engl. Lit.? 4. D. N. bis 1500, 5. in der schott. Lit. des 15. Jh.s, 6. bei den lyrisch engl. Dichtern des 16. Jh.s, 7. in den Moralitäten, 8. bei den Dramatikern. Schlußergebnis: An dieser Allegorie hängt das Aufkommen einer von der Theologie unabhängigen Naturphilosophie.]

Chaucer, The clerkes tale of Oxenford, ed. by Kenneth Sisan. Oxford, Clarendon Press, 1923. XXIV, 78 S. [Der Text folgt Handschrift Ellesmere, außer wo Hengwyrt, Harley 7334 und Corpus dagegen stimmen. In den drei erstgenannten Hss. erkennt Sisan eine 'non-Chaucerian recension', und Corpus 'careless and defective as it is' erlaubt uns, dahinterzublicken, S. XXIV. Nicht ganz so glücklich ist die Dialektbestimmung: auf *weye*, 897 reimt nicht ags. *drȳge*, geschrieben *dreye* in der Bedeutung 'trocken', wie S. 65 steht, sondern ags. *drēoge* in der Bedeutung 'mühsam, traurig'; Chaucer's Reime *y* : *e*, inkonsequent wie sie auftauchen, sind nicht einfach als kentisch zu bezeichnen; *e* in ne. *merry* ist durch das folgende i-Suffix hervorgerufen; bei der Erörterung des starken Pz. Pt wäre die einschlägige Schrift von P. Marquardt 1920 mit Vorteil zu benutzen gewesen; aber das vergißt man gern angesichts der Bilder aus me. Hss., die zur Sittenerläuterung beigegeben sind. — Die Entstehung der Geschichte verlegt Sisan nach 1383, weil in diesem Jahre der Vers 34 erwähnte Kanonist Giovanni di Legnano starb; daß sie vor der Aufnahme in die Cant. Gesch. selbständig existierte, dafür sieht er nirgends eine Beglaubigung. — In der Einl. S. XIII geht er auf die Frage ein, ob Chaucer mit Petrarca, dem Verfasser seiner Quelle, persönlich zusammengekommen war. Wer annimmt, daß der englische Dichter vom italienischen an 'advance copy' bekam, stößt auf die Schwierigkeit, daß Chaucer eine fehlerhafte Hs. gebrauchte. Ein literarischer Abstecher eines englischen Geschäftsträgers von Genua nach Padua war damals etwas länglich, und Jagd nach dichterischen Berühmtheiten war noch nicht Mode; überdies steht in Petrarcas Briefen, obwohl sie gut erhalten sind, von einem englischen Besucher oder Korrespondenten kein Wort. Empfehlenswertes Büchlein.]

Ludus Coventriae or the plaie called Corpus Christi. Cotton Ms. Vespasian D VIII, by K. S. Block, M. A. (E. E. T. S. CXX.) Oxford, University Press, 1922. 30 s. LX, 402 S. [Die krause Geschichte der Handschrift und

Textentstehung ist vorangeschickt. Vier Hauptgruppen sind zunächst zu sondern: 1. die Contemplatio-Gruppe VIII—XIII; 2. die erste Passion-Gruppe XXVI—XXVIII; 3. die zweite Passion-Gruppe XXIX—XXXII samt dem Abstieg in die Vorhölle XXXIII und einem Begräbnisspiel XXXIV; 4. Auferstehung und Vorhöllenеröffnung, dazu die drei Marien- und ein Magdalenen-Spiel. Vorangeschoben wurden 5. Schöpfung, Sündenfall, Kain und Abel, dazu 6. Dreikönige und Bethlehemitischer Kindermord; spätere Einschiebungen sind Purificatio und Assumptio. Die erhaltene Handschrift ist das Originalbuch des Sammlers. Bühnenanweisungen und Randglossen, Anknüpfungen und Verweise in den Versen, dazu einige alte Eintragungen zur Geschichte der Handschrift sind die Kriterien. Daß die Mönche von Coventry beteiligt waren, ist nicht sicher zu erweisen; die Bezeichnung 'Ludus Coventriae' scheint nur im allgemeinen auf die Stadt und eher auf die Bürgerschaft zu verweisen. Den Quellen der einzelnen Teile geht Hg. sorgsam nach. An eigentlichen Zusammenhang mit den drei übrigen me. Zyklen von Bibelstücken glaubt er nicht. Empfohlen hat sich dieser Zyklus gegenüber den anderen durch 'more singing, more derives, more processions, more harangues and, above all, in some cases, more acting. Die Bürgerspiele von Coventry hörten auf 1580, die Franziskanerspiele 1538; als ältere beachtenswerte Jahreszahl steht da 1468 am Ende der — allerdings eingeschobenen — 'Purificatio'; 'Contemplatio' wurde 'shewed the last ȝere'. Was Gayly über Einfluß von Caston's Übersetzung der 'Legenda aurea' 1482 gefunden haben wollte, bestätigt sich nicht; der Text folgt dem lateinischen Original. Als Anhang erhalten wir Namenverzeichnis und ein reichliches Glossar.

Lincoln diocesan documents ed. Andr. Clark (Early Engl. text soc. 1914): 76 Urkk. 1450—1514, zum Teil von Furnivall vorbereitet. [Teilweise Englisch, mit philologisch wertvoller Untersuchung der Sprache.]

The book of the foundation of St. Bartholomew's Church in London, the Church belonging to the priory of the same in West Smithfield, ed. from the original ms. in the British Museum, Cotton Vespasian B IX by Sir Norman Moore. (E. E. T. S. 163.) Oxford, University Press, 1923. XII, 72 S. [Der lateinische Text entstand unter Heinrich II., die englische Übersetzung unter Richard II., wie der Schreiber durch 'a slip of his pen' verrät. Nur der englische Text ist hier gedruckt, ohne Angabe seiner Abweichungen vom Original und ohne grammatische Untersuchung, obwohl in diesem Denkmal ein Londoner Original aus Chaucers Alterstagen zu erwarten ist. Wir sind auch schon glücklich, den Text zu besitzen. Ein Glossar hilft dem Anfänger zum Verständnis des Wortlauts.]

The earliest arithmetics in English, ed. with an introduction by Robert Steele. (E. E. T. S. CXIII.) Oxford, University Press, 1922. XIII, 84 S. [Obwohl man noch im 13. Jh. sich gewöhnlich mit der Kenntnis des Addierens und Subtrahierens begnügte, gab es schon verschiedene lateinische Traktate über Arithmetik, besonders um auf das Studium der Astronomie vorzubereiten. Englische Übertragungen erscheinen dann im 15. Jh. Hier sind abgedruckt: 1. The crafte of nombrynge aus Hs. Egerton 2622, Erweiterung der Abhandlung 'De algorismo' von Alexander de Vila Dei, c 1220, und 'The art of nombrynge' aus Hs. Ashmole 396, Übertragung der Schrift 'De arte numerandi', die dem John v. Holywood zugeschrieben und bereits 1488 gedruckt wurde. Die lateinischen Texte sind mit wenig Kunst ins Englische übernommen. Beigefügt ist ein lateinisches 'Carmen de algorismo', von demselben Alexander de Vila Dei. Noch einige englische Arithmetikbücher des 15. Jh.s werden in der Einleitung genannt.]

Flasdieck, H. N., Forschungen zur Frühzeit der englischen Schriftsprache. II. (Morsbachs Stud. 66.) Halle, Niemeyer, 1922. 91 S. [Von den im ersten Teil herangezogenen Urkunden folgt hier Laut- und Flexionslehre.]

Rollins, H. E., An analytical index to the ballad-entries (1557—1709) in the registers of the Company of Stationers of London. Chapel Hill, The

Univers. of North Carolina Press U. S. A. 1924. 324 S. [Die Eintragungen sind in dreierlei Art registriert. Zuerst werden sie nach den Titeln alphabetisch vorgeführt; dabei sind bis März 1588 die Balladen, genauer 'the broadsides', von den Büchern verläßlich zu sondern, weil für jene 4 d., für diese 6 d. als Einschreibgebühr zu zahlen waren; nach dem genannten Jahre hatte freilich der Verfasser nach seinem Gefühl zu ermessen, ob er es wirklich mit einer Ballade zu tun habe. Beigefügt ist regelmäßig die Zeit der Anmeldung, die vorhandenen Ausgaben des Textes und auch Winke über erklärende Literatur. Ein zweiter Index reiht die ersten Zeilen in alphabetischer Ordnung aneinander und verweist auf die betreffende Nummer des ersten Index. Ein dritter trägt alle Namen und vielfach auch die Gegenstände der Balladen zusammen, nennt unter 'Shakespeare' die von ihm erwähnten, unter 'Elisabeth' oder 'Frederic Elector Palatine' oder 'Essex' die auf die Genannten bezüglichen Balladen und ist überhaupt der Teil des Buches, an den man sich beim Gebrauch des Buches vorwiegend halten wird. Eine Liste nach der Zeitfolge der Eintragungen war schon in den 'Transcripts' selbst gegeben; Vf. hebt daraus hervor, daß in den ersten zwanzig bis dreißig Jahren die Balladen die große Menge bilden; dann bis 1640 erreichen sie die Zahl der Bücher oder Stücke; erst während des Bürgerkrieges meldete man sie fast nie mehr an bis 1656, wo 165 auf einmal erscheinen. Ein noch größeres Bündel begegnet 1675; von da bis zum Schluß des Registers 1708/9 kommen nur ganz vereinzelte vor. Leider handelt es sich bei der ganzen Studie nur um verschwindend wenige Volksballaden und um keine einzige Kunstballade; wir stehen vor einer Masse ziemlich niedriger Reimerei, und nicht einmal 'King Kophetua' ist vertreten. 'The babes in the wood' finden wir zuerst im Oktober 1595.]

Jones, H. S. V., Spenser's defence of Lord Grey. (Illinois Stud. V, 3.) Urbana, Univ. of Illinois Press, 1919. 75 S. [Mit einer gewissen Verlegenheit tritt Verf. an die grausame Schrift Spensers 'View of the present state of Ireland' heran; im Vorwort erklärt er 'to hold no brief for England's Irish policy in the 16th century'; im Grunde sucht er sie doch zu erklären, wenn auch nicht zu entschuldigen. Man dürfe nicht vergessen, daß Irland zu Spensers Lebzeiten ein Brückenkopf des spanischen Imperialismus war. Man solle auch beachten, daß im 5. Buch der Feenkönigin eine bessere Lösung der Angelegenheit geschildert werde als durch militärischen Zwang. Ein Blick in den 'Calendar of Irish paper' zeige, daß Spenser den Lord Grey verteidigen wollte, 'who by his severity had incurred the displeasure of his Queen' S. 13. Er habe sich dabei nicht auf Machiavelli gestützt, wie Prof. Greenlaw (Mod. Phil. VII, 187 ff.) behauptete, sondern auf den Staatsrechtler Jean Bodin, den Verfasser von 'De decretis' und 'De imperio', was eingehend dargetan wird. Namentlich stamme es aus Bodin, daß Spenser 'takes pains to remind us that severity is not inconsistent with clementia as distinguished from misericordia' S. 63. Trotzdem bleibt die Verteidigung ein Eiertanz und macht in bedenklicher Weise auf die edleren und weiseren Gesichtspunkte aufmerksam, denen sich Spenser in seinen Versen anschloß und in seiner Prosa entzog.]

Smith, R. M., Froissart and the Engl. chronicle play (New York. 1915). [Aus Berners Übersetzung entnahmen Dramatiker unter Elisabeth Motive und Einzelheiten ihrer Historien von Edward III. und Richard II. Nicht ohne historische Irrtümer über 14. Jh. F. L.]

Greg, W. W., Two Elizabethan stage abridgements: The battle of Alcazar — Orlando Furioso; an essay in critical bibliography. Oxford, Clarendon Press, 1923. 366 S. [Die englischen Shakespeare-Gelehrten sind zurzeit ganz überwiegend mit Überlieferungskritik beschäftigt, wofür Bd. I, Teil I der 'Oxford Bibliographical Society proceedings and papers', 1923, durch den nahezu vollständigen Nachweis, daß ein Teil des Thomas-More-Spieles in Shakespeares Hs. erhalten ist, ein vorzügliches Beispiel liefert.

Auf diesem Gebiete bewegt sich auch das neue stattliche Buch von Greg, das sich insofern an die Neuausgabe der 'Henslowe-papers' anschließt, als es zwei dort gedruckte Theaterblätter auf das eingehendste untersucht und ausbeutet. Das eine ist ein *plot*, d. h. Szenenauszug mit Spielerliste zum Drama 'Battle of Alcazar', das andere ein *part*, genauer: Kopie der Hauptrolle des Dramas Orlando, hergestellt für den Darsteller Allan selber. Jenes wird auf den Januar 1598/99 angesetzt, S. 93; dieses, schlechtweg Allan-Manuskript genannt, fällt in 1592/93. Von beiden Stücken erschien die Urquarto 1594. Greg vergleicht nun die beiden Theatertexte mit den Quartotexten auf das scharfsinnigste. Das Alcazar-plot zeigt ihm Spuren einer zweifachen Revision, der das Drama unterworfen wurde, 'first a slight simplification consistently carried out, the directions being carefully modified to suit the altered text, and consequently a much more drastic abbreviation, more roughly executed and perhaps never completed', S. 122. Das Allan-Manuskript aber scheint im wesentlichen aus der Urfassung des Orlando-Dramas zu stammen als *prompt-book*, während der Quartotext spätere Veränderungen durch die Bühnenleute darstellt, S. 352 ff. Mancherlei Kontaminationen sind dabei als möglich in Rechnung zu ziehen. Das Gesamtergebnis ist die Vermutung, daß an so erheblich variierenden Quartotexten, wie sie bei Romeo, Heinrich V. und Hamlet vorhanden sind, ähnliche Revisionsspuren vorliegen. Speziell für den Hamlet von 1603 stellt Greg S. 364 die Theorie auf: Kyd's Stück 'had been in part revised by Shakespeare'. Es wurde abgekürzt behufs Aufführung in der Provinz. Einige Jahre später wurde das Touring-Ms. mit dem alten vollen Manuskript durch einen 'unscrupulous stationer' verbunden und modernisiert. Ein Schauspieler mit seinem Rollengedächtnis mag ihm dabei geholfen haben. Vielleicht ging es aber noch verwickelter zu: 'The possibilities are infinite'. Die Forschung ist offenbar noch mitten im Fluß; der Leser kann daran teilnehmen, denn die beiden Theatordokumente sind aufs genaueste wiedergegeben, sogar mit Faksimiles.]

Morsbach, Lorenz, Der Weg zu Shakespeare und das Hamletdrama, eine Umkehr. Halle, Niemeyer, 1922. 111 S. [Was heißt Widerspruch? 'Goethe hat mehrfach ausgesprochen, daß der Dichter manchmal sogar mit Bewußtsein an dem Widerspruche festhält, und deutet an, daß er auch vom Kritiker Freiheit und Kühnheit genug erwarte, um darüber hinwegzukommen', S. 7. Mit dem Gefühl und nicht bloß mit steifem Verstande muß man die Einheit einer menschlichen Person, die, wenn interessant, immer eine gewisse Buntheit der Eigenschaften zeigt, zusammenfassen. Alle Hamleterklärer, die an solcher Einheit zweifeln, sind auf Holzwege geraten. Man darf die Bedeutung der Charaktere im Drama nicht übertreiben. Sie haben nicht mehr Gewicht als die Handlung; von Menschenwille und Menschenschicksal will uns die Fabel bei Shakespeare ein Bild gewähren, so vielgestaltig wie das Leben selbst. Einheitlich hat Shakespeare die Dänentragödie aufgebaut, entsprechend der damaligen Dramentradition und Bühneneinrichtung, geleitet nicht bloß vom älteren Drama Kyd's, sondern auch von der Novelle des Bandello-Belleforest; alle Einzelheiten, auch die Monologe, fügen sich zum Plane des Ganzen, der in Wiederherstellung der Weltordnung gipfelt, wie schon in der Novelle. Hamlet wird sich niemals durch Zaudern eigentlich untreu, noch durch Schwäche oder Trägheit, auch nicht durch Melancholie oder Pessimismus oder Phantastik; er ist 'ein kluger, edler, moralisch empfindender Mensch mit sittlichen Zwecken, dabei oft leidenschaftlich erregt'; wenn er tötet, so handelt er 'nur in Notwehr', S. 101. Eine gewisse Verzögerung der Rachen entsteht nur dadurch, daß er sich ein hohes ethisches Ziel gesetzt hat und mit Gegenmaßnahmen der Feinde zu rechnen hat. In ihm fallen nicht zwei Seelen auseinander, die der Sage und die der Renaissance; man kann nicht einen Rächer Hamlet und einen Denker Hamlet auseinanderhalten; die Gestalt ist aus einem Gusse. — Wie läßt sich dieses emphatische Bekenntnis des hervorragenden Philologen

zu absoluter Einheit im Charakter Hamlets vereinbaren mit dem Ringen großer Dichter, wie Goethe, und großer Schauspieler, wie Kainz, solche Einheitlichkeit zu finden und zu erweisen? Wohl kann man auch da noch von Einheitlichkeit reden, wo Züge, die sich im einzelnen für den Wirklichkeitsschauer gegeneinander steifen, zu einer höheren Gesamtseele künstlerisch verbunden sind. Auch dem Neffenmörder Richard III. ist ein so starkes Gewissen beigegeben, daß er sich dadurch ins Verhängnis bringt, und doch sind diese Gegenelemente im Shakespeareschen Drama zur schaudernden Befriedigung des Zuschauers fest verwachsen.]

Richter, Helene, Shakespeare, der Mensch. Leipzig, B. Tauchnitz, 1923. 190 S. [Die Verfasserin hat den Vorteil, mit Wiener Theatern und literarischer Gesellschaft wohl bekannt zu sein, daher aus einem Lebenskreise heraus zu schreiben, der dem Shakespeareschen innerlich verwandt ist. Sie konnte es daher wagen, mit ausmalender Phantasie den überlieferten oder beweisbaren Tatsachen etwas nachzuhelfen, um uns von dem großen Dramatiker ein um so lebendigeres Bild zu entwerfen. Sie erzählt seine Schicksale, so daß man ihr trotz gelegentlicher Bedenken gern folgt; namentlich was sie über seine Landschaftskenntnis und Bühnenpraxis beibringt, wirkt frisch und prickelnd. In bezug auf die Dramen selber setzt sie das meiste als bekannt voraus und erörtert um so genauer seine Kunstelemente: Parallele und Gegensatz, Einheit und Persönlichkeit, Ruhe und Bewegung, Konkretes und Symbolisches, Schlichtheit und Prunk, Verschmelzung von schwer verträglichen Stimmungen und stetem Schönheitssinn Daraus wird seine hohe Stellung als Weltmann und Weltweiser herausgearbeitet: daß er jedem Menschen in jeder Lebenslage etwas zu bieten hat, also seine geistige Totalität, enthüllt sich uns vom heutigen Standpunkt in feiner, oft sehr feiner Weise. In Wirklichkeit konnte die Renaissance auch derber sein. Von seinen Tragödien bespricht sie hauptsächlich Macbeth; bei den Komödien, vielleicht weil hier der Praktiker stärker die Hand anlegte, begnügt sie sich mit kürzeren Gedanken über einzelne Rollen. Niemals doziert sie; eine warm empfindende, gescheite Frau steht vor uns, mit viel Farbe auf der Palette; das Buch hat individuellen Reiz. Zu bemerken ist noch, daß ihr weder bei Heinrich VI. noch bei Titus Andronicus Echtheitsbedenken aufsteigen. Diese Stücke lassen sich also in die Gesamtvorstellung von Shakespeare ohne Bruch der Tonart einfügen; das rege Stilgefühl der Verfasserin hätte sonst gewiß sich empört.]

Shakespeare, Die Komödie der Irrungen. Auf Grund der Tieckschen Übertragung übersetzt von Max J. Wolff. Leipzig, Inselverlag, 1923. 108 S. [Wie sich der neue Übersetzer bemüht, den Wortlaut kräftiger und mundgerechter zu machen, mag eine Rede der Adriana in Reimen aus Akt IV, Szene 2 verdeutlichen.

Tieck:	Wolff:
So stürmisch, Schwester, drang er auf dich ein? War dir sein Aug' ein feierlicher Deuter? Warb er in vollem Ernst? Ja oder nein? Rot oder blaß? Trübsinnig oder heiter? Sind dir im Kampf der Leidenschaft erschienen Des Herzens Meteor auf seinen Mienen?	Und war es, Schwester, wirklich mehr als Spaß? Hast du aus seinen Blicken nicht geschlossen, Ob er im Ernste warb? Sprich, war er blaß, War rot er, heiter oder gar verdrossen? Konntst du die Herzensmeteore nicht Im Kampfe sehn in seinem Angesicht?

Aus dem Nachwort ergibt sich, daß Wolff das Lustspiel etwa 1589 ansetzen will, möglicherweise sogar noch früher, weil die Anspielung auf den Bürgerkrieg in Frankreich 1589—93 'sehr gut ein aktueller Zusatz bei einer späteren

Aufführung sein kann'. Ferner verweist er auf ein leider nicht genanntes italienisches Stück, in dem bereits dem gleichen Brüderpaar zwei wesensgleiche Diener zugesellt und die Verwechslungsspiele durch einzelne Motive aus dem 'Amphitrio' des Plautus erhöht sind. Auch hätten bereits die Italiener in anderen antiken Stücken die öffentliche Dirne durch eine Haustochter ersetzt.]

Shakespeare, Romeo und Julia. Nach der Übertragung A. W. Schlegels bearbeitet von Marie Luise Gothein. Leipzig, Inselverlag, 1923. 165 S. [Selbst an so klassischer Stelle, wie es die Anrede Julias an die Nacht (III, 2) ist, griff die erprobte Übersetzerin ein und vertauschte z. B. den allgemeinen Hinweis auf die Neugierde mit einer konkreten Anspielung auf den Wildfang Amor, den Shakespeare mit seinem Ausdruck 'run-away' gemeint habe.

Schlegel:

Verbreite deinen dichten Vorhang, Nacht!
Du Liebespflegerin! Damit das Auge
Der Neubegier sie schließ' und Romeo
Mir unbelauscht in diese Arme schlüpfe. —
Verliebten g'nügt zu der geheimen Weihe
Das Licht der eigenen Schönheit, oder wenn
Die Liebe blind ist, stimmt sie wohl zur Nacht. —
Komm, ernste Nacht, du züchtig stille Frau,
Ganz angetan mit Schwarz, und lehre mir
Ein Spiel, wo jedes reiner Jugendblüte
Zum Pfande setzt, gewinnend zu verlieren!

Gothein:

Zieh fest den dichten Vorhang, Liebesnacht!
Des Wildfangs Auge schließ', und Romeo
Schlüpf leis und unbelauscht in diese Arme!
Verliebten gnügt zu der geheimen Weihe
Der eigenen Schönheit Licht; ist Liebe blind,
So stimmt sie wohl zur Nacht. Komm, ernste Nacht!
Du zücht'ge Frau, ganz angetan in Schwarz,
Lehr mich ein Spiel, wo jedes reine Blüte
Der Jugend setzt, gewinnend zu verlieren.

Ganz neu übersetzt wurde Akt II, Szene 3, die bei Schlegel noch in Alexandrinern erschien. Die wohlüberlegten Anmerkungen sind zu beachten. Das Nachwort verweist darauf, daß Shakespeare nicht bloß seine Julia verjüngte auf 14 Jahre, sondern zugleich ihre Mutter zur Greisin machte, ihrem Vater schon vor 30 Jahren die Jugendlustbarkeiten abgewöhnte und der Amme, die vor 11 Jahren noch säugte, die Zähne nahm; er setzte den zwei ganz jungen Menschen hier ganz alte gegenüber. Was Schlegel betrifft, habe dieser den Grundsatz, den Rhythmus des Originals zu bewahren, oft vergessen und das Original fast um 90 Verse vermehrt. Die Übersetzerin hatte also reiche Gelegenheit, das Original zu Ehren zu bringen, und schuf dabei eine sehr respektable Leistung.]

Shakespeare in deutscher Sprache: Sonderdruck der Epen. Herausgegeben und zum Teil neu übersetzt von Friedrich Gundolf. Berlin, Bondi, 1922. 331 S. [Der barocken Kraft und Pracht, die Shakespeare hier an zwei krasse Liebesepen Ovids gewendet hat, wird Gundolf mit gewohnter Kunst gerecht; es ist sehr erfreulich, daß er diese noch zu wenig gewürdigten Dichtungen uns in klassischer Wiedergabe nahelegt. Als Probe sei aus der Schlußrede der Venus an der Leiche ihres Adonis, wo sie alle Liebe fortan mit einem Fluche belegt, eine Strophe mitgeteilt:

Karg sei sie und zugleich voll Saus und Braus,
Verführe morsches Greistum zum Getänzel!
Den stürmischen Raufer halte sie im Haus,
Rupfe den Reichen, stopfe Bettlers Ränzel!
Sie werd' wütig-toll und blöd-gelind,
Mach Junge alt, der Alte werde Kind! Str. 192.]

Shakespeare, König Heinrich V. Auf Grund der Übertragung A. W. Schlegels bearbeitet von Fritz Jung. 176 S. [Der deutsche Urtext war hier konservativer zu behandeln. Schlegel stand hier auf der Höhe seines Könnens. Bescheiden hat daher der Nachübersetzer in einigen Fällen von der gedruckten Fassung Schlegels auf seine handschriftliche zurückgegriffen, die von Frau Carolina bei der Herstellung ihrer Kopie verschmäht worden war. Am meisten wurden Schlegels häufige 'Zerdehnungen' beseitigt.]

Meyer, Eduard, Cäsars Monarchie und das Prinzipat des Pompejus. Innere Geschichte Roms von 66 bis 44 v. Chr. Stuttgart, Cotta, ²1919. XII, 622 S. [So großartig ist nach dem Zeugnis eines Historikers, wie E. Meyer, die Charakterzeichnung Cäsars durch Shakespeare, daß dieser Dichter, 'der sich ganz in die Welt der Biographien hineingelebt hat, vollen Anspruch hat, gehört zu werden', auch wenn, wie hier, rein geschichtliche Wahrheit erforscht werden soll. Daß der Diktator in den letzten Jahren entartet war, nicht mehr den klaren Sinn für die Wirklichkeit besaß, in immer größere Abhängigkeit von seiner wüsten Umgebung geriet und sich allmählich planlos von den Dingen treiben ließ, war die Auffassung, die namentlich H. Nissen und O. E. Schmidt nachdrücklich vertraten und Shakespeare im wesentlichen teilte. 'Er zeichnet Cäsar als einen innerlich angefressenen, an maßloser Überhebung rettungslos erkrankten Gewaltherrscher, der sich für ein übermenschliches, göttergleiches Wesen hält, während er von körperlichen Gebrechen aller Art heimgesucht ist.' Der Imperator glaubt (im Stücke) über alle Schmeichelei erhaben zu sein und fällt doch erst recht dem Schmeichler anheim, der das ausnutzt. Er prahlt, unerschütterlich und der Furcht unzugänglich zu sein; er möchte sich und den anderen vortäuschen, daß er sich durch schlimme Vorzeichen nicht bestimmen läßt; indem er zugleich nicht wagt, die Hände nach dem begehrten Diadem auszustrecken, buhlt er in kläglicher Weise um die Volksgunst; verschüchtert und mürrisch kehrt er, nachdem dies mißlungen ist, zurück und bekennt, daß er Leute wie Cassius fürchten würde, wenn er überhaupt Furcht kennte. Nach Meyer (S. 467) gibt es eine Äußerung von Cäsar selber, die für diese Auffassung spricht, nämlich die Rede, die er nach dem Siege von Munda in Hispalis an die Spanier hielt, um ihnen seine Verdienste zur Befreiung von Aufständen und Verbrechen vorzuhalten, Bell. Hisp. XLII, 7: 'Das ist in der Tat dieselbe Denkweise, die Shakespeare in dem letzten Worte Cäsars bei Abweisung des Bittgesuches der Verschworenen mit gewaltigster Wirkung zum Ausdruck kommen läßt.' Meyer nennt es einen 'genialen Zug, der zeigt, wie bewußt Shakespeare sein Bild gestaltet hat', daß er Cäsars Gebrechen gegenüber dem Plutarchischen Bericht noch durch Hinzufügung der Taubheit auf dem linken Ohre vermehrte. Daß Cäsar bei ihm mit Vorliebe von sich in der dritten Person redet, ist wohl aus seiner Kenntnis der Schriften Cäsars entnommen, aber gleichfalls sehr charakteristisch verwendet: 'Cäsar sucht dadurch sich selbst gewissermaßen zu objektivieren, er staunt sich selbst als ein höheres Wesen an' (S. 466). — Wenn Shakespeare bei solcher Selbstüberhebung Cäsars die Wirklichkeit über Plutarch hinaus erraten hat, so dankt er dies nicht wenig seinem großen Meister Marlowe, der seinen Tamburlaine mit ähnlicher Wucht gestaltet hat und auch von sich selber gern in der dritten Person reden läßt: 'Nature', sagt sein Welteroberer auf dem Gipfel der Erfolge, 'that framed us of four elements, warring within our breasts for regiment, that teaches us all to have aspiring minds ... wills us to ware ourselves and never rest, until we reach the ripest fruit of all — an earthly crown' (Tamb. A. II, 6). Marlowe aber hatte sich tief in Machiavelli hineingelesen und durch ihn sich Imperatorenpsychologie angeeignet. — Auch von der Rede des Brutus vor Cäsars Leichenfeier urteilt Meyer, Shakespeare habe dessen Art und Stil 'auf Grund der Andeutungen Plutarchs ganz vorzüglich getroffen' (S. 454). Ebenso rühmt er die Szene, wo C. die von Antonius angebotene Krone zurückschiebt, ob 'ihrer großartigen Ausgestal-

tung' (S. 528). All das gibt für das Verhältnis von Dramatiker und Historiker, wenn die beiden großzügig sind, viel zu denken.]

The new Hudson Shakespeare: The tragedy of Hamlet. Introduction and notes by H. N Hudson. Edited and revised by E. Ch. Black. New York, Ginn [1909]. LXXXI, 235 S. [Furness hat Schule gemacht. In seiner Art wird hier die vorhandene Literatur über das Stück auszugsweise wiedergegeben; unter den Quellen erscheint auch Hans Sachs mit seiner Bearbeitung des Saxo, unter den Kritikern sind vertreten Goethe, Schlegel, Coleridge, Ulrici, Ziegler, Klein, Werder. Die Theatergeschichte beschränkt sich auf London. Originelles sehe ich nichts als eine reichliche Zeittafel. Ähnlich sind die Anmerkungen fleißig und ohne eigene Forschung zusammengestellt. Keine der beiden Parteien ist geschont. Schlimmer noch als der Krieg selbst erscheint die grobianische Verwilderung, die auf ihn folgte. Ein zeitgemäßes Bändchen.]

de Groot, H., Hamlet: its textual history, an inquiry into the relations between the first and second quartos and the first folio of Hamlet. Amsterdam, Swets, 1923. 143 S. [Q 1 ist dem Verf. ein honest 'copy', abgeleitet von einer älteren Fassung, einem Manuskript in den Händen Kyd's und Shakespeares, im wesentlichen eine Kürzung. Dagegen war Q 2 'a manuscript holy in Shakespeare's handwriting' eine zweite Revision des ungekürzten Textes, entstanden ohne 'piracy' und ohne 'short-hand writer', zwischen Q 1 und F 1 fehlt jeder direkte Zusammenhang; Übereinstimmungen sind entweder bloß scheinbar oder Zufallsergebnisse. Q 2 wurde nach Shakespeares Handschrift gedruckt, aber F 1 nach einer Abschrift von Q 2, die für das Theater hergerichtet war 'as prompters copy'. Die Stellen, in denen Q 2 über F 1 hinausgeht, beweisen 'not only that F 1 must have been printed from a stage copy of Q 2, but also that Shakespeare, even after the play was printed, continued to add touches to his characters'. Wo F 1 über Q 2 hinausgeht, handelt es sich fast nur um zufällige Auslassungen aus Q 2. Unter den Zutaten der Schauspieler in F 1 gehören namentlich die Verdoppelungen manches 'emotional word'; Richard Burbage mit seiner starken Persönlichkeit mag hierin nicht unbedeutend auf Shakespeare gewirkt haben.]

Wihan, J., Die Hamletfrage, ein Beitrag zur Geschichte der Renaissance in England. (Försters Leipziger Beitr. III.) Leipzig, Tauchnitz, 1921. 89 S. [Nach kritischer Zurückweisung vieler Hamletdeutungen, nach einer Studie der Melancholie bei und vor Shakespeare, nach scharfer Zergliederung seiner Charaktereigenschaften und seiner Ethik werden die Punkte herausgeschält, in denen sein Wesen unausgeglichen ist: 1. er glaubt an Überirdisches und steht doch dem Geiste seines Vaters zeitweilig als Skeptiker gegenüber; 2. er ist an die alte Blutrache gebunden und zugleich durch ein verfeinertes Empfinden von blutigen Taten zurückgehalten; 3. seine Willenssouveränität treibt ihn zur Bestrafung des Frevlers, wird aber gelähmt durch seinen Vorsehungsglauben. — Diese drei unausgeglichenen Gegensätze haben ihre Begründung in der Kultur des Shakespeareschen Zeitalters: diese sei teilweise noch christlich-mittelalterlich, teilweise aber schon wissenschaftlich-modern gewesen. — Wird auf solche Weise ein Zwiespalt innerhalb des ganzen Renaissancedenkens für den im Dänenprinzen verantwortlich gemacht, warum prägt er sich nicht auch in anderen Gestalten Shakespeares aus? Das kann manchen zur Überzeugung führen, daß bei diesem Drama die Quelle als eine außerordentlich starke und wohlbekannte Blutgeschichte besonders abstach von der Bildung des in Wittenberg studierenden und von Shakespeares eigenem Humanismus besonders erfüllten Helden.]

Dutt, Smarajih, Shakespeare's Othello, an oriental study. Simla, Calcutta, to be had of the author Taki, 24, Perganas, Bengal, India (1923). 191 S. [Vom indischen Standpunkt aus wird hier Shakespeare mit großer Aufrichtigkeit beurteilt. Religion, heißt es im Vorwort, ist die Grundlage

der indischen Kultur, und deshalb ist indische Kunst und Wissenschaft durchaus auf Ethik begründet. 'I have tried in my humble way to judge Shakespeare by this moral standard of the East': deshalb 'I have called my study oriental'. Liebe — um mit der Heldin zu beginnen — ist in indischer Dichtung eine Angelegenheit der Seelen und reicht ans Göttliche; als Beispiel wird Sakundala vorgeführt mit ihrer übermenschlichen Ergebenheit, Demut, Geduld. Im Vergleich mit ihr findet Dutt an Desdemona viel niedrige Menschlichkeit, ja etwas Tierisches. Wie konnte sie den guten alten Vater verlassen und mit dem Schwarzen entlaufen! Nicht einmal ganz ehrlich ist sie mit ihm in der Cassiogeschichte, und unwürdig ist ihre Furcht vor dem Tode, denn sterben müssen wir doch alle. Das ist nicht eine hohe Heldin, noch ist Othello der herrliche Mann, als der er geschildert wird. Seine Gedanken sind oft unfein, sein Tun gröblich bis zur Brutalität, sein Kuß auf die Lippen Desdemonas, auf denen er noch die Spuren von Cassios Lippen zu entdecken glaubt, ist eine unglaubliche Selbstentwürdigung, sein Selbstmord am Schluß eine Feigheit. Aber nicht bloß an der Ethik Shakespeares ist vieles auszusetzen; er ist auch ungeschickt und oft auch unglaubwürdig, er hat die Gestalten des Cassio und des Rodrigo durchaus nicht unlösbar mit der Hauptfabel verknüpft; er hat die Verleihung des Statthalterpostens von Cypern an Othello gar nicht begründet, er wirft uns immer wieder aus der Illusion, er ist nicht der 'universal poet', als der er von englischen Kritikern gefeiert wird, vielmehr hat er um sein Brot geschrieben. 'Pen was the engine to turn out his bread' (S. 127). Diese scharfe und umständlich begründete Absage an den Hauptdramatiker des Westens ist ein merkwürdiger Beweis dafür, daß nicht bloß die Dichter, sondern auch die Leser in hohem Grade bedingt sind durch die künstlerische Tradition, unter deren Einfluß sie aufwachsen.]

Heidrich, Hans, John Davies of Hereford (1565—1618) und sein Bild von Shakespeares Umgebung. Berlin, 1924 (Palaestra 143). 124 S. [Nicht den Quellen oder dem Stile des mäßigen Dichters J. D. wird nachgegangen, sondern der großen Shakespeareschen Umwelt, von der er Zeugnis ablegt: was für Bücher er las, wie er die Leute am Hofe Jakobs I. beschrieb, wie er über Kritik und Poesie dachte. Über die Quelle seines Lehrgedichts 'Nosce te ipsum' handelt eben L. I. Bradfold, Publ. Mod. Lang. Ass. Am. 38, 745 ff., Dec. 1923; es ist ein französischer Traktat, der sich als eine Art Fortsetzung einer Schrift von Ph. de Mornay, "De la vérité de la religion chrestienne 1581', ausgibt und unter dem Titel 'The second part of the French Academie' in englischer Übersetzung 1594 erschien.]

Greg, W. W., Massinger's autograph corrections in 'The Duke of Milan', 1623 (Bibliograph. Soc. Transact., S. 207—218). Oxford, University Press, 1923. [Massingers Korrekturen scheinen nur Druckfehler beseitigt zu haben, die auch ein moderner Herausgeber erraten konnte.]

von Ingersleben, Irmgard, Das Elisabethanische Ideal der Ehefrau bei Overbury (1613). (Neue anglistische Arbeiten, hg. von L. Schücking und U. Deutschein, Nr. 5.) Cöthen, O. Schulze, 1921. 105 S. [Nicht bloß die Stellung der Frau bei dem ersten 'character-writer' wird hier behandelt, sondern die während der ganzen Periode von den Humanisten bis zum Bürgerkrieg mit viel Belesenheit. Das 'Schole-house of women', das ich bereits beim Abdruck von Thomas Elyots 'Defence of good women', Shakespeare-Jahrb. 51, als ungewollte Anregung zum Preise der Frau bezeichnete, erweist sich S. 53 als Anlaß zu noch mehr Werken solcher Art. Ausführlich wird erörtert, wie sich Shakespeare zur weiblichen Bildung verhielt; mit seinen Zeitgenossen war er für gescheite, aber nicht eigentlich für gelehrte Heldinnen eingenommen. Über Overbury hinaus gehe er nur in 'Verlorener Liebesmüh' in der Rede Birons, der dem Manne die 'Benutzung dessen empfiehlt, was ihm durch die Frau geboten wird: bei Overbury bleibt die Stellung des Mannes rein passiv', S. 84. Ein Wort über die Eigenart der

Königin Elisabeth im besonderen und über die einer tragischen Hauptperson im allgemeinen konnte den Vergleich wohl noch zu einem anderen Ergebnis führen.]

Bradley, J. F., and J. Qu. Adams, The Jonson allusion-book, a collection of allusions to Ben Jonson from 1497 to 1700. Newhaven, University press, 1922. VI, 466 S. [Den 'Shakespeare-allusions' stellt sich hier — außerhalb des Rahmens einer Shakespeare society — als Frucht amerikanischen Fleißes dieser Band mit Anspielungen auf Ben Jonson an die Seite. Eröffnet wird er mit einem 'Act of the Privy Council 1597' über eine Aufführung von 'The Isle of Dogs', bei der Ben als Schauspieler und als Dichter beteiligt war: Strafe für 'leude and mutynous behavior' soll verhängt werden; Papiere, die sich in der Wohnung des Nash gefunden, sind mitzuprüfen — eine gute Erläuterung zu Shakespeares Klage über die 'insolence of office'. — Die nächsten Eintragungen stammen aus Henslowe's Diary; Ben Jonson scheint sich vom Theatermann Geldhilfe erbeten zu haben. Es folgt ein Akt, der die Freilassung Jonsons anordnet. Viel Raum nehmen die Auseinandersetzungen mit Marston, Dekker, Breton, Donne und Chettle ein, worauf mit 1604 die Hofbeziehungen ansetzen. 'Sejanus' entfesselt eine Fülle von Lob; überhaupt erscheint Ben Jonson weit mehr als Shakespeare in einem Kreise von Humanisten, die sich auf Beräucherung verstehen; auch daß er länger lebte und durch seine Maskenspiele in die politischen Kreise hineingriff, kam seiner Bekanntheit zustatten. Bis S. 202 reichen die Dokumente, die aus seinen Lebzeiten stammen, und über acht Seiten füllt die 'Eclogue', die Lucius Cary 1638 über seinen Tod anstimmte; viele kürzere Nachrufe in Versen leisten ihr Gesellschaft. Die literarische Ausbeute seines Todesjahres allein füllt 58 Seiten. Dabei ist auf bibliographische Nachweise und erklärende Kommentare fast ganz verzichtet. Selbst Zitate aus seinen Schriften — bei Shakespeare spielen sie eine große Rolle — sind verschmäht, weil direkte Nachrichten über ihn so reichlich fließen. Bei Pepys und dessen Umgebung hatte er noch eine recht gute Presse; Dryden nannte ihn 1668 'the greatest man of the last age', und erst durch den Streit der Kritiker über Shakespeares Sünden gegen die klassizistischen Einheiten trat letzterer mehr in den Vordergrund. Dryden sprach es aus: Jonson plünderte 'all the Roman stores of poets and of orators', S. 747; aber Shakespeare hatte 'a great soul'. Mit biographischen Einzelheiten erfreut uns zuerst Aubrey: über sein Schulleben, seine Beschäftigung als Maurer, seine Rettung durch Camden, seine Unterstützung durch König, Adel und Bürgerschaft und seine Gewissensbisse und seine gleichzeitige Liebschaft 'with a woman that governed him', S. 357. Dann gab Langbain 1691 lebendige Auskunft über sein Temperament: 'He was a man of a very free temper, and withal blunt, and somewhat haughty to those that were either rivals in fame, or enemies to his writings, S. 431. Neue Einzelheiten bot dann Anthony à Wood 1691/92. Über seine silly mother, seine Reise mit dem jungen Raleigh, seinen Aufenthalt in St. John's College, Cambridge, die Anfänge seines Schauspielertums und seinen Übergang zum Dramaschreiben, S. 437. Nicht bloß über Ben Jonson werden wir gründlicher unterrichtet, sondern auch über das Wachstum der biographischen Aufmerksamkeit in den Jahrzehnten nach Milton. Bekämen wir doch bald eine ähnliche Dokumentensammlung über Marlowe!]

Cooper, L., A concordance of the Latin, Greek, and Italian poems of John Milton. Halle, Niemeyer, 1923. [Mit Recht betont das Vorwort, daß die Ausschöpfung von Miltons lateinischen Gedichten ebenso wichtig ist wie die von seinen englischen. Die Konkordanz folgt der Ausgabe von Beeching 1900. Wir können nicht genug Konkordanzen haben; es ist schade, daß sie uns von den wichtigsten deutschen Autoren noch fehlen.]

Good, J. W., Studies in the Milton tradition. (Illinois Stud. I 3, 4.) Urbana, Univ. of Illinois Press, 1915. 310 S. [Es gilt als ausgemacht, daß

Milton erst durch Addisson 'emporgeschrieben' wurde. Good weist jedoch nach, daß schon Otway in der 'Epistle to Mr. Duke' auf die Gartenschilderung im 'Verlorenen Paradiese' hinwies, daß Dryden den 'incomparable Milton' bewunderte, daß Prior 1687 aus dem Verl. Par. borgte, daß Woodford 1679 diesem Epos einen Bestand weissagte 'as long as there are men in our English world left to read it' usw. S. 144 f. Die Wendung in der englischen inneren Politik von absoluter zu konstitutioneller Monarchie 1688 kam dem Freiheitskämpfer Milton ebenfalls zustatten; Dennis und Gildon traten begeistert für ihn ein, und so beschränkt sich Adissons Verdienst wesentlich auf die geschickte Stilisierung dessen, was seine Zeit bereits dachte. — Eine zweite Tatsache, die uns Good erweist, ist das Aufkommen des Blankverses gegenüber dem heroischen Reimpaar im Epos durch das Verl. Par; 'Milton soared to the Heavens on the wings of his own sublimity' S. 166. — Langsamer kamen Allegro und Penseroso zur Geltung. Auf sie kam man erst in der Bentley-Kontroverse über die Echtheit des Verl. Par. 1732 ernstlich zu reden. Wie sie dann durch das 18. Jh. von einem Kritiker nach dem andern gerühmt wurden, ist S. 176—208 verdienstlich auseinandergesetzt. — Wie sie gleichzeitig die englischen Landschaftsdichter tief innerlich beeinflußten, wäre noch darzutun. — Sehr beachtenswert sind schließlich die Ausführungen des Verfassers über den Einfluß Miltons auf die Anfänge der Romantik in mannigfachster Hinsicht S. 217 ff. In sozialen Dingen suchte man Milton nachzuleben; in religiösen half er den Radikalen und Mystikern, in politischen den Träumern 'of future golden age of democracy', in rein literarischen weitete er den Sinn für das Ferne, das Unendliche, das Prophetische. Widerspruch gegen ihn ging aus von Goldsmith's 'Deserted village' das zum Reimpaar zurückkehrte, von Macpherson, der eine rhythmische Prosa aufbrachte, von Ruffhead im 'Life of Alexander Pope' 1769, der den Dichter des 'Essay of man' bevorzugte, u. a. S. 232 ff. Bekannt sind die politischen Angriffe Johnsons auf den Verteidiger der Königshinrichtung 1779. Aber gerade dieser scharfe Angriff rief die Freiheitlichen zur Verteidigung Miltons auf den Plan, wobei metrisch-rhetorische und politisch-soziale Tendenzen sich merkwürdig verbanden. Cowper erklärte seiner Umgebung, 'that the great dictator could not read blank verse' und übertrug, nicht zufrieden mit Popes gereimtem Homer, den alten Griechen in Blankverse. Hier hätte in Anlehnung an Cowpers 'Task', etwas flüchtig erwähnt S. 234, die Milton-Begeisterung von Blake und Coleridge zur Sprache kommen können. Viel ist über Miltons Ehrung und Nachwirkung hier gut gesagt, manches aber noch nachzutragen.]

Neilson, Geo., A Yell 'chartour' in 1639. (Scott. histor. rev.) 1924. S. 128—32. [Nach dem Tode des um Alt-Schottlands Literatur, Rechtsgeschichte und Quellenedition hochverdienten Forschers (1859—1923) erscheint diese Veröffentlichung einer Landverleihung auf einer Shetland-Insel. Verleiher nennt sich Sohn *of umquhill* (weiland, verstorbenen) *B. Swansdochter* und gibt als Gutsteile *quoyis* (Gehege), *tounmollis* (Gehöft-Nebenland, Wiese oder Flur), *outbreckis* (Neugerodetem), mit *waithing uddall*. (Dies wird erklärt als *waitinga* des mittelengl. Grundbesitzrechts; dahinter [*wair, wreck*] vermute ich, wie Jos. Wright *Dial. dict.* VI 362 für *wraik, waith, wair* zitiert: Seetrift, Strandgut). Norwegens Ordalrecht freien, nicht lehnsabhängigen Bodens ist auch sonst von jener Inselgruppe und den Orkneys bekannt (a. a. O. s. v. *udal*). Hier beansprucht, im Gegensatz zu Schottlands Kronprivileg, der Küstenbesitzer alles zwischen Hochwasserstand *to ye lawest in ye ebb*. Spuren der Wikingerzeit in Sprache und Recht Nordschottlands! F. Liebermann.]

Veldkamp, Jan, Samuel Butler, the author of Hudibras. Academisch proefschrift. Hilversum, Drukkerij 'De Atlas', 1923. 39 S. Der Hauptton liegt auf der Abhängigkeit Butlers von Cervantes und Rabelais; doch werden auch kleinere Entlehnungen verfolgt, von Spencers Feenkönigin, Beaumont

und Fletchers 'Night of the burning pestle', der 'Satyre-Ménippée', Scarrons 'Virgile travestie'. Die Verwandtschaft der Hauptgestalt mit dem Puritaner und Friedensrichter Luke, überhaupt mit der puritanischen Gesellschaft ist der Gegenstand eines eigenen Kapitels.]

Göricke, Walter, Das Bildungsideal bei Addison und Steele. (Honour stud. XIV.) Bonn, Hahnstein, 1921. [Eigentlich handelt es sich um die Geschichte des gentleman-Begriffes. Im Zeitalter der Renaissance paßte man ihn im Sinne von Castigliones 'Cortegiano' 1516, übersetzt von Hoby 1561. Die humanistischen Ideale spielen dabei eine große Rolle; der Ritter muß körperlich gut geübt sein, im Reiten, Schießen, Ringen, Schwimmen, Tanzen usw., aber er muß auch über eine gute Belesenheit, namentlich in der antiken Literatur, verfügen. Den Übergang zu einer realistischeren Bildung bahnt bereits Gilbert in 'Queene Elizabethes Achademy' an, die in den sechziger Jahren des 16. Jh.s erschien. Weiter ging hierin Milton, der die jungen Engländer zu einer ehrenvollen Tätigkeit in Parlament und Ratsversammlung vorbereiten will; noch weiter Defoe im 'compleat English gentleman' 1728. Selbst ein Edelmann soll imstande sein 'to manage his own affairs'. Ähnlich im Fall Locke 1693, neben der Lektüre der Alten auch Physik, Geschichte, Jus, Französisch, Zeichnen, sogar Kurzschrift zu treiben. Bei Addison wird dann besonders der bürgerliche gentleman betont; 'good breeding' zeichnen ihn aus, und die Figur des Sir Andrew Freeport umreißt seine Persönlichkeit. Im Gegensatz zu der düsteren puritanischen Prädestinationslehre wird in aufklärender Weise betont, daß die menschliche Natur zwar Schwächen hat, daß diese aber durch geeignete Einwirkungen wesentlich ausgeglichen werden können. Noch heute ist es das Ziel der englischen Schule, vor allem energische, praktisch und politisch brauchbare Charaktere zu entwickeln. Deutlich ist der Unterschied gegenüber unserer deutschen Erziehung, die sich um planmäßige Entfaltung möglichst aller geistigen Fähigkeiten und um reife Aufnahmefähigkeit für tiefste Problemstellungen, für größte künstlerische Werte bemüht, und die durch eine Zahl ganz verschiedenartig abgestufter Schultypen jeder Individualität ihre Entwicklungsmöglichkeit sichern will, S. 52. Die Kirche von England wirkt daneben als 'passiver Bundesgenosse der Monarchie'. Das Schriftchen ist wertvoll und verdiente, bis auf die Gegenwart herunter fortgesetzt zu werden.]

Griffith, R. H., Alexander Pope, a bibliography. Austin, The University of Texas, 1922. XXXV, 297 S. [Was 1709—34 Jahr für Jahr von Pope erschien, in selbständiger Form oder als Teil von Sammelwerken, auch z. B. der Prolog zu Addison's 'Cato', ist hier in streng zeitlicher Reihenfolge verzeichnet und fachgerecht beschrieben, stets an der Hand von Originalausgaben, von denen viele Hunderte verwertet wurden. Nicht selten sind mehrere Exemplare einer und derselben Ausgabe untereinander verschieden, was bei Popes 'Letters' gelegentlich die Kritiker in Verlegenheit brachte und den bekannten Herausgeber Elwin zu überscharfer Beurteilung Popes veranlaßte. Nicht bloß das Studium von Pope selber wird durch diese wohlgruppierte Sammelarbeit erleichtert, sondern auch das seiner Aufnahme und Einwirkung in weiteren Kreisen. Zahlreiche der benutzten Originale sind in Griffiths eigenem Besitz; andere sind in Bibliotheken der aufstrebenden Universitätsstadt Austin vereinigt; wieder andere waren in der Lefferts Collection der Harvard Universität und in der Chew Collection eines Mr. H. A. Huntington von Kalifornien benutzbar. Amerikanische Bibliotheksarbeit macht sich hiermit in der Erforschung der englischen Literatur recht fühlbar. Ein zweiter Band, der die Schriften über Pope umfassen soll, ist in Vorbereitung; da werden viele deutsche Artikel der Lessingzeit mit aufzunehmen sein.]

Rinaker, Clarissa, Thomas Warton, a biographical and critical study (Illinois Stud. II 1). Urbana, Univers. of Illinois Press, 1916. 241 S. [Als ein stiller Bücherfreund lebte Warton seit 1744 in Oxford, wo die gotischen Universitätsgebäude seine Phantasie gewaltig anregten: 'ye fretted pinnacles,

ye feins sublime, ye towers that wear the mossy vest of time, ye massy piles of old munificence' heißt es in seinem 'Triumph of Isis'. Zugleich wirkte Hickes nach, der seinen Kreis für Angelsächsisch begeistert hatte. — Leider lernte Warton diese Sprache nicht und entbehrte dadurch den Schlüssel zu den eigentlichen Grundlagen der englischen Literatur. Aber er las hinreichend viel von mittelenglischen Dichtern, besonders von Chaucer, um deren höfischen Geist zu erfassen, und sah dann, wie stark dieser in Spenser noch lebte; dadurch gewann er einen eigenen Standpunkt zur Wertung der Elisabethaner unabhängig von dem der Klassizisten rechts und links; was die englischen Kritiker seit der Restoration unter französischem Einfluß gepriesen hatten, schien ihm allmählich schwächlich: 'Poets began now to be more attentive to words than to things and objects; the nicer beauties of happy expression were preferred to the daring strokes of great conception; Satire, that bane of the sublime, was imported from France,' S. 53. Aus dieser Erkenntnis heraus schrieb er die 'Observations on the Faierie Queen' 1754—62, worin er 'by comparing the author with himself' über die Tyrannei der Regel hinausging und 'introduced the modern historical method of criticism by recognising that no work of art could be independently judged, isolated from the conditions under which it was produced' S. 43. Es folgte die Tätigkeit für Percys 'Relics' 1762; aber lange war Warton durch Erzieherstellen gehemmt, die große Aufgabe einer englischen Literaturgeschichte, wie sie bereits Pope und Gray vor Augen schwebte, anzupacken. Aber 'as soon as it became known among Warton's friends that he was undertaking this important work, they were eager to help with it' S. 80; aus Kathedralen und College-Bibliotheken wurden Handschriften herbeigeschleppt; öffentliche Büchersammlungen, wie die Bodleina und das eben begründete Britische Museum, und private hatten Drucke zu liefern; aus jedem Stück Material machte sich Warton sofort Notizen, und dann zog er sich 1769 mit seinem Bruder nach Winchester zurück, um alles im stillen zu verarbeiten. Der Plan, den er sich selber vorschrieb, ist S. 83 abgedruckt; er beginnt mit sehr dunklen Anfängen: 'The Poetry subsisting among the Druids lost: the Saxons introduced it, of whom Hickes produces many Hymns; the old British Bards not yet lost: Robert of Gloucester's Chronicle the Remains of them. Piers Plowman, the first, Allegorical Poem in our tongue' usw. Der erste Band der 'History of English Poetry' erschien 1774. Was an gedruckten Quellen dafür vorlag, ist S. 179—238 ausführlich verzeichnet; das Buch wandte sich an Literaturliebhaber und Altertumsforscher, aber beide Klassen von Lesern vermochten es zunächst nicht zu würdigen. Selbst Walpole, der den Band 'delightfully full of things I love' fand, ver[illegible]chte ihn nicht zu Ende zu lesen, S. 114. Zu häufig hatte sich Warton [illegible] überall von Grund auf arbeiten mußte, von Einzelheiten vertragen und von bloßen Titeln verlocken lassen. Geistlos wie als Mensch in Gesellschaft — nach Miß Burneys Schilderung — war er als Gelehrter in der Darstellung. Auch erwies sich sofort die große Schwierigkeit, das Mittelalter zu verstehen, das uns ja in vieler Hinsicht fremder geworden ist als das Altertum. Man begriff nicht, wie Warton das Original der 'Nutbrown Maid' über Priors Modernisierung zu setzen vermochte. Mason glaubte, vom ganzen Werk würden nur einige Anekdoten übrigbleiben. Andrerseits griff Ritson mit gewohnter Heftigkeit die Verläßlichkeit des Autors in Einzelheiten an: 'Observations on the three first volumes of the History of English Poetry' 1782; er brachte hundert Fehler zusammen und vermißte hauptsächlich Kenntnis des Angelsächsischen. 116 Fehler — 'mostly petty errors'. Aber die Verbindung von Wärme für den Stoff mit möglichster Exaktheit in der Kritik, Fülle des Materials und breitem Geschichtsausblick verfehlte doch nicht eine Reihe von Einsichtigen anzuziehen. Das erste Lob spendeten die Monatsblätter; Gibbon beugte sich vor der profunden Gelehrsamkeit auf einem ihm fremden Gebiete; W. Scott sah mit Freude die Lebensspuren der Vergangenheit ausgegraben wie 'memoirs'.

Über die Nachwirkung bei Dichtern und Forschern ließe sich noch ein größeres Buch schreiben, als es Rinaker über die Entstehung geschrieben hat. Bemerkt sei noch, daß die Verf. 62 bisher unbeachtete Briefe im Britischen Museum, in der Bodleina und in Harvard, eine Menge Notizen im Winchester College und die Handschriften im Trinity College benutzt hat: sie ist sehr fleißig zu Werke gegangen.]

Burd, H. A., Joseph Ritson, a critical biography. (Illinois Stud. II 3.) Urbana, Univers. of Illinois Press, 1916. 223 S. [Der erste Philologe unter den Herausgebern und leider ein sehr unangenehmer, der seine Kritik unnötigerweise mit einem galligen Temperament vergiftete, wird uns hier menschlich nahegebracht, an der Hand bisher unbenutzter Briefe, die als Anhang abgedruckt sind und einen unbekannten Bericht über seinen Tod, aufgesetzt für Percy und ebenfalls hier mitgeteilt. Geboren 1752 zu Stockton-upon-Tees, Durham, als das zweite von neun Kindern eines kleinen Angestellten bei einem Kornbauern, fand Ritson die Unzufriedenheit schon im Elternhause. Schon auf der Schule wollten Knaben und Mädchen nichts von ihm wissen. Er hatte keinen Unterricht im Griechischen und holte ihn später autodidaktisch einigermaßen nach. Ebenso lernte er auf eigene Faust Angelsächsisch, Latein, Französisch, wohl auch etwas Spanisch, Italienisch und sogar Deutsch. Als er mit zwanzig Jahren nach London übersiedelte, um zu verdienen, wanderte er jeden Tag von Gray's Inn, wo er in einem Rechtsbureau arbeitete, nach dem Britischen Museum, las mit unendlichem Fleiß und legte dann nach Autodidaktenart auf jede Einzelheit seines selbsterworbenen Wissens ungemeines Gewicht. Indem er daranging, einige von Percy gedruckte Denkmäler selber zu veröffentlichen, ärgerte er sich über dessen Freiheiten und verlangte öffentlich genaue Wiedergabe mittelalterlicher Texte, nicht mehr Verfeinerung und Verschönerung; er gehörte zu den ersten, die das Schrifttum der Ritterzeit erfaßten, wie es war. Über 70 Bände hat er vorbereitet, fast die Hälfte davon auch herausgebracht und dennoch wenig Dank sich erworben, so zahlreich, scharf und leider auch oft kleinlich waren seine Angriffe auf Percy, Warton, Pinkerton, Steevens, Melone u. a. Er wagte es, den Schotten ihre wohlaufgedonnerte Urgeschichte von Hector Boethius 1526 zu erschüttern und die Hälfte ihrer vorhistorischen Könige zum alten Eisen zu werfen. Er versuchte sogar die englische Orthographie und Grammatik zu reformieren 'with the view to absolute consistence' S. 185. War seine Kritik oft sehr kritisierbar, so hat er doch als Herausgeber ungleichbare Verdienste: he materially aided the romantic movement, bahnte philologischer Gründlichkeit die Wege und war an Energie der echte Vorläufer Furnivalls.]

Scott, W. R., Adam Smith. (Proc. Br[illegible]h Acad. XI.) 1923. 21 S. Dieser Vortrag verdient hier Erwähnung, weil [illegible] [d]en großen Volkswirt zeigt im Rahmen nicht seiner Sonderwissenschaft, sondern der Geistesumwälzung des 18. Jh s als Moralphilosophen, Kulturbeobachter weitesten Blickes und Lebensschilderer von einer gewaltigen Phantasie, die sich in fremde Verhältnisse einfühlt, und von bedeutender Schriftstellerkunst. — Daß Staat und Gesellschaft nicht mehr von Glauben und Überlieferung, sondern von Natur, einschließlich menschlicher Vernunft, zu regeln seien, lehrte die Zeit des Naturrechts allgemein. Smith wurde von Hume wohl beeinflußt, lehnte aber als zu spitzfindig Metaphysik und Erkenntnislehre ab. Vielmehr von Hutcheson (über den Scott ein Sonderwerk, neben *Introduction to 'Wealth of nations'* verfaßt hat) übertrug er dessen Befreiungslehre in Theologie und Moral zugunsten der Natur auf die Wirtschaft, gegen das Merkantilsystem. Er stimmte nach neuerer Forschung zur Lehre der Physiokraten, bevor er sie las oder gar persönlich kannte. Jenem Freunde entspricht auch die Höchstschätzung der Tat, die den meisten größtes Glück bringt. Kein Selbstwiderspruch liegt vor, wenn er 1759 in *Moral sentiments* die Moral auf Mitgefühl gründet, aber die Wirtschaft in *Wealth* 1776 auf Selbstsucht. — Verf. benutzt Hasbach (*Unters. über A. S.*) u. a. Deutsche. F. Liebermann.]

Carhart, Margaret S., The life and work of Joanna Baillie (Yale studies 64). New Haven, Yale University Press, 1923. 215 S. [Die Verfasserin der 'Plays of the Passions' 1798 führte ein ruhiges Leben, worin eine späte Freundschaft mit Walter Scott den anziehendsten Punkt ausmacht. Sie hatte Shakespeare gelesen, aber nicht viel Theater gesehen. Nicht die Tätigkeit vorangehender starker Dramatiker fortzusetzen war ihr Bestreben, sondern 'to describe the boundless variety of nature'. Der Titel machte das Glück des Buches. Die Aufführungen fielen nicht immer gut aus. Deutsche Art hat sie in 'the alienated manor' in der Gestalt des Philosophen Smitchenstault parodiert. Im selben Stück ist der Landschaftsgärtner Sir Level Clump nach Solomon in Kotzebues 'Stranger' geformt. Mehrere Szenen ließ sie auf deutschem Boden spielen. Wenn dabei mitternächtliche Räuber beim Wein lärmen — sagt sie in der Vorrede zu Rayner —, so wird der Leser wohl auf deutsche Quellen raten; 'will he give me perfect credit, when I assure him, at the time this play was written, I had not only never read any German plays, but was even ignorant that such things as German plays of any reputation existed' (S. 78). Verf. bemerkt dazu: 'She must have known by 1804, it seems, Schillers 'Die Räuber.' Wenn sie während der Zeit der ungeheuren Stranger-Erfolge in London von deutschen Dramen wirklich nichts gehört hatte, so war sie sehr schwerhörig. Die Art und Aufnahme ihrer Stücke wird ausführlich besprochen — das ist der Kern des Buches.]

Miller, Frank: Andrew Crosbie, advocate, a reputed original of Paulus Pleydell in 'Guy Mannering'. (Repr. from the transactions of the Dumfriesshire and Galloway Natural History and Antiquarian Society — 24. Okt. 1919.) 22 S. [Die Zeitgenossen W. Scotts in Edinburg behaupteten, Crosbie sei das Vorbild für den Counsellor Pleydell in 'Guy Mannering' gewesen. Ein anschauliches Bild von diesem lokalberühmten Juristen wird hier entworfen, begleitet von einer Reihe bisher unveröffentlichter Briefe aus den Jahren 1760—63. Sicherlich war Crosbie ein 'praiser of past times', verkehrte intim mit den ersten literarischen Persönlichkeiten Schottlands, besaß eine große Bibliothek, galt für 'erudite' und 'facetious' und entwickelte, besonders wenn durch den Becher aufgetaut, viel Humor und Witz. Walter Scotts Freund, Dr. Blacklock, kannte ihn gut, und im Parlamentshaus zu Edinburg fand der Dichter, als er es sieben Jahre nach dessen Tode betrat, noch eine lebhafte Erinnerung. Namentlich seine Beziehungen zu S. Johnson, als dieser 1773 die schottische Hauptstadt besuchte, waren unvergessen. Leider brachte ihn später eine gewisse Seltsamkeit, unkluge Spekulationssucht und dadurch hervorgerufene Vertrautheit mit der Flasche in traurigen Verfall. Er starb 1785 und hinterließ eine Witwe in bedrängten Verhältnissen; denn sein Familiengut hatte er nach dem Zusammenbruch einer Bank, an der er beteiligt war, verkauft, und das schöne Stadthaus, das er sich erbaute, brachte mehr Kosten als Ertrag. Die Faculty of Advocates gewährte der Witwe 40 £ jährlich, und sie verehrte 1814 sein Porträt dem Parlamentshaus, wo es Scott häufig sehen konnte. In Büchern, die aus seiner Bibliothek stammten, ist noch sein Wappen zu sehen mit der Inschrift 'Resurgam', die durch 'Guy Mannering' bewahrheitet wurde.]

Gutteling, J. F. C., Hellenic influence on English poetry of the nineteenth century. Academisch proefschrift. Amsterdam, Druckerei van Dorssen [1922]. 144 S. [Viel Begeisterung für Hellenentum hat die Verfasserin zu ihrer Aufgabe mitgebracht; ihr Kapitel 'Brief survey of helenic influence in English literature' zeigt doch weite Lücken betreffs Roman der spätangelsächsischen Zeit, betreffs Drama vor und bei Shakespeare, betreffs Theophrast, Longinus und Aristoteles im 17. Jahrhundert usw. Auch im 19. Jahrhundert, wo sie mehr Raum für Einzelheiten sich gönnt, finde ich weder das Verhältnis des Homer zu Keats, noch das des Äschylos zu Byron berührt. Dagegen hat sie viele Einflüsse auf Shelley, Tennyson, Matthew

Arnold und Swinburne nachgewiesen; hierin liegt der Wert dieser Anfängerschrift, die noch mehr für die Zukunft verspricht]

Silberstein, Paul, Der Zionismus in der englischen Literatur. Dissertationsauszug. Greifswald, Panzig, 1923. 4 S. [In einem solchen Auszug findet bei enger Packung vieles Platz. Cromwell als Wiederzulasser der Juden in England und die Vorliebe der Puritaner für das Alte Testament stehen am Anfang zahlreicher Stellen, die für den Messiasgedanken einstehen. Thomas More mit den 'secret songs' und Byron mit den 'Hebrew Melodies' gewinnen in diesem Zusammenhang neuen Sinn. Im Weltkrieg zeigen die vielen christologisch-zionistischen Flugschriften, wie sehr die Stimmung der Puritanerzeit noch fortlebt. Ungemein viel Material ist auf knappem Raum zusammengetragen.]

British authors. Tauchnitz edition:

Vol. 4590. Levis, S., Babbitt.
„ 4591. Williamson, C. N. and A. M., The lady from the air.
„ 4592. Cannan, G., Annette and Bennett.
„ 4593. Hergesheimer, J., The bright shawl.
„ 4594. The author of 'Elizabeth and her German Garden', The enchanted April.
„ 4595. Sinclair, M., Anne Severn and the Fieldings.

Rehfeld, Walter, Der Vergleich bei Ch. Dickens. Dissertationsauszug. Greifswald, Panzig, 1923. 4 S.

Sutcliffe, E. G., Emerson's theories of literary expressions. Urbana, University of Illinois Press, 1923. 152 S. [Das transzendentale Denken Emersons wird dargelegt und seine Stiltheorien daraus abgeleitet. Abweichend von Locke und in Übereinstimmung mit Kant glaubte er an 'intuitive truths', an eine Sphäre 'of spiritual perception', gesondert von der 'of sense', daß daher eine ideale Weltanschauung möglich ist neben und über der materiellen. Das, was den Sinnen erscheint, war ihm Symbol, nicht Ausdruck der Wesenheit; 'temporalities' dienten ihm als 'hints of things eternal which would otherwise be incomprehensible'. Diese Kraft, zu symbolisieren, hieß ihm 'imagination'; mit ihrer Hilfe wurde ihm die Natur aus einer Sprache des Menschen zu einer Sprache Gottes, ihre wissenschaftlichen Gesetze zu ethischen. Goethe hatte diese 'universal insight', und durch diese zeichnen sich seine Naturbeobachtungen aus. Mehrere Jahre bevor er Carlyle kennenlernte, war er bereits auf solche Denkgeleise gekommen, durch Coleridges Sonderung der 'imagination' von 'understanding', durch de Staels Buch über Deutschland, durch Burke. Aus Bacon sagte ihm zu, was dieser über 'universality or prima philosophia' schrieb als 'the receptacle for all such profitable observations', die über bloße Einzeltatsachen hinausgehen. Alle diese Einflüsse aber, samt denen von Plato direkt, führen uns nicht zu seiner charakteristischen Lehre; das Eigenartigste hat er von Swedenborg übernommen, dessen System ihm durch ein anspruchsloses Büchlein 1826 vermittelt wurde, betitelt 'Observations on the growth of the mind' und zusammengestellt von Sampson Reed, einem Apotheker in Boston, und in poetische Wärme gekleidet. Zu J. S. Harrisons Untersuchung 'The teachers of Emerson' 1910 wird hiermit ein Nachtrag und Überblick dargeboten. Emersons Auflehnung gegen Dogmatik und fossilierte Autorität in Kirche und Literatur wird hiermit begreiflich.]

Liljegren, S. B., American and European in the works of Henry James (Lunds Universitets Årsskrift. N. F. Avd. 1. Bd. 15, Nr. 6). Leipzig 1920. VIII, 58 S. [Durch die Reiseberichte von Dickens über Amerika, von Emerson über Europa und viele minderberühmte sowohl aus England als aus den Vereinigten Staaten war eine Abschätzung der beiden Nationalcharaktere in den vierziger Jahren zu einer literarischen Mode geworden. Überhaupt war für den Amerikaner, bevor er auf Europa herunterzublicken begann, das Verhältnis der alten Kultur zu seiner eigenen ein tägliches Pro-

blem. Liljegren zeigt nun, wie James unter solchen Eindrücken im Westen des Atlantik aufwuchs, dann im Osten reiste und daher in seinen Romanen immer wieder die beiderseitigen Völker gegeneinander abwog. Er tat es nicht wie ein zuschauender Dritter, sondern indem er seine Personen möglichst naturgetreu aus sich heraus reden ließ. Die Schrift ist ein Beitrag zur Technik eines Romanschriftstellers, der schon vor mehreren Jahrzehnten durch den Grazer Professor Schönbach bei uns eingeführt wurde, was in einer Bibliographie von James gut zu erwähnen wäre.]

Pestalozzi, Gerold, Samuel Butler der Jüngere, 1835—1902, Versuch einer Darstellung seiner Gedankenwelt. Zürich, Buchdruckerei Rüegg, 1914. 60 S. [Der Verfasser des 'Way of all flesh' wird durch Zergliederung seiner Hauptwerke uns nahegebracht. Oft widerspricht er triebartig; eigene positive Aufstellungen von ihm werden nicht hervorgehoben. An seinem Buche über Shakespeares Sonette (1899) wird die große Kühnheit betont, mit der er die Reihenfolge der Gedichte nach eigenem Ermessen festsetzte. Er vermutete, der Mr. W. H. der Widmung sei ein William Hughes gewesen, von dem wir weiter nichts wissen, als daß er dem Mittelstande angehörte und mit Shakespeare befreundet war; 'die ganze deutsche Shakespeare-Forschung hat für Butler nicht existiert', S. 33. Das Schlußwort rühmt ihm nach, daß er die größten Schlagwörter seiner Zeit in Wissenschaft und Vernunft als nichtig erkannt und dem Gemüte wieder einen höheren Platz angewiesen habe: 'er ist ein Empörer wie Stirner, aber einer mit Fleisch und Blut wie Nietzsche, aber ein gesund gewordener'. S. 56.]

Georgian poetry 1913—15. London, W. C., 35 Devonshire street. Poetry Bookshop 1921. 244 S. [Zum ersten Male erschien Georgian poetry 1911/12. Von den damaligen Beiträgern sind zwei gestorben, mehrere verstummt oder als Glieder einer älteren Dichtergruppe nicht meht eingeladen worden. Den Anfang macht Gordon Bottomley mit einem wirklich packenden Drama 'King Lear's Wife': Hygd, die Königin, liegt im Sterben; an ihrem Lager sollte die hübsche junge Schottin Gormflaith wachen, aber König Lear hat Wichtigeres mit ihr zu tun: er ahnt nicht, daß sie einen Stelldicheinbrief von einem anderen Liebhaber im Busen trägt. Goneril, von der Jagd zurückkommend, einen leichten Speer in der Hand und schon viel berechtigte Menschenverachtung im Herzen, tritt an das Sterbebett der übergeduldigen Mutter, findet sie von der Dienerin verhängnisvoll vernachlässigt, hält ihren Tod der leichtsinnigen Gormflaith vor, und als Fürstentochter, erfüllt von Potentatenahnen, heißt sie der Toten die Krone bringen; mit dem Jagdmesser übt sie an ihr die Buße; dem Vater zeigt sie den Brief des Liebhabers; sie selbst ist jetzt reif, zu handeln, wie sie bei Shakespeare handelt. Cordelia ist noch ein Kind. Das Stück verdient Beachtung. — Die übrigen Beiträger haben Lyrik gespendet: R. Brooke, W. Davis, W. de la Mare, J. Drinkwater, J. A. Flecker, W. Gibson, R. Hodgson, W. H. Lawrence, F. Ladwidge, J. Masefield, H. Monro, J. Stephens. Der Krieg spielt mehrfach herein, aber maßvoll, nicht im Ton der Propagandapatrioten. Liebe ist schwach vertreten, aber freies, oft skeptisches Denken über Menschenlos und Weltlauf ist reichlich und immer in beweglichem Sangeston vorhanden. Zum Tiefsinnigsten gehört, was Drinkwater über den Steinmetz im altägyptischen Königsgrabe erzählt: Herrscher, Höflinge und Priester sind ihm nicht mehr als Kröten, mit Künstlereifer meißelt er die Göttertiere für den Tempel, einsam, sieht auf sein Werk und erkennt es als gut, 'passed down the stair unseen, and sang across the teeming meadows home'. Auch Gibsons Dialog zwischen einem Zirkusbesitzer, der Elefanten, Kamele usw. hat, aber keine Kinder, und seinem Clown, der sechs Kinder hat und sonst nichts, gibt zu denken: denn für jeden Gegenstand, auf den sie zu reden kommen, gilt das Wort: 'It's children makes the difference'. Den Schluß macht ein kleines, leichtsinnig realistisches Drama von L. Abercrombie: 'The end of the world'.]

The new poetry: an anthology of 20th century verse in English. New

and enlarged edition, ed. by Harriet Monroe, editor of 'Poetry: a magazine of verse', and Alice Corbin Henderson. New York, Macmillan, 1923. LII, 639 S. [Die Zeitschrift 'Poetry' wurde im Oktober 1912 in Chicago begründet und gab für das, was man 'new poetry' nennt, den Ton an, nämlich: Vermeidung ausgeprägter Rhetorik, überkommener Versformen und stilisierter Motive nach Art der Viktoria-Zeit, dafür Streben nach 'a concrete and immediate realisation of life', vorgeführt mit 'absolute simplicity and sincerity'. Dies Programm war — laut ursprünglicher Vorrede, gedruckt 1917 (S. XXXVII) — vorbereitet durch Burns, Coleridge, Shelley, Keats, Byron, dann durch Whitman in Amerika und durch Swinburne in England. Die Parole gab Yeats aus, der bei seinem Besuch in Chicago erklärte: 'We wanted to get rid not only of rhetoric, but of poetic diction. We tried to strip away everything that was artificial, to get a style like speech, as simple as the simplest prose, like a cry of the heart.' Yeats selber und noch mehr Synge, 'The greatest poet-playwright in English since Shakespeare' (S. XXXIX), seien die besten schaffenden Vertreter des Programms. Gelernt habe man von allen Seiten, um 'that wide borderland between verse and prose' mit Stoff und Formen zu füllen: französische Symbolisten, provenzalische Troubadours, griechische Poeten; aber auch Japaner, Whistler und Tagore hätten beigesteuert. Unter den Autoren, die 1917 als Ausführer des Programms mit Proben herangezogen wurden, fehlte der Poeta laureatus Bridges, obwohl er 'his own personal taste' der 'new poetry' nahekam; desgleichen Kipling, weil seine besten Verse vor 1900 erschienen. Vertreten waren Engländer und Amerikaner in großer Anzahl, unter ihnen Bottomley, Brooke, de la Mare, John Drinkwater, Gibson, Hagedorn, D. H. Lawrence, W. E. Leonard, Masefield, H. Monro, W. Owen, E. Pound, J. Stephens, Tagore, Yeats — um nur einige der bekanntesten hervorzuheben; biographische Nachrichten sind leider nicht beigegeben, nur die genauen Titel der benutzten Veröffentlichungen. Überblickt man die ziemlich bunte Reihe des Dargebotenen, so fällt in formeller Hinsicht ein Zerfließen der Linien auf, so daß z. B. fast kein Sonett mehr erscheint; aber zugleich eine durchgehende Melodik, so daß z. B. der Blankvers völlig gemieden ist; eine gedämpfte Leidenschaftlichkeit, was sich besonders im Abgang von Erotik zeigt; ein delikates Andeuten innerster Seltsamkeiten und Gegensätze im heutigen Kulturleben, wie um uns an den Rand des Überirdischen zu geleiten, dabei doch ein Ausmalen echt amerikanischer Landschaft, Verhältnisse, Gestalten, besonders aus den Südstaaten, wie man es bisher bei diesen Nachahmern englischer Vorbilder nur selten beobachten konnte; endlich eine fast transzendentale Auffassung des Krieges, als würde er geführt 'in the green light lingering in the West'. — Auf diese Ausgabe von 1917 ist jetzt eine zweite gefolgt mit unverändertem Text, aber mit einer neuen Vorrede, die besonders dadurch wichtig ist, daß sie das Wegbleiben dreier neuer Dichtergeister entschuldigt. Der eine ist Emily Dickinson, ausgezeichnet durch 'a virid directness and compartness' und 'a very personal technique', z. B. in den Versen:

> The difference between despair
> And fear, is like the one
> Between the instant of a wreck
> And when the wreck has been!

Oder in dem Fragment, das 'the intensity of a spiritual life' verrät:

> There is a solitude of space,
> A solitude of sea,
> A solitude of death; but these
> Society stall be
>
> Compared with that profounder site,
> That polar privacy,



A soul admitted to Itself:
Finite Infinity.

Der zweite ist Gerard Hopkins, 'an jesuite' in Weltabgeschiedenheit, 'capable of esquisitely rich, subtle and flexible modulations', manchmal mit 'impressionistic rush of splendor, a veritable tumble of gorgeous colors and sounds', ein Priester 'of essential moderness' und 'terrible immediary of utterance', z. B. in 'The leaden echo', der Klage eines Mädchens:

How to keep — is there any any, is there none such, nowhere known some, bow or brooch or braid or brace, lace, latch or catch or key to keep
Back beauty, keepit, beauty, beauty, beauty, ... from vanishing away?
Oh, is there no frowning of these wrinkles deep.
Down? no waving-off of these most mournful messengers, still messengers, sad and stealing messengers of grey?
No, there's none, there's none — oh no there's none!
Nor can you long be, what you now are, called fair —
Do what you may do, what, do what you may,
And wisdom is early to despair:
Be beginning, since, no, nothing can be done
To deep at bay
Age and age's evils — hoar hair,
Ruck and wrinkle, drooping, dying, death's worst, winking sheets, tombs and worms and tumbling to decay;
So be beginning, be beginning to despair.
Oh there's none — no no no, there's none:
Be beginning to despair, to despair,
Despair, despair, despair, despair.

Der dritte ist Stephan Crane, der zu Ende der neunziger Jahre zwei Gedichtbüchlein in freien Versen herausgab, zugleich mit einem sehr freien Menschlichkeitsurteil, das oft in schneidende Ironie ausbrach, z. B. in folgendem Lob des Krieges:

Do not weep, maiden, for war is kind.
Because your lover threw with hands towards the sky
And the affrighted steed ran on alone,
Do not weep.
War is kind.

Hoarse, booming drums of the regiment,
Little souls who thirst for fight —
These men were born to drill and die.
The unexplained glory flies above them;
Great is the battle — god, great — and his kingdom
A field where a thousand corpses die.

Do not weep, babe, for war is kind.
Because your father tumbled in the yellow trenches,
Raged at his breast, gulped and died,
Do not weep.
War is kind.

Swift blaring flag of the regiment,
Eagle with crest of red and gold,
These men were born to drill and die.
Point for them the virtue of slaughter,
Make plain to them the excellence of killing,
And a field where a thousand corpses lie.

Mother whose heart hung humble as a button
On the bright splendid shroud of your son,
Do not weep.
War is kind.

Bei dieser Gelegenheit sei auf einen Artikel über Stephen Crane verwiesen, der im Januar 1924 in H. L. Menckens neubegründeter Monatsschrift 'The American Mercury', Vol. I, Nr. 1, S. 11—14 erschien. Danach erschreckte Crane seine Umgebung mit den beiden ersten Geschichten, die er um 1893 auf den Markt warf. Er griff in die niedrigsten Schichten und verhüllte ihre Eigenart mit keinerlei moralischen Erörterungen, wie sie damals, um 1893, noch Mode waren. Die erste hieß 'Maggie: a girl of the streets', die durch eine brutal betrunkene Mutter aus dem Hause vertrieben und von einem schwächlichen Liebhaber verlassen wird, worauf sie ins Wasser geht. Die zweite, 'George's mother', handelt von einem jungen Arbeiter, dem letzten von fünf Söhnen, der in schlechte Hände fällt und seiner Mutter das Herz bricht. Mit erbarmungslosem Wirklichkeitssinn ließ er seine Gestalten reden, im einfachsten Nacheinander ließ er seine Situationen losspringen, keine Kritik außer der seines eigenen Gewissens konnte ihn hemmen. Er lebte damals als Reporter für Zeitungen, las gelegentlich ein Bändchen von Tolstoi oder Flaubert und betrachtete die Welt als ein Schiff, das ein Gott mit Sorgfalt gebaut und dann achtlos auf die Wellen gesetzt hatte,

So that for ever rudderless it went upon the seas,
Going ridiculous voyages,
Making quaint progress,
Turning as with serious purpose,
Before stupid winds.
And there were many in the sky
Who laughest at this thing.

Aber kein Mädchen entlief jemals der Mutter, weil es Maggie gelesen hatte, kein Sohn vergaß seiner Eltern unter dem Einfluß von 'George's mother'. Als ein Meisterstück wird dann bezeichnet seine Kriegsgeschichte 'The red badge of courage', für die er den Stoff von früheren Soldaten gewann, die den Bürgerkrieg selber mitgemacht hatten und ihre eigene Ausdrucksweise auf ihn übertrugen. Ein Rekrut vom Lande, gehorsam jedem unverstandenen Befehl, erschöpft von Strapazen und fast erdrückt von Furcht, bevor er sich an sein Abenteuer gewöhnt, erzählt mit einem 'convincing logish dialect'. Mit seinen Augen gesehen, löst sich die Schlacht auf in 'heroic nonsense' intensivster Art. Mitten im Rauche des Feuerns ringsum gewahrt er auf einmal, daß reiner blauer Himmel sich über ihm wölbt und die Sonne auf den Bäumen glitzert. Wells bezeichnete die Geschichte 'as a record of an intensity beyond all precedent', Joseph Conrad wurde ihr Bewunderer, James Kipling und Stevenson fielen beim Vergleich schlankweg ab. Aber Crane war noch nicht zufrieden; er ging als Reporter nach dem Südwesten, Mexiko, Kuba, Griechenland. Er vertauschte den Roman mit der short story. Er verstand es, in 'The monster' die Torheit der öffentlichen Meinung zu verlebendigen, in 'The blue hotel' ein blindes Schicksal aufzurufen, in 'The open boat' ohne ein großes Wort, nur durch die Beschreibung der mitfliegenden Vögel den Leser zittern zu machen für das Leben der Besatzung. Daß er das Leben in ironischem Lichte sieht, mindert nicht seine Leidenschaftlichkeit. — Wir haben also einige neue Autorennamen uns einzuprägen, mit einer neuen Welle westlicher Realistik zu rechnen und ein merkwürdiges Aufflammen amerikanischer Eigenart festzustellen. Es ist gut, die Gegenwart durch die Vergangenheit zu studieren; in vielen Dingen ist der Anglist auf diese Philologenmethode angewiesen; aber wo dies nicht geht, darf er auf die Psychologenmethode der Jetztzeitbeobachtung nicht verzichten.]

Williams, Noel Dyson, His life and letters, by his mother Rosalind H. Dobbs. London, Methuen, 36 Essex Street, 1922. 183 S. [Die Mutter eines englischen Feldgrauen erzählt, wie wohl ihr Sohn vor dem Kriege als Sprechkursleiter und Lehrer an einer höheren Schule unseres Landes in Leer sich fühlte, welch schönen Kameradschaftsgeist er bei seinen Kollegen fand, wie es ihm auf einer Pariser Schule innerlich und äußerlich lange nicht so gut gefiel, und wie er die englische Kriegserklärung bedauerte, weil sie seine Rückkehr nach Leer verhinderte. Allmählich sah er sich doch veranlaßt, als Freiwilliger ins englische Heer einzutreten, und dann genügten ein paar Jahre Krieg, um selbst ihm die Ausdrücke 'Huns' und 'Boches' geläufig zu machen, wenigstens als Ausdrücke von Soldatenhumor. In den allerletzten Kriegstagen ereilte ihn eine Kugel; und unter einem rohen Holzkreuz liegt er in flandrischer Erde; schmerzerfüllt errichtete ihm seine Mutter ein literarisches Denkmal, und wir müßten nicht Menschen sein, wenn wir an ihrer Trauer ohne warmes Mitgefühl vorübergingen. Aus den Briefen und Artikeln des Jünglings geht hervor, wie sehr er sich für die Reformer unter unseren neusprachlichen Lehrern begeisterte, wie hoch er von Münch und Paulsen und Walther dachte, wie sehr ihm Ernst und Zucht in unserem Schulwesen behagten. Auch ins literarische Leben findet sich ein Abstecher, da wo Williams seinen Aufenthalt auf dem Schweizer Schlößchen Soleil bei der Gräfin von Arnim, jetzt Gräfin Russell, Verfasserin von 'Elisabeth and her German garden' beschreibt: 'he was much attracted by the clever, witty countess, and her charming daughters; he used to describe an amusing supper-party at the Countess' and of how the guests all sat on the floor round a huge logfire and were waited upon by the daughters of the house; the Countess herself reclined on a sofa and entertained the company by her witticisms. H. G. Wells was a frequent visitor at the Chalet, and a friend and admirer of its owner'. Als der Krieg ausbrach, begann sich die Gräfin vor der Raublust der Dorfbewohner zu fürchten. Wieviel Kultur der Krieg gestört und zerbrochen hat, ist an diesem Einzelleben zu beobachten; der schmerzerfüllten Mutter, die niemals ein taktloses Wort gegen uns Deutsche gebraucht, gebührt unsere Teilnahme.]

O'Brien, E. J., The best short stories of 1915 and the yearbook of the American short story. Boston, Small, 1916. XII, 386 S. [Wie beliebt die erzählende Skizze in den amerikanischen Zss. ist, ergibt sich aus vorliegendem Verzeichnis eines Jahrgangs sowie der verteilten Ehrenpreise. Die Ver. St. sind offenbar stolz auf ihre 'short stories'. Die beigefügten Proben füllen den größeren Teil des Buches und enthalten manches Neuartige und Überraschende; ein unheimliches Dämmerbild auf realistischer Grundlage — Poe wirkt häufig nach — ist besonders beliebt; deutsche Leser werden z. B. in 'Ven-vengeance is mine' mit Grauen einen Traum der völligen Zerstörung des linken Rheinufers zur Kenntnis nehmen; eine Colorado-Geschichte von Liebe und einer Flinte macht den Anfang. 'In Berlin' entfaltet in wenig Sätzen, wie mit einem Blitzlicht, die Stimmung einer deutschen Familie, deren drei Söhne im Kriege fielen. Wie mag sich der Schlachtendrang erst bei den Erzählern der nächsten Jahre weiterentwickelt haben!]

Fifty contemporary one-act plays, selected a. ed. by F. Shay and P. Loving. 4th impression. Cincinnati, Stewart Kido Comp., 1922. 582 S. [Übersetzt sind Proben von Hofmannsthal, Schnitzler, Ettlinger und Wedekind bei uns, von einzelnen Autoren in Belgien, Bolivia, Frankreich, Indien, Holland, Italien, Rußland und den skandinavischen Ländern, sowie zwei jiddische Arbeiten. Im Original erscheinen 7 englische und 22 nordamerikanische Stücke, sowie Lady Gregorys anglo-irische Genieszene 'The workhouse ward'. Bacon riet bekanntlich, im Theater nicht lange zu verweilen. Etwas Unruhe spricht aus dem Bande. Dennoch ist viel Witz und mancher Funke Poesie hier vereint, und ein guter Wille, das Beste von allen Seiten zu lernen, ist unverkennbar. Theaterleben blüht im Westen auf; deutsche Anglisten werden gern

davon Kenntnis nehmen. — Loving hat in demselben Verlag auch einen Parallelband 'Comedies of words and other plays by A. Schnitzler (XXX, 182 S., 1917) herausgegeben und deren melancholisch-frivolen Wiener Dramatiker in einer ausführlichen Einleitung charakterisiert. Er betont den Einfluß der österreichischen Hauptstadt, 'surcharged with haunting tenderness and almost insolent indifference'. Sie habe ihn durchtränkt mit 'frail warmth, insouciant grace and sappy charm', während Paris ihm 'a vein of piquant intrigue' mitgab. Loving stellt seine Hauptgestalten Anatole und Max einander gegenüber; mit keinem der beiden aber sei Schnitzler in ausschließlicher Übereinstimmung; dies habe Newyorks Zuschauerschaft nicht begriffen, als sie bei der Erstaufführung von 'Literatur' ihn für einen ausgelassenen Lästerer nahm. Es war tapfer von Loving, mitten in der Deutschenhetze des Krieges für einen Theatermann deutscher Zunge so einzustehen. Auch ist er in seinem Fach ein Gelehrter, wie seine Bibliographie der 'Little Theater' beweist, die er den 'Fifty cont. one-act plays' S. 557—82 beigab.]

Ten minute plays, ed. and with forword by P. Loving. New York, Brentano's, 1923. 215 S. [Wie früher 'the short story', so wird jetzt das Viertelstundenstück in den Ver. St. zur Mode. Man verwendet es im öffentlichen Theater als Lückenbüßer, man spielt es daheim, immer mehr Leute pflegen es zu lesen. Was seine Herkunft betrifft, ist es bezeichnend, daß Lovings Proben zur Hälfte übersetzt sind: aus Hofmannsthal, Schnitzler, Mirbeau, Molnar, Louys, Strindberg, Metz-Honing. Unter den amer. Originalen sind ein paar sehr keck: Shipleys 'Echo' wird gespielt von Myself = 'the rational side of the author's mind', I = 'the emotional side', seiner Frau Mary und Harold = 'the author and the hero', was sich zu Witzgesprächen in Shaws Manier entwickelt; 'Pandora's box' ist ein Dialog zwischen einer Tänzerin und ihrem Spiegel. 'Firefly night' ist eigentlich nur eine Geschichte mit viel Rede und Gegenrede. Andere Originale sind regelrechte Lustspiele im kleinen; so 'Philanthropy' von Tompkins, wo eine 'wohltätige Frau' ein Dienstmädchen anstellt, weil sie deren Kind für illegitim hält, und dann durch die Regelrichtigkeit der Begönnerten skandalisiert wird; oder die hübsche Liebeskomödie 'Indian summer' von Loving selbst. Die Gattung ist doch zu kurz von Umfang, um viel Seele zutage zu fördern; sie genügt für einen Einfall, einen Scherz, eine Episode. Das amerikanische Volk wird Größeres erfinden müssen, um der Alten Welt zu imponieren.]

Ould, H., Between sunset and dawn. Play in 4 scenes. London, Sidgwick, 1914. 75 S. — Candle-ends. London, The Bloomsbury Press, 4 Bloomsbury Place, 1923. 24 S.

Monro, H., Real property, London, The Poetry Bookshop, 35 Devonshire Street, London W. C. 1, 1922. 62 S. — Strange meetings, a book of poems. Das. 1921. 63 S. [Feine lyrische Stimmungsbilder fernab vom Tageslärm.]

Sarkar, Benoy Kumar, The bliss of a moment. Boston, The Poet Lore Company. 96 S. [Kühn erfaßte Bilder von fernen Meeren und Völkern, voll leidenschaftlicher Funken und politischer Ausblicke.]

Mygatt, Tracy D., Author of 'Watchfires', 'The Noose', and other plays: Good Friday, a passion play of now, with an introduction by John Hayne's Holmes. Copyright by the author 23 Bank street, New York, 1919. 52 S. [Eine ergreifende Vorführung der Leiden, die ein conscientious objector namens Evan im Gefängnis erlitt, bis er seiner neutestamentlichen Überzeugung zum Opfer fiel. Außer Evan tritt nur ein Gefängniswärter auf, der ihn als einen Märtyrer bewundert, sowie ein Gefängnisdoktor, der ihn anfangs als 'slacker' verachtet, dann aber durch ihn im Herzen gewandelt wird. Die Vorrede versichert, daß die Leiden dieses Friedensmärtyrers in keinem Punkt erfunden noch übertrieben sind.]

Marcks, Erich, England und Frankreich während der letzten Jahrhunderte. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1923. 47 S. [Mit großer Geschichts-

kenntnis wird gezeigt, wie die beiden Völker seit Jahrhunderten sich in den Haaren lagen und nach kurzer Verständigung immer wieder zum Streit zurückkehrten. — Es wird auch jetzt nicht anders gehen. Ist Deutschland nicht mehrfach durch England und zu Englands Vorteil in diese Auseinandersetzungen hineingezogen worden? Jedenfalls ist fortan, wie niemals bisher, mit englischer Schuldbewußtheit uns gegenüber zu rechnen. Vom literarischen Standpunkt aus hat das Bild freilich auch seine gute Seite; durch politisches Ringen kamen die beiden westlichen Völker auch in enge Kulturberührung miteinander und vermochten sich auf diesem Gebiete gegenseitig zu fördern; Deutschland wird fortab an diesem geistigen Wettkampf mehr als jemals mit teilzunehmen haben.]

Levy, Hermann, Die Vereinigten Staaten von Amerika als Wirtschaftsmacht. Leipzig, Teubner, 1923. VI, 135 S. [Mit den reichen Naturschätzen des Landes beginnt die Schilderung; aber auch die Verkehrsverhältnisse sind durch den flachen Charakter der Gegend und durch die vielen Binnenseen gefördert — Kapitel II, 'Das amerikanische Volk und sein Wirtschaftscharakter,' fürt uns mehr in die Vergangenheit: Das Puritanertum der ersten Siedlermassen, das Negerproblem und dann die Buntheit der jüngeren freiwilligen Zuwanderer bedingen eine merkwürdige Mischung. Hervorzuheben sind einige Ziffern über die Schwarzen. Mehr als 70% der sogenannten Negerfarmen erzeugte im Jahre 1900 nur Baumwolle; von 3,4 Millionen Schwarzen im Alter von 6—20 Jahren besuchten 1910 nur 1,6 Millionen die Schule, in den südlichen Staaten noch weniger. Für den langsamen Kulturfortschritt der Afrikaner ist es bezeichnend, daß sie 1900 nur 400 Zeitungen und 4 größere Zeitschriften besaßen und 350 Bücher verfaßten. Die Folgen ihrer Unbildung prägen sich im hohen Prozentsatz ihrer Kriminalistik aus. Obwohl sie nur wenig mehr als 10% der Gesamtbevölkerung ausmachen, entfielen auf sie am 1. Januar 1910 von 111498 Bestraften nicht minder als 37874. Dagegen sind sie außerordentlich fruchtbar, während die weiße Amerikanerin unbedingt verwöhnter ist als irgendeine Europäerin, ihr Leben genießen und sich nicht in die Zwangsjacke der 'Hausfrau' einspannen will, daher wenig Kinder hat. — Kap. III gilt der Entwicklung und Bedeutung der Landwirtschaft, die besonders durch ihre Verbindung mit der Technik vorankam. Auf vielen Gütern gibt es drei Ernten: Weizen, Mais, Baumwolle. Die Abfallprodukte werden meisterhaft verwertet, Nebenbetriebe fast unentgeltlich mitgeführt. Die Ausfuhrsteigerung war noch während des Weltkrieges enorm. — Die Industrie und ihre Probleme werden in Kapitel IV beschrieben. Sie steigerte sich 1849—1914 auf das 24fache, und zwar zumeist auf dem Gebiete der Nahrungsmittel. Die örtliche Verteilung der Arbeit ist in mancher Hinsicht seltsam, so liegen die bedeutendsten Raffinerien des Standard Oil Trusts weit ab von den Ölfeldern. Die Unternehmungen werden immer mehr konzentriert. Die Trusts halten die Preise hoch. — Im Kap. V 'Außenhandel' wird der amerikanischen Gefahr, die allen Völkern im uneinigen Europa droht, der gebührende Platz eingeräumt. Schutzzollindustrien und Bereicherungswille spielen eine große Rolle. — Dagegen erweist sich im Kapitel VI 'Handelsschiffahrt' ein Rückschlag: Zahlreiche Schiffe wurden gebaut, ihr Erträgnis enttäuschte und technische Mängel steigerten noch das Defizit. — Das Schlußkapitel 'Gesetzmäßigkeit und Störungen im Wirtschaftsleben' betont die ungeheuren Schwankungen, die durch Konjunkturausbeutung, Streiks und Verschmelzungen immer von neuem entstehen; so fiel 1921/22 der Wert der Ausfuhr auf 3,7 Milliarden gegen 6,5 Milliarden im Vorjahre — trotz der ungeheuren Vorteile, die der Amerikaner sich zu sichern glaubte und schien, als er den Weltkrieg gegen Deutschland entschied. Das Büchlein ist voll bedeutsamer Tatsachen in lebendiger Gruppierung.]

Daenell, E., und Schäfer, E., Nordamerika, Mittelamerika, Südamerika (Sammlung wissenschaftlicher Handbücher, II 9: Handbuch der Staatengeschichte, Ausland, hg. von Richard Scholz. Abteilung III: Amerika.



23.—25. Abschnitt). Berlin, Voss. Buchhandlung, 192?. IV, 71 S. [Als Daenell starb, sah Schäfer die Handschrift durch und brachte sie zum Druck. Auf Bibliographie wurde der Hauptwert gelegt; der Text befleißigt sich ruhiger Hinweise auf die wichtigsten politischen Geschehnisse in zeitlicher Reihenfolge. Die Darlegung der Negerverhältnisse geht nicht wesentlich über den Bürgerkrieg herunter. Was die Deutschen in diesem Kriege leisteten, wird gebührend hervorgehoben. Die Enttäuschung, die Wilson Anfang 1917 seinen friedliebenden Wählern bereitete, ist nicht verhehlt; auf der Friedenskonferenz ließ er sich durch die überlegene Kunst von England und besonders Frankreich so in den Hintergrund drängen, daß 1921 die Republikaner ihrem Kandidaten Harding zum glatten Siege verhelfen konnten und damit die ganze bisherige Europapolitik umgestoßen wurde. Statt der Wilsonschen Völkerbundsgedanken wurde der Grundsatz der Nichteinmischung in die Angelegenheiten Europas aufgestellt, die Union zog ihre Vertreter aus den Kommissionen der Entente zurück und beschränkte sich ganz auf ihre eigenen Sonderinteressen! — Was über die mittleren und südlichen Amerikastaaten gesagt ist, kann man auch in einem besseren Konversationslexikon lesen.]

Schleich, G., Amerika und der Weltkrieg (nach Marshall Kelly's American bias in the war), mit einem Geleitwort von Dietrich Schäfer. Berlin, Ebering, 1923. Etwa 84 S.

Zachrisson, R. E., Grammatical changes in present-day English (Studien i modern sprakvetenskap VII). Upsala, Almqvist & Wiksells boktryckeri, 1920. S. 21—61. [Wir erhalten interessante Beispiele für Vulgärsyntax: '*will*' statt '*shall*', Present statt Futurum, Genitivform mit s statt unveränderter Zusammensetzung, '*himself*' ohne '*he*' und dgl., '*there is*' statt '*there are*', auch Ausfall leichter Partikeln, wie *do*, *did*, *have*, *are* bei flüchtiger Sprechweise, 'so as' für 'so that', pleonastisches 'what', z. B. 'Ginger was just as cool as what you was'. Die Sprache verändert sich in solchen Dingen vor unseren Augen.]

Poutsma, H., The infinitive, the gerund and the participles of the English verb. Groningen, Noordhoff, 1923. 240 S. [Der moderne Gebrauch des Infinitivs wird nach logischen Gesichtspunkten auseinandergesetzt, ohne geschichtliche Ausblicke, und durch Beispiele, die bis zu Shakespeare zurückgehen, erläutert.]

Mencken, H. L., The American language, an inquiry into the development of English in the U. S. Third edition, revised. New York, Knopf, 1923. X, 490 S. [Der neuen Auflage sind, da die zweite auch in London herauskam, die Besprechungen in der englischen Presse zugute gekommen. Das zeigt sich z. B. beim Worte 'homely', das in England soviel bedeutet wie 'domestic, unpretending, homelike', in Amerika jedoch 'plain-looking'; verschiedene englische Kritiker haben diese Unterscheidung bezweifelt und die amerikanische Bedeutung auch für England anerkannt. Ist in dieser Hinsicht der Engländer von weitgehender Nachgiebigkeit, so bemühen sich laut Vorrede (S. VIII) mehrere Mitglieder der 'Society for pure English', die 1913 in England entstand und den 'Poet laureate' an der Spitze hat, jede sprachliche Abweichung Amerikas von England zu vertuschen. Dies gelte besonders von dem amerikanischen Hauptmitarbeiter an den 'tracts' der genannten Gesellschaft, Dr. Brander Matthews: 'He sees every effort to study the growing divergencies, cultural, political and linguistic, between the two nations as no more than evidence of a sinister conspiracy, of Bolsheviki, Germans, Irishmen and Jews', während in England sogar die 'Saturday Review' kürzlich erklärte, Dr. Matthews unterschätze 'the natural differences in language to an absurd degree'. Aber Dr. Matthews werde unterstützt von der englischen Vereinigung der Schullehrer, genannt 'National Council of Teachers of English'. Diese Pädagogen, 'following the drive managers of the war time, conduct an annual Better Speech Week'; was sie an Schriften herausbringen, mache den Eindruck, als sollten die Lehrbücher der

Grammatik verteidigt werden gegen die lebendige Sprache des amerikanischen Volkes. — Mencken verweist überdies auf ein vollendetes, aber noch nicht gedrucktes Buch von Dr. G. O. Krapp, 'The history of the English language in America', und freut sich dieses heranwachsenden Helfers, der namentlich auf die Aussprache achte. Er selbst beabsichtigt an seinem Text nicht mehr viel zu ändern, da sein Buch jetzt gematert ist, und wird nur noch Verbesserungen oder Zutaten beifügen, die an seine Adresse: 1524 Hollens street, Baltimore geschickt werden. Der buchhändlerische Erfolg zeugt für das Interesse, das jetzt solche sprachlichen Fragen jenseits des Atlantik gewinnen.]

Lindelöf, U., Engelska språkets ortografi i historisk belysning, föredrag vid Finska vetenskaps-societetens, sammanträde den 22. maj 1923, Helsingfors, Söderström. 18 S.

Schröer, M. Arnold, Neuenglisches Aussprachewörterbuch mit besonderer Berücksichtigung der wichtigsten Eigennamen. 2. verm. Aufl. Heidelberg, Winter, 1922. [Nur das Vorwort, bestehend aus zwei Seiten, und ein Anhang, der von S. 518—534 reicht, liegen vor, denn das übrige wird unverändert weiter abgezogen. Der Anhang bringt eine Menge Nachträge; viele Wörter sind da neu aufgenommen. Die Besitzer der ersten Auflage können auf diese Weise gegen ein geringes ihr Buch der neuen Auflage gleichwertig machen.]

Schöffler, H., Neues Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. In zwei Teilen. I. Teil: Englisch-Deutsch mit englischer Aussprachebezeichnung. Leipzig, Holtzes Nachfolger, 1923. 402 S. Grundzahl geb. M 4. [Die Aussprachebezeichnung verrät sofort eine wissenschaftliche Hand; Schroer hatte tüchtig vorgearbeitet; Schwankungen sind öfters mit verzeichnet und auch viele Eigennamen aufgenommen. Nicht ganz klar wurde mir der Unterschied zwischen 'water wótər' und 'law lɔ̄'; sollte der Quantitätsunterschied bezeichnet werden, so wäre auch 'bed' von 'bet' und 'sad' von 'sat' zu sondern gewesen; unter allen Umständen hätte die Parallele 'never névəɹ' eher 'wótəɹ' gefordert. Wörter mit zwei gleichen Akzenten, wie 'short-sighted', tragen nur einen. Die Bedeutungen sind knapp angegeben, seltene Wörter gestrichen. Ein handliches Wörterbuch solcher Art war längst ein Bedürfnis.]

The bulletin of the New England Modern Language Association. XIII, May 1923. Ed. by F. K. Ball, Boston. The Mod. Lang. Ass. 76 S. [Eine halbe Million Knaben und Mädchen sitzen in den amerikanischen Mittelschulen und lernen neuere Fremdsprachen; eine Anzahl ihrer Lehrer hielt bei der letzten Generalversammlung die hier gedruckten Reden. Ein Franzose, Vertreter der Alliance française, machte den Anfang und sah der Zeit entgegen, wo die fünfzig Millionen französischer Untertanen und Schützlinge 'communiqueront entre eux, avec nous, et aussi avec le reste, du monde, par le moyen du français', S. 4. Ein amerikanischer Lehrer bestimmte den Hauptwert des fremdsprachlichen Unterrichts dahin, daß er eine allgemeine Übung im Denken und Sprechen bewirkt — der Wert einer Verständigung nach außen komme erst in zweiter Linie. Ein anderer Herr sprach über 'self help for teachers': 1. Die Kunst ist lang, durch zehn Jahre, fünfzehn Jahre und noch länger, bis ein richtiger Lehrer weiterarbeiten und für Bücher sparen kann, 'save for intellectual acquisition', um aus den Lebensbeschreibungen der großen Dichter ihren Geist- und Kraftwillen beim Interpretieren herauszuholen. 2. 'L'art c'est l'épanouissement de l'âme dans l'oisiveté': mit 'meditation' müsse man lesen, mit Humor darstellen. 3. 'Art is exacting': auswendig soll man viel lernen, um jederzeit die Worte hernehmen zu können. Die Berichte über geleistete Schularbeit bezeugen französische, spanische und italienische Studien, die Aufzählung geeigneter Lehrmittel berücksichtigt auch deutschen Unterricht.]

Cooper, Lane, Two views of education, with other papers chiefly on the study of literature. New Haven, Yale University press, 1922. XII und

321 S. [Die Vorteile, die der latein- und griechischkundige Hörer bei der Versenkung ins Englische hat, werden auseinandergesetzt; sie beruhen wesentlich darauf, daß eigentlich eine einzige Kultur existiert und daß diese 'from the best sources' gewonnen werden sollte. Aber es wird auch eingeräumt, daß das Schicksal des Lateinischen und Griechischen auf der Schule in erster Linie von den 'teachers of the classics', in zweiter von den Leitern der Vorbereitungsschule abhängt. — Der Artikel 'The teaching of written composition' verlangt vom Lehrer vor allem, daß er Selbstvertrauen habe und energisch zugreife. Jungen Technikern wird beweglich zugeredet, auf Bücherlesen und eigene Fortbildung ja nicht zu verzichten. — Im Artikel 'Things new and old' wird empfohlen, im klassischen Anfangsunterricht nicht zu viel, aber bestimmte Grammatik zu bieten; 'the main difficulty is not grammar or syntax, but vocabulary', S. 175; zusammenhängende Lesestücke sind weitaus vorzuziehen und möglichst viele Stellen auswendig zu lernen; zu übersetzen ist 'into natural English': es ist erstaunlich, wieviel Sprachkunde dabei vermittelt wird. Im lateinischen Lesebuch sollten lange Bibelstellen im Vulgatatext erscheinen: 'I know of nothing which the average student reads with more avidity.' Somnum Scipionis nicht zu vergessen! 'The main principle should be': Lesen; 'viel lesen; viel, viel lesen', S. 177. Die meisten Lehrbücher stoßen die Schüler schon durch eine pedantische Ausdrucksweise ab. — Besonders angestrebt wird eine Reform des Universitätsunterrichts. Vorlesungen genügen nicht. Sie müssen durch seminaristische Übungen ins Leben übergeführt werden. 'Instead of attacking the study of German in this country, we should attach the continental method of teaching by lectures'; die Franzosen hätten während des ganzen Krieges den deutschen Unterricht durchgeführt und nicht wenig Geld darauf verwendet, um von bloßem Lesen zu wirklicher Aneignung vorzudringen. Professoren sollten mit mehr Rücksicht auf die Wünsche der Fakultät ausgesucht werden; 'it is not an accident, when a well-trained and productive scholar, is a good teacher of undergraduates'. Ein Lehrer kann in seinem Fache niemals zu viel wissen, niemals genug aus erster Hand, niemals zu viel produzieren. Auch eine geringere Schülerzahl im Kurse des einzelnen Lehrers ist vorteilhaft. Was die Drucklegung von Universitätsschriften betrifft, ist sie während des Krieges überall, auch in Oxford, sehr zurückgegangen. Reiche Männer sollten da nachhelfen; wir brauchen 'an endowed press'; die Carnagie-Institution hat die Geisteswissenschaften wenigstens nicht ganz vergessen. Am besten würden die Universitäten selbst als Verleger auftreten. — Artikel XIII handelt über das Doktorat im Englischen. Boeckh solle darüber nachgelesen werden. Die Praxis der Yale-Universität, 'as represented by Professor Albert S. Cook', wird vor allem gerühmt. 'The objections to German scholarship usually proceed from writers who have glanced at the titles of a few dissertations, who know almost nothing of the leading continental scholars of whatever nation.' Deutsche Gelehrsamkeit mag oft ungenau, voll Hypothesen und krampfhaft verallgemeinert sein, aber man solle sie nicht nach ihren mittelmäßigen Leistungen beurteilen. Dissertationsthemen sollten nicht so gewählt werden, daß nur der Verfasser Vorteil davon hat; als Muster werden die 'Yale studies' und 'Havard studies' hingestellt, die 'admirable series, inspired by Professor Herford at Manchester', die französischen Thesenbücher, aus Deutschland 'the topics suggested by Professor Kaluza at the University of Königsberg', aus Dänemark die von Jespersen geleiteten Monographien, S. 262. Dem Mittelalter danken wir zu viel Kultur, als daß auf die altenglischen Studien verzichtet werden könnte. Chaucer vor allem verdiene Beachtung. 'We have heard too much ill-considered talk about mediævalism and Anglo-saxon and about the classics forming the great tradition and inspiration of English literature, and English literature as beginning with Chaucer, — as if Christian culture meant nothing to our poets, and as if there were no classical culture in Bede and Aldhelm, in

Alcuin and Ælfric — Professor Grandgent und Cook haben weise darüber geurteilt. — Schließlich wird ein enges Zusammengehen der klassischen und neusprachlichen Lehrerschaft gefordert; jene sollen mehr auf Goethe, Schiller, Heine und Lessing hinweisen als auf Storm, Gerstäcker, Heyse, Baumbach u. dgl., mehr auf Chaucer, Spenser, Shakespeare und Milton als auf den 'Outlook' und die 'Review of reviews'. — Verfasser ist Professor der englischen Sprache und Literatur an der Cornell-Universität, und was er sagt, verdient Erwägung.]

Cooper, Lane, Methods and aims in the study of literature, a series of extracts and illustrations. Boston, Ginn, 1915. X u. 239 S. [Die Schriftsteller sollen sich selber erklären: das ist die Absicht des Buches, das mit einer Reihe von Aussprüchen über Methode im allgemeinen beginnt, auch über die des Malens und der Naturwissenschaft. Dieses Sprachstudium wird dann erläutert durch Coleridge, Wordsworth, Leigh Hunt und besonders durch Boeckh. Über 'practice of poetry' spricht dann lange Wordsworth allein, später auch Horaz, Ben Jonson, Rousseau u. a.; hier sind einige Seiten aus Anders, 'Shakespeare's books', mit abgedruckt. Am wenigsten sagt mir das Schlußkapitel über Liebespoesie. Hätte der Verfasser selber geredet, so würde er uns wahrscheinlich mehr geboten haben, weil in selbständiger Durchdenkung.]

v. Engeln, O. D., Concerning Cornell. Ithaca, N. Y., Geography Supply Bureau, 1917. XVI u. 455 S. [Die schöne Universität am Cayugasee wird geschmackvoll beschrieben. Die Campus mit der landschaftlichen Umgebung, mit Kirchtürmen und Glockenspielen kommen zuerst, worauf das zweite Kapitel den edlen Gründer der Hochschule vorführt und der Anfang des dritten dem Mitgründer geweiht ist, dem besten amerikanischen Gesandten in Deutschland, Dr. Andrew D. White. Amerikanisches Studentenleben, wie es in Kap. 4 beschrieben ist, muß anlocken; aber gleich darauf folgen ein paar Druckbogen über den Werkstudenten, der in Ithaca besonders gut organisiert ist. Erst nach den Abhandlungen über 'fraternities' und 'athletics' folgt eine über 'instruction', und da wird, wenigstens was das College betrifft, nicht Gelehrsamkeit verlangt, sondern 'efficiency' beim Schüler, 'forceful personality' beim Lehrer. Aber über diesem englischen Unterbau erhebt sich die 'Graduate School', die rückhaltlos als Entsprechung der deutschen Universität bezeichnet wird, und ihr Ziel ist die 'advancement of knowledge'; jeder Studierende wählt beim Eintritt aus dem Bereiche seines Faches ein Problem, dessen Durchdringung den größten Teil seiner Zeit beansprucht. Akademische Vergnügungen treten da zurück, und Forschung wird der Hauptzweck des Daseins. Spezialisten stehen den Professoren zur Seite; die mündliche Schlußprüfung dauert drei Stunden; der Doktorgrad wird in hoher Ehre gehalten. Am Schlusse führt uns der Verfasser noch in die reizende Umgebung, zu den Forellenbächen und auf die Hügelaussichten. Fast neidisch grüßen wir die Schwesteruniversität.]

Above Cayuga's waters: a collection of articles and poems which have appeared in 'The Cornell Era' 1917. Ithaca, N. Y., The Cornell Era, Inc. 147 S. [Andrew D. White mit einem Artitel 'My favorite books' eröffnet den Reigen; von Deutschen hebt er hervor Lessings Nathan, Goethes Faust, Schillers Fiesco, Gutzkows 'Uriel Acosta' und die kulturgeschichtlichen Novellen von Riehl. Unter den übrigen Beiträgen ist einer hervorzuheben über 'Evolution and religion', weil er in echt amerikanischer Art für interchristliche Verträglichkeit wirkt: Streit bestehe nicht zwischen Wissenschaft und Religion, sondern zwischen 'progress and conservatism': jede neue Generation hat eine weitere Vorstellung vom Universum und den 'terrible, unseen powers by which all things visible are controlled'; Evolution sei nicht ein Dogma, sondern eher 'an attitude toward the problems of nature', eine Erkenntnis von der ewig gleichen Gesetzeseinheit inmitten alles Wechsels, 'the continuity of him in whom men have found no variableness', S. 53. Wenn

darüber irgendein geliebter Aberglaube ausstirbt, so ist es kein Verlust; 'creeds will change'; aber 'that for which they stand will not pass away: the human reaction from the forces of nature' samt den damit verbundenen Dogmen und Zeremonien ist ein Teil 'of humanity which will last as long as humanity endures'. — Die Universität als große Kameradschaft und ihre Stellung zur heutigen Sozialbewegung werden betont und journalistische Tätigkeit der Studierenden empfohlen; denn 'the newspaper does for a nation and for the whole world what speech does for the individual'. Wissen ist gut; aber man muß es auch in Umlauf setzen, nach dem Bedürfnis und Denken des Lesers gruppieren und den Massen so beibringen, daß sie in der Zeitung lesen, was ihr eigenes Gehirn ihnen sagt. Jeden Tag muß der Zeitungsmensch auf solche Weise sich von neuem unentbehrlich machen und durch eine große Auffassung seiner Arbeit sich selber hochhalten, nämlich daß er Millionen von Seelen formt.]

Aronstein, Ph., Methodik des neusprachlichen Unterrichts. 2. Band: Der englische Unterricht. Leipzig, Teubner, 1922. VI, 129 S. [Was der englische Schulunterricht in historischer, praktischer und idealer Hinsicht bedeutet, auch wie er mit wissenschaftlicher Methode und zum Heile unseres Volkes geführt werden soll, ist hier trefflich auseinandergesetzt. Wenn der Lehrer hier liest, in welcher Hinsicht die Phonetik ihm Wissen und Lehrerfolg zutragen kann, wie er sich und seinen Schülern durch Anknüpfung an das Deutsche und besonders das Plattdeutsche, an das Lateinische und noch mehr an das Französische, durch Assoziationshilfen verschiedener Art einen großen Wortschatz leicht beizubringen vermag, wenn er zu den schönsten Sprachübungen die zielgewissesten Wege erfährt, so muß es seinen Eifer beflügeln. Auch was über die Lektüre auf der Schule gesagt wird, ist durchaus vernünftig. Daß durch den Realienunterricht mehrerer Jahrzehnte unsere Leute dem englischen und nordamerikanischen Denken einigermaßen nahegekommen seien, kann Verf. nach den Erfahrungen des Weltkrieges allerdings nicht bejahen; 'die eigenartige Psyche des Angelsachsentums von hüben und drüben, sein Freiheitsbegriff und seine Form der Staatsgewinnung waren ihnen so verschlossen, als ob sie nie Englisch gelernt hätten.' Zu äußerlich sei der Realienstoff aufgenommen worden (S. 115). Systematischer als bisher müsse unsere Jugend zum Weltvolk erzogen und mit politischem Denken erfüllt werden. Hatten überhaupt die englandkundigen Kreise bei uns etwas zu sagen? Vielleicht wirkt die Landeskunde am meisten in der allgemeinen Weise, daß sie uns die englische Literatur näherbringt, und durch die Literatur erfaßt man am besten das Empfinden und Wollen eines anderen Volkes, besser noch als durch das Studium von Gesetzen, Staatseinrichtungen, Ämtern, Schulen, Kolonien u. dgl. Seeley, Kipling und Wells vermochten uns mehr anzudeuten als alle Statistiken und Aktendrucke. Bismarck hatte sich nicht umsonst mit englischen Versen und Romanen erfüllt.]

Craigie, W. A., The problem of English spelling. Flugschrift. 5 S. [Verf. glaubt, die eigentümliche Schreibung des Ne. bedürfe gewisser Unterscheidungszeichen, 'diacritical marks', um für den Anfänger verständlich zu sein, und empfiehlt daher den Druck solcher Hilfsbücher; er selbst hat 'a first English book' solcher Art herausgegeben sowie ein zweites unter dem Titel 'English reading made easy' (Oxford, 1922). Hat der Leser daraus eine hinreichende Gewohnheit richtiger Aussprache geschöpft, so mag er zu englischen Schriften in gewöhnlicher Schreibung übergehen. Für viele Schüler mag eine solche Zwischenstufe in der Tat eine Wohltat bedeuten.]

Ahn, F., Praktischer Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der engl. Sprache für den öffentlichen, Privat- und Selbstunterricht. 2. Kursus. 16. Auflage. Neu bearbeitet von L. Hamilton. Köln, Du Mont-Schauberg, 1922. 135 S. [Stärker als beim ersten Kursus, dessen 52. Auflage 1921 von Hamilton bearbeitet wurde, ist dieser zweite umgeformt; geblieben ist

im wesentlichen nur die Ahnsche Methode, ein fortlaufendes Lesestück, begleitet von deutscher Übersetzung, als Grundlage für Grammatikunterricht und Übungen zu benutzen. Als solche Grundlage ist jetzt durch Hamilton eine Reihe Anekdoten eingeführt worden: Day's unbedeutende 'History of Sandford and Merton' ist ersetzt durch Dickens 'Horatio Sparkins', auch ist hinter allen neuen Vokabeln die Aussprache gegeben. Das Büchlein ist dabei praktischer und auch gehaltiger geworden; Lehrer, die fließend ihr Englisch beherrschen, können damit Gutes leisten.]

Dinkler-Mittelbach-Zeiger, Lehrbuch der engl. Sprache. II. Teil: Oberstufe, A. Lesebuch. 3. Aufl. Leipzig, Teubner, 1923. Dazu: B. Übungsbuch. — Englisches Übungswerk. III: Übungsbuch für den engl. Unterricht an den Reformanstalten, Gymnasien und Aufbauschulen. Leipzig, Teubner, 1923. 43 S. [Methodisch fällt auf die fortlaufende Verbindung alter englischer Geschichte mit Syntax; das erste Übungsstück z. B. handelt über die Angelsachsen sowie über Aktiv und Passiv, das zweite über die Parlamentskämpfe sowie über Hauptwort und Artikel. Allerdings sind diese historischen Ausblicke nur kurz; ausführlicher wird über das Leben von Clive und Byron sowie über den englischen Kaufmann und Sport u. dgl. gehandelt. Ein Lehrer, der englische Kultur versteht, kann überall anknüpfen.]

Grund, A., und W. Schwabe, Engl. Lehrbuch. Ausgabe A, I. Teil. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1922. 129 S. und mehrere Federzeichnungen sowie vier Blätter mit Jahreszeitenbildern. [Laut Vorrede hat das Schulbuch zu enthalten, was der Schüler braucht und begreifen kann, aber nicht, was den Lehrer interessiert. Es kommt daher nicht auf eine wissenschaftlich scheinende Umständlichkeit an, sondern auf eindringliche Darstellung des Wichtigen. Gramm. Belehrungen stehen immer rechts gegenüber den Übungen. Die Grundlage muß phonetisch sein, und zwar zunächst buchlos. Die Grammatik muß sich auf das Normale beschränken, dies aber sicher lehren. Freude am anschaulichen Gehalt des Stoffes ist zu erstreben.] — Ausg. B: Einheitsband für Englisch als zweite Fremdsprache, bis einschließlich Sekunda. 231 S. Dazu Übungen: 20 S. [Verfasser glaubt nicht an 'psychologische Vertiefung' in der Mittelschule, strebt aber nach belehrenden Beispielen.]

Lincke, K., Lehrbuch der englischen Sprache für höhere Lehranstalten. Ausg. D: Für Schulen mit Englisch als erster Fremdsprache. II. Teil: 2. und 3. Schuljahr, Quinta und Quarta. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1923. 175 S. Dazu Grammatik: 90 S. — Ausg. F: Für Reform-Realgymnasien und Anstalten mit Beginn des Englischen, mit erhöhter Stundenzahl in Unter- oder Obersekunda. Das., 1923. 208 S.

Marseille-Schmidt, Englische Grammatik. 3. Aufl. Marburg, Elwert, 1922. 225 S. — Englisches Übungsbuch. I. Teil: Deutsche und englische Einzelsätze. 2. veränd. Aufl. Marburg, Elwert, 1922. XII u. 197 S. Dazu Schlüssel: 92 S. — II. Teil: Zusammenhängende deutsche Stücke. 1923. XII u. 116 S. Dazu Schlüssel: 52 S. — Englisches Elementarbuch. Marburg, Elwert, 1914. 134 S. [Grammatische Regeln sind hier nicht aufgenommen: sie stehen nur in der Grammatik, sollen aber das Rückgrat der Sprachbehandlung sein. Die ganze Kraft ist auf richtige Aussprache und reichliche Worterlernung zusammenzuhalten: der Lesestoff ist daher kindlich gewählt: 'My home', 'Cats and dogs', 'At the farm' u. dgl. Um die Aussprache genau zu lehren, ist viel von Sweets Lautumschrift aufgenommen.]

Wendt, G., Engl. Grammatik für Oberklassen. Heidelberg, Winter, 1923. 157 S. [Verfasser hat besonders Schulen mit Englisch als hauptsächlicher Fremdsprache im Auge. In erster Linie kommt es ihm auf das Syntaktische an. Er ist nicht für das Hinübersetzen, um so mehr für das Herübersetzen, das zugleich der Deutschkunde dienen soll. Gegenüber Wendts Englischer Grammatik von 1922, die für Lehrer und Studierende bestimmt war, ist die vorliegende Arbeit eine knappere Zusammenfassung, mit Kürzung des Theoretischen, mit mehr Verständlichkeit der Beispielsätze und mit Rücksicht auf die Realien.]



Viëtor, W., und F. Dörr, Englisches Lesebuch. Unterstufe. XI. Aufl. Teubner, Leipzig, 1923. VIII u. 209 S. Mit einer Karte von England, einem Plan von London, 7 Abbildungen im Text und 10 Vollbildern auf 5 Tafeln. [Artikel und Bilder wurden in der Neuauflage vermindert. Der Abschnitt über England ist jetzt das Rückgrat des Ganzen geworden: 'Manche Stelle, die zeigt, wie stolz der Engländer ist und wie wenig ihm der Ausländer gilt, wird jetzt von deutschen Landsleuten, denen sie früher mißfiel, eher anerkannt werden.' So erklärt Dörr in der Vorrede, indem er seinem 1918 verstorbenen Mitherausgeber Viëtor ein warmes Freundeswort nachruft.]

Stories and fairy tales for children in prose and verse by Browning, Kipling, Stevenson, Wilde and other authors. Für den Anfangsunterricht im Englischen ausgewählt und hg. von G. Schad (Engl. authors, Ausg. B, 168). Bielefeld, Velhagen, 1923. VIII, 117 S. Anmerkungen 36 S. Wörterbuch sep. [Außer den Autoren, die das Titelblatt nennt, haben auch Kellners 'Engl. nursery rhymes and Engl. fairy tales' stark beigesteuert. Eine Probe stammt überdies aus den 'Irish fairy tales' von Yeats. Die Einleitung enthält nur Biographisches; die historische Erforschung dieser Literatur ist noch vernachlässigt.]

Forty-one stories for the elementary and intermediate grade, arranged in progressive order and chiefly consisting of entirely new and original narratives, humorous and otherwise, ed. by Franz Müller, unter Mitwirkung von Malcolm Montgomery (Diesterwegs neusprachliche Reformausgaben, 64). Frankfurt a. M., Diesterweg, 1923. 64 S. Dazu Wörterbuch 38 S. [Anekdoten und in zunehmendem Umfang auch andere Skizzen, meist in Deutschland noch ungedruckte, werden hier, so wie der Herausgeber während einer vieljährigen Lehrtätigkeit in England sie selber hörte, mitgeteilt, um auf Grund solcher natürlicher Texte 'colloquial English' den Schülern beizubringen.]

Philosophical selections, ed. for the use of schools by G. Mellin (Diesterwegs neusprachl. Reformausg., 60). Frankfurt a. M., Diesterweg, 1922. 76 S. Glossar 32 S. [Ist Smiles ein so hervorragender Denker, daß er diese Sammlung eröffnen darf? Was Bacon über Studien sagt, oder auch Worte wirklicher Weisheit von einem der vorausgehenden englischen Humanisten, hätte einen besseren Auftakt abgegeben. Daß Hobbes nicht vertreten ist, muß man bedauern, denn seine Ausführungen über den Krieg aller gegen alle, als dem Urzustand des Menschen, liegen am Grunde aller gesellschaftlichen Forschungen in England, die wieder die Grundlage fast aller englischen Philosophie ausmacht. Ist der Artikel über 'property' so charakteristisch für Locke, daß er diese ganze Persönlichkeit vertreten darf? Er hat das, was Locke über die Arbeit sagte als das Mittel, um den Menschen aus seinem hilflosen Urzustande fast auf Götterhöhe zu bringen: der Kern seiner Lehre; gegen 'authority of society over the individual' von J. St. Mill ist nichts einzuwenden. Das war eine gute Wahl. Aber daß Ruskin zu den Philosophen gehört, ist neu. und sicherlich ist seine Skizze 'The snow storm and the slave ship' nichts besonders Philosophisches, weder im Inhalt, noch in der Dialektik. Soll das systematische Denken Englands über die höchsten Probleme wirklich in unseren höheren Schulen erfaßt werden, so würde sich eine etwas andere Auswahl der Texte empfehlen.]

Teubners kleine Auslandtexte für höhere Lehranstalten. Abt. I: Großbritannien und die Vereinigten Staaten. Gewordenes und Werdendes auf allen Kulturgebieten. Heft 1: Greater Britain. Englische Stimmen über das britische Weltreich, hg. von W. Lühr [Proben aus Dilke, Froude, Seeley, Lord Milner, Chamberlain, Saunders, Eggleston. Smuts]. 32 S. — 2: Growth and structure of the united kingdom, hg. von W. Lühr [Price Collier, J. R. Lowell, Lecky, Wells]. 32 S. und so immer. — 3: The island nation, hg. von F. Weltzien [Shakespeares 'Blessed isle', Emerson buckle u. a.]. — 4: The English national character, hg. von F. Weltzien [R. L. Stevenson, Emer-

son, Shaw, Bulwer, Matthew Arnold, Carlyle]. — 7: Religion and church-life in England, hg. von W. Lühr [Wells, Kingsley, Humphrey, Ward, Froude's Bunnyan, George Eliot, Masterman]. — 10: From the thirteen colonies to the U. S. A., hg. von W. Lühr. — 11: The romantic triumph, hg. von J. Gärdes [Wordsworth, Coleridge, Scott, Byron, Shelley, Keats]. Dies Heft zu 40 S. Alle ungebunden.

Sewell, Anna, Black beauty: The autobiography of a horse, abbreviated, edited by H. Förster (Diesterwegs neuspr. Reformausg., 62). Frankfurt a. M., Diesterweg. 45 S. Glossar 16 S.

Macaulay, Essays on Clive and Hastings: How they got their Indian empire, shown by extracts. Edited with notes and glossary (Diesterwegs neusprachl. Reformausgaben, 52) by Kurt Lincke. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1917. 91 S. Glossary 41 S.

Marshall, H. E., Our empire story. Für den Schulgebrauch hg. und erklärt von A. Sturmfels (Engl. authors, B 167). Bielefeld, Velhagen, 1923. 159 S. Anm. 47 S. Wörterbuch separat. Mit 7 Karten und 6 Bildern. [Die Eroberer von Kanada, Neuseeland, Südafrika und Indien mit ihren Fahnen und Wimpeln so rasch nach dem Kriege in einem deutschen Schulbuch gefeiert zu sehen, mag manchen Schüler verwundern. In England wäre solches noch lange nicht möglich.]

The treaty: comments of Wilson, Keynes, Lansing and Dullas. Ausgew. und erkl. von F. Warnecke (Schulbibliothek von Pariselle u. Gade, A 215). Leipzig, Renger, 1924. VIII, 78 S. [Das zeitgemäße Bändchen enthält: Keynes, Europe before the war 1920; Wilson's fourteen points, speech 8. 1. 1918; Keynes, The manifestor 1920, The conference 1920, The economic consequences of the Paris settlement 4. 2. 1921, The return to legality 13. 5. 1921; Lansing, Self-determination 1921, The system of mandates 1921, The treaty 1921; Dullas, The principles of reparation 13. 2. 1919. Weiteres Material steht in den Anmerkungen. Zu den 'fourteen points' wäre beizufügen, was Sir Campell Stuart in 'Secrets of Crewe-House', London 1920, übersetzt von W. Köhler (Leipzig, Weicher, 1922), über ihre Entstehung aus den Akten der englischen Propagandakommission erzählt.]

(Fortsetzung des Inhalts auf der 4. Seite des Umschlags)

Seite

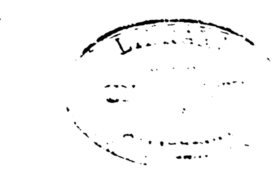


ARCHIV
FÜR DAS STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN VON

ALOIS BRANDL UND OSKAR SCHULTZ-GORA



79. JAHRGANG, 147. BAND
DER NEUEN SERIE 47. BAND
DRITTES UND VIERTES HEFT

BRAUNSCHWEIG UND BERLIN
VERLAG VON GEORG WESTERMANN
1924

AUSGEGEBEN IM NOVEMBER 1924

Inhalt

147. Band, der neuen Serie 47. Band

3. und 4. Heft

Vier Hefte bilden einen Band. — Schluß der Redaktion: Ende Oktober 1924

Kleinere Mitteilungen

Sitzungsberichte der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen für das Jahr 1923

Beurteilungen und kurze Anzeigen

Fortsetzung des Inhalts auf der 3. Seite des Umschlags

Mittler — Jung-Stilling.

Ein Vorbild zu den 'Wahlverwandtschaften'.

In einem Gespräch mit Eckermann am 9. Februar 1829 sagt Goethe: 'Es ist in den "Wahlverwandtschaften" überall keine Zeile, die ich nicht selber erlebt hätte, und es steckt darin mehr, als irgend jemand bei einmaligem Lesen aufzunehmen imstande wäre.' Einen noch schärferen Nachdruck auf das Erlebnis in dieser Dichtung legt Goethe in einem Gespräche vom 17. Februar 1830. Er sagt: 'daß darin kein Strich enthalten, der nicht erlebt, aber kein Strich so, wie er erlebt worden.' Mustert man nun die Literatur, die über diesen berühmten Roman geschrieben, so sticht sofort ins Auge, wie ärmlich die sich gegen die Fülle der Arbeiten über die anderen Werke des Dichters ausnimmt. Nebst den üblichen Auslegungsschriften, meistens nur Beipflichtungen oder Bekämpfungen des sittlichen Standpunktes, den Goethe darin vertritt. Das Erlebte bietet nur einen sicheren Anhaltspunkt, nämlich das leidenschaftliche Verhältnis des alternden Goethe zu Minne Herzlieb. Sonst aber sind es, wenn überhaupt biographische Züge vorkommen, meist fern zurückliegende. Man möchte sogar behaupten, daß Goethe eine besondere Freude daran nahm, kein offenbares Erlebnis an den Tag treten zu lassen. An Zelter schreibt er: 'Ich habe viel hineingelegt, manches hineinversteckt. Möge auch Ihnen dies offenbare Geheimnis zur Freude gereichen.' Es lag eben in der Natur des Problems, das Goethe zu erörtern sich auserwählt hatte, alle Ereignisse ins Typische zu erheben. Und doch sind die Charaktere keine wesenlosen Ideen, sondern wahre Personen, ohne jedoch an Hinz oder Kunz zu erinnern; sind wahre Individuen, ohne daß viel auf das gehalten wäre, was man im gemeinen Leben Eigenheiten nennt. Zum größten Teil sind sie nicht individuelle, von innen heraus geformte Eigenwesen, sondern von außen her umrissene Typen, die immer wieder vorkommen und weniger ein einmaliges Erlebnis als eine wiederholte Erfahrung verkörpern. Wären die 'Wahlverwandtschaften' nicht geschrieben, unser Schatz von Menschenbildern würde ohne Eduard und den Major, ohne Charlotte, Luciane nicht sehr verringert, wir würden ihresgleichen auch sonst begegnet sein. Aber Ottilie ist eine unwiederbringliche und unersetzliche Gestalt. Mit großem Abstande möchte ich ein gleiches für Mittler behaupten.

Über diese Gestalt gehen die Meinungen gewaltig auseinander. Ernst Schulze verstieg sich zu der Behauptung, Mittler sei ganz überflüssig. Richard M. Meyer anderseits behauptet mit Recht, daß er eine der originellsten Erfindungen Goethes sei, eine Gestalt von so packender Lebenswahrheit, daß Goethe sich Eckermann gegen-

über äußern konnte, jemand habe sich in der Person Mittlers getroffen gefunden, den er früher im Leben nie gekannt und gesehen. 'Der Charakter', sagte er, 'muß also einige Wahrheit haben und in der Welt mehr als einmal existieren.'

Da nun aber Goethe bei seiner realistischen Anlage biographisches Material zur Schöpfung seiner Gestalten schwerlich entbehren konnte, müssen wir wohl darin, daß dem Dichter solches Material zu Gebote stand, das fesselnde Lebensbild, Ottilie, suchen. Dürfte man demgemäß nicht die bescheidene Frage wagen, ob nicht die Gestalt Mittlers durch biographisches Material gespeist worden? Die Behauptung des vorzüglichen Goethekenners Engel wirkt gegen eine solche Vermutung allerdings recht abschreckend: 'Ein weiteres Aufspüren persönlicher Anstöße und Vorbilder (außer dem, was sich auf Minna Herzlieb bezieht) ist unfruchtbar.'

Bei der sorgfältigen Verarbeitung seiner Erlebnisse, bei der absichtlichen Verschmelzung seiner Erfahrungen, die Goethe in der vollen Kraft seiner großen Weisheit den Gestalten und Ereignissen in den 'Wahlverwandtschaften' angedeihen ließ, wird es dem Forscher nur durch reinen Zufall vergönnt, seine Wünschelrute so zu handhaben, daß sie sich dorthin neigt, wo noch Schätze auf diesem Gebiete verborgen liegen.

Es war denn auch zufälligerweise, daß ich vor etwa drei Jahren erst die 'Wahlverwandtschaften' und kurz darauf Jung-Stillings 'Lebensgeschichte' zu lesen bekam. Da deckte sich mir eine frappante Ähnlichkeit auf an einer Stelle in dem Roman mit einer in der 'Lebensgeschichte'. Goethe läßt Mittler sagen, als ihm, durch Charlottens erfreuliche Kunde, sie sei guter Hoffnung, die peinliche Botschaft, eine Scheidung zu erwirken, erspart wird: 'Ich komme mir vor wie jener Arzt, mein Freund, dem alle Kuren gelangen, die er um Gottes willen an Armen tat, der aber selten einen Reichen heilen konnte, der es gut bezahlen wollte.' Stellen wir diesem nun das Zitat aus den 'Lebensjahren' gegenüber: 'Die Starkuren dauerten zwar mit vorzüglichem Glück fort; allein die meisten Patienten waren arm, selten konnte ihm einer etwas bezahlen, und wenn zuweilen ein Wohlhabender kam, so mißlang sie gewöhnlich.'

Als nun die Registerbände zur ersten Abteilung der Sophien-Ausgabe ankamen, da schlug ich sofort unter Jung nach, um zu erfahren, ob ein Hinweis auf diese Stelle angeführt wäre. (Der Registerband zur Jubiläums-Ausgabe enthält nur einen Hinweis unter der Rubrik 'Arzt'.) Den Herausgebern der Sophien-Ausgabe ist nun diese Anspielung nicht entgangen. Sie wird folgendermaßen unter Jung angeführt: 20, 194, 4—7 (?). Aber ein Fragezeichen erheischt eine Antwort, mindestens eine nähere Aufklärung. Das gab mir dann den endgültigen Anstoß, dieser Sache bis auf den Grund zu gehen. Eins an dem oben angeführten Zitat machte

mich sofort stutzig. Wenn Mittler anhebt: 'Ich komme mir vor wie jener Arzt, mein Freund', wie soll man da die Einschaltung 'mein Freund' verstehen? Er spricht mit Charlotte, bei der er es sich nicht anmaßen würde, sie sogar als 'meine Freundin' anzureden. Durch diese Zugabe wird auch die Aussage nicht im mindesten bekräftigt. Hier vergißt sich Goethe auf einen Moment und tritt selbst hinter den Kulissen hervor. Überwältigt von den Frankfurter Erinnerungen des Jahres 1775, die wir später einer sorgfältigen Prüfung unterziehen werden, als Stilling bestürzt und niedergeschlagen in dem Hause am Hirschgraben verweilte, entringt sich hier der Goetheschen Brust, die wie keine Mitleid am menschlichen Schicksal nahm, eine Aufmunterung, ein Trost. Diese Worte sind ein Nachklang des innigen Mitleids, das Goethe dem zerknirschten Freunde dargebracht hatte. Aus diesen Gründen möchte ich befürworten, daß das Fragezeichen getilgt werde. Mittler ist nicht Jung-Stilling; 'jener Arzt' aber ist Jung-Stilling, wie er leibte und lebte.

Wenn ich oben schlechthin behauptet habe, daß Mittler nicht Jung-Stilling sei, so bin ich wohlweislich Goethes Wink gefolgt, es sei kein Strich in dem Roman so, wie er erlebt worden. Auf die Gefahr hin, ins Fahrwasser des Herrn Günther Jacoby in seinem 'Herder als Faust' zu geraten, halte ich es doch für unumgänglich, einen kurzen Aufriß der Beziehungen zwischen Goethe und Jung-Stilling vorzuführen. Hat man erst einen sicheren Anhaltspunkt gewonnen, so lockt es, sich nach weiteren umzuschauen. Wenn man sich nicht gar sehr hütet, so glaubt man Analogien mehr als genug zu finden, was denn auch zu guter Letzt der Beweisführung, besonders aber der Bekräftigung großen Abbruch tun könnte. Ich werde beflissen sein, nur auf die Eigenheiten Mittlers und Jung-Stillings Nachdruck zu legen, wo eine Ähnlichkeit ziemlich sicher verbürgt zu sein scheint. Ich möchte nur vorausschicken, daß Mittler als ein Sondertypus, ein 'Kauz' anfzufassen ist, der einen Hang zur fixen Idee hat, jedoch, wo es not tut, eine Art Spieltrieb zu besitzen scheint. Goethes vielseitige Erfahrung mit Pietisten, Herrnhutern und dergleichen hat nicht wenig zu dieser Erscheinung beigetragen. Er hat die frommen Leute stets beschränkt und halsstarrig gefunden. In letzterer Beziehung stand nun Stilling so ziemlich einzig da; er erkannte sich in seinem Gegensatz gegen die Zeit und führte, nicht ganz so eigensinnig wie Lavater, den Sonderling durch; er wollte nicht eben der Alleinweise sein, wie Menschen seiner Art es sonst so gerne wollen. Ich halte es für sicher, daß Lavater ganz auszuschalten ist.

Zu bekannt sind die Szenen in dem Straßburger Freundeskreis, als daß sie hier wiederholt werden müßten. Goethe und Herder leiteten Stilling zu einer freien, selbständigen Lebensanschauung, mit der Zeit aber gewann der Pietismus in seiner kulturängstlichen

Grundrichtung wieder die Oberhand in ihm. In gleichem Maße flaute dann auch das Verhältnis zu Goethe immer mehr ab, sobald sie nicht mehr persönlich beisammen waren. In einem Briefe aus dieser Zeit schreibt Goethe an Herder, 'daß ich recht ordentlich verfahre, wie Jung' — dabei numeriert Goethe die Punkte seines Briefes, eine pedantische Neigung Stillings nachahmend. Er spricht von dem 'mystisch-metaphysisch-mathematischen Unkraut des Jungianismi'. Schon im Februar 1772 sieht es mit der Korrespondenz zwischen den Freunden seltsam aus. Aus Stillings früher Elberfelder Zeit läßt sich in Goethes Briefen an dortige Freunde einiges zusammenfinden. An die Tante Fahlmer berichtet er: 'Daß Sie Jungen lieben müßten, sagte ich Ihnen zum voraus, nur wollt' ich, daß Sie auch Leute lieben könnten, die nicht sind wie er.' Und wieder erblicken wir jene leichte Ironie in einem Briefe an Betty Jacoby, worin von einem Werke Lenzens die Rede ist, 'davon Sie zum Troste Herrn Jungs christgläubiger Seele sagen können, daß ich's nicht gemacht habe ...'; und '... Sie haben den ehrlichen Jung bei sich.' Zeit seines Lebens hat Goethe diese leichte Ironie über Jungs Eigenheiten ausgeschüttet. Ich führe jene Stellen deswegen hier an, weil gerade das Komische, was bei Mittler auffällt, bei allem guten Willen, gesundem Verstand und redlicher Forderung einen Beigeschmack jener kurzen Kritiken hat, der nicht zu verkennen ist.

Die Jahre 1774 und 1775 bringen Goethe und Stilling wieder in persönliche Berührung, einmal in Elberfeld, einmal in Frankfurt. Goethes Besuch nun bei Stilling dürfte auf die Gestalt Mittlers abgefärbt haben. In der 'Lebensgeschichte' erfahren wir: 'Einmal wurde Stilling des Morgens früh in einen Gasthof gerufen; man sagte ihm, es sei ein fremder Patient da, der ihn gerne sprechen möchte; er zog sich also an und ging hin; man führte ihn ins Schlafzimmer des Fremden. Hier fand er nun den Kranken mit einem dicken Tuch um den Hals und den Kopf in Tücher gehüllt; der Fremde streckte die Hand aus dem Bette und sagte mit schwacher Stimme: Herr Doktor, fühlen Sie mir einmal den Puls, ich bin gar krank und schwach. Stilling fühlte und fand den Puls sehr regelmäßig und gesund; er erklärte sich also auch so und erwiderte: Ich finde gar nichts Krankes, der Puls geht ordentlich. Sowie er das sagte, hing ihm Goethe am Hals. Stillings Freude war unbeschreiblich.'

Ich poche nicht darauf, aber ich glaube in den 'Wahlverwandtschaften' einen Vorfall aufgefunden zu haben, der dieses Ereignis widerspiegelt: Eduard und Charlotte besprechen sich, kurz nach der Unterredung, ob sie den Hauptmann und Ottilie zu sich kommen lassen sollen, in der Parkanlage. Da kommt ein Bedienter gesprungen: 'Herr Mittler ist in den Schloßhof gesprengt. Er hat uns alle zu-



sammengerufen, wir sollen Sie aufsuchen, wir sollen Sie fragen, ob es not tue. Ob es not tut, rief er uns nach; hört ihr? Aber geschwind, geschwind!'

'Der drollige Mann!' rief Eduard aus. 'Kommt er nicht gerade zur rechten Zeit, Charlotte? Geschwind zurück!' befahl er dem Bedienten. 'Sage ihm, es tue not, sehr not! Er soll nur absteigen.' Mittler aber war spornstreichs durchs Dorf bis an das Kirchhofstor geritten, wo er stillhielt und seinen Freunden entgegenrief: 'Ihr habt mich doch nicht zum besten? ... Also ist's Ernst?'

'Ja', rief Charlotte, 'recht ernst! Es ist das erstemal, daß wir neuen Gatten in Not und Verwirrung sind, woraus wir uns nicht zu helfen wissen.' — 'Ihr seht nicht darnach aus', versetzte er, 'doch will ich's glauben. Führt ihr mich an, so lass' ich euch künftig stecken.'

Man lege sich die Ereignisse in diesen zwei Stellen zurecht, so fällt doch eine anmutige Analogie ins Auge. Wäre Stillings Schilderung nicht so schwach geraten, im Vergleich mit der Goetheschen Anschaulichkeit, dürfte die Ähnlichkeit noch schärfer hervortreten. Ich behaupte dies um so mehr, da diese Episode in Goethes ausgelassenste Zeit fällt. Bei der Versammlung der Freunde noch am selben Tage, unter denen sich Heinse, die Gebrüder Jacobi und Lavater befanden, konnte Goethe nicht sitzenbleiben, 'er tanzte um den Tisch her, machte Gesichter und zeigte allenthalben, nach seiner Art, wie königlich ihn der Zirkel der Menschen gaudiere'.

Die Elberfelder Zusammenkunft war für Stilling folgenreich, weil Goethe das Manuskript von 'Stillings Jugend' mitnahm. 1776 erreichte die Honorarsendung das arme Ehepaar Stilling, gerade als sie vor der Verzweiflung standen. Allmählich geraten Goethe und Stilling mehr und mehr auseinander, sogar das brüderliche Du verschwindet. Mit einem letzten persönlichen Zusammentreffen in Karlsruhe 1815 endigt das Verhältnis, leider nicht mit einem reinen Akkord.

Das erschütternde Frankfurter Erlebnis von 1775 haben wir uns bis auf jetzt aufgespart, da gerade dies Erlebnis uns die reichgiebigste Quelle bietet. Um eine scharfe Kontrolle über die wichtigsten Einzelheiten zu gewinnen, halte ich es für erforderlich, die Schilderung in der 'Lebensgeschichte' der in 'Dichtung und Wahrheit' im Auszuge gegenüberzustellen. Stilling möge zuerst zu Worte kommen:

'Während der Zeit hörte ein sehr edler, rechtschaffener Frankfurter Patrizier, der Herr Oberhofmeister von Leesner, wie glücklich der Herr Professor Sorber zu Marburg von Stilling sei kuriert worden: nun war er selbst seit einigen Jahren starblind, er schrieb also an Sorbern, um gehörige Kundschaft einzuziehen, und er be-

kam die befriedigendste Antwort. Der Herr von Leesner ließ also seine Augen von verschiedenen Ärzten besehen, und als alle darin übereinstimmten, daß er einen heilbaren grauen Star habe, so übertrug er seinem Hausarzt ... die Sache, um mit Stillingen darüber Briefe zu wechseln und ihn zu bewegen, nach Frankfurt zu kommen, weil er, als ein alter, blinder und schwächlicher Mann, sich nicht die weite Reise zu machen getraute. Leesner versprach Stillingen tausend Gulden zu zahlen, die Kur möchte gelingen oder nicht; diese tausend Gulden strahlten ihm bei seinen kümmerlichen Verhältnissen gewaltig in die Augen.' Seine liebe Frau und seiner Frau Familie rieten ihm an, die Reise zu unternehmen. 'Nur der einzige Theodor Müller war ganz und gar nicht damit zufrieden; er sagte: "Freund, es wird Sie reuen, und die tausend Gulden werden Ihnen teuer zu stehen kommen, ich ahne traurige Schicksale. Bleiben Sie hier, wer nicht zu Ihnen kommen will, der mag wegbleiben. Leesner hat Geld und Zeit, er wird kommen, wenn er sieht, daß Sie die Reise nicht machen wollen." Allein alle Ermahnungen halfen nicht. Stillings ehemaliger Trieb, der Vorsehung vorzulaufen, gewann auch jetzt die Oberhand; er beschloß also, nach Frankfurt zu reisen, und sagte daher dem Herrn von Leesner zu.

Jetzt träumte sich nun Stilling eine glückliche Zukunft und das Ende seiner Leiden: mit den tausend Gulden glaubte er die dringendsten Schulden bezahlen zu können, und dann sah er wohl ein, daß eine glückliche Kur an einem solchen Manne großes Aufsehen erregen und ihm einen gewaltigen und einträglichen Zulauf in der Nähe und Ferne schaffen werde ... Goethe, der sich noch immer bei seinen Eltern in Frankfurt aufhielt, freute sich innig, seinen Freund Stilling auf einige Zeit bei sich zu haben; seine Eltern boten ihm während seines Aufenthalts ihren Tisch an und mieteten ihm in ihrer Nachbarschaft ein hübsches Zimmer; dann ließ auch Goethe eine Nachricht in die Zeitung rücken, um damit mehrere Notleidende herbeizuholen ...'

Abends kam er in Frankfurt an, 'kehrte im Goetheschen Hause ein und wurde mit der wärmsten Freundschaft aufgenommen.

Des folgenden Morgens besuchte er den Herrn von Leesner, er fand an ihm einen vortrefflichen Greis, voll gefälliger Höflichkeit, verbunden mit einer aufgeklärten Religionsgesinnung; seine Augen waren geeignet zur Operation, so daß ihm Stilling die beste Hoffnung machen konnte; der Tag, an welchem der Star ausgezogen werden sollte, wurde festgesetzt.

Indessen rückte der Zeitpunkt der Operation heran. Stilling machte sie in der Stille, ohne jemand, außer ein paar Ärzten und Wundärzten, etwas zu sagen. Diese waren denn auch alle gegenwärtig, damit er doch sachkundige Männer auf jeden Fall zu



Zeugen haben sollte. Alles gelang nach Wunsch, der Patient sah und erkannte nach der Operation jedermann: das Gerücht erscholl durch die ganze Stadt ...

Nie war Stilling zufriedener als jetzt: er sah, wie sehr diese Kur Aufsehen machen und wie viel Ruhm, Beifall, Ansehen und Zulauf sie ihm verschaffen würde; schon wurde davon geredet, ihm mit dem Frankfurter Bürgerrecht ein Präsent zu machen und ihn dadurch festzuhalten. In dieser Hoffnung freute sich der gute Doktor über die Maßen, denn er dachte: Hier ist mein Wirkungskreis größer, die Gesinnung des Publikums weniger kleinstädtisch als in Schönenthal, hier ist der Zulauf von Standespersonen und Fremden ununterbrochen und groß, du kannst hier etwas erwerben und so der Mann werden, der du von Jugend auf hast sein wollen ...'

Inzwischen 'wurde er einmal in des Herrn von Leesners Wohnung herab an die Haustür gerufen; hier fand er einen armen Betteljuden von etwa sechzig Jahren; er war an beiden Augen stockblind und suchte also Hilfe; sein Sohn, ein feiner Jüngling von sechzehn Jahren, führte ihn. Dieser arme Mann weinte und sagte: "Ach, lieber Herr Doktor! Ich und meine Frau haben zehn lebendige Kinder, ich war ein fleißiger Mann, hab' über Land und Sand gelaufen und sie ehrlich ernährt; aber nun, lieber Gott, ich bettle, und alles bettelt, und Sie wissen wohl, wie das mit uns Juden ist." Stilling wurde innig gerührt, mit Tränen in den Augen ergriff er seine beiden Hände, drückte sie und sagte: "Mit Gott sollt Ihr euer Gesicht wieder haben! ..." Unter großer Schwierigkeit fand Stilling eine Unterkunft für den armen Juden, wo er ihn operieren konnte. Nun besuchte ihn Stilling, der Jude war zwar vergnügt, allein er bezeugte eine sehr ungewöhnliche Angst vor der Operation, so daß Stilling fürchtete, sie möchte unglückliche Folgen für die Kur haben: er nahm daher andere Maßregeln und sagte: "Hört! Ich will die Operation noch ein paar Tage aufschieben, morgen aber muß ich die Augen etwas reiben und aufklären; das tut nun nicht weh, hernach wollen wir sehen, wie wir's machen." Damit war der gute Mann sehr zufrieden.

Den folgenden Morgen nahm er also den Wundarzt und einige Freunde mit. Der Jude war guten Mutes, setzte sich und sperrte die Augen weit auf. Stilling nahm das Messer und operierte ihm ein Auge. Sowie die Starlinse heraus war, rief der Jude: "Ich glaub, der Herr hat mich keopperiert! — O Gott! Ich seh, ich seh alles. — Joel, Joel" (so hieß sein Sohn), "geh, küß äm de Füß — küß äm die Füß! ... Na! Na!" fuhr der Jude fort: "Ich wollt, ich hätt Millionen Aaga, vor ä halb Koppstück ließ ich mir immer ahns apperiere!" Kurz, der Jude wurde vollkommen sehend, und als er wegreiste, lief er mit ausgereckten Armen durch die

Fahrgasse und über die Sachsenhäuser Brücke hin und rief unaufhörlich: "O ihr Leut, dankt Gott für mich, ich war blind und bin sehend geworden! Gott lass' den Doktor lange leben, damit er noch vielen Blinden helfen könne!" Stilling operierte außer dem Herrn von Leesner noch sieben Personen, und alle wurden sehend. Indessen konnte ihm keiner etwas zahlen als der Herr Dr. Hut, der ihm seine Mühe reichlich belohnte.

Aber nun fing auf einmal Stillings schrecklichste Lebensperiode an, die über sieben Jahre ununterbrochen fortgedauert hat. Der Herr von Leesner wurde, aller Mühe ungeachtet, nicht sehend ... Schmerzen und Furcht vor unheilbarer Blindheit schlugen alle Hoffnung darnieder. Jetzt glaubte Stilling, er müßte vergehen. Er rang mit Gott um Hilfe, aber alles vergebens; alle freundlichen Gesichter verschwanden, alles zog sich zurück, und Stilling blieb in seinem Jammer allein. Freund Goethe (ich kann hier nicht umhin, an "jenen Arzt, mein Freund" zu denken) und seine Eltern suchten ihn aufzurichten; allein das half nicht, er sah nun weiter nichts als eine schreckliche Zukunft: Mitleid seiner Freunde, das ihm nichts half, und dagegen Spott und Verachtung in Menge, wodurch ihm ferner alle Praxis würde erschwert werden! Jetzt fing er an zu zweifeln, daß ihn Gott zur Medizin berufen habe: er fürchtete, er habe denn doch vielleicht seinem eigenen Triebe gefolgt und werde sich nun lebenslang mit einem Beruf schleppen müssen, der ihm äußerst zuwider sei. Nun traten ihm seine dürftigen Verhältnisse wieder lebhaft vor die Seele; er zitterte, und bloß ein geheimes Vertrauen auf Gottes väterliche Vorsorge, das er kaum selbst bemerkte, erhielt ihn, daß er nicht ganz zugrunde ging ...

Als er einmal bei dem Herrn von Leesner saß und sich mit Tränen über die mißlungene Kur beklagte, fing der edle Mann an: "Geben Sie sich zufrieden, lieber Doktor! Es war mir gut, darum auch Gottes Wille, daß ich blind bleiben mußte; aber ich sollte die Sache unternehmen und Ihnen tausend Gulden zahlen, damit den übrigen Armen geholfen würde." Die tausend Gulden empfing auch Stilling richtig, er nahm sie mit Schwermut an und reiste nach einem Aufenthalt von acht Wochen wieder nach Schönenthal zurück.'

Ehe wir nun zu der Goetheschen Auffassung vorschreiten, muß ich an dieser Stelle besonders hervorheben, daß sie in abgeklärter Ruhe erst fünfzig Jahre nach dem Erlebnis, so wie wir sie im 16. Buche von 'Dichtung und Wahrheit' kennen, zustande gekommen ist. Jung-Stillings 'Lehrjahre', aus denen wir das obige entnommen, erschienen zwar 1804, und doch, sollen wir den Tagebüchern vollen Glauben schenken, hat Goethe diese 'Lehrjahre' vor dem Erscheinen der 'Wahlverwandtschaften' nicht eingesehen.



Die 'Wahlverwandtschaften' kamen Ende September 1809 aus der Presse. Erst mit dem Jahre 1811 anfangend finden wir die folgenden Aufzeichnungen:

März, 13. Biographisches. Straßburg. Jungs Wanderschaft.
14. Biographisches. Jung. Lerse.

1812.

März, 16. Bibliographika. Stillings Lehrjahre.
17. Stillings Lehrjahre. Bibliothek. Serenissimus. Unter uns Stillings Lehrjahre.

1825.

Febr., 22. Stillings Leben und Begebenheiten in Erinnerung früherer Verhältnisse. Stillings Leben mit Betrachtung des Bezugs seines Frankfurter Aufenthalts. In Stilling fortgefahren.
23. Diktiert bezüglich auf Stilling.
24. Ich diktierte am Stilling zum 6. Bande.

Wir müssen uns wohl die Sachlage ungefähr so denken: wir wissen ja, daß um die Zeit, als die 'Wahlverwandtschaften' entstanden, der Dichter mit der Geschichte seines Lebens sich zu beschäftigen begann, und so mochte sein Blick zurückschweifen zu früheren Tagen. Da kam die Stimmung über ihn, wie er sie 1797 bei Gelegenheit der Wiederaufnahme des Fausts empfand:

> Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten,
> Die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt.

Einen Anhaltspunkt bietet ja die Rede des jungen Maurers, die an das älteste schriftliche Denkmal, das wir von Goethes Hand überhaupt besitzen, anknüpft. Ein schärferes Licht sogar werfen die Lesarten gerade auf den Lersner-Betteljuden-Vorfall: 'Nun finde ich unter meinen Papieren folgende Bemerkungen über solche Zustände (d. h. Stillings Weltanschauung), die ich also, weiterer Prüfung anheimgebend, hier unbedenklich einrücke.' Nach seiner Art hatte Goethe also diesen Vorfall zur Zeit seines Geschehens sorgfältig erwogen und zu Papier gebracht. Daß er aber in seinen Konzepten zu 'Dichtung und Wahrheit' schon 1809 bis auf die Ereignisse des Jahres 1775 vorgedrungen war, halte ich für vollkommen ausgeschlossen. Wie er dazu gekommen ist, dies Ereignis insbesondere für die 'Wahlverwandtschaften' herauszugreifen, hoffe ich in kurzem veranschaulichen zu können.

An der Hand dieser Erklärung treten wir nun an das 16. Buch von 'Dichtung und Wahrheit' heran.

'Im Anfang des Jahres 1775 meldete Jung, nachher Stilling genannt, vom Niederrhein, daß er nach Frankfurt komme, berufen, eine bedeutende Augenkur daselbst vorzunehmen: er war mir und meinen Eltern willkommen, und wir boten ihm das Quartier an.

Herr von Lersner, ein würdiger Mann in Jahren, durch Erziehung und Führung fürstlicher Kinder, verständiges Betragen bei Hof und auf Reisen überall geschätzt, erduldete schon lange das Unglück einer völligen Blindheit; doch konnte seine Sehnsucht nach Hilfe nicht ganz erlöschen. Nun hatte Jung seit einigen Jahren mit gutem Mut und frommer Dreistigkeit viele Staroperationen am Niederrhein vollbracht und sich dadurch einen ausgebreiteten Ruf erworben. Redlichkeit seiner Seele, Zuverlässigkeit des Charakters und reine Gottesfurcht bewirkten ihm ein allgemeines Zutrauen ... Herr von Lersner und die Seinigen, beraten von einem einsichtigen Arzt, entschlossen sich, den glücklichen Augenarzt kommen zu lassen ... Jung kam, nunmehr angelockt durch eine bedeutende Belohnung, deren er gewöhnlich bisher entbehrt hatte; er kam, seinen Ruf zu vermehren, getrost und freudig, und wir wünschten uns Glück zu einem so wackeren und heiteren Tischgenossen.

Nach mehreren ärztlichen Vorbereitungen ward nun endlich der Star auf beiden Augen gestochen; wir waren höchst gespannt, es hieß: der Patient habe nach der Operation sogleich gesehen, bis der Verband das Tageslicht wieder abgehalten. Allein es ließ sich bemerken, daß Jung nicht heiter war und daß ihm etwas auf dem Herzen lag; wie er mir denn auch auf weiteres Nachforschen bekannte, daß er wegen Ausgang der Kur in Sorgen sei. Gewöhnlich, und ich hatte selbst in Straßburg mehrmals zugesehen, schien nichts leichter in der Welt zu sein: wie es denn auch Stillingen hundertmal gelungen war. Nach vollbrachtem schmerzlosem Schnitt durch die unempfindliche Hornhaut sprang bei dem gelindesten Druck die trübe Linse von selbst heraus, der Patient erblickte sogleich die Gegenstände und mußte sich nur mit verbundenen Augen gedulden, bis eine vollbrachte Kur ihm erlaubte, sich des köstlichen Organs nach Willen und Bequemlichkeit zu bedienen. Wie mancher Arme, dem Jung dieses Glück verschafft, hatte dem Wohltäter Gottes Segen und Belohnung von oben herabgewünscht, welche nun durch diesen reichen Mann abgetragen werden sollte.

Jung bekannte, daß es diesmal so leicht und glücklich nicht hergegangen; die Linse sei nicht herausgesprungen, er habe sie holen, und zwar, weil sie angewachsen, ablösen müssen: dies sei nun nicht ohne einige Gewalt geschehen. Nun machte er sich Vorwürfe, daß er auch das andere Auge operiert habe. Allein man hatte sich fest vorgesetzt, beide zugleich vorzunehmen, an eine solche Zufälligkeit hatte man nicht gedacht, und da sie eingetreten, sich nicht sogleich erholt und besonnen. Genug, die zweite Linse kam nicht von selbst, sie mußte auch mit Unstatten abgelöst und herausgeholt werden.

Wie übel ein so gutmütiger, wohlgesinnter, gottesfürchtiger Mann in einem solchen Falle dran sei, läßt keine Beschreibung und Entwicklung zu ...



Zutrauen und Liebe verband mich aufs herzlichste mit Stilling; ich hatte doch auch gut und glücklich auf seinen Lebensgang eingewirkt, und es war ganz seiner Natur gemäß, alles, was für ihn geschah, in einem dankbaren feinen Herzen zu behalten; aber sein Umgang war mir in meinem damaligen Lebensgange weder erfreulich noch förderlich. Zwar überließ ich gern einem jeden, wie er sich das Rätsel seiner Tage zurechtlegen und ausbilden wollte; aber die Art, auf einem abenteuerlichen Lebensgange alles, was uns vernünftigerweise Gutes begegnet, einer unmittelbaren göttlichen Einwirkung zuzuschreiben, schien mir doch anmaßlich, und die Vorstellungsart, daß alles, was aus unserem Leichtsinn und Dünkel, übereilt oder vernachlässigt, schlimme, schwer zu ertragende Folgen hat, gleichfalls für eine göttliche Pädagogik zu halten, wollte mir auch nicht in den Sinn. Ich konnte also den guten Freund nur anhören, ihm aber nichts Erfreuliches erwidern ...

Zwischen Furcht und Hoffnung gingen nun mehrere Tage hin; jene wuchs, diese schwand und verlor sich gänzlich: die Augen des braven geduldigen Mannes entzündeten sich, und es blieb kein Zweifel, daß die Kur mißlungen sei.

Der Zustand, in den unser Freund dadurch geriet, läßt keine Schilderung zu; er wehrte sich gegen die innerste tiefste Verzweiflung von der schlimmsten Art. Denn was war nicht in diesem Falle verloren, zuvörderst der größte Dank des zum Lichte wieder Genesenen, das Herrlichste, dessen sich der Arzt nur erfreuen kann; das Zutrauen so vieler anderer Hilfsbedürftigen ... Genug, wir spielten das unerfreuliche Drama Hiobs von Anfang bis zu Ende durch, da denn der treue Mann die Rolle der scheltenden Freunde selbst übernahm. Er wollte diesen Vorfall als Strafe bisheriger Fehler ansehen ... In solchen Augenblicken verlor er sich selbst, und wie wir uns auch verständigen mochten, wir gelangten doch nur zuletzt auf das vernünftig notwendige Resultat: daß Gottes Ratschlüsse unerforschlich seien.

In meinem vorstrebend heiteren Sinne wäre ich noch mehr verletzt gewesen, hätte ich nicht, nach herkömmlicher Weise, diese Seelenzustände ernster freundlicher Betrachtung unterworfen und sie mir nach meiner Weise zurechtgelegt ...

An etwas Heiteres war in den letzten Wochen gar nicht zu denken; denn die glücklichsten, heitersten Ereignisse, veranlaßt durch wohlgelungene Nebenkuren des durch die Hauptkur so unglücklichen Freundes, konnten nicht greifen, viel weniger der traurigen Stimmung eine andere Wendung geben.

Denn so machte uns im einzelnen ein alter blinder Betteljude aus dem Isenburgischen zu lachen, der, in dem höchsten Elend nach Frankfurt geführt, kaum ein Obdach, kaum eine kümmerliche Nahrung und Wartung finden konnte, dem aber die zähe orien-

talische Natur so gut nachhalf, daß er, vollkommen und ohne die mindeste Beschwerde, sich mit Entzücken geheilt sah. Als man ihn fragte, ob die Operation geschmerzt habe, so sagte er nach der hyperbolischen Weise: Wenn ich eine Million Augen hätte, so wollte ich sie jedesmal für ein halb Kopfstück sämtlich nach und nach operieren lassen. Bei seinem Abwandern betrug er sich in der Fahrgasse ebenso exzentrisch; er dankte Gott auf gut alttestamentlich, pries den Herrn und den Wundermann, seinen Gesandten. So schritt er in dieser langen gewerblichen Straße langsam der Brücke zu. Verkäufer und Käufer traten aus den Läden heraus, überrascht durch einen so seltenen, frommen, leidenschaftlich vor aller Welt ausgesprochenen Enthusiasmus; alle waren angeregt zur Teilnahme, dergestalt, daß er, ohne irgend zu fordern oder zu heischen, mit reichlichen Gaben zur Wegezehrung beglückt wurde.

Eines solchen heiteren Vorfalles durfte man in unserem Kreise aber kaum erwähnen; denn wenn der Ärmste, in seiner sandigen Heimat über Main, in häuslichem Elend höchst glücklich gedacht werden konnte, so vermißte dagegen ein Wohlhabender, Würdiger diesseits das unschätzbare, zunächst gehoffte Behagen.'

Mit was für Jeremiaden muß der Mann, dem das Schicksal dermaßen die Petersilie verhagelt hatte, Goethe und seinen Eltern acht Wochen lang in den Ohren gelegen haben. Unschwer lassen sie sich vergegenwärtigen: eine Miseren-Fuge in allen Variationen und Tonarten auf zwei engverschlungenen Grundthemen acht Wochen lang sich wiederholend. Warum hatte ihm Gott in seiner größten Not nicht beigestanden; seine Zuversicht auf ihn sei doch so stark, so beständig! Gottes Ratschlüsse seien unerforschlich. Warum hatte er sich verleiten lassen herzukommen, insbesondere um einen Reichen zu operieren! Gott habe ihm Eingebungen mehr als genug verheißen, er solle diese seine Geschicklichkeit nicht des Geldes wegen in Anwendung bringen, sondern um seinetwillen an Arme verwenden, und dergleichen mehr ... Daß der letztere Gedankengang sich bei Stilling mit der Zeit zur fixen Idee auswuchs, läßt sich buchstäblich beweisen. Die 'Lehrjahre' strotzen förmlich von Beispielen der nach jener Art gelungenen und mißlungenen Starkuren. Sie heben an mit der Kur einer armen, jungen Frau: 'Diese seine erste Operation gelang ihm vortrefflich. Sie gab ihm nun einen Ruf, so daß mehrere Blinde kamen, die er alle der Reihe nach glücklick operierte; nur selten mißlang ihm einer. Bei allem dem war das doch sonderbar! Diese wichtigen Kuren trugen ihm selten etwas ein, die meisten waren arm, denn diese operierte er umsonst, und nur selten kam jemand, der etwas bezahlen konnte.'

Bei seiner zweiten Reise nach Frankfurt, diesmal auf eigene Kosten, um zu erforschen, ob dem Herrn von Lersner doch nicht zu helfen sei, 'fanden sich wieder verschiedene Starpatienten ein,



die Stilling alle operierte; einige wurden sehend, einige nicht, keiner aber war imstande, ihm seine Kosten zu vergüten, daher setzte ihn diese Reise um hundert Taler tiefer in Schulden.'

Als ihm nun bei einer späteren Krankenbedienung sein Patient unglücklicherweise starb, da hatte aber Stilling genug seines Berufs: 'Jetzt ein großes Punktum hinter meine medizinische Praxis, sagte Stilling zu sich selbst; er begleitete seinen Patienten zum Grabe und begrub ihn mit seinem bisherigen Beruf. Doch beschloß er, die Starkuren auf immer beizubehalten, bloß darum, weil er darin so glücklich und die Kur selbst so wohltätig war; dann aber machte er sich's auch zum Gesetz, sich dafür in Zukunft nichts mehr bezahlen zu lassen, sondern sich dadurch ein Kapital für jene Welt zu sammeln.'

Es bieten die 'Lehrjahre' sogar eine Zusammenfassung, eine Art Überblick dieser sonderbaren ärztlichen Tätigkeit. 'Mit Stillings Beruf und Krankenbedienung war es überhaupt eine sonderbare Sache; solange er unbemerkt unter den Armen und unter dem gemeinen Volke wirkte, so lange tat er vortreffliche Kuren, fast alles gelang ihm; sobald er aber einen Vornehmen, auf den viele Augen gerichtet waren, zu bedienen bekam, so wollte er auf keinerlei Weise fort, daher blieb sein Wirkungskreis immer auf Leute, die wenig bezahlen konnten, eingeschränkt. Doch läßt sich dieser seltsam scheinende Umstand leicht begreifen: seine ganze Seele war System, alles sollte ihm nach Regel gehen, daher hatte er gar keine Anlage zu der feinen und erlaubten Scharlatanerie, die dem praktischen Arzt, der etwas verdienen und vor sich bringen will, so nötig ist; wenn er also einen Kranken sah, so untersuchte er seine Umstände, machte alsdann einen Plan und verfuhr nach demselben. Gelang ihm sein Plan nicht, so war er aus dem Felde geschlagen; nun arbeitete er mit Verdruß und konnte sich nicht mehr helfen. Bei gemeinen und robusten Körpern, in welchen die Natur regelmäßiger und einfacher wirkt, gelang ihm seine Methode am leichtesten, aber da, wo Wohlleben, feinere Nerven, verwöhnte Empfindung und Einbildung mit im Spiel waren, und wo die Krankenbedienung aus hunderterlei Arten von wichtig scheinender Geschäftigkeit zusammengesetzt sein mußte, da war Stilling nicht zu Hause.'

Und damit stünden wir auch mitten in den 'Wahlverwandtschaften' drin. Das ist denn nun nicht 'jener Arzt', hier spukt Mittler, und zwar sehr deutlich. Goethe hebt ausdrücklich hervor, solange Mittler im Dienste als Geistlicher unter dem gewöhnlichen Volke agierte, hatte sich kein Ehepaar scheiden lassen; in die Spannung Eduard-Charlotte gezogen, richtet er nunmehr allerhand Unheil an. Dieses Beispiel lassen wir immerhin als eine nur willkürliche Analogie gelten. Einen schlagenden Beweis, daß Mittler

einen Stilling-Kern in sich hegt, bietet folgende Stelle, da Mittler zum dritten Male auftritt:

'Daß jener wunderlich tätige Mann, den wir bereits kennengelernt, daß Mittler, nachdem er von dem Unheil, das unter diesen Freunden ausgebrochen, Nachricht erhalten, obgleich noch kein Teil seine Hilfe angerufen, in diesem Falle seine Freundschaft, seine Geschicklichkeit zu beweisen, zu üben geneigt war, läßt sich denken. Doch schien es ihm rätlich, erst eine Weile zu zaudern; denn er wußte nur zu wohl, daß es schwerer sei, gebildeten Menschen bei sittlichen Verworrenheiten zu Hilfe zu kommen, als ungebildeten. Er überließ sie deshalb eine Zeitlang sich selbst; allein zuletzt konnte er es nicht mehr aushalten und eilte, Eduarden aufzusuchen, dem er schon auf die Spur gekommen war.'

Anstatt an dieser Stelle nun weitere Ähnlichkeiten vorzuführen, da mir der Boden unter den Füßen schon ziemlich sicher scheint, erlaube ich mir einen letzten, großen Sprung und komme auf den Standpunkt zu stehen, daß Goethes erschütterndes Erlebnis mit Jung-Stilling die 'Wahlverwandtschaften' in einer ihrer zwei Hauptrichtungen mächtig genährt und gekräftigt hat.

Ich sehe in den 'Wahlverwandtschaften' neben dem Entsagungstrieb, den wir bei Goethe, besonders beim alternden, des öfteren kennen, der auch anderenorts gehörig erörtert worden ist, eine zweite starke Richtung, die in den Worten Ottiliens gipfelt: 'Ich bin aus meiner Bahn, und ich soll nicht wieder hinein.'

Irrtümlicherweise ist die Ehe in diesem Roman als Hauptproblem zu oft unterstrichen worden; sie bildet nicht das Hauptproblem, sondern nur den Schnittpunkt der Hauptprozesse, die Goethe am Herzen lagen, oder anders gesagt, den kleinsten Raum, worin er die größte Fülle des ihn bedrängenden Gehalts überschaubar machen konnte. Den ungeheuren Gedanken eines 'werdenden Gesetzes', das Gesetz, das wir uns täglich durch unser Wirken schmieden, dies wollte er auf diesem kleinsten Raum abladen. Für ihn ist der Mensch kein isoliertes Wesen, sondern er ist einem System überpersönlicher Kräfte eingegliedert, das um so strenger und geistiger fordert, je höher ein Organismus steht, je weiter sich sein Leben gestaltet. Je tiefer ein Wesen steht, je weniger geistig schöpferische Kraft und ursprüngliche Freiheit zur Selbstgestaltung ihm innewohnt, desto weniger ist es gesetzlich, formhaft, begrenzt: insofern ist die höchste Position auch die äußerste Negation: 'Auch unsere Taten selbst, so gut als unsere Leiden, sie hemmen unseren Lebensgang.' Unter dem Gesichtswinkel kommen wir auf eine ganz andere Auffassung dieses vielumstrittenen Romans.

Größere Sorgfalt an Gruppierung, Motivierung, an Kontrasten und Beleuchtung der Charaktere hat Goethe an keiner seiner Dichtungen verwendet als gerade an den 'Wahlverwandtschaften':



größere Fülle hat er auf keinen kleinen Raum gebracht. Man denke sich nur z. B., daß Eduard schon zu Anfang der Handlung zwei Ehen eingegangen war: eine Standesheirat und eine Konvenienzheirat; bald sehen wir ihn in Liebe zu Ottilien entbrannt, mit der er sich zu verbinden strebt, um sich das höchste Erdenglück zu erhaschen. Wir erstaunen deshalb auch nicht, daß der Dichter drei Entsagende an uns vorüberziehen läßt, nämlich den Hauptmann, Charlotte und Ottilie, während auch das Thema des Ausschreitens aus seiner Bahn dreimal variiert wird, an Mittler, Eduard und Ottilie. Letztere gehört beiden Gattungen an. Mit welch großer Vorsicht Goethe Ottilien sich ausdrücken läßt, erweckt Erstaunen. Sie erklärt sich schlicht: 'Ich bin aus meiner Bahn.' Da ist nichts hinzuzufügen; sie ist es eben. Das gehört zu dem Rührendsten, was Goethe geschrieben. Welch ein Tiefblick in das menschliche Dasein! Der Ausdruck ist nicht aus der Luft gegriffen, dahinter liegt ein tiefempfundenes Erlebnis. Ich glaube behaupten zu dürfen, daß Jung-Stilling dabei Gevatter gestanden hat. Ottilie ist in die Spannung Eduard-Charlotte hineingerissen worden. Nichts ist ergreifender als die Art, wie sie, sobald sie in die Nähe der Spannung geraten, machtlos wird. Sie fühlt sich aus ihrer Bahn, sie kann nicht wieder hinein, dies Bewußtsein gebeut ihr zu entsagen, sie schickt sich darein, worauf Goethe ein Wunder an ihr geschehen läßt. Der Hauptmann und Charlotte sind hochstehende, durchgebildete Menschen; auf ihrer Stufe gibt es eben keine Freiheit; sie schreiten zwar bis zur Grenze des Erlaubten vor, da bricht sich aber der gesunde Menschenwilie Bahn.

Eduard ist Lebensdilettant, zügellos, fast bahnlos, ein Gefühlsmeteor. An ihm hat uns Goethe eine Art Einzelwesen vorführen wollen, das sich nicht in das System überpersönlicher Kräfte eingegliedert fühlt. Da er sich mit aller Gewalt gegen das Feststehende sträubt, kommt er eben erbärmlich um, wie der Vogel, der sich am Leuchtturme zerschmettert.

Mittler dagegen ist sich dessen leise bewußt, daß er aus seiner Bahn schreitet, daß er aus seinem gewohnten Elemente gerät. Wir sahen ihn erst in den Hof gesprengt kommen. Das zweitemal meldet Eduard seine Ankunft an: 'Wer reitet denn so langsam dort die Straße her? ... Es ist Mittler. Wie kommt er aber dazu, langsam und so langsam zu reiten?' Mittler erklärt jetzt sein sonderbares Benehmen: 'Ich freute mich recht herzlich den halben Tag in einem Hause, wo ich Frieden gestiftet hatte, und dann hörte ich, daß hier Geburtstag gefeiert werde. Das kann man doch am Ende selbstisch nennen, dachte ich bei mir, daß du dich nur mit denen freuen willst, die du zum Frieden bewogen hast. Warum freust du dich nicht auch einmal mit Freunden, die Frieden halten und hegen?' Als nun Charlotte sich gegen ihn äußert, er werde

den Grafen und die Baronesse finden, die ihm auch schon zu schaffen gemacht hätten, platzt er unwillig heraus: 'Schwebt doch immer ein Unstern über mir, sobald ich einmal ruhen und mir wohltun will! Aber warum gehe ich auch aus meinem Charakter heraus!' Gerade gefährlich ist dieses Symptom ja nicht; wenn er jedoch später seine Bedenken äußert und sich selbst rät, eine Weile zu zaudern, denn er wisse nur zu wohl, daß es schwerer sei, gebildeten Menschen bei sittlichen Verworrenheiten zu Hilfe zu kommen, als ungebildeten, und dennoch zu Eduard eilt, weil er es nicht mehr aushalten konnte, da fliegt er aus seiner Bahn heraus. Eduard beauftragt dann auch den, der niemals eine Scheidung unter seinem Volke zugelassen hatte, für ihn eine Scheidung zu bewirken. Mittler zaudert. Eduard dringt auf ihn ein. Weiter erfahren wir dann: 'Da sich nun Mittler sogar in die dunklen Regionen geführt sah, in denen er sich immer unbehaglicher fühlte, je länger er darin verweilte, so nahm er den dringenden Wunsch Eduards, der ihn zu Charlotten gehen hieß, etwas williger auf.' Er geht auch zu Charlotten, aber: 'Er trat von seiner Seite behutsam heran, konnte es aber nicht über sich gewinnen, das Wort Scheidung auch nur im Vorbeigehen auszusprechen.' Da öffnen sich die Himmelspforten, und er hört Charlottens Stimme: 'Ich muß glauben, ich muß hoffen, daß alles sich wieder geben, daß Eduard sich wieder nähern werde. Wie kann es auch wohl anders sein, da Sie mich guter Hoffnung finden. Versteh' ich Sie recht?' fiel Mittler ein. 'Tausendmal gesegnet sei mir diese Nachricht!' rief er, die Hände zusammenschlagend. Gleich darauf folgt der Vergleich mit 'jenem Arzt'. Mittler ist von einer gütigen Vorsehung aus der Klemme gerettet. Er macht sich schleunigst aus dem Staube, er will sogar den Brief an Eduard nicht mitnehmen: ein jeder Bote sei so gut als er!

'Charlotte war diesmal, wie schon öfters, über Mittler unzufrieden. Sein rasches Wesen brachte manches Gute hervor, aber seine Übereilung war schuld an manchem Mißlingen. Niemand war abhängiger von augenblicklich vorgefaßten Meinungen als er.'

Von jetzt ab wirkt Mittler unheilbringend, wo er auch auftritt. Bei der Taufe des Kindes berauscht er sich an seiner eigenen Beredsamkeit und tötet durch seine lange Rede den alten Geistlichen, der erschöpft hinsinkt. Er bringt Eduard die Kunde, daß Ottilie sich entschlossen habe, ins Stift zurückzukehren, und fügt bei, wo und wann sie auf der Reise absteigen wird. Eduard reitet hin, trifft sie an, mit dem Endergebnis, daß Ottilie sich entschließt, ins Schloß umzukehren, wo sie ihrer Entsagung nachzusinnen gedenkt. Endlich gibt er Ottilien den Todesstoß durch seine Auslegung des sechsten Gebotes: Du sollst nicht ehebrechen! Wie Richard M. Meyer so geistreich bemerkt hat: 'Jenem glücklichen heilenden Wahrheits-



propheten in Ibsens "Wildente", dem meisterhaft gezeichneten Gregers, möchte man dies Gegenbild Mephistos vergleichen, das stets das Gute will und nur das Böse schafft.'

Braucht es eines weiteren Vergleiches zwischen Mittler und Jung-Stilling? Für mich ist das der treffendste Beweis, daß an der Hand dieses neuen Leitfadens sich ein Schlüssel zu dem Geheimnis, das über diesem Roman gewaltet, herausfinden läßt.

Aus den 'Wahlverwandtschaften' ragen zwei Gipfel in die Höhe, nicht einer vor dem anderen, sondern nebeneinander, kraftvoll aus dem Hintergrunde hervorstehend. Ragt nun der eine aus dem Erlebnis mit Minna Herzlieb empor, so türmt sich der andere aus der erschütternden Erfahrung mit Jung-Stilling auf.

Yale University. Carl F. Schreiber.

Der Name des Green Knight.

In der Manly-Festschrift (Chicago 1923, S. 12) hat J. R. Hulbert dankenswerterweise festgestellt, daß der 'Grüne Ritter' der prächtigen mittelenglischen Gawain-Romanze in der Handschrift den Namen *Bercilak* trägt und nicht *Bernlak*, wie die bisherigen Ausgaben (Madden, Morris, Gollancz) sämtlich lasen. Die Form *Bercilak* stimmt mit ihrem *c* zwar zu dem mhd. *Barzelagk* in Füterers Lanzelot-Version, läßt sich jedoch etymologisch nicht rechtfertigen und wird daher, wie schon Hulbert annimmt, für *Bertilak* verlesen oder verschrieben sein. Diese Annahme ist um so wahrscheinlicher, als im mittelenglischen Prosa-Merlin der Name *Bertelak* wirklich belegt ist. Da diesem me. *Bertelak* im altfranzösischen Text ein *Bertolais* entspricht, müssen beide Namen wohl identisch sein. Wie sie sich aber lautlich zueinander verhalten, erklärt Hulbert nicht angeben zu können. Ich glaube, daß das Verhältnis beider sofort klar wird, wenn man sich vergegenwärtigt, daß wir in *Bertolais* eine Nominativform mit dem bekannten *s*-Suffix haben. Ein *Bertolai* bzw. *Bertelai* (wie ebenfalls bei Langlois belegt ist) verhält sich aber zu *Bertelac* wie die vielen französischen Ortsnamen mit dem gallo-romanischen Possessivsuffix *-acum*, welches nordfranzösisch *-ai*, südfranzösisch *-ac* ergibt. Man vergleiche etwa *Aubigney* neben *Albignac*, *Aucey* neben *Aussac*, *Blanzay* neben *Blanzac*, *Champagney* neben *Champagnac*, *Chassey* neben *Chassac*, *Ivrey* neben *Yvrac*, *Fleurey* neben *Florac*, *Juilley* neben *Juillac*, *Lagney* neben *Ladignac*, *Montagney* neben *Montagnac*, *Pouilley* neben *Pauillac*, *Quinçay* neben *Quinsac*, *Romenay* neben *Romagnac*, *Savigné* neben *Savignac*, *Sevrey* neben *Séverac*, *Lucenay* neben *Luzenac* u. a. m. (A. Longnon, Noms de lieu de la France, 1920, S. 75 ff.). Wie diese Ortsnamen müssen auch Personennamen mit dem keltischen Kosesuffix *-ākos* im Altfranzösischen Doppelformen auf *-ai* und *-ac* entwickeln, wenn mir dafür Beispiele auch zurzeit gerade nicht zur Hand sind. Das in Frage stehende Namenpaar *Bertelai*, *Bertelac* könnte nun Analogiebildung zu solchen Namen sein. Und diese Annahme würde sich als die einfachste empfehlen, falls afrz. *Bertolai*, wie gemeinhin geschieht (Kalbow 106), durchaus von ahd. *Berhta-laik* abgeleitet werden müßte. Es bietet sich aber auch die Möglichkeit, beide Namen als lautgesetzliche Entwicklungen eines keltischen Kosenamens aufzufassen, und zwar eines urkelt. **Britt-ul-ākos*, da ein altgallischer Frauenname *Brittula* (wohl zu urkelt. **Brittō* 'Britte') inschriftlich belegt ist und hypokoristische Bildungen mit doppeltem Diminutivsuffix im Keltischen besonders beliebt sind. Eine keltische Ableitung des Namens von Gawains Gegner würde sich aber nicht nur durch

das Milieu der Arthursage und den geographischen Schauplatz empfehlen,[1] sondern auch durch den Umstand, daß der dem Bertelac-Abenteuer zugrunde liegende Märchenstoff wohl sicher aus dem Keltenlande den Franzosen und damit auch dem Autor unserer englischen Romanze zugekommen ist.

Wie ein echter Normannen-Baron trägt Bertelac auch noch einen topographischen Zunamen: *de Hautdesert* (V. 2445). Da der Dichter sich Bertelacs Burg in felsiger Einöde denkt, glaube ich, daß hier einfach ein sog. sprechender Name vorliegt, den entweder unser Gawain-Dichter selbst oder seine französische Quelle erfunden haben mag,[2] auch ohne daß ein literarisches Vorbild, wie Hulbert meint, eingewirkt zu haben braucht.

---

[1] Bezeichnenderweise gebraucht der Dichter auch für England (oder genauer für den nichtbritischen Teil von England südlich des Humber und östlich des Severn) die kymrische Bezeichnung, die er, wie seine Form mit altfranzösischem Nominativ-*s* beweist, seiner französischen Quelle entlehnt hat. Sein *Logres* V. 691 entspricht afrz. *Logres*; und dieses stammt aus mky. *Loegyr* (aky. *Loyer* Ann. Cambr. a. 895, nky. *Lloegr* 'England', sprich nordkymr. *loügar* und südkymr. *lögar*), einem sonderbaren, völlig dunklen Namen — die üblichen Erklärungen aus *Locrin* usw. sind alle lautlich unhaltbar —, der nur im Kymrischen (nicht auch im Kornischen oder Bretonischen oder gar Irisch-Gälischen) vorkommt. — So ganz stimmt es freilich, wie meist bei mittelalterlichen Dichtern, mit der Geographie nicht. Wenn Gawain in Nordwales Anglesea und die Nachbarinseln (Holyhead) links liegen läßt — so verstehe ich V. 698: *alle þe iles of Anglesay on lyft half he haldeȝ* — und 'über die Furten bei den Landzungen' — offenbar über die Flüsse Conway und Clwydd — setzend nach *Wyrale* (V. 701), d. h. der Halbinsel Wirral (in Cheshire) gelangt, kann er kaum das heutige Holyhead berührt haben. Sein *at þe Holy Hede* (V. 700) müßte also wohl ein anderer Ort, der etwa an der Dee-Bucht zu suchen wäre, gewesen sein (etwa *Hilbre Point* bei *Holylake*), so gern man sich auch das Abenteuer gerade in dem noch heute fast ganz öden, höhlenreichen Berglande von Holyhead mit seiner uralten, noch Römerziegel verwendenden Burgruine denken möchte.

[2] Schwerlich wird der Name etwas damit zu tun haben, daß gegenüber der Halbinsel Wirral, auf der Bertilacs Schloß gedacht werden mag, am Fuße eines 1241 erbauten königlichen Bergschlosses auf Gawains Reiseweg ein alter Ort *Dyserth* (sprich nky. *dəserþ*, aus mky. *Disserth* Ann. Cambr. a. 1241, Brut S. 369; me. *Dissard* 1245) liegt, der nach dem mky. *diserth* benannt ist, das natürlich aus lat. *dēsertum* stammt, hier aber wohl eher die kirchliche Bedeutung 'Eremitenzelle' oder 'Kapelle' hat. Wir dürfen uns auch nicht dadurch verführen lassen, daß am Fuße des Hügels von Dyserth ein *'oblong ivy-mantled building'* liegt, *'called Siamber Wen'* [d. i. 'weißes Zimmer'], das *'was perhaps built as a sanctuary over a chapel'* (vgl. Gaw. 2190: *þis oritore ... with erbeȝ ouergrowen*), obgleich etwas Ähnliches Anlaß zu der phantasievollen Ortsbezeichnung *Grene Chapel* gegeben haben mag, die eher keltisch als englisch klingt. Aber freilich die Schneeberge dort gehören auf jeden Fall in die Märchenatmosphäre. — Die interessanten, erfreulich tief und weit ausgreifenden, aber doch sehr subjektiven und temperamentvollen Gedankengänge von Frl. von Schaubert, die den englischen Ursprung der Dichtung zu erweisen suchte (E. Stud. 57, 394 ff.), vermag ich mir nicht anzueignen. Warum soll der englische Dichter nicht die Handlung einer französischen Quelle entnommen haben und in der psychologischen Ver-

Die Quelle unseres Engländers war offenbar eine verlorengegangene französische Dichtung von einem *Chevalier Vert.* Daß es eine solche gegeben hat und daß diese bekannt genug war, um noch im 16. Jahrhundert zu Anspielungen zu dienen, dafür liefert mir Kollege Becker freundlichst einen schönen Beweis. In dem anmutigen, 1505 erschienenen ersten *Epistre de l'Amant vert* (ed. J. Stecher III, 12) läßt Jean le Maire de Belges seinen Papagei schreiben:

Parquoy sera mon bruit trop plus ouvert
Que du Vert Comte ou du Chevalier Vert.

Mit dem 'grünen Grafen' dürfte der grüne Kleidung und grüne Turnierabzeichen liebende Amadeus VI. von Savoyen (1334—83) gemeint sein (Paradin, Histoire de Savoye, S. 221 ff., und die von J. R. Hulbert, Mod. Phil. 13, 717 zitierte Literatur), während der '*Chevalier Vert*' offenbar identisch mit unserem sagenhaften englischen '*Green Knight*' ist. Diese Nebeneinandersetzung des grünen Grafen Amadeus und des 'Grünen Ritters' wird man aber kaum als Argument verwerten dürfen für die von Hulbert vorgetragene Theorie, nach der Graf Amadeus das historische Urbild des 'Grünen Ritters' gewesen sei.

Leipzig. Max Förster.

knüpfung eigene Wege gegangen sein? Und warum soll ein französischer Dichter des Mittelalters, wie es selbst noch ein Shakespeare getan hat (Shylock, Hamlet, Lear, Winter's Tale), einem alten, überkommenen Erzählungsstoffe nicht Handlungselemente oder Motivierungen entlehnt haben, die dem wirklichen Leben oder der psychischen Struktur seiner Zeit oder seines Kulturmilieus eigentlich nicht mehr ganz entsprachen? Und so gar 'psychologisch ungeheuerlich', wie Frl. von Schaubert uns einreden will, ist die Darstellung im 'Gawain and the Green Knight' denn doch keineswegs. — Das kürzlich erschienene Faksimile der Gawain-Handschrift von Gollancz (EETS) ist mir unzugänglich.

Robert Brownings 'Christmas-Eve and Easter-Day' und 'Das Leben Jesu' von D. F. Strauß.

§ 1. Entstanden ist die Dichtung oder doch ihr Kern nach ihrer eigenen Angabe (Oxf. Edit. S. 500) zu Weihnachten 1849. Bestätigend sagt F. Kenyon ('Letters of E. B. Browning' I 427): Robert Browning arbeitete daran am 9. I. 1850. Das 'Athenæum' zeigte am 30. März das Erscheinen des Ganzen an für den 1. April. In dieser Zeitschrift erschien auch die erste Besprechung, im April 1850. Der Inhalt wurde anerkannt, die Form abgelehnt: '... Doggrel — carried to excess by strange and offensive oddities of versification — is not that in which the mysteries of faith, doubt, and eternity can be consistently treated.' — 'Examiner', April 1850, setzte sich mit einer 'flammenden Lobrede von sechs Spalten' ('Letters of E. B. Browning', ed. F. Kenyon, I 446) für die Dichtung ein. 'The Germ', Mai 1850, brachte aus der Feder W. M. Rossettis eine von Begeisterung getragene allgemeine Verteidigung von Brownings Stil, der eine besondere Besprechung von 'Christmas-Eve and Easter-Day' in der nächsten Nummer folgen sollte — sie blieb nur deshalb aus, weil der 'Germ' inzwischen einging.

§ 2. Hinsichtlich Brownings Belesenheit in religiös-philosophischer und theologischer Literatur ist hervorzuheben: Auf hebräischem Gebiete kennt er nicht nur die Bibel, sondern auch Rabbiner wie Yehudah Hannasi und Ben Eben Ezra, kabbalistische Literatur aus Quellen zweiter und dritter Hand. — Indisches: 'Bidpais Fabeln' (im 8. Jahrh. von Ibn el Mokaffa ins Arabische übersetzt; engl. Ausg. i. d. 'Chandos Classics'). — Persisches: Firdusi 'Shah Nameh' (i. d. 'Chandos Class.'). — Griechisches: Æschylos, besonders 'Prometheus'; Euripides, Werke; Platon, Werke; Aristoteles, bes. 'Ethik'; Epiktet, 'Encheiridion'. Plutarch, 'Symposiaca'. Gregor v. Nazianz, Werke. — Lateinische Kirchenschriftsteller der Frühzeit: Lactantius, 'De divinis institutionibus adversus gentes'; Eusebius Hieronymus Sophronius, 'Biblia latina cum Prologis S. Hieronymi et Interpretationibus Hebraicorum nominum'; Aurelius Augustinus, 'Meditationes' u. a. Werke. — Italiener: Thom. von Aquino, 'Summa Theologiae'; Dante Alighieri, Werke; Giovanni Pico della Mirandola (Übers. von Thom. Morus); Johannes Diodati; Daniello Bartoli, 'De Simboli Transportati al morale ...'. — Franzosen: Jean Calvin, Schriften; René Descartes, Werke; Blaise Pascal, 'Lettres Provinciales'; François Marie Arouet (Voltaire), Werke; J. B. de Boyer,

Marquis d'Argens, 'Lettres Cabalistiques'; Jean Jacques Rousseau; Denis Diderot; Hugues-Félicité Robert de la Mennais; Auguste Comte; Honoré de Balzac, 'la Messe de l'Athée', 'Jésus-Christ en Flandre'; Ernest Renan, 'La Vie de Jésus'. — Engländer (Schotten, Amerikaner): William Langland, 'The Vision of Piers Plowman'; John Foxe, 'The Pope confuted'; Thom. Lever, 'A fruit-full Sermon ...'; Dr. John Donne, bes. dichterische Werke; Alexand. Ross, 'The philosophical Touchstone, or Observations upon Sir Kenelm Digbie's Discourses of the Nature of Bodies, and of the reasonable Soule ...'; Francis Quarles 'Emblems ...'; Sir Thom. Browne, 'Religio Medici'; John Milton, Werke; Jeremy Taylor; John Evelyn, 'The History of the three late famous Impostors'; John Bunyan, Werke; Bernhard de Mandeville, 'The Fable of the Bees'; Samuel Clarke; Alexand. Pope, 'Essay on Man', 'Universal Prayer'; George Whitefield, 'Hymns'; Christopher Smart, 'The Song to David'; Thom. Paine, 'The Age of Reason'; Will. Blake, dichterische Werke und Bilder; Fr. H. Egerton, Earl of Bridgewater, 'The Bridgewater Treatises'; Will. Wordsworth, Werke; Sydney Smith, Schriften über den Katholizismus; Sam. Taylor Coleridge, Werke, bes. 'Religious Musings' und 'Aids to Reflection'; James Ford, Predigten; Hugh Stuart Boyd, 'The Catholic Faith'; Jane Taylor, 'How it strikes a Stranger'; Henry Kirke White, relig. Gedichte; George Gordon Byron, Werke; Thom. Erskine of Linlathen; Percy B. Shelley, Werke; Thom. Carlyle, Werke; John Henry Newman; Cardinal Wiseman; Ralph Waldo Emerson; Frederick Denison Maurice, Werke, bes. 'The Kingdom of Christ'; E. Barrett Browning, Werke; Alfred Tennyson, Werke; Theodore Parker, 'A Discourse of Matters pertaining to Religion'; Rev. Thom. Jones, 'The divine Order and other Sermons'; Adelaide Ann Procter, 'The lost Chord'; Frederick Will. Farrar, 'The Life of Christ'; Sir Edwin Arnold, 'The Light of Asia, or the great Renunciation'; Fr. Will. Henry Myers, 'Saint Paul'. — Deutsche: Thomas a Kempis, 'Nachfolge Christi' und 'Predigten'; Martin Luther, theolog. Werke und 'Tischgespräche'; Cornelius Agrippa v. Nettesheim, 'Opera'; Theophr. Bombastus Paracelsus, 'Opera omnia' (ed. Bitiskius); Johannes Agricola; Jacob Böhme; Gottfr. Wilhelm Leibniz; Immanuel Kant; J. H. Jung-Stilling; Joh. Kaspar Lavater, Holcrofts Übersetzung s. Werke; Joh. Wolfg. v. Goethe, Werke, bes. 'Faust'; Joh. Christ. Friedr. v. Schiller, Dichtungen; Joh. Gottlieb Fichte; Friedr. Wilh. Jos. Schelling; David Friedr. Strauß, 'Das Leben Jesu', 'Vergängliches und Bleibendes im Christentum'. — Holländer: Hugo Grotius, 'De Veritate Religionis Christianae'. — Schweden: Emanuel Swedenborg, Werke.

§ 3. Die Erörterung des Christusproblems in England begann schon in der Shakespeare-Zeit. [illegible] wollte Marlowe im [illegible] [illegible] sehen (Arch. 121. S. 257). — Die [illegible] des 17. Jahrhunderts [illegible] zu der reinen [illegible] der Religion [illegible] Übereinstimmung dieser Form mit den Gesetzen der [illegible] [illegible]. Bei ihnen [illegible] [illegible] [illegible] Überlieferung [illegible] [illegible] Herbert of Cherbury [illegible]

[illegible]

Marquis d'Argens, 'Lettres Cabalistiques'; Jean Jacques Rousseau; Denis Diderot; Hugues-Félicité Robert de la Mennais; Auguste Comte; Honoré de Balzac, 'la Messe de l'Athée', 'Jésus-Christ en Flandre'; Ernest Renan, 'La Vie de Jésus'. — Engländer (Schotten, Amerikaner): William Langland, 'The Vision of Piers Plowman'; John Foxe, 'The Pope confuted'; Thom. Lever, 'A fruit-full Sermon ...'; Dr. John Donne, bes. dichterische Werke; Alexand. Ross, 'The philosophical Touchstone, or Observations upon Sir Kenelm Digbie's Discourses of the Nature of Bodies, and of the reasonable Soule ...'; Francis Quarles 'Emblems ...'; Sir Thom. Browne, 'Religio Medici'; John Milton, Werke; Jeremy Taylor; John Evelyn, 'The History of the three late famous Impostors'; John Bunyan, Werke; Bernhard de Mandeville, 'The Fable of the Bees'; Samuel Clarke; Alexand. Pope, 'Essay on Man', 'Universal Prayer'; George Whitefield, 'Hymns'; Christopher Smart, 'The Song to David'; Thom. Paine, 'The Age of Reason'; Will. Blake, dichterische Werke und Bilder; Fr. H. Egerton, Earl of Bridgewater, 'The Bridgewater Treatises'; Will. Wordsworth, Werke; Sydney Smith, Schriften über den Katholizismus; Sam. Taylor Coleridge, Werke, bes. 'Religious Musings' und 'Aids to Reflection'; James Ford, Predigten; Hugh Stuart Boyd, 'The Catholic Faith'; Jane Taylor, 'How it strikes a Stranger'; Henry Kirke White, relig. Gedichte; George Gordon Byron, Werke; Thom. Erskine of Linlathen; Percy B. Shelley, Werke; Thom. Carlyle, Werke; John Henry Newman; Cardinal Wiseman; Ralph Waldo Emerson; Frederick Denison Maurice, Werke, bes. 'The Kingdom of Christ'; E. Barrett Browning, Werke; Alfred Tennyson, Werke; Theodore Parker, 'A Discourse of Matters pertaining to Religion'; Rev. Thom. Jones, 'The divine Order and other Sermons'; Adelaide Ann Procter, 'The lost Chord'; Frederick Will. Farrar, 'The Life of Christ'; Sir Edwin Arnold, 'The Light of Asia, or the great Renunciation'; Fr. Will. Henry Myers, 'Saint Paul'. — Deutsche: Thomas a Kempis, 'Nachfolge Christi' und 'Predigten'; Martin Luther, theolog. Werke und 'Tischgespräche'; Cornelius Agrippa v. Nettesheim, 'Opera'; Theophr. Bombastus Paracelsus, 'Opera omnia' (ed. Bitiskius); Johannes Agricola; Jacob Böhme; Gottfr. Wilhelm Leibniz; Immanuel Kant; J. H. Jung-Stilling; Joh. Kaspar Lavater, Holcrofts Übersetzung s. Werke; Joh. Wolfg. v. Goethe, Werke, bes. 'Faust'; Joh. Christ. Friedr. v. Schiller, Dichtungen; Joh. Gottlieb Fichte; Friedr. Wilh. Jos. Schelling; David Friedr. Strauß, 'Das Leben Jesu', 'Vergängliches und Bleibendes im Christentum'. — Holländer: Hugo Grotius, 'De Veritate Religionis Christianae'. — Schweden: Emanuel Swedenborg, Werke.

§ 3. Die Erörterung des Christusproblems in England begann schon in der Shakespeare-Zeit. Nach Kyd wollte Marlowe im Lieblingsjünger Johannes den Alexis Jesu sehen (Arch. 1921, S. 257). — Die Deisten des 17. Jahrh. suchten zu der reinen Urform der Religion vorzudringen und die Übereinstimmung dieser Form mit den Gesetzen der Vernunft zu beweisen. Bei ihnen durchwandert der 'Gottessohn' der N.-T.-Überlieferung alle denkbaren Stufen vom — nicht mehr Gott gleichen — Messias über den edlen Lehrer der Vernunftreligion bis herab zum Betrüger oder bloßen Schemen der Phantasie. — Herbert of Cherbury stellt das deistische Glaubensbekenntnis auf in 'De Veritate' und 'De Religione Gentilium', liefert in letzterer Schrift einen der frühesten Versuche vergleichender Religionswissenschaft und leitet die Kritik der positiven christlichen Lehre ein. Er greift das Dogma von der Gottheit Christi samt seinen Voraussetzungen und Folgerungen mit diplomatischer Vorsicht an, indem er seine Grundlagen durch Anwendung direkter und indirekter Kritik zerstört. — Charles Blount kritisiert die biblische Überlieferung. In seiner Bearbeitung des 'Apollonius Tyaneus' von Philostratus (3. Jahrh.) zieht er bereits, auf Hierokles gestützt (der im 4. Jahrh. Christus und Apollonius v. Tyana in polemischer Weise einander gegenübergestellt hatte), zur Erklärung der wunderbaren Geburt Christi den Begriff der Mythenbildung heran. — John Toland bestreitet in 'Christianity not mysterious' die Geltung des Übernatürlichen wie der Offenbarung und faßt Christus als Lehrer der Vernunftmoral auf. — A. A. Cooper Graf von Shaftesbury beschränkt seine Kritik wesentlich auf die ethischen Mängel des historischen Christentums und überläßt — in einer äußeren Anlehnung an Hobbes — dem Staate die Entscheidung über Dinge, die sich vernunftmäßigem Begreifen entziehen ('Characteristics' 1714). — Matthews Tindal umgeht in 'Christianity as old as the Creation' mit ähnlicher Vorsicht wie Toland und Shaftesbury das positive Dogma und deutet nur durch Kritisieren der heidnischen 'mediatory gods' an, wie er über die Gottheit Christi denkt. — Will. Whiston hält an der Messianität Jesu fest und sucht in 'An Essay towards restoring the true Text of the Old Testament, and for vindicating the Citations made thence in the N. T.' den Weissagungsbeweis, auf den die Messianität sich stützt, durch die Annahme nachträglicher von den Juden am A. T. vorgenommener Fälschungen zu retten. — Anthony Collins entkräftet in 'A Discourse of the Grounds and Reasons of the Christian Religion' den Weissagungsbeweis für die Messianität, indem er zeigt, daß dieser von den N.-T.-Schriftstellern nur in einem mystisch allegorischen

Sinne geführt worden sei. — Thomas Woolston widerlegt in 'Discourses on the Miracles of our Saviour' auch den Wunderbeweis. Er biegt die bislang an der Person Christi oder an der biblischen Überlieferung geübte Kritik in eine Kritik an der bisherigen Auslegung des biblischen Textes um. Er will den Geist der Heiligen Schrift durch allegorische Deutung retten und merkt nicht, daß ihm am Ende nur der Buchstabe bleibt. Christus wird als ein talentierter Redner hingestellt, der die 'goldene Naturreligion' verkündet hat. — Peter Annet führt in 'The Resurrection of Jesus ...' die Fabel von der Auferstehung auf den Scheintod Jesu zurück. — Thomas Chubb streift in seinen 'Posthumous Works', wo er Christus rundheraus für einen Menschen erklärt, sogar die Frage, ob nicht vielleicht auch dieser Mensch eine Fiktion sei. — Thomas Hobbes vertritt trotz seiner rationalistisch-kritischen Einstellung auf biblische Überlieferung (vgl. 'Leviathan', Kap. 33) und theologische Spekulation ('Leviathan', Kap. 44; 'Historia ecclesiastica') die Lehre von der Gottheit und dem Erlösertum Christi. — Er schont aus politischen Gründen die orthodoxe Auffassung, verlangt aber aus denselben Gründen die praktische Unterordnung des regiliösen Gewissens unter das staatsbürgerliche. — John Locke sucht nach seiner Abkehr vom strengen Deismus (in 'The Reasonableness of Christianity') den irrationalen Elementen der Religion in dem Begriff des Über-Vernünftigen (der Offenbarung) eine Zufluchtstätte zu schaffen. — Er betont im allgemeinen mehr den Messiascharakter als die Gottessohnschaft Christi.

Das 18. Jahrhundert steht mit Wesley, mit der Verbreitung J. Böhmescher und Swedenborgscher Schriften, mit der literarischen Tätigkeit William Laws und mit Thom. Taylors Arbeiten über Plotin im Zeichen der Wiederkehr von Metaphysik und Glauben. Besonders für die 2. Hälfte des 18. Jahrh.s ist es charakteristisch, daß rationales Denken mit wahrer, teilweise tiefer Religiosität verbunden auftritt. — Die beiden Hauptrichtungen, in denen die antipositiven Tendenzen der früheren Zeit sich fortpflanzen, sind einerseits die unitarische mit Priestley an der Spitze, andererseits die romantisch-pantheistische. Priestley schafft im 'Theological Repository' ein Organ für freie Besprechung theologischer Fragen, schreibt 'An History of early Opinions concerning Jesus Christ', setzt sich in zahlreichen Abhandlungen mit dogmatischen, bibelkritischen und kirchengeschichtlichen Problemen auseinander, ohne daß der religiöse Grundzug seiner Gesinnung verlorengeht. In einer seiner späteren Schriften vergleicht er Christus mit Sokrates. — Thomas Paine bedeutet einen Rückfall in die alte deistische

Einseitigkeit. 'Ecce Homo, or a critical Enquiry into the History of Jesus Christ; being a rational Analysis of the Gospels' (Edinburg 1799) stellt sich in ihrer unverblümten Pietätlosigkeit als ein Erzeugnis des französischen Materialismus dar und scheint in der theologischen Literatur Englands vereinzelt dazustehen. — Charakteristischer für das Denken der Zeit sind David Hartleys 'Observations on Man', die 1791 neu herausgegeben wurden und deren wissenschaftliche Ausführungen mit einem Bekenntnis aufrichtiger Bibelgläubigkeit verbunden sind. Erst in dem Pantheismus der Romantiker eint sich der zwiespältige Drang der Zeit, verwebt sich freies Denken mit religiöser Inbrunst zu einem neuen Lebensgefühl. — S. T. Coleridge geht aus von Platon und Plotin. In den 'Religious Musings' ist Christus ihm eine Verbindung von plotinischem Gott-Νοῦς, Johanneischem Logos und Menschensohn. — Besonders der Einfluß Priestleys führt Coleridge dann zum reinen Pantheismus, der in der Periode der 'Æolian Harp' seinen dichterischen Ausdruck findet. Christus erscheint Coleridge jetzt als platonischer Philosoph. — P. B. Shelley beginnt sein Dichterwerk als Todfeind aller positiven Religion. Er verkündet in 'Queen Mab' und den 'Notes' die Ansichten der französischen Materialisten (besonders: Holbachs 'Système de la Nature'), faßt Gott als Weltseele auf und den von dem kirchlichen Zerrbild zu sondernden historischen Christus als einen edlen Verfechter der Menschenrechte. — Im 'Essay on Christianity' stellt Shelley Christus als religiöses Genie neben Platon und Diogenes und rückt ihn der Gott-Weltseele nahe. — In 'Hellas' ist Christus menschgewordener Gott mit Zügen prometheischen Heldentums, zugleich der Anwalt der griechischen Freiheit. — In den späten Gedichten Shelleys zeigt sein Pantheismus eine zunehmend christliche Färbung. — William Blake bekämpft die positive wie die natürliche Religion. Seine Metaphysik stellt eine Verschmelzung der Mystik von Boehme und Swedenborg mit dem ethischen Nihilismus der extrem revolutionären Richtung dar. Christus ist Übermensch und Gott. Er ist Gott, der zu sich selber herabsteigt, — die verkörperte Offenbarung der wieder Gott gewordenen, zu sich heimgekehrten Menschheit. — Eine ungewöhnliche religiöse Bewegtheit erfüllt das erste Drittel des 19. Jahrhunderts; sie macht sich auch bei den Romantikern in einem Bedürfnis nach positiverer Religiosität bemerkbar. — Die englische Theologie verhält sich reaktionär. In Sekte und Hochkirche herrscht der Pietismus, dem unter dem Einfluß der festländischen Romantik die Oxford Movement an die Seite tritt. Aufwühlende soziale Kämpfe steigern die Erregung der Zeit. — Der Gedanke der weltlich-geistlichen Utopie ergreift Besitz von

den Gemütern. Zeugnisse von E. Irving, Thirlwall, Dr. Arnold, Erskine of Linlathen, F. D. Maurice, Kingsley u. a. beweisen, daß weite Kreise voll Ungeduld der Wiederkunft Christi und dem Anbruch des tausendjährigen Reichs entgegensahen. — 'Christm.-Eve and Easter-Day' greift auf diese Bewegung der dreißiger Jahre zurück. —

Dem Einfluß der deutschen Bibelforschung (Semler, Reimarus, Lessing etc.) brachen die Bahn Herbert Marsh und Connop Thirlwall.

Herbert Marsh steht in enger Verbindung mit deutschen Gelehrten wie Michaelis und Griesbach, arbeitet besonders über das Synoptikerproblem und weiß sich trotz Anfeindung von seiten der heimischen Theologen zu behaupten. Es gelingt ihm, eine Brücke von der deutschen Forschung zur englischen Theologie zu schlagen.

Connop Thirlwall stellt in seiner Einleitung zu Schleiermachers 'Abhandlung über das Lukasevangelium' die Überlegenheit der deutschen Theologie fest und übt vernichtende Kritik an der Rückständigkeit englischer Theologen. — Zum Mittler zwischen der religiös-metaphysischen und der wissenschaftlich-kritischen Strömung in England ist

S. T. Coleridge berufen. Er wird in Göttingen durch Eichhorn in die philologische Bibelkritik und rationalistische Exegetik eingeführt. — Sein Studium Lessings und Kants sowie Jeremy Taylors und Leightons vermittelt ihm eine neue verinnerlichte Auffassung religiöser Probleme. — Der Wandel, der sich in dem Jahrzehnt von 1797—1807 in seinem Denken vollzieht, trägt zunächst eine reaktionäre Färbung. Coleridge ringt um den Glauben an die Gottheit Christi und tritt für sie ein. (Vgl. 'Biographia epistolaris' ed. A. Turnbull, Lond. 1911, Bd. II, Nr. 132 bis 134; und Cottle 'Reminiscences', 1848, S. 325 ff.) In den 'Aids to Reflection' sucht Coleridge seiner neuen religiös-theologischen Einstellung eine philosophische Grundlage zu geben. Er setzt sich hier, auf Kant gestützt, mit der englischen Theologie auseinander. Er zeigt: Alle Irrtümer der spekulativen Theologie rühren von den Übergriffen der theoretischen Vernunft auf das Gebiet der praktischen her. Alle Irrtümer sind daher von der praktischen Vernunft, von dem lebendigen religiös-ethischen Bewußtsein aus zu korrigieren. — Das Gewissen entscheidet in Zweifelsfällen. — Die Offenbarung ist nicht mehr etwas von außen Kommendes, das über der Vernunft bleibt; sie ist das Wesen der Vernunft selbst. So ist die Gottheit Christi eine vom gläubigen Gemüt unmittelbar empfangene Wahrheit; nicht in einzelnen Lehren Christi, sondern in seinem Leben, in seinem Wesen selbst liegt das Überzeugende, das zu Gott Hinzwingende.



(Vgl. 'Aids to Reflection', Burlington 1829, S. 190).[1] — Diese Christusauffassung wird grundlegend für die der folgenden Generation und selbst noch Brownings. — In den 'Confessions of an inquiring Spirit' nimmt Coleridge im Anschluß an Lessing Stellung zur Bibelkritik: Die vorurteilsfreie, kritische Betrachtung der überlieferten Schrift ist durchaus wünschenswert. Der Geist, dem die biblischen Schriften ihr zeitliches Dasein verdanken, ist überzeitlich und kann durch eine Kritik an diesen nicht berührt werden. Coleridge versichert, daß sein Glaube an das 'fleischgewordene Wort' unangetastet geblieben sei, zu welchen Resultaten seine wissenschaftliche Forschung ihn auch immer geführt haben mag.

Coleridges Schüler und die 'Oriel School', besonders Dr. Arnold, Whateley, Milman und Sterling suchen wie Coleridge Neuorientierung am deutschen Denken und streben nach der Verbindung einer verinnerlichten Religiosität mit wissenschaftlicher Erkenntnis. Sie nehmen hierbei eine Mittelstellung ein zwischen der unter Verzicht auf die Wissenschaft ganz dem gefühlsmäßigen Erleben hingegebenen, christusgläubigen Richtung der Schotten Erskine, Campbell und der sich enger an das deutsche Denken anschließenden amerikanischen Richtung der Emerson, Parker. Charakteristisch für die englische Entwicklung ist der Übergang von der Erkenntnis zur Praxis. Coleridge hatte in seiner 'Constitution of Church and State' eine bürgererziehende Staatskirche gefordert und die Grundlage geschaffen, auf der sich bei F. D. Maurice nun der Broad Church-Gedanke entwickelt. Indem Maurice von der christlichen Gottesauffassung ausgeht, wird ihm seine die ganze Menschheit umspannende 'Universal-Kirche' zum 'Reiche Christi'. — So tritt bei Maurice und seinen Anhängern in den vierziger Jahren des 19. Jahrh. Christus beherrschend in den Mittelpunkt des religiösen Lebens. — Aus dem Geiste der Broad Church Movement ist Brownings 'Christmas-Eve and Easter-Day' geboren.

§ 4. Die Aufnahme von Strauß in England beginnt mit Übersetzungen. Sterling bezieht sich im Juli 1841 in einem Briefe (s. Carlyle, 'Life of John Sterling', Lond. 1851, S. 271) auf eine billige und weitverbreitete Übersetzung des 'Leben Jesu' von Strauß. Der 'British Museum Catalogue' (1882) führt eine anonyme Übersetzung an, die in Birmingham 1842—44 erschien. — George Eliot liefert 1846 die

[1] 'Did Christ come from Heaven, did the Son of God leave the Glory which he had with his Father before the World began, only to *show* us a way to life, to *teach* truths, to *tell* us of a resurrection? Or saith he not, *I am* the way, *I am* the truth, *I am* the Resurrection and the Life?' ('Aids to Refl.' S. 190.)

klassische englische Übersetzung des 'Leben Jesu', nach der 4. deutschen Auflage. —

Unter den von Pooles 'Index to Periodical Literature' (1893) angeführten Rezensionen in englischen Zeitschriften ist die im 'Foreign Quarterly Review' von 1838 die früheste. Sie verhält sich ablehnend, ohne imstande zu sein, ein sachlich treffendes Urteil zu fällen. Ähnlich gestimmte Rezensionen begegnen im 'Christian Examiner' (Nov. 1845), 'Congregational Magazine' (Bd. IX 434; 1845) u. a. Zeitschriften. Doch ist auch ein langsam wachsendes Interesse für die neue Problemstellung spürbar. Seit der Mitte der vierziger Jahre beginnt man sich der Mythentheorie mit wissenschaftlichem Ernst anzunehmen. Hierzu scheinen die Schriften von Theodore Parker viel beigetragen zu haben, die in den vierziger Jahren von Chapman in London herausgegeben wurden, und mit deren Grundgedanken das englische Publikum auch durch die Presse bekannt gemacht wurde, wie der Aufsatz im 'Westminster Review' (1847), Bd. 47. S. 136 sq., beweist. — Parker gibt in 'The Transient and Permanent in Christianity' (1841) wesentlich die Gedanken von Strauß' 'Vergängliches und Bleibendes im Christentum' (1839). Er lernt aus deutschen Gegenschriften den Fehler von Strauß' 'Leben Jesu' in der Vernachlässigung des historischen Moments gegenüber dem Mythischen erkennen. Teile seiner eigenen Kritik erscheinen im 'Congregational Magazine' (Juni 1845) und im 'Athenæum' (Oktober 1849).

Als Anhänger der neuen Bibelkritik sind zu nennen: Charles Hennell. Er schlägt 1838 in seiner 'Inquiry concerning the Origin of Christianity' einen ähnlichen Weg ein wie Strauß und die Tübinger Schule. — John Sterling wendet sich nach seiner Abkehr vom geistlichen Beruf voll Interesse der Straußschen Kritik zu (vgl. s. Briefe auf S. 243 u. 271 d. 'Life of Sterling' v. Carlyle). — J. A. Froude zeigt in 'Nemesis of Faith', wie Aberglaube und Mythe den lebendigen Kern der Religion umspinnen, bis sie, zum Dogma erstarrt, schließlich seine Vernichtung herbeiführen. — Will. Rathbone Greg schließt sich in 'The Creed of Christendom' (1845—48) der Christusauffassung von Strauß an, wie sie in 'Vergängliches und Bleibendes im Christentum' zum Ausdruck kommt. — Francis W. Newman betrachtet mit kritischer Freiheit Bibel, Dogma und kirchliche Einrichtungen. Er bekämpft besonders die englische Bibelvergötterung. In 'The Soul' faßt er das Wesen der Religion in einer stark an Schleiermacher erinnernden Weise auf. In 'Phases of Faith' spricht er Christus das Verdienst ab, Schöpfer der 'spiritual religion' zu sein, und zeigt moralische Mängel an seinem Charakter auf.

Als Gegner der Bibelkritik sind zu nennen: Thomas Carlyle, der, obgleich Freidenker, das 'Leben Jesu' aus ethisch-praktischen Gründen ablehnt. (Vgl. s. Äußerung bei T. A. Fischer, 'Sartor Resartus', Leipz. 1903, S. 132.) — Fred. Denison Maurice knüpft mit seinen anti-kritischen Ausführungen an Coleridge an und erneuert dessen Stellung zum Christusproblem. In den 'Theological Essays' (ed. 1853) erklärt er, daß die Straußsche Kritik nur durch die Tatsachen des religiösen Gefühls zu widerlegen sei. Das Göttliche, das der Mensch als den Quell aller Erkenntnis und Güte in sich spürt, erschließt seinem Blick auch die Gottheit Christi; denn durch die Persönlichkeit des Mittlers, in dem es ja seine höchste irdische Verwirklichung gefunden hat, zieht es den Empfänglichen mit unwiderstehbarer Gewalt zu sich empor. So wird Christus selbst als der in den Seelen schaffende Gott empfunden. (Vgl. 'Theolog. Essays' IV 63, die Parallele zu 'Aids to Reflection', S. 190.)[1]

§ 5. Frühere Gedanken Brownings über das Christusproblem gehen aus von Power, Wisdom und Love als den drei Offenbarungsweisen Gottes. Browning reduziert im Anschluß an Shelley ihre Formel auf 'Power' und 'Love' und sucht, von dieser dualistischen Gottesanschauung, die den metaphysischen Gegensatz von cogitatio und extensio birgt, wahrscheinlich unter dem Einfluß der deutschen Identitätsphilosophie zu einer letzten Einheit zu gelangen. Er sieht diese Einheit in der Liebe. Hiermit ist für ihn von vornherein die Nähe zum Christusproblem gegeben.

'Pauline' zeugt von Brownings erstem Zusammenstoß mit der Christuskritik unter dem Einfluß von Shelleys 'Queen Mab' und zeigt das Zurückschwingen seiner Religiosität in die Bahnen der anerzogenen Frömmigkeit. Christuswirklichkeit wird intuitiv ergriffen. (Vgl. 'Poems', Oxf. Ed. S. 429.) — 'Paracelsus' handelt von der erlösenden Liebe, ohne das Problem aufzugreifen. — 'Sordello' bietet eine philonisch gefärbte Gottesauffassung und betont die Mittlerschaft Christi (vgl. 'Poems', Oxf. Ed. S. 614).

Die Abschnitte XV und XVIII von 'Christmas-Eve' knüpfen an das 'Leben Jesu' und an 'Vergängliches und Bleibendes im Christentum' von Strauß an. Strauß' Vernachlässigung des historischen Faktums über der Idee wird bemerkt und der Versuch, den zum menschlichen Genie herabgedrückten Christus als Stifter der 'anerkannt' höchsten aller

[1] 'Do we ... merely wish to bring the Sinner to know what Christ *did* and *spoke*, in those thirty-three years between his birth and his resurrection? — Do we not really believe that *Christ was*, before He took human flesh and dwelt among us?' ('Theological Essays' IV 63.)

Religionen wieder in seine einzigartige Stellung unter den Menschen einzusetzen, als mißglückt empfunden. — Dem Nicht-Hegelianer beweist 'Vergängliches und Bleibendes im Christentum' nur, daß mit der Gottheit Christi auch sein absoluter und ewiger Vorrang unter den Menschen dahinfällt.

Die Abschnitte XVI und XVII von 'Christm.-Eve' knüpfen an 'A Discourse of Matters pertaining to Religion' von Th. Parker an und suchen im Sinne Coleridges und Maurices zu beweisen: Nicht auf dem Wege verstandesmäßiger Erwägungen, den Parker beschreitet, läßt sich die Bedeutung der Persönlichkeit Christi begreifen. Sie wird gefühlsmäßig erfaßt; und zwar ist es gerade das zur Verlebendigung und Verwirklichung längst gewußter, weil ewiger und eingeborener Wahrheit Zwingende und Ermächtigende in der Persönlichkeit Christi, das unmittelbar als das Gotthafte erlebt wird, und durch die Art seiner Wirksamwerdung zugleich auch der Vernunft als solches einleuchtet. Der 'God in Christ' ist für Browning nicht nur eine intuitiv gefühlte Wahrheit, er ist gleichsam das Postulat der religiösen Vernunft. (Die Parallele zu 'Aids to Reflection', S. 190, und 'Theolog. Essays' IV 63 steht in 'Christm.-Eve', sect. XVII, V 34—39.)[1]

§ 6. Vorklänge zu 'Christmas-Eve' seit 1845 finden sich in dem Briefwechsel zwischen Rob. Browning und Elizab. Barrett von 1845/46. Browning arbeitete schon damals an einer Dichtung in der Art von 'Christmas-Eve' und stand hierbei stark unter dem Einfluß der christusgläubigen Eliz. Barrett. — Brownings Briefe vom 13. Januar und 26. Februar 1845 beweisen, 1. daß eine Dichtung, mit der er damals beschäftigt war, nach dem Vorbilde der Kunst Eliz. Barretts in Form und Inhalt 'subjektiv' sein und eine Art Bekenntnis darstellen sollte; 2. daß Browning anfangs im Sinne hatte, 'savage things about Popes and imaginative religions' zu sagen, später aber allgemeiner zum Ausdruck bringen wollte, 'what is to be done now, believed now, so far as it has been revealed to me.' Letztere Äußerung steht offenbar in Beziehung zu dem von Maurice seinem 'Kingdom of Christ', 1842, vorangestellten Zitat: 'What is to be done ...', und es handelt sich um eine Stellungnahme zu den religiösen und konfessionellen Streitfragen Englands um 1845. Das katholische sowie das Broad Church-

---

[1] 'What is the point *where Himself lays stress*?
Does the precept run "Believe in Good,
In Justice, Truth, now understood
For the first time"? — or, "*Believe in Me,*
Who lived and died, yet essentially
Am Lord of Life?"' ('Christm.-E.' XVII 34—39.)

Problem wird in den Briefen wiederholt berührt. Vorteile und Nachteile des Dissentertums werden erwogen, und in einer Anspielung (25. III. 45) begegnet schon die mythische Auffassung des christlichen Glaubens.

Die Gründe für den Aufschub der weiteren Ausgestaltung des Gedichtes mögen teils in der Abspannung zu suchen sein, die sich bei Browning als eine Folge der angestrengten produktiven Tätigkeit in den Jahren von 1840—46 einstellte, teils in dem Umstande, daß der Dichter zu dem stärksten Erlebnis jener Jahre, seiner Vereinigung mit Eliz. Barrett (1846), eine gewisse Distanz brauchte, ehe seine Kräfte wieder frei wurden zum Schaffen. — Den Anstoß zur endlichen Ausgestaltung gaben 1. das Erstarken der von der deutschen Bibelkritik beeinflußten rationalistischen Richtung in der englischen Theologie um 1850; 2. der Tod von Brownings Mutter.

§ 7. Der Inhalt der Dichtung ist ein Erlebnis, das am Weihnachtsabend 1849 mit einer Predigt in einer Methodistenkapelle beginnt. Der Dichter wird von Christus, der ihm erscheint, nach Rom geführt, wo er der Messe im Petersdom beiwohnt, und nach Göttingen, wo er den Vortrag eines Professors über die Mythentheorie anhört. Er vergleicht die drei Auffassungen miteinander, kritisiert jede und erkennt schließlich, wieder in der heimischen Kapelle angelangt, daß die Art der Dissenter, Gott zu verehren, seiner eigenen am nächsten steht.

'Christmas-Eve' ist eine auf dem Motiv der Traumvision beruhende Rahmenerzählung, angelehnt an Vorbilder bei Dickens ('Christmas Carol'), Balzac ('Jésus-Christ en Flandre') und wahrscheinlich auch Langland ('The Vision of Piers Plowman'). — 'Christmas-Eve' und 'Piers Plowman' ist gemeinsam die Stellungnahme zu religiösen Problemen und die hierdurch bedingte Vorführung von Kirche und Predigt im Rahmen der Vision. 'Piers Plowman' kann Browning nicht unbekannt gewesen sein, da seine Gattin schon 1842 in 'The Greek Christian Poets and the English Poets' über ihn geschrieben hatte; und es ist anzunehmen, daß 'Piers Plowman' mitbestimmend auf Brownings Entschluß gewirkt hat, seine Ideen in die Form der auf dem Traummotiv beruhenden Rahmenerzählung zu kleiden.

In der Konstruktion des Rahmens folgt Browning Dickens' 'Christmas Carol'. Er übernimmt das Weihnachtsmotiv, die innerlich bedingte Dreiteilung, die Kombination von Traum und Vision, das Spectator-Motiv, das Motiv des geisterhaften Führers und die eigentümliche Luftfahrt; dem Gewande des Führers wohnt eine selbständige, magische Kraft inne, durch die es den Menschen mit sich zieht. — In Balzacs 'Jésus-Christ en Flandre' findet Browning drei wesentliche Momente, in denen er

von Dickens abweicht: die selbsterlebte Traumvision in der Kirche, die Behandlung eines modernen kirchlichen und religiösen Problems im Rahmen der Vision, Christus als leuchtende Führergestalt in der Nacht. 'Easter-Day' scheint sich ähnlich an Jean Pauls eschatologische Traumvision aus dem 'Siebenkäs' anzulehnen (vgl. Carlyles Übersetzung dieses Abschnitts im 'Foreign Review' No. 9; 1830): Christus ragt einsam und gewaltig im Chaos der untergehenden Schöpfung auf, das Furchtbare einer entgotteten Welt wird zum Bewußtsein gebracht, der Dichter wendet sich, am Schluß erwachend, erlöst dem alten Leben und einer neuen Hoffnung zu.

Nicht literarisch vermittelt, sondern aus eigenem Erleben erwachsen sind: Die Schilderung des Mondregenbogens in 'Christmas-Eve' (vgl. Brownings eigenes Zeugnis bei Th. J. Wise, 'Literary Anecdotes of the 19th Century', Vol. I 456); offenbar auch die Schilderung des Nordlichts in 'Easter-Day'; das Einnicken des Dichters in der Kirche samt seiner Wirkung auf die Banknachbarn. — Browning konnte auf alte Erfahrungen ähnlicher Art zurückblicken: die Flucht von der unästhetischen Armut der heimischen Kapelle zur Pracht des römischen Doms und die freudige Rückkehr zur Kapelle. — Diese Bilderfolge liegt schon in einem Briefe Brownings vom 17. August 1846 vorgebildet, angeregt durch Eliz. Barrett B. (vgl. 'Letters of R. Browning and El. Barrett B.' v. 1845/46).

Die Stufen der Entwicklung in 'Christm.-E.': Dissentertum, Natur-Pantheismus, Neuentdeckung der christlichen Wahrheit durch die Liebe. Auseinandersetzung mit dem Katholizismus und der Bibelkritik spiegeln unbeabsichtigt den religiösen Entwicklungsgang des Dichters wider.

§ 8. Das Eigene bei der Darstellung des Predigers in Zion Chapel neben den literarisch herkömmlichen Zügen (grobe Rhetorik, theatralische Gesten, Unwissenheit und willkürliches Umspringen mit dem biblischen Text), wie sie schon der 'Tatler' Nr. 66, Crabbe im 'Borough' IV (Calvinist), Dickens in den 'Sketches', Overbury in seinen 'Characters' bieten, liegt in dem stärkeren Betonen der geistigen Armut und in dem Bestreben, den Methodisten dennoch zu verstehen und als einen von wahrem Ernst erfüllten, guten Hirten seiner Gemeinde anzuerkennen.

Beide Momente wurzeln in individuellen Erlebnissen des Dichters, wie briefliche Zeugnisse erraten lassen. Vgl. z. B. Brownings 'Impromptu' in seinem Brief an Fox, 1833, bei Orr, 'Life and letters of Rob. Browning', 1891, S. 56, und Brownings Brief an A. Domett, 9. Okt. 1843, in der von F. G. Kenyon herausgegebenen Sammlung 'Rob. Browning and A. Domett', 1906.

Die Kapelle wie auch ihr Name 'Mount Zion' ist typisch gedacht, doch offenbar an Vorbilder der Wirklichkeit angelehnt. Im 'Christian Examiner', 1845, wird z. B. eine 'Zion Chapel' mehrfach genannt. Über die Darstellungen eines kirchlichen Milieus bei Dickens in 'Sketches' und bei W. Irving in 'Sketch Book' ('The Country Church' und 'Christmas Day') hinaus bietet Browning etwas völlig Neues. Seine Kirchenbesucher stellen eine Gemeinde dar, eine Gemeinschaft von Gläubigen, sie sind Methodisten und gehören der untersten Schicht der Großstadtbevölkerung an; daneben tragen sie die herkömmlichen Züge des Dissentertyps, wie sie z. B. auch in Fieldings 'Amelia' (Methodist Cooper), Scotts 'Heart of Midlothian' (Cameronianer Deans) und Crabbes 'Parish Register' (Arminianer) beobachtet sind: puritanerhafter Eigendünkel, Engherzigkeit und Mißtrauen gegenüber Fremden.

§ 9. Der Professor in Göttingen wird charakterisiert als gelehrter Theologe und gehört in dieser Beziehung demselben Typ an wie Crabbes gelehrter Theologe im 'Parish Register'; Züge des idealen Gelehrten und Märtyrers seiner Wissenschaft mischen sich mit Zügen des Pseudogelehrten: Überspanntheit und unfreiwillige Komik; außerdem ist er deutscher Universitätslehrer und hat in dieser Beziehung einen Vorläufer in Carlyles 'Teufelsdröckh' ('Sartor Resartus'). Beide befassen sich mit Zeitproblemen, über beiden liegt der Reiz des Fremden, des 'German Scholar', beiden eignet exotischer Haarwuchs und ein ungewöhnliches Auge, bei beiden erscheint die traditionelle 'oddity' ihres Typs ins Groteske gesteigert, beide werden mit einer gewissen Sympathie behandelt. — Doch bietet Browning eine eigene Gestalt, indem er statt des Zeitgenossen der Romantiker, den Carlyle darstellt, einen Gelehrten des vorgerückten 19. Jahrh. zeichnet. — Browning wählt Göttingen als die den Engländern vertrauteste Universität, die überdies durch eine Reihe berühmter Namen als Pflegestätte der Bibelkritik und Orientalistik bekannt war. Das Auditorium wird nur knapp skizziert, und es wird versucht, das wohl als spezifisch deutsch Empfundene durch eine leise Andeutung von Untertänigkeit und Pedanterie auszudrücken.

§ 10. Die Schilderung des Petersdomes und der Messe wurzelt wohl zum großen Teil in eigener Anschauung; Browning besuchte auf seiner 2. italienischen Reise, 1844, Rom. — Als literarische Vorbilder kommen vielleicht Dickens' 'Pictures from Italy' (die Browning 1846 las; s. den Brief vom 21. Mai 1846 in 'Letters of R. Browning and E. B. Barrett) und Fanny Kembles 'Year of Consolation' in Betracht. — Zwischen Brownings und F. Kembles Schilderung des Domes im Mondlicht

(visionsartiger Eindruck; Zweifel, ob Traum oder Wirklichkeit; das Spiel der Fontänen; Identifizierung des Erschauten mit früher gebildeten Vorstellungen) besteht eine gewisse Ähnlichkeit, die aber auch allein durch die Natur des Gegenstandes bedingt sein kann. — Da F. Kemble zu Mrs. Brownings engerem Bekanntenkreise gehörte, ist anzunehmen, daß Browning ihr Buch kannte. — Aus Dickens' 'Pictures from Italy' kommen in Betracht: Das Hochamt in der Peterskirche und das traumhafte Erlebnis in San Marco. — Browning verbindet äußerlich diese beiden Bilder miteinander und gibt ihnen einen eigenen und neuen Gehalt. Er führt eine Messe im Petersdom vor, aber bietet statt der abstoßenden Komödie, die Dickens sieht, ein wahres religiöses Erlebnis mit einer Gemeinschaft von Gläubigen. — Mit seiner verständnisvollen Behandlung der römischen Kirchenbesucher geht Browning über das literarisch Herkömmliche (vgl. Goldsmith 'Traveller' üb. d. Italiener; und Carlyles mündliche Äußerungen nach Brownings Brief vom 29. Juni 1846 in 'Letters of R. Br. and E. B. B.' Vol. II 277) hinaus. Er zeigt, daß das religiöse Empfinden der Katholiken in Rom echt und stark ist.

§ 11. In der Christusgestalt wird Übersinnliches so veranschaulicht, daß es den Eindruck greifbarer Wirklichkeit macht. Browning bedient sich hierbei einiger von den Romantikern oder romantisch beeinflußten Dichtern überkommener Kunstmittel. Er läßt ungewöhnliche Gemütsbewegtheit sich mit der Wirkung eines packenden Naturschauspiels verbinden, um das halluzinatorische Erlebnis glaubhaft zu machen.

Die Darstellung der göttlichen Erscheinung in Verbindung mit einem Regenbogen wurde Browning als Motiv der religiösen Malerei früh bekannt (s. Quarles 'Emblems' u. vgl. 'Letters of El. B. Browning', ed. Kenyon, Vol. I 448, über ein Bild von Ghirlandaio).

Christus erscheint als das aus sich selbst herausgetretene, gestaltgewordene Bewußtsein des Visionärs; diese Auffassung weist im Prinzip auf Blakes Dichtungen, die Browning kannte (vgl. z. B. die Christuserscheinung in 'Vala' III 50 f.). — Äußerlich ist die Christusgestalt an Vorbilder im N. T. angelehnt (Matth. 17, 2. 6; Offenb. 1, 13. 16 f.) und berührt sich in einigen Zügen (das magische Gewand; die Stummheit) mit dem 'Phantom' in Dickens' 'Christmas Carol'. — Die Gestalt des Richters in 'Easter-Day' ist an A.-T.-Bilder angelehnt und mit De Quinceys 'Three Ladies of Sorrow' (in 'Suspiria de Profundis') verwandt. — Über seine Vorgänger hinaus weiß Browning mit psychologischer Feinfühligkeit das Eigentümliche des traumvisionären Eindrucks festzuhalten.



§ 12. Die drei Christusauffassungen unterscheiden sich in charakteristischer Weise: Die Methodisten sind arm an Phantasie, dürftig an Geist, aber echt in ihrem religiösen Fühlen. Sie suchen, obgleich unkritisch und ungebildet, auch mit dem Verstande zu fassen, was ihr Herz erfüllt. — Bei den Katholiken dominiert das Gefühl, von einer schöpferischen Phantasie genährt. Mystik und Sinnlichkeit verbinden sich zu einem Rausch unmittelbarer Schauung. — Bei dem Göttinger Gelehrten herrscht der Intellekt. Er lehnt als Kritiker den Gottheitscharakter Christi ab, hält aber an den ewigen Werten seiner Lehre fest. — Das Gemeinsame der drei Auffassungen besteht darin, daß sowohl Methodisten wie Katholiken und der Gelehrte in Christus ein Letztes, Höchstes ahnen, das sich dem denkenden Erfassen entzieht. Der Weg zum Unbegriffenen heißt bei Methodisten und Katholiken: Liebe, bei dem Gelehrten: Ehrfurcht, d. i. Liebe, ins Intellektuelle übertragen. — Die Anschauung trennt, das Gefühl eint. — Mit dieser Versöhnung der Gegensätze erfüllt Browning, was bei Maurice nur Forderung bleibt.

§ 13. Daß der Göttinger Professor nach dem Jesus der Wirklichkeit fragt, ist in der Dichtung zwar nur episodisch, gibt ihr aber den schärfsten Stich in das Charakteristische. Wer immer sie liest, wird an diesem klar formulierten Problem hängen bleiben: es hat offenbar auch den Dichter am meisten beschäftigt, obwohl er die Zweifel an der Gottheit Jesu in seiner ganzen Darstellung bekämpft. Das Problem, so wie es Browning hier faßt, kann ihm nach der Konstellation des damaligen Geisteslebens nur durch D. Fr. Strauß nahegelegt worden sein. Andere Zweifler waren nicht von der milden, ehrfürchtigen Art dieses Tübinger Professors, die im Göttinger Professor Brownings fortlebt — Renans 'Vie de Jésus' erschien erst 1863. Jene liebende Art des Zweifels nahm Browning auf und löste sie, indem er wie Coleridge die Christusfrage aus dem Gebiet historischer Forschung und philosophischer Konstruktion in das Gebiet des inneren Erlebens rückte.

Berlin. Käthe Göritz.

Petrarka und Arnaut Daniel.

Seit dem Kommentar des Antonio dal Tempo, das ist seit mehr als fünfhundert Jahren, werden die italienischen Gedichte Petrarkas immer wieder und wieder kommentiert, und man sollte meinen, daß des zu Erklärenden in ihnen nicht viel mehr übrigbleibt. Die folgenden Bemerkungen zu der Kanzone *Lasso me, ch'i' non so in qual parte pieghi* werden vielleicht zeigen, daß wir Neueren zu dem einen oder anderen Stück des Canzoniere doch noch mancherlei zu hören wünschen, was in den Kommentaren nicht zu stehen pflegt.

Es handelt sich um die bekannte Kanzone (die 70. Dichtung in dem Originalmanuskript Vatic. 3195), welche die Eigenheit hat, jede Strophe mit dem Anfangsverse einer Kanzone eines anderen Dichters ausgehen zu lassen. Diese Besonderheit ist natürlich längst der Anlaß meist freilich recht oberflächlicher Erörterungen geworden. Keinerlei Schwierigkeiten bereitete es, die Herkunft der in den vier letzten Strophen zitierten Kanzonen zu bestimmen. Die Kanzone der zweiten Strophe: *Donna mi prega, per ch'io voglio dire* ist die berühmteste Kanzone Guido Cavalcantis. Die dritte Strophe endet mit *Così nel mio parlar voglio esser aspro,* dem leidenschaftlichsten Liebesliede Dantes, die vierte mit *La dolce vista e'l bel guardo soave,* einem der anmutigsten Gedichte Cino da Pistojas. In der letzten Strophe zitiert Petrarka seine eigene erste Kanzone: *Nel dolce tempo de la prima etade.*

In der ersten Strophe wird eine provenzalische Kanzone genannt: *Drez et raison es qu'ieu ciant e'm demori,* und von ihr steht der Verfasser nicht ohne weiteres fest, und ihr Text ist nicht so wohlbekannt wie der der anderen Dichtungen.

Wir wissen freilich, in welchen provenzalischen Handschriften sie zu finden ist, und deren Überlieferung ist längst allgemein zugänglich geworden. So könnte man glauben, daß sich die Petrarkisten eifrig mit dieser Dichtung, der einzigen provenzalischen, welche Petrarka in seinem Canzoniere anführt, beschäftigt hätten. Das ist aber nicht der Fall. Ihr Text ist meines Wissens nirgends lesbar hergestellt, und über ihren Verfasser liest man in den Kommentaren widersprechende und unzulängliche Angaben. So lohnt es jedenfalls, auf diese Dichtung näher einzugehen.

Sie steht nur in zwei der uns bekannten Trobadorhandschriften: C und K. Der diplomatische Text von C (fol. 352) ist als Nr. 437 in Mahns Gedichten abgedruckt, der von K ebenda als Nr. 109. Die beiden Fassungen weichen sehr stark voneinander ab. C enthält 6 Strophen und eine Tornada, K nur 4 Strophen (Str. 4 und 5 von C fehlen) und die Tornada. Die ersten beiden Strophen ent-



sprechen sich ungefähr; doch ist der erste Vers der zweiten Strophe von C in K durch den ersten Vers der vierten Strophe von C ersetzt. Strophe 3 von C wird in K zur vierten, die sechste Strophe von C in K zur dritten. Der Wortlaut beider Fassungen weicht stark voneinander ab und ist offenbar in beiden vielfach entstellt. Keine der beiden Handschriften gewährt eine recht zuverlässige Basis für die Herstellung des Textes, so daß wir geringe Aussichten haben, wirklich zum Wortlaut des Dichters zu gelangen. So ist denn auch das Folgende nur als ein der Verbesserung unterworfener Versuch zu betrachten.

Es wird zweckmäßig sein, zunächst die beiden handschriftlichen Fassungen nebeneinander zu setzen, darunter den hergestellten Text. Die metrische Form ist:

VI d,	die Reimendungen:
10⌣a	*ọri*
2 b	*ọm*
10⌣c	*ari*
2 d	*ẹlh*
10⌣e	*isca*
10⌣f	*ọndre*
4 g	*ẹst*
6⌣h	*iva*
6 i	*ẹc*

C

I. Razo e dreyt ay mi chant em demori. e com dieu lamor ques gensor ampari. mes belh quieu chan de lieys en men partisca. no faray yeu quab sol son bel respondre. ma si conquest. que iamais tan quan uiua uas lieys no farai pec.

K

I. Dreg e razos es cheu chant em demori. e com dieu per samor cui per iensser em pari. ies bel cheo per leis chan e non vol men grepischa. non farai ieu qe sol ab ien respondre ma si conquest. che iamais tan quan uiua vais lai e non farai pech.

I. Dregz e razos es qu'eu chant e·m demori. —
e com? —
Dieu! per s'amor, cui per jensor ampari,
m'es belh
5 qu'eu chan. — De lieis? E non vol, m'en guerpischa? —
Non faray ieu, que sol ab gen respondre
m'a si conquest
que ja mais tan quan viva,
vas lieis no farai pec.

C

II. Sestam camja per quieu blasmes acori. daur plom piegz trac so sai quaysselh del sagitari cayrelh selh quel ma mes greu cug de mi partisca. del cor on es nol pot hom far respondre. quel ferr nov rest. si la nominatiua nol men trai cuy en prec.

K

II. Dols es le ram ab quem bat don noi rolli. doglon amnz trai plus dreg che cel del sagitari. qairel leis que loi mes en prech deu quom gerischa. che dinz del cor mel fa de for esondre li fer i rest. se cella chi lentiza no len trai cheu lan prech.

II. 10 S'esta·m camja, per qu'ieu pasm'ez acori.
d'aur plom,
piegz trai, so sai, qu'aisselh del sagitari
quairelh. —

Selh que m'a mes, greu cug de mi partisca.
15 Del cor on es, no·l pot hom far respondre
que·l fers no y rest,
si la nominativa
no·l m'en tray, cuy en prec.

III. Plus al cors blanc que nulhs escacx deuori. son nom non laus dir quan la guari. angelh sembla del cel quant ieu cug quem iauzisca. quar sobronratz hi foral reys de londre. el coms duzest. un delhs en lagradiua o selh cuy son li grec.

IV. Plus al cor blanch e lis che sghac dauolli. son nom non aus dir tan la tem quan lesgari. agnel senblieu del sen qan cuig che men iauzischa. che sobronrat en fora el rei de londres ol marques dest. tan es sobragradiua ol segner cui son grech.

III. Plus a·l cors blanc e lis qu'escacz d'evori. —
20 Son nom? —
Non l'aus dir, tan la tem. Quan l'esgari, (— 1)
angel
sembla del cel. — Quan cuig que m'en jauzisca?
que sobr'onratz en fora·l reis de Londre
25 o·l marques d'Est,
tan es sobr'agradiva,
o·l segner cui son Grec!

IV. Dous es lo rams am quem bat mas non tori. de lo mentill cai trayt de mon armari. nouel que nom par sens pus hom los sieus delisca. per meus o dic cuy faitz blahir e fondre. no uuelh iam prest. hom uiula ni estiua tro sia de sai dec.

(Für den Anfang der Strophe s. oben den Beginn der zweiten.)

IV. Dous es lo rams am que·m bat. Mas non tori
de lo m-
30 -entill, c'ai trayt de mon armari, (— 2)
novel,
que non par sens, pus hom los sieus delisca.
Per me·us o dic, cuy fai blahir e fondre.
No vuelh, ja·m prest
35 hom viula ni estiva
tro sia de sai dec.

V. Dous mes e bo sieu per dezir en mori. ges som non es lamors quieu port per saynt alari. sirnel nom torna tost non ay luec quem sofrisca. que nolh cal ost logar per me cofondre. quar a la frest. sim te fuecx quencaliua pels sermos de mal bec.

V. Dous m'es e bo, s'ieu per dezir en mori.
Ges som
no·m es l'amors qu'ieu port, per Saint Alari.
40 S'irnel
no·m torna, tost non ay luec que·m sofrisca,
que no·lh cal ost logar per me confondre,
car a l'afrest
si·m te fuecx que·m caliva,
45 pels sermos de mal bec.

VI. Simbreu non em fe que deg saynt gregori. on fom floc bru et escapolari. coutelh portarai tronc per layssar mala gisca. e farai mi ampla corona tondre. aut sus el test. sil mal nom recaliua lamor que no consec.

III. Sen breu non em fe che dei san grigolli. on fom en uestirai foch bru e capulari. cotel porterei tronch per schiuar mala guischa. anpla coronna e larc em farai tondre aut su lo rest. per leis chem rechaliua seu samor non consech.

VI. S'en breu non em, fe que dei Saint Gregori,
on fom,
eu vestirai floc bru e'scapulari;
coutelh
50 portarai tronc, per laissar mala gisca;
e farai mi ampla corona tondre
aut sus el test
per leis que'm recaliva,
s'en s'amor non consec.

VII.[1] qui que sai rest en sanguiniers sabriua lai on sabra son pec.

V. Cui che sa rest. en frances chin sabriua. lai on conoson pech.

VII. 55 Qui que sai rest,
en Sanguiniers s'abriva
lai on sabra son pec.

1. Die Form des Verses bei Petrarka: *Drez et rayson es qu'ieu ciant em demori,* zeigt, daß ihm eine Fassung vorgelegen hat, die der Hs. K entspricht. Ich habe demnach diese Gestalt des Verses in meinen Text aufgenommen. Gegen C wäre aber an sich nichts einzuwenden.

Es wäre interessant, zu wissen, ob Petrarka sich für die Schreibung des Verses an seine Vorlage gehalten oder ob er seine eigene Aussprache der Worte wiedergegeben hat. Im letzteren Falle hätten wir es mit einer Probe avignonesischen Provenzalisch in toskanischem Munde zu tun. Hierfür könnte die Schreibung *ciant* sprechen, mit welcher der Auslaut von *drez* freilich in einem gewissen Gegensatz steht. Bemerkenswert ist, daß in *rayson* das Nominativzeichen fehlt; auch daß die Vortonsilbe *ai* und nicht *a* zeigt. Für den Reim *demọri* : *fiọri* hält sich Petrarka an italienischen Gebrauch, der *ǫ* und *ọ* nicht scheidet.

5. Obwohl ich in dieser Strophe im allgemeinen K folge, lese ich hier mit C *qu'eu chan de lieis*, um das doppelte *per s'amor ... ch'eu per leis chan* zu vermeiden.

10. Während für die erste Strophe K eher den besseren Text liefert, kann ich mit dem Beginn der zweiten in dieser Hs. nichts anfangen. Auch in C liegen Schwierigkeiten vor; aber wir finden in ihm doch wohl den besseren Ausgangspunkt. Nicht verständlich ist mir *blasmes acori*. Gegen *blasme encori* 'um derentwillen ich Tadel erleide' würde sowohl das *o* sprechen, wie daß alsdann *rr* mit *r* reimen würde. So habe ich *pasm'ez acori* vermutet.

[1] Die Hs. gibt den Anfang der Tornada nicht zu erkennen.

12. C hat *trac*, also *pieqz trac*. Das verträgt sich aber nicht, wie mir scheint, mit dem Folgenden. So entnehme ich *trai* aus K.

15. Als Reimwort haben wir *respondre* in C, *esondre* in K. Der Sinn scheint etwa vorauszusetzen: 'man kann den Pfeil aus dem Herzen nicht entfernen, ohne daß das Eisen dort verbleibt'. Ein provenzalisches Verbum, das dem entsprechen würde, scheint nicht belegt zu sein. *Esondre* könnte etwa ein lat. exungere wiedergeben. Aber abgesehen davon, daß ungere im Prov. *onher* und nicht *ondre* gibt, würde der Sinn *de for esondre* 'heraus salben' bei einem Pfeil schwerlich passen. *Respondre* kann natürlich nicht lat. respondēre sein. Aber wir haben afrz. *espondre* 'abandonner, céder', *esponse* 'déguerpissement', *esponser* 'abandonner, déguerpir, mettre hors de sa main', die auf exponere zurückgehen, das wir u. a. als 'heraussetzen, aussetzen, ausschiffen, ablegen', exponere veterem hominem 'den alten Adam ausziehen' usw. haben. So könnten wir allenfalls zu der hier notwendigen Bedeutung kommen. Aber ich würde mich gern einer besseren Erklärung fügen.

17. Für *nominativa* vgl. Cercamon ed. Jeanroy 6, 31 *Gusco cortes, nominatiu, Perdut avez lo segnoriu*, 'Gascons courtois et renommés, Vous avez perdu la seigneurie'.

21 ff. In K würden diese Verse zu lesen sein:

Son nom
non aus dir, tan la tem, quan l'esgari. (— 1)
Agnel
sembl'ieu del sen, quan cuig que m'en jauzisca,
que sobr'onratz en fora l reis de Londre
o·l marques d'Est ...

Aber *agnel* ist im Provenzalischen, wie im Romanischen überhaupt, und sonst, doch der Typus der Sanftmut, nicht der Torheit. In C scheint V. 23 mit *Quan cuig* eine rhetorische Frage zu beginnen, die eine negative Antwort voraussetzt: 'Nie!' 'Kaum jemals!'

25. C liest *e·l coms d'Uzest*. Aber lat. Ucetia konnte *Uzest* nicht geben, so daß die, freilich auch bei Mistral als 'romanisch' angeführte Form *Uzest* keine Existenzberechtigung hat. Überdies gab es wohl keine Grafen von Uzès. So scheint K auch hier, wie im folgenden Vers, den Vorzug zu verdienen, obwohl die Markgrafen von Este sonst erst später für die Trobadors eine Rolle zu spielen scheinen, als wir diese Kanzone ansetzen möchten.

28 ff. Diese Verse sind die schwierigsten des Liedes. Mit ihrem Beginn in K weiß ich nichts anzufangen. Aber auch C bleibt problematisch. *Torar* heißt 'durchhauen, abhauen' (Levy VIII 277[b]). Im lat. Text der Gesta Karoli entspricht 'scindere, amputare'. Mistral hat *toura* (3. Praes. ind. *toro*) 'diviser en billots, scier un tronc d'arbre en travers, casser, rompre un marbre'. Ein anderes *torar*, das Levy VIII 278[a] anführt, ist in seiner Bedeutung nicht klar.

[illegible]

[illegible] die 3. Person Singularis dafür setzen kann.

26. [illegible] ist ein bei Arnaut Daniel beliebtes Wort. Es begegnet dreimal bei ihm im Reim: [illegible] Can.-Lavaud 9. 74 (Chrest. 25, 31); [illegible] *Lai on estan* [illegible] Can.-Lav. 12. 11. [illegible] *Amors, si bem* [illegible] *Tenns* [illegible] *dees* Can.-Lav. 14. 16. Das Reimverzeichnis des Donat provensal erklärt *dees* als 'terminus'. Ausgehend von dieser Bedeutung übersetzt Canello die Stelle 12. 11: 'La prima volta che oltrapassai la cinta del castello'. Lavaud: 'la première fois que j'entrai au château dans les limites de l'enceinte'. Über die beiden anderen Stellen möge man Levy II 22 f. unter *dec* vergleichen. Man sieht dort, daß ich an der Stelle Arnaut Daniel 14. 16 *fors dels dees* mit 'außerhalb', das heißt 'außer ihr' übersetze, wie Joyas 46, La *Dossa Verges, culhatz: … talament nos tenir e gardar Dins vostres dex, que no pusquam tombar Ni estre metutz ben l'enfernal clausura* mit 'bei euch'. So kann *de sai dec* auch hier etwa heißen 'innerhalb', und es fragt sich nun, ob *sia* die 3. oder die 1. Person ist. Aus V. 10 f. scheint hervorzugehen, daß die Dame des Dichters abwesend ist und er ihre Rückkehr erwartet. So kann man hier verstehen: 'bis sie innerhalb der Grenze, bis sie hier sei', 'dans les limites de l'enceinte', wie Lavaud vielleicht übersetzen würde. Nimmt man *sia* als 1. Person, so könnte man verstehen, 'bis ich drinnen = bis ich geborgen sei'. *Viula* und *estiva* sind die Musikinstrumente, die der Trobador zur Begleitung seines Gesanges gebraucht, also: 'ich werde nicht singen, bis …'

Der Gebrauch von *de sai* als Präposition, also ohne folgendes *de*, ist wohlbekannt. Vgl. Levy 7, 125 § 13 f. *de sai los ports*, *de sai lo temps antic* usw. Das Fehlen des Artikels vor *dec* könnte sich etwa aus der Analogie von *de sai Sardenha*, *de sai Adam*, *de sai nadal*, *de sai vint ans* (s. Levy l. c. 126ª) erklären.

38 f. *Qu'ieu port* wird man wohl als *qu'ie·l port* erklären dürfen. Was aber ist *som*? Da an eine neutrale Form kaum zu denken ist, ebensowenig wie an eine Zerlegung in *so·m*, werden wir doch wohl einen Verstoß gegen die Flexion annehmen müssen. Und nun fragt sich, ob es sich um summum (dann doch wohl im Sinne von 'Ende', s. Rayn. V 259[b], Levy VII 799[b]) oder vielmehr um somnum oder um somnium handelt (für diese beiden s. Don. prov. 55[a], 23).

Alari ist natürlich nicht das npr. *Alari*, das neben *Aldric* steht. Dies hat den Akzent auf der letzten Silbe. Sondern es handelt sich um den hl. Hilarius, dessen npr. Namensform neben *Sant-Ilàri* auch als *Sent-Alàri* bei Mistral steht.

41. *aver luec* 'Platz, Gelegenheit, Möglichkeit haben'.

43. *frest* bringt Rayn. III 398 als 'comble, sommet, faîte, extrémité supérieure d'un bâtiment' mit einer Stelle, angeblich des Raimbaut de Vaqueiras, die freilich Levy nicht nachweisen kann und ich ebensowenig. An der Existenz und der Bedeutung des Wortes ist nicht zu zweifeln, denn auch npr. haben wir *frèst, afrèst* 'faîtage d'une maison, faîte, comble'. Da das Wort npr. männlich ist, wie nfrz. faîte (für afrz. *freste, festre* verzeichnet Godefroy männliches und weibliches Geschlecht, neben männlichem *fest*), und da dort auch die Form *afrèst* besteht, werden wir auch an unserer Stelle vielleicht besser *a l'afrest* schreiben als *a la frest*.

48. Ob *eu* oder *en* oder *e·n* (= *eu·n*) zu lesen ist, wird unsicher bleiben.

50. *Gisca* faßt Levy IV 217[a] als *guisca* auf und bringt es, ohne Übersetzung, mit afrz. *guische* 'mauvais traitement' (Godefroy) zusammen. Es stellt sich dann also doch wohl zu prov. und afrz. *guiscos* 'rusé, habile, prudent' (Rayn.), 'rusé, mauvais, méchant' (Godefroy), *guiscozia* 'ruse, habileté, prudence' (Rayn.). Von den beiden Verben *laissar* C, *schivar* K stammt das zweite offenbar vom ital. Schreiber. Inwiefern das Tragen eines stumpfen Messers für einen Mönch bezeichnend sein soll, oder welch besonderer Sinn hinter *coutelh* zu suchen ist, bleibe dahingestellt.

53. *Recalivar* heißt 'wieder entbrennen; in Glut versetzen, erhitzen' und 'einen Rückfall erleiden' (Levy). Hier steht es transitiv: 'wieder entzünden' oder 'in einen Rückfall versetzen'.

56. *Franceschin* in K ist doch wohl wieder dem italienischen Kopisten zu verdanken. Daß ein Franceschin (degli Albizzi) ein Freund Petrarkas war und im Trionfo d'Amore III 37 unmittelbar vor Arnaldo Daniello genannt ist, wird doch wohl nur ein Zufall sein und mit der Abschrift der Kanzone in K nichts zu tun haben. Über *en Sanguinier* C weiß ich keine Auskunft zu geben.

Die Übersetzung der Kanzone würde nach unserem Herstellungsversuch also etwa folgendermaßen lauten:

I. Recht ist's und billig, daß ich singe und fröhlich bin. —



Wie denn? — Bei Gott, um Ihrer Liebe willen, die ich als schönste in Anspruch nehme, will ich singen. — Von ihr? Und will sie denn nicht, daß ich davon lasse? — Das werde ich (auch) nicht tun (derart nämlich singen, daß ich sie kenntlich mache), denn mit ihrem artigen Antworten allein hat sie mich so gewonnen, daß ich nimmer, so lange ich leben mag, mich ihr gegenüber vergehen werde.

II. Wenn die, um derentwillen ich hinschwinde und vergehe, mir Gold zu Blei vertauscht, so schießt sie, das weiß ich, schlimmeren Pfeil als den des Bogenschützen. — Der, den sie mir beigebracht hat, wird, denke ich, schwer sich von mir trennen. Aus dem Herzen, wo er ist, kann man ihn nicht entfernen (?), so daß das Eisen dort nicht bleibe, wenn die Erlesene ihn mir nicht auszieht, die ich darum bitte.

III. Weißer und glatter hat sie den Leib als ein Schachspiel aus Elfenbein. — Ihr Name? — Nicht wag' ich ihn zu sagen, so sehr fürcht' ich sie. — Wann ich sie anschaue, erscheint sie wie ein Engel des Himmels. Wann meine ich, daß ich ihrer genieße? Denn überhoch geehrt wäre von ihr der König von London oder der Markgraf von Este oder der Herr, dem die Griechen angehören, so überaus anmutig ist sie.

IV. Süß ist der Zweig, mit dem sie mich schlägt. Aber sie möge mir nicht vom neuen Mantel schneiden (? oder [beim Schlagen] ihn zerreißen?) den ich aus meinem Schrank genommen habe, denn nicht verständig scheint es, wenn man den Seinen schweren Schaden tut. Um meinetwillen sag ich's, den sie welken und vergehen läßt. Nicht will ich, daß man mir Fiedel oder Sackpfeife leihe, bis ich geborgen bin (?, bis sie hier bei uns ist?).

V. Süß und willkommen ist mir, wenn ich aus Sehnsucht nach ihr sterbe. Nicht Traum (?) ist mir, beim heiligen Hilarius, die Liebe, die ich für sie trage. Kehrt sie nicht schnell zu mir zurück, so habe ich, wegen des Redens bösen Schnabels, bald nicht die Möglichkeit, daß ich's ertrage, denn kein Heer braucht sie zu mieten, um mich zu vernichten: am Firste hält mich so das Feuer, daß ich brenne.

VI. Wenn wir in kurzem nicht dort sind, wo wir waren, dann werde ich, beim heiligen Gregor, mit brauner Kutte und mit einem Skapulier mich kleiden. Ein stumpfes Messer werd' ich tragen, um böse Schliche (?) zu vermeiden, und eine breite Tonsur werde ich mir oben auf dem Schädel scheren lassen, um ihretwillen, die mich neu entbrennen läßt (die mich wiederum erkranken läßt?), wenn ich ihre Liebe nicht erlange.

VII. Wer immer hier bleibe, Herr Sanguinier drängt dorthin, wo er seinen Schaden kennen wird.

Der so hergestellte Text zeichnet sich weder durch glatte Verständlichkeit noch gar durch poetische Schönheit aus. Er entspricht

aber ungefähr dem Stil, den wir im *Trobar clus* manchen provenzalischen Sängers finden. Man mag nun sehen, aus dem überlieferten Material Besseres zu gewinnen.

Das Lied wird in C dem *G(uilhem) de Sant Gregori* zugeschrieben. In K steht es anonym. Es ist natürlich, daß Bartsch es im Grundriß, als Nr. 233, 4 seiner Liste, unter den Gedichten Guillems verzeichnet hat.

Mit der Hinterlassenschaft des Guillem de Saint Gregori ist es übel bestellt. Fünf Gedichte zählt der Grundriß von ihm auf.

Das erste ist das prächtige, in vielen Handschriften enthaltene und oft gedruckte Kampflied *Bem platz lo gais temps de pascor*. Es wird ihm in drei Hss. ABD zugesprochen. Die anderen Handschriften aber weisen es dem Bertran de Born zu (IKTd) oder dem Blacasset (PUV), dem Lanfranc Cigala (Ce), oder dem Guillem Augier (M). Die Frage der Verfasserschaft ist, nachdem sie schon vorher oft ventiliert wurde, zuletzt wieder von Lewent im Archiv 130, 325 ff. ausführlich behandelt. Die Entscheidung schien vor ihm bereits endgültig für Bertran de Born gefallen zu sein. Lewent spricht das Lied wieder Bertran ab, indem er das nur in T und V stehende Geleit mit den Namen *Papiol* und *Oc-e-no*, die es als sein Eigentum zu erweisen schienen, für eine Fälschung erklärt, die etwa ein Spielmann begangen hätte, um das Lied um so sicherer als eines Bertrans ausgeben zu können. In der Tat aber habe es, trotz seines kriegerischen Geistes, einen anderen Charakter als die Lieder Bertran de Borns. Diese seien immer Gelegenheitsschöpfungen, aus Anlaß ganz bestimmter Ereignisse gedichtet. Dieses Lied aber gebe, von jeder Wirklichkeit losgelöst, nur einer allgemeinen möglicherweise vorhandenen Kampfeslust Ausdruck. So schließt sich Lewent wieder der Ansicht von Thomas an, der p. XLVI seiner Bertranausgabe das Lied einem späteren Trobador zusprach, der sich von Bertran habe inspirieren lassen.

Die Fälschung von Tornaden wird gelegentlich, aus mannigfachen Beweggründen, vorgekommen sein (Lewent beruft sich auf Chaytor, bzw. Jeanroy, in Ann. du Midi 21, 156 und auf Stroński, Folquet de Marseille, S. 131*). Es wird in einer literarisch so naiven Zeit aber selten ein solcher Umweg eingeschlagen sein, um die Autorschaft für ein Lied zu bezeugen. Einfacher und wirkungsvoller wäre eine Razo gewesen, die die Verfasserschaft Bertrans behauptete und erklärte. Eine solche Razo fehlt bei diesem Lied. Zum anderen Bedenken gegen Bertran aber ist zu sagen, daß Lewent die Natur des Liedes als *Plazer* vergißt. Diese Gattung, und ihr Gegenspiel, das *Enueg*, drückt ja gerade das Gefallen und Mißfallen des Sängers an allgemeinen Verhältnissen aus, nicht am besonderen Fall. Beide Gattungen sind aber gerade von Ber-

tran, zwar nicht erfunden (schon die zweite Strophe in des Grafen von Poitiers Lied *Companho, tant ai agutz*, ist ein kurzes *Enueg*), aber doch mehrfach gepflegt. Der Mönch von Montaudon fand sein metrisches und inhaltliches Vorbild in Bertrans *Rassa, tan creis e monta e poia* (Str. 4 und 5). Ein *Plazer-Enueg* ist das Lied *Bel m'es quan vei chamjar lo senhoratge*, und auch das berühmte *Escondich* Bertrans ist ja schließlich eine Art von *Enueg*. So ist denn doch die Verfasserschaft Bertrans nicht so unwahrscheinlich, wie Lewent glaubt; jedenfalls bleibt Guilhem de Saint Gregori als Verfasser des Liedes sehr fraglich.

Das zweite Gedicht in der Liste des Grundrisses ist die Sestine *Ben granz avoleza intra*. Sie steht in D^a (fol. 198^b, Nr. 719) unter dem Namen des *Willelm de Saint Grigori*. In H (fol. 42^c, Nr. 136) fehlt der Name des Dichters, ebenso wie der Anfang und auch der Schluß des Stückes. Hs. a^1 bringt es (Nr. 454) als Werk Bertran de Borns. Bertoni hat in den Studj romanzi XIII 31 ss. einen kritischen Text veröffentlicht. Es stehen sich also wieder, wie bei dem ersten Lied, dieselben beiden Trobadors: Guillem de St. Gregori und Bertran de Born, als mögliche Verfasser gegenüber.

Das Lied ist in der Form eine genaue Nachahmung der berühmten Sestine Arnaut Daniels *Lo ferm voler qu'el cor m'intra* (Canello-Lavaud Nr. 18), ihrem Inhalt nach ein heftiges Schmähgedicht gegen einen Herrn Aesmar oder Aemar, der nach V. 23: *Ha, coms savais, cel qu'en grant amor intra De ren ab vos, es tochatz d'avol verja*, Graf zu sein scheint, und der zu seinem Nachteil mit seinem besseren Onkel, dem '*bon Prebost*', verglichen wird. In diesem Grafen Aesmar hat Chabaneau (Biographies 88 n. 3 und 178 f.) Aimar II. von Poitiers, comte de Valentinois et de Diois, 1189—1230, gesehen, im *bon Prebost* Eustache, den Prévôt von Valence, die wir beide auch als Trobadors kennen; und dieser Erklärung folgt Bertoni in den Studj romanzi XIII 31 ss.

Wann die Sestine Arnauts entstanden ist, wissen wir nicht. Die dichterische Tätigkeit des Trobadors scheint zwischen 1180 und 1200 zu fallen (so schon Diez, Leben und Werke[2] 279, ebenso Chabaneau, Biographies S. 125, Canello p. 4, Lavaud p. 121). Guillem de Saint Gregori nennt Chabaneau, Biographies 151 f., einen Zeitgenossen des Blacatz, offenbar aus Anlaß der Tenzone Grdr. 233, 5, von der nachher zu sprechen sein wird. Bertoni setzt ihn, 'all'alba del sec. XIII' (Studj XIII p. 37). Diese Datierung stimmt auch, wie wir sahen, mit der Regierungszeit Ademars II. von Poitiers überein.

Wird denn aber, wenn Aesmar oder Aemar der genannte Graf von Poitiers ist (was doch auch noch nicht durchaus sicher steht) Bertran de Born als Autor ausgeschlossen? Wir können ihn als Trobador bis etwa 1194 oder 95 verfolgen, so daß immerhin einige Jahre der Regierung Aimars II. für die Abfassung des Gedichts

übrigbleiben, und Chabaneau glaubt den Grafen Aimar und den Prevôt de Valence in einem Dokument des Jahres 1189 wiederzutreffen. Es spricht aber manches für Bertran. Die Beziehungen zwischen ihm und Arnaut Daniel sind uns wohlbekannt (Canello p. 2 ss., Lavaud S. 116 zu XVIII 39). Bertran hat sein Lied *Non posc mudar, un chantar non esparga* nach Arnauts *Sim fos Amors de jci donar tant larga* (Can.-Lav. XVII) gedichtet. Dieses Lied Arnauts scheint aber mit seiner Sestine in engem Zusammenhang zu stehen. Das geht wohl aus den Worten *ferm voler* hervor, die im ersten Gedicht V. 36 begegnen und in der Sestine im 1. Verse stehen, und die in unserem Sestinen-Sirventes zweimal wiederkehren: V. 29 und 35, die also offenbar von besonderer Bedeutung sind. Sie sind ja auch gleichsam das Thema der Sestine Arnauts, und aus seiner Sestine sind sie dann in die erste Sestine Petrarkas: *A qualunque animale*, übergegangen. V. 24: *Lo mio fermo desir vien da le stelle.*[1] So wird denn also die Sirventes-Sestine auch mit Bertrans *Non posc mudar* verbunden, und der Autor der einen Nachahmung Arnauts wird auch der der anderen sein. *Non posc mudar* scheint aus dem Frühling des Jahres 1188 zu stammen. Arnauts *Sim fos Amors* mag also wenig früher gedichtet sein und die Sestine und ihre Nachdichtung ungefähr derselben Zeit angehören; und dazu stimmt denn ja auch wieder ungefähr das Datum des von Chabaneau genannten Dokuments (1189). Nach einer Randnote des Msk. M zum Versteckenamen *Dezirat* im letzten Verse der Sestine: *Arnautz tramet son chantar d'oncl'e d'ongla ... son Desirat ...: id est a'n Bertran de Born, ab cui se clamava Dezirat* (s. Studj di filol. romanza S. 391), wäre dieses Gedicht an niemand anderen als Bertran gerichtet worden, so daß er allen Anlaß gehabt hätte, sich seiner Form zu bedienen. Beide Lieder reizten seine Trobadorkunst natürlich auch durch ihre technische Schwierigkeit, der gleichzukommen ihm besondere Genugtuung war. So wird denn auch dieses Gedicht dem Guilhem de Saint Gregori abzusprechen sein.

Nr. 233, 3 *Noit e jorn ai dos mals seignors* steht in C und E. C schreibt es dem Guilhem de Sant Gregori, E dem Pons de la Gardia zu. Ich habe es Pariser Inedita S. 152 veröffentlicht und dazu bemerkt: ‘nur daß C den bei weitem besseren Text hat, läßt auch seine Verfasserangabe vorziehen’. Anderes kann ich auch heute nicht sagen. Stil und Inhalt des Liedes würden auch der Art Pons de la Gardas, soweit wir sie kennen, nicht widersprechen, so daß wir auch hier der Autorschaft Guilhems nicht sicher sind.

Nr. 233, 4 ist unser *Dregz e razo.*

---

[1] Geringere Bedeutung wollen wir der Wiederkehr von *cors e sens* in dem Sestinen-Sirventes V. 10 und in Arnaut Daniel XVII 7 beilegen.



Das Partimen 233, 5: *Seign'en Blacatz, de domna pro* ist von Soltau Zs. 23, 237 herausgegeben. Blacatz nennt im Gedicht seinen Gegner nur *Guillem.* D^a (I ?) und K ergänzen das zu *Gillems de saint Grigori* (*Gregori*), wärend E nur *Guilem,* GQ gar keinen Namen in der Überschrift nennen. DIK stehen wie gewöhnlich den Hss. EGQ als eine geschlossene Gruppe gegenüber, so daß ihr Zeugnis nur als eines zählt.[1]

Wenn wir die Tenzone dem Guillem de Saint Gregori zuschreiben, müssen wir den Dichter etwa dem ersten Viertel des 13. Jahrhunderts zuweisen; aber man sieht, wie auch hier die Attribution zweifelhaft bleibt. Mit Sicherheit können wir keines der genannten Lieder für sein Eigentum erklären.

Was nun unser Gedicht *Dregz e razos* angeht, legen V. 46 die Worte *fe que dei Saint Gregori* nahe, an ihn zu denken. Aber gerade sie erklären uns ja, was die Attribution in DIK veranlaßt haben kann; und ein Beweis dafür, daß der Verfasser des Liedes hier seinen Namen genannt hat, liegt natürlich keineswegs vor. Im Gegenteil. Wo der Reim *-ori* gebraucht wird, stellt sich der Name des hl. Gregorius ebenso natürlich ein, wie wir in V. 39 den des hl. Hilarius im Reime finden. So steht er in des Grafen von Poitiers Lied *Farai chansoneta nueva* V. 17 im Reim zu *erori, azori, aiutori,* so Breviari 10023, 11057 zur *meritori* usw. So wird unser Vertrauen zur Verfasserschaft Guillems auch hier erschüttert.

Nun finden wir bei den Kommentatoren Petrarkas seit alter Zeit die Tradition, daß die provenzalische Zeile, die in der ersten Strophe der Kanzone *Lasso me* zitiert wird, dem Arnaldo Daniello zugehört. Die Zeugnisse werden bei Santorre Debenedetti, Gli studi provenzali in Italia nel cinquecento (Torino 1911) S. 97 ff. aufgezählt. Die älteste überlieferte Nachricht scheint sich bei Velutello zu finden, dessen Kommentar im Jahre 1525 zum erstenmal gedruckt wurde. Er sagt: 'il Poeta volse in questo ultimo verso de la stanza imitare il primo d'una canzone d'Arnaldo Daniello Provenzale, il qual dice in questa forma *Drez e raison es que ie*

[1] Daß Sinnvarianten gänzlich fehlen, wie Soltau sagt, ist nicht richtig. E, GQ werden durch die Lesarten *rendria, rendra* V. 6 und *serrir* V. 36 zusammengeschlossen. — Der Text wird einiger Besserungen bedürfen: V. 11 l. *al meu r.* (Druckfehler), V. 17 Komma hinter *plazers.* 22 l. *Maint* statt *Mais* (s. V. 30). 24 Ist *l'autre* richtig? *eu voill . . . mais d'irern de fuoc chalor Que sol vis l'autre que·i resplan.* Ich denke an afrz. *aistre* 'Herd, Feuerstelle': 'als daß ich nur die Feuerstelle sehe, die da leuchtet'. Aber ich kann freilich prov. *aistre* nicht belegen. V. 31 l. *E* statt *Que?* V. 39 ist das von Soltau eingeführte *no* schwerlich richtig. Aber auch Raynouards Lesung *com noill cel re* befriedigt nicht. 42 l. *na Bella-Capa?* 44 *si domna ni donçella·s fan.* Aus V. 38 und 41 geht hervor, daß es sich um Jaufre Reforsat handelt, der zwischen 1213 und 1231 nachgewiesen ist; vgl. Zs. 9, 127; Springer, Klagelied S. 76; Stroński, Elias de Barjols p. XLII n. 2; Annales du Midi 28, 276 n. 4.

ciante d'amore cioè: Dritto e ragione è ch'io canti d'amore. Ma perchè non quadrava bene al suo proposito, cercò solamente quanto potè d'imitarlo, e non disse il verso intero'. Bembo bat im Jahre 1529 den Erzbischof von Salerno, Federico Fregoso, um die Kanzone Arnaldo Daniellos: ... Intesi a Ferrara questi dì voi haver la Canzone d'A r n a l d o D a n i e l l o, della quale fa mentione il Petrarca, che incomincia *Droit et raison* etc. Se così è il vero, vi priego ad esser contento di mandarmene uno essempio ... (Debenedetti p. 262). Und so sprechen denn weiter Gesualdo 1533, Sebastiano Fausto, Bernardino Daniello 1541, Castelvetro 1582. Erst Tassoni weiß, 1609, daß auch Guglielmo Bojeri als Verfasser genannt wird. Concorda la maggior parte che questo sia principio d'una canzone d'A r n a l d o D a n i e l l o; nondimeno alcuni vogliono che quella canzone fosse di G u g l i e l m o B o j e r i: io non l'ho trovato nelle rime che ne sono rimase de' Provenzali'. Hier also taucht, freilich arg verunstaltet, unser Guilhem de Saint Gregori auf. Tassonis Nachricht geht offenbar irgendwie auf Nostradamus zurück, der den Anfang einer von 'Guillaume Boyer' an Marie de France gerichteten Kanzone zitiert: *Drech e razon es qu'yeu kanti d'amour.* Die diesem Anfang folgenden Verse entspringen, wie die ganze Nachricht, der Phantasie des Nostradamus, der übrigens aber auch weiß, daß diese Kanzone vom 'Moine des Isles d'Or' dem Arnaut Daniel zugeschrieben wird, und der so vielleicht zwei Handschriften kannte, in denen das Lied dem einen und dem anderen Trobador zugeschrieben wird, wenn er nicht den Namen Arnaut Daniels aus Velutello entnahm, von dem offenbar die Gestalt des provenzalischen Verses stammte. Der Kommentar Muratoris, 1711, kehrt dann wieder zu Arnaldo Daniello zurück. Jedenfalls erkennen wir aus diesen alten Überlieferungen, daß eine italienische Tradition Arnaut Daniel als Verfasser kannte. Und seiner Manier entspricht ja nun auch die Kanzone durchaus in Metrik und Stil. Nicht nur die Art der 'seltenen Reime' ist für ihn bezeichnend, sondern auch die Reime selbst kehren bei ihm gleich oder ähnlich zum Teil wieder: *om* in 17 (Can.-Lavaud). Wenn *ec* nicht begegnet, ist *ecs* bei ihm sehr beliebt: 1, 9, 12, 14. Wenn *ondre* nicht vorkommt, so doch *andres* 13, wenn nicht *est*, doch *esta* 17. Von den bemerkenswerten Reimen mit auslautendem tonlosem *i* (*ori, ari*) hat er *eri* und *oli* in 10, *endi* in 12. Ebenso treffen wir bei ihm all die weniger gewöhnlichen Versarten: weibliche Zehnsilbner in 5, 9, 12, 13, 15, 16, 17, 18, weibliche Sechssilbner in 2, 3, 7, 9, Zweisilbner und Viersilbner in 2, 3, 7, 9. Die Reimfolge abcde... aber ist bekanntlich für keinen anderen Trobador so charakteristisch wie für Arnaut Daniel, der sie in den Stücken 5 und 8 bis 18, in 16 Liedern zeigt (also nur 6 Lieder haben eine andere Strophenform). So ist es denn ganz außerordentlich wahrscheinlich, daß auch dieses Ge-

dicht nicht dem Guilhem de S. Gregori angehört, sondern Arnaut Daniel.[1]

Und daß er der Verfasser ist, war sicherlich auch die Meinung Petrarkas. Denn was war die Absicht des Dichters, wenn er jede Strophe seiner Kanzone auf den Anfangsvers einer fremden Dichtung, die letzte aber auf den Anfang seiner eigenen ersten Kanzone ausgehen ließ?

Wir haben es in der Kanzone Petrarkas nicht mit einer der schon im Altertum und dann im Mittelalter und später wieder gerade bei den Petrarkisten so beliebten Centonendichtungen zu tun.[2] Auch diese Art der Dichtung war Petrarka nicht fremd, und wenn wir ihm glauben sollen, hatte er sie für sich neu entdeckt und fand erst nachher heraus, daß es auch hier wieder nichts Neues unter der Sonne gibt. Er schreibt im Briefe Famil. III 4 an den jüngeren Stefano Colonna: pariente novi aliquid semper ingenio, eidem tibi carmen ex meo alienoque contexui, ea lege, ut primus meus, secundus alicuius probati poetae versus esset: atque ita ut legentem non sententiarum modo artificiosa connexio, sed verborum quoque consonantia delectaret. Qua in re, ceu novi poematis, tenui licet, inventione gloriabar; donec, misso iam carmine, deprehendi, alios ante me hoc genus attigisse, verumque quod hebraeus sapiens dixit: *nihil novum sub sole:* quodque ait comicus poeta: *nihil dictum, quod non sit dictum prius.*

Die Dichtung, von der er hier spricht, scheint uns nicht erhalten zu sein, und die, welche die Anmerkung Fracassettis zur italienischen Übersetzung des Briefes (Bd. I, S. 415) anführt, das Sonett *Sacra Colonna, che sostieni ancora* (bei Angelo Solerti, Rime disperse di Francesco Petrarca, Firenze 1899, p. 197 nach fünf Handschriften herausgegeben), ist wiederum etwas anderes. Hier hat Petrarka eigene Verse in italienischer und lateinischer Sprache abwechseln lassen, hat also etwas Ähnliches und doch in der Art der Anwendung des Prinzips anderes geschaffen wie Raimbaut de Vaqueiras in seinem fünfsprachigen Descort (mit dem schon Tassoni in seinem Kommentar zu Unrecht die Kanzone *Lasso me* verglich: *'E nota che questo modo di frapporre ne' componimenti versi di varie lingue, da Rambaldo di Vacchiero fu prima usato, il quale compose una canzone meschiata di versi provenzali, toscani, francesi, guasconi e spagnuoli*) und vielleicht Dante in der

[1] Die Kanzone dem Arnaut zuzuschreiben ist, wie ich nach Abschluß dieses Aufsatzes sehe, auch Scherillo in seiner Ausgabe des Canzoniere (1918) geneigt (S. 55 ff.), der auch die mir im Augenblick unkontrollierbare Tatsache mitteilt, daß sie in K mitten zwischen den Liedern Arnauts steht.

[2] Siehe den Artikel Cento bei Pauly-Wissowa III 1929 ff., Delepierre, Tableau de la Littérature du Centon, London 1875, 2 Bände.





Cianson .. in lingua trina: Aï faux ris, pour quoi traï aves (sie ist in die Ausgabe der Società Dantesca italiana, 1921, S. 127 unter die Rime di dubbia attribuzione aufgenommen). Aber auch was Petrarka in *Lasso me* tat, ist nicht von ihm zum erstenmal erfunden. Schon in Indien scheint man Ähnliches gedichtet zu haben. Ich finde in dem schönen Buch von Alfred Hillebrandt über Kalidasa (Breslau 1921) S. 30: 'Die indische Dichtung hat eine besondere Kunstform hervorgebracht, die sogenannten Samasyāpūranas, welche einen Vers einer älteren Dichtung entlehnen und ihn zu einer vollen Strophe ergänzen.'

Holm Süßmilch, Die Vagantendichtung des 12. und 13. Jahrhunderts, macht S. 86 auf ein mittelalterliches lateinisches Gedicht (Wright, Political Songs S. 28 ff.) aufmerksam, das jede Strophe mit einem wörtlich zitierten oder leicht variierten Vers eines antiken Autors schließen läßt. Auch hier etwas, freilich anderes, aber mit der Kanzone Petrarkas Vergleichbares. So hat an verschiedenen Stellen, unabhängig voneinander, ähnliche Geistesrichtung Ähnliches erzeugt.

Aus welchen Gründen hat sich aber Petrarka gerade für die von ihm angeführten Kanzonen entschlossen? Man wird nicht glauben, daß ihn der Zufall des vorhergehenden Reimes entschied. So verfährt ein Petrarka nicht. Vielmehr ist der voraufgehende Reim gerade durch die Wahl des Liedes bestimmt. Ebensowenig aber wird der Inhalt des zitierten Verses oder der vollständigen Dichtung hierfür maßgebend gewesen sein, so daß Petrarka etwa die Absicht gehabt hätte, die dort ausgesprochenen Gedanken zu einem Programm seiner Kanzone zu machen. Höchstens in der dritten Strophe kann man einen Zusammenhang zwischen ihrem Gehalt und den Danteschen Versen zugeben.[1] Bei der provenzalischen Kanzone, derjenigen Guido Cavalcantis und der Dantes, mag die schwierige Form Petrarkas besonderes Interesse mit erregt haben. Cino da Pistojas musikalisch weiche, aber metrisch verhältnismäßig einfache Lyrik würde, wenn es nötig wäre, beweisen, daß auch hiernach Petrarka die verschiedenen Kanzonen nicht ausgewählt hat. Sondern es verhält sich natürlich so, daß er von denjenigen kürzlich voraufgehenden Dichtern, die in seinem Urteil am

[1] Es ist bemerkenswert, daß vielleicht nicht lange vor unserem Gedicht Petrarka ein leidenschaftliches Bild der Danteschen Kanzone aus der Liebesdichtung in die politische übernommen hat, denn die Verse in *Spirto gentil* 14: *Le man' l'avess' io avolto entro' capegli*, 20: *Pon man in quella venerabil chioma Securamente e ne le trecce sparte, Si che la neghittosa esca del fango*, mögen nicht ohne den Einfluß der Danteschen Verse 63 ff. entstanden sein: *ne' biondi capelli Ch' Amor per consumarmi increspa e dora Metterei mano, e piacere' le allora. S' io avessi le belle trecce prese, Che fatte son per me scudiscio e ferza, Pigliandole anzi terza, Con esse passerei vespero e squille, E non sarei pietoso nè cortese, Anzi farei com' orso quando scherza.*



höchsten standen, je eine Kanzone hat nennen wollen, und dann doch wohl wiederum eine, die er besonders hochschätzte. Dann aber werden wir nicht bezweifeln, daß auch Petrarka die provenzalische Kanzone für ein Werk Arnaut Daniels hielt, des Troubadours, den er im Trionfo d'Amore III 40 an der Spitze des *drappello di portamenti e di volgari strani* gehen ließ:

> Fra tutti il primo Arnaldo Daniello,
> Gran maestro d'amor, ch' a la sua terra
> Ancor fa honor col suo dir novo e bello.

Dieses Zeugnis für den Verfasser des provenzalischen Gedichts ist uns natürlich nicht gleichgültig.

Wir haben so die Reihenfolge der von Petrarka zitierten Dichter: Arnaut Daniel, Guido Cavalcanti, Dante, Cino da Pistoja. Daß diese Folge dem Alter der Verfasser entspricht, ist wohl nicht nur Zufall. Diesen vier schließt sich nun Petrarka als fünfter an, der sich damit, ähnlich wie es Dante im Limbo der Hölle getan hat, der Schar der bedeutenden Poeten einreiht.

Für die Entstehungszeit der Kanzone *Lasso me* haben wir kaum einen anderen Anhalt als ihre Stellung in der Reihenfolge der Gedichte Petrarkas.[1] Sie ist das 70. Stück des Canzoniere. Die drei Sonette, welche ihr voraufgehen (67 bis 69), beziehen sich auf eine Reise des Dichters nach Italien, die keine andere sein kann als die Reise in den Jahren 1336/37. So werden diese Sonette ungefähr um diese Zeit entstanden sein. Von den folgenden Dichtungen sprechen Nr. 77 und 78 von dem Bilde Lauras, das Simone Memmi gemalt hat. Simone Memmi scheint im Anfang des Jahres 1339 nach Avignon gekommen zu sein. Das Sonett 79 datiert sich selbst auf den Anfang des *quarto decimo anno* der Liebe zu Laura, stammt also aus dem Frühling des Jahres 1340. So werden wir für unsere Kanzone auf die Jahre zwischen 1337 und 1340 verwiesen.

Auch über den Ort, an dem die Kanzone entstanden ist, würden wir etwas sagen können, wenn sich die Ansicht bestätigte, daß sie in engem Zusammenhang mit den ihr unmittelbar folgenden 'Cantilenae oculorum', den drei Kanzonen über die schönen Augen

[1] Daß diese Reihenfolge im großen und ganzen chronologisch ist, haben bekanntlich die Untersuchungen Pakschers (1887) und Cochins (1898) erwiesen. Es sei mir gestattet, zu erinnern, daß das Wesentliche hierüber bereits vor ihnen in meiner Schrift 'Die Berliner Handschriften der Rime Petrarcas', Berlin 1886, S. 54 ff. gesagt war. S. 55: 'Aus der Liste (der aus den Gedichten feststellbaren Daten) geht hervor, daß das, freilich keineswegs fehlerlos durchgeführte, Grundprinzip der Anordnung im Canzoniere das chronologische ist.' S. 58: 'Wir haben neben dem historischen Prinzip der Anordnung gewiß ein anderes, von künstlerischen Rücksichten ausgehendes anzuerkennen.'



Lauras, stände. Daniello hielt sie für eine Einleitung zu diesen *'Tre sorelle'*, und Carducci zeigt sich in seinem Kommentar (Carducci-Ferrari 1899, S. 101) nicht abgeneigt, ihm zu folgen.

Die Kanzonen an die schönen Augen sind ein Hymnus liebevoller Begeisterung, die ihren Höhepunkt in der zweiten Kanzone besitzt.

Wer von den schönen Augen Lauras spricht, sagt die erste, werde von Flügeln der Liebe über alle gemeinen Gedanken erhoben. Der Dichter werde es jetzt wagen, Dinge zu sagen, die er bisher in seinem Herzen verborgen hielt. Zwar kann er nicht hoffen, zu sprechen, wie es der schönen Augen würdig ist. Wie der Schnee vor der Sonne würde er vor ihren Strahlen vergehen, wenn ihn nicht die Furcht zurückhielte, daß ein um ihretwillen erlittener Tod eine Beleidigung für sie wäre. Nicht über die Augen wolle er klagen, noch über Amor, der ihn zwingt, denn glücklich ist die Seele, die für sie leiden darf. Warum aber schauen sie ihn nicht häufiger, nicht länger an? Doch würde sein Glück dann ihn vielleicht sich überheben lassen. und so will er denn gern den Schmerz zusammen mit seiner Lust tragen. Indem er liebevoll ihrer denkt, wird er Worte und Werke schaffen, durch die er hoffen darf, die Unsterblichkeit zu gewinnen, und der Dank dafür kommt dann den schönen Augen zu.

Die zweite Kanzone führt die Ekstase des Dichters sogleich zum höchsten:

Gentil mia donna, i' veggio
Nel mover de' vostr' occhi un dolce lume,
Che mi mostra la via ch' al ciel conduce,
E per lungo costume,
Dentro là, dove sol con Amor seggio,
Quasi visibilmente il cor traluce.
Questa è la vista ch' a ben far m' induce
E che mi scorge al gloïoso fine .. (v. 1—8.)

Io penso: Se là suso
Onde 'l motor eterno de le stelle
Degnò mostrar del suo lavoro in terra,
Son l' altr' opre sì belle,
Aprasi la pregione ov' io son chiuso,
E che 'l camino a tal vita mi serra. (v. 16—21.)

Vaghe faville, angeliche, beatrici
De la mia vita, ove 'l piacer s' accende
Che dolcemente mi consuma e strugge,
Come sparisce e fugge
Ogni altro lume dove 'l vostro splende,
Così de lo mio core,
Quando tanta dolcezza in lui discende,
Ogni altra cosa, ogni penser va fore,
E solo ivi con voi rimansi Amore. (v. 37—45.)

Zu dieser Höhe fast mystischer Verzückung kann sich die dritte Kanzone nicht mehr erheben. Aber auch hier tritt die Liebe in

Beziehung zu religiösen Empfindungen. Den Drucken der Vulgata pflegt auch heute ein Brief des heiligen Hieronymus vorgesetzt zu werden, in welchem erzählt wird, wie die Weisen des Altertums die Welt durchwanderten, um die Weisheit des Lebens zu suchen: Legimus in veteribus historiis quosdam lustrasse provincias, novos adisse populos, maria transisse, ut eos quos ex libris noverant, coram quoque viderent. Sic Pythagoras Memphiticos vates, sic Plato Aegyptum et Architam Tarentinum, eamque oram Italiae, quae quondam magna Graecia dicebatur, laboriosissime peragravit.. Demgegenüber nennt sich der Dichter glücklich, die Stätte, wo er weilt, nicht verlassen zu brauchen, denn dort, in den Augen der Geliebten, liegt die Quelle all seines Heils:

Se 'n quella etate
Ch' al vero onor fûr gli animi sí accesi,
L' industria d' alquanti uomini s' avolse
Per diversi paesi,
Poggi et onde passando, e l' onorate
Cose cercando, il piú bel fior ne colse;
Poi che Dio e Natura et Amor volse
Locar compitamente ogni virtute
In quei be' lumi ond' io gioioso vivo,
Questo e quell' altro rivo
Non conven ch' i' trapasse e terra mute.
A lor sempre ricorro
Come a fontana d' ogni mia salute. (v. 31—41.)

In ihrem liebevollen Lächeln ist der Friede und die Ruhe, die er nur noch im Himmel ewig wiederfinden kann:

Pace tranquilla, senza alcuno affanno,
Simile a quella che nel ciel eterna,
Move dal lor inamorato riso. (v. 67—69.)

Es ist gewiß nicht ohne Hinblick auf Dante, wenn Petrarka in der zweiten dieser Kanzonen die Blicke Lauras als die *faville angeliche beatrici della mia vita* bezeichnete. Laura ist ihm zwar nie geworden, was für Dante Beatrice ward, aber sie wurde doch auch für ihn die, 'welche ihm den Weg zeigt, der zum Himmel führt' (*che mi mostra la via ch' al ciel conduce* 72, 3). Jedes irdische Liebesverlangen scheint in diesen Kanzonen erloschen. Die Geliebte ist kaum noch etwas anderes als die Engel Gottes, mit denen man im Himmel zu weilen hofft.

Ein solches Erheben über irdisches Begehren ist nun auch das Ziel der Kanzone *Lasso me*:

I. Ach mir, da ich nicht weiß, nach welcher Stätte ich die Hoffnung biege, die mehr als einmal schon betrogen ward! Denn,

wenn nicht ist, wer mich mit Mitleid höre, Weshalb soll ich so oft zum Himmel dann meine Bitten streuen?[1]

II. Wohl habe ich genug gelitten und geseufzt, um so viel Schmerzen durch ein Lachen auszugleichen. Wie selig wäre ich, wenn den heil'gen Augen ein Dichten von mir Freude bieten könnte! Um wie viel mehr, dürft' einmal ich in Wahrheit sagen: 'Mich bittet eine Frau, und deshalb will ich singen.'

III. Ihr schönen Gedanken, die ihr Schritt für Schritt mich dahin brachtet, so hoch mit meinem Wort mich zu erheben, Ihr seht doch, daß die Herrin ein Herz von hartem Schmelz besitzt, so daß ich durch mich selbst hinein nicht dringen kann! Sie schaut so tief nicht nieder, daß mein Reden sie bekümmre, denn der Himmel will es nicht, den zu bekämpfen ich schon müde ward. Wie ich in meinem Herzen hart und rauh geworden bin, 'will ich auch rauh in meinen Worten sein'.

IV. Was aber red' ich da? Wo bin ich? Wer betrügt mich anders als ich selbst und mein unmäßiges Begehren? Wenn alle Himmelskreise ich durchlaufe, ist's kein Planet doch, der zur Klage mich verdammt! Trügt auch ein ird'scher Schleier mir das Sehen, was haben da die Sterne, was die schönen Dinge da verschuldet? Die Schuld liegt in mir selbst, wenn mich 'das süße Schau'n, der sanfte Blick' mit ihrem Reize schmerzlich füllen.

V. Was immer schön die Welt macht, kommt als gut auch aus des Schöpfers Hand hervor. Mich, der so tief nicht schaut, vermag, was Schönes mich umgibt, zu blenden. Und wenn mein Auge ich zurück zum wahren Glanze[2] wende, so kann es dort doch nicht verharrn, so unstätt hat es seine eigene Schuld gemacht, nicht aber jener Tag, an dem ich 'in der süßen Zeit des Lenzes' mich hin zu jener engelhaften Schönheit wandte.

---

[1] Der Eingang der Kanzone könnte in die Irre führen:

> Lasso me, ch' i' non so in qual parte pieghi
> La speme ch' è tradita omai piú volte!
> Che se non è chi con pietà m' ascolte,
> Perché spargere al ciel sí spessi preghi?

Es ist überraschend, daß Cesareo hier nicht ein neues Zeugnis für seine *molteplici amori* Petrarkas gefunden hat, wie er es doch im voraufgehenden Sonette fand, das ganz ähnliche Stimmung ausspricht (Su le Poesie volgari del Petrarca, p. 223). Die folgenden Verse könnten Amor bitten, ihm einmal doch bei irgendeiner zu gewähren, daß er 'inmitten von Rasen und Blumen' (*tra l' erba e i fiori*, vgl. Graf von Poitiers 8, 18: *morrai .. si no·m bayza en cambra o sotz ram*. Arnaut Daniel 18, 6: *jauzirai joi en vergier o dinz cambra* usw.) sagen dürfe: 'Wohl hab' ich Recht und Anlaß, mich singend meiner Lust zu freuen.' Die Fortsetzung des Gedichts würde freilich diesen Gedanken alsbald zerstreuen.

[2] Zum Glanze des Himmlischen, wie Dante durch das feste Anschauen der Augen Beatrices zum Himmel hinaufgezogen wird.



Zum erstenmal im Canzoniere wird in den *occhi santi* hier der Ausdruck *santo* auf Laura angewendet (den wir ähnlich in den *luci sante* 108, 3, dann aber erst viel später häufiger wiederfinden), und diese selben Verse sprechen den Wunsch aus, den heiligen Augen eine Dichtung bieten zu können, die ihnen eine Lust gewährt:

> E s' io potesse far ch' a gli occhi santi
> Porgesse alcun diletto
> Qualche dolce mio detto,
> O me beato sopra gli altri amanti! (v. 15—18.)

Das könnte eine Ankündigung der Cantilenae oculorum sein. Man darf aber diesen Gedanken nicht übertreiben. Zur Einheit der drei Kanzonen gehört diese nicht. Jene Einheit wird durch die gleiche Form eng zusammengeschlossen. Die Kanzone *Lasso me* hat diese Form nicht. Sie wird aus derselben Zeit stammen, ist aus der gleichen Gedankenrichtung hervorgegangen. Aber sie hat ihre sehr abweichende Art für sich. Trotz all ihres lyrischen, himmelwärts gerichteten Schwunges bleibt sie doch schon durch das literarische Spiel, das sie enthält, von der fast mystischen Höhe der folgenden Kanzonen entfernt.

So darf man denn auch aus dem inneren Zusammenhang nicht den Schluß ziehen, daß auch sie in der Nähe der Geliebten, zwischen *questo e quell' altro rivo*, verfaßt ist, wie es für die dritte der drei Kanzonen aus den oben angeführten Versen 40 und 41 hervorgeht.

Der Gedanke, daß Laura dem Dichter den Weg zeige, der zum Himmel führe, wird in den Kanzonen an die schönen Augen nicht zum ersten Male in den Rime ausgesprochen, aber er tritt vorher doch nur ganz vereinzelt auf. Merkwürdig früh und merkwürdig klar ausgeprägt treffen wir ihn, in deutlicher Anlehnung an provenzalische Vorbilder, schon im Sonett 13 (*Quando fra l' altre donne ad ora ad ora*):

> I' benedico il loco e 'l tempo e l' ora
> Che sí alto miraron gli occhi mei;
> E dico: Anima, assai ringraziar dêi,
> Che fosti a tanto onor degnata allora.
> Da lei ti ven l' amoroso pensero
> Che, mentre 'l segui, al sommo ben t' invia,
> Poco prezando quel ch' ogni uom desia;
> Da lei vien l' animosa leggiadria
> Ch' al ciel ti scorge per destro sentero,
> Sí ch' i' vo già de la speranza altero.

Und ganz ähnlich in der Kanzone 29 (*Verdi panni, sanguigni, oscuri o persi*), die wieder in Anlehnung an provenzalische Dichtung entstanden ist:

> men son dritte al ciel tutt' altre strade,
> E non s' aspira al gloríoso regno
> Certo in piú salda nave. (v. 40—42.)



Dann aber verschwindet der Gedanke auf lange Zeit. In den Sonetten 31 bis 36, die von einer ernsten Erkrankung Lauras und, in merkwürdig gekünstelter kühler Art, von der Gefahr ihres Todes reden, wäre es nur natürlich, wenn der Dichter daran dächte, daß die Geliebte ihm den Weg zum Himmel bereiten könnte. Aber nichts davon.

Ja, seine Liebe erscheint ihm sogar alsbald als eine Gefahr für seinen Weg zum Seelenheil. Sie ist die *selva*, in der er sich *nel mezzo del cammin* wiederfindet und aus der er sich zu retten sucht (Nr. 54):

Per ch' al viso d' Amor portava insegna,
Mosse una pellegrina il mio cor vano,
Ch' ogni altra mi parea d' onor men degna.
E lei seguendo su per l' erbe verdi
Udii dir alta voce di lontano:
Ahi, quanti passi per la selva perdi!
Allor mi strinsi a l' ombra d' un bel faggio,
Tutto pensoso; e rimirando intorno
Vidi assai periglioso il mio vïaggio;
E tornai 'n dietro quasi a mezzo il giorno.

Mit dem Sonett 62 sind wir am Karfreitag des Jahres 1338:

Padre del ciel; dopo i perduti giorni,
Dopo le notti vaneggiando spese
Con quel fero desio ch' al cor s' accese
Mirando gli atti per mio mal sí adorni,
Piacciati omai, co 'l tuo lume, ch' io torni
Ad altra vita et a piú belle imprese,
Sí ch' avendo le reti indarno tese
Il mio duro adversario se ne scorni.
Or volge, Signor mio, l' undecimo anno
Ch' i' fui sommesso al dispietato giogo,
Che sopra i piú soggetti è piú feroce.
Miserere del mio non degno affanno;
Reduci i pensier vaghi a miglior luogo;
Ramenta lor com' oggi fosti in croce!

Aber unmittelbar darauf sehen wir, wie die Geliebte wieder die Schlüssel seines Herzens hält und wie er jedem Winde ihres Wollens zu folgen bereit ist (Nr. 63):

Volgendo gli occhi al mio novo colore,
Che fa di morte rimembrar la gente,
Pietà vi mosse: onde, benignamente
Salutando, teneste in vita il core.
La frale vita, ch' ancor meco alberga,
Fu de' begli occhi vostri aperto dono
E de la voce angelica soave.
Da lor conosco l' esser ov' io sono,
Che, come suol pigro animal per verga,
Cosí destaro in me l'anima grave.
Del mio cor, donna, l' una e l' altra chiave
Avete in mano; e di ciò son contento,

Presto di navigar a ciascun vento;
Ch' ogni cosa da voi m' è dolce onore.

Der Dichter hat Laura wiedergesehen. Sie hat ihm, der wohl eben von einer schweren Krankheit genesen war, einen freundlichen Gruß gegönnt, ein mitleidvolles Wort zu ihm gesprochen. So gehört er wieder ihr. Die Krise, durch die er geht, wird in dem an einen römischen Freund gerichteten Sonett 68 klar geschildert:

L' aspetto sacro de la terra vostra
Mi fa del mal passato tragger guai
Gridando: — Sta' su, misero, che fai? —,
E la via di salir al ciel mi mostra.
Ma con questo pensier un altro giostra,
E dice a me: — Perché fuggendo vai?
Se ti rimembra, il tempo passa omai
Di tornar a veder la donna nostra. —
I', che 'l suo ragionar intendo, allora
M' agghiaccio dentro in guisa d' uom ch' ascolta
Novella che di subito l' accora.
Poi torna il primo, e questo dà la volta.
Qual vincerà, non so; ma in fino ad ora
Combattut' hanno, e non pur una volta.

Dieses Sonett gibt sich als in Rom geschrieben. Dürfen wir ihm folgend annehmen, daß die Krise durch die römische Reise veranlaßt ist, und daß die Rückkehr nach der Provence ihn auch in die Bande seiner Liebe zurückgeführt habe? Schwerlich sind das die entscheidenden Gründe für die seelischen Wandlungen des Dichters. Allzu wechselnd sind die Strömungen in seinem Herzen. Aber eine Krisis fällt in jene Zeit. Petrarka schildert sie uns auch in seiner lateinischen Epistel I 7 an Giacomo Colonna:

Jam duo lustra gravem fessa cervice cathenam
Pertuleram indignans, tantum in mea colla tot annis
Foemineo licuisse iugo, iam tabe latenti
Confectus, iamque alter eram, iam fomite molli
Ignis ad extremas penetraverat usque medullas.
Optabamque mori, vixque arida membra ferebam.
Libertatis amor miseri dum pectus amantis
Cœpit, et aversas cordi suffigere curas,
Erigor, et multa iuga vi divellere nitor.
Durum opus eventu, dominam pepulisse decenni
Hospitio et fractis hostem tentasse potentem
Viribus; aggredior tamen, et Deus ipse labori
Affuit, et collum veteri dissolvere nodo
Praebuit, ac tanto victorem evadere bello. (v. 44—57.)

Er sucht die Freiheit in der Ferne von der Geliebten. Und er scheint sie zu finden. Aber es war ein Trug:

... acerba videbar
Vulnera et insani stimulos iam tutus amoris
Temnere; fallebat leviter superducta[1] cicatrix,

[1] Im benutzten Druck, Basel 1581, steht *superaucta*.



Et requies insueta mali. Tentoria velo,
Ac certam ad mortem redeo. Sic fata premebant
Impia, sic animum, sic me meus error agebat.
Vix bene constiteram dilectae finibus urbis,
Dum subiit vacuum curarum sarcina pectus.
Illa prior redière trucis contagia morbi.
Quid loquar? unde miser lachrymas narrare secundas
Incipiam? quis credat enim, qua carminis arte
Expediam, quotiens precibus deposcere mortem
Me dolor impulerit, quotiens graviora parare? ...
(v. 95 – 106.)

Aus dieser Zeit könnte dann auch das Sonett 96 stammen:

Io son de l'aspettar omai sí vinto
E de la lunga guerra de' sospiri,
Ch' i' aggio in odio la speme e i desiri
Et ogni laccio onde 'l mio cor è avinto:
Ma 'l bel viso leggiadro, che depinto
Porto nel petto e veggio ove ch' io miri,
Mi sforza; onde ne' primi empi martiri
Pur son contra mia voglia risospinto.
Allor errai quando l' antica strada
Di libertà mi fu precisa e tolta,
Ché mal si segue ciò ch' a gli occhi agrada:
Allor corse al suo mal libera e sciolta,
Or a posta d' altrui conven che vada
L' anima, che peccò sol una volta.

Aber dieses Sonett müßte dann ja auch in die Jahre 1337 oder 1338 fallen. Aber mit Gedicht 62 waren wir schon 1338, und mit 77 und 78 zwischen 1339 und 1341. Wir werden weder die Chronologie der lateinischen Epistel genau nehmen dürfen, wie ja denn auch das Itinerar der dort in den zwischenliegenden Versen beschriebenen Reise ganz phantastisch ist, noch werden wir uns auf die chronologische Anordnung des Canzoniere recht verlassen. Nur ein Abschwellen und dann wieder neu Anschwellen der Liebe Petrarkas um die Zeit der Reise nach Rom und der Rückkehr nach Südfrankreich werden wir für gewiß nehmen. In diese Zeit ungefähr fällt denn auch die Spiritualisierung der Liebe, wie wir sie in unseren vier Kanzonen gefunden haben, die ja auch ein Aufgeben der irdischen Leidenschaft bedeutet.

Die Vorstellung der Geliebten als einer Führerin zum Himmel treffen wir dann erst, und nicht häufig, in den späten Gedichten über die lebende Laura wieder:

Or con sí chiara luce e con tai segni[1]
Errar non dêsi in quel breve vïaggio
Che ne po far d' eterno albergo degni.

[1] Nämlich mit dem Licht der schönen Augen und mit den Zeichen der voranschreitenden Füße Lauras.



Sforzati al cielo, o mio stanco coraggio,
Per la nebbia entro de' suoi dolci sdegni
Seguendo i passi onesti e 'l divo raggio.
(Anima che diverse cose tante, 204, 9—14.)

Qual donna attende a gloriosa fama
Di senno, di valor, di cortesia,
Miri fiso ne li occhi a quella mia
Nemica, che mia donna il mondo chiama.
Come s' acquista onor, come Dio s' ama,
Come è giunta onestà con leggiadria,
Ivi s' impara, e qual é dritta via
Di gir al ciel, che lei aspetta e brama. (261, 1—8.)

Natürlich ist, daß der Dichter sich nach ihrem Tode erinnert, wie sie ihm den Weg zum Himmel wies:

Quel sol che mi mostrava il camin destro
Di gire al ciel con gloriosi passi,
Tornando al sommo sole, in pochi sassi
Chiuse 'l mio lume e 'l suo carcer terrestro ..
Amor, vien' meco, e mostrimi ond' io vada.
Lei non trov' io, ma suoi santi vestigi
Tutti rivolti a la superna strada
Veggio, lunge da' laghi averni e stigi.
(306, 1—4, 11—14.)

Ogni giorno mi par piú di mill' anni
Ch' i' segua la mia fida e cara duce
Che mi condusse al mondo, or mi conduce
Per miglior via a vita senza affanni. (357, 1—4.)

Non po far Morte il dolce viso amaro,
Ma 'l dolce viso dolce po far Morte.
Che bisogna a morir ben, altre scorte?
Quella mi scòrge ond' ogni ben imparo (358, 1—4),

bis er sich endlich der heiligen Jungfrau als der einzigen vera Beatrice (v. 52) ergibt und von ihrer Gnade erbittet:

Prego che sia mia scorta
E la mia torta via drizzi a buon fine. (366, 64 f.)

Breslau. C. Appel.

Nachtrag zu S. 216: V. 11. Für *aur* und *plom* in diesem Zusammenhang vgl. Guiraut de Calanso *A leis cui am* v. 15 f. und weiter Ovid, Metam. I 470 f.

Prolegomena zu einer Sparwenfeldt-Biographie.

Die Bedeutung, welche dem im Jahre 1727 verstorbenen schwedischen Bibliophilen und Sprachforscher Johann Gabriel Sparwenfeldt in der Gelehrtengeschichte seines Heimatlandes zukommt, hat einer seiner Biographen nicht übel in der folgenden Form umschrieben: *Quicquid in Pignoriis suis et Kircheris laudat et jactat Italia, in Ciaconiis et Lastanosis Hispania, in Scaligeris Peireciisque Gallia, in Camdenis Cottonisque Anglia, in Lipsiis Busbequiisque Belgium, in Wormiis Borichiisque Dania, id omne in uno Sparwenfeldio habuit, in uno Sparwenfeldio amisit Suethia.*[1] Im folgenden soll nun der Versuch gemacht werden, die Spuren, welche die wissenschaftliche Tätigkeit dieses Mannes in der gelehrten Literatur des 18. Jahrhunderts hinterlassen hat, zu einer Art von literarischem Porträt zusammenzufassen und damit einer endgültigen Lösung der Frage vorzuarbeiten, inwieweit er jenen Gelehrten und Sammlern des 17. und 18. Jahrhunderts beizuzählen ist, die im besonderen zur Verbreitung spanischen Schrifttums im außerspanischen Europa beigetragen haben. In der Art nämlich, wie er fremde, insbesondere spanische Handschriften und alte Drucke sammelte, bibliophilenmäßig behandelte und durch Schenkung an öffentliche Institute der Nachwelt sorgfältig aufbewahrte, beruht seine über die engere vaterländische, d. h. schwedische Gelehrtengeschichte hinausreichende internationale Bedeutung. 17 unter den 27 von Paul Högberg beschriebenen spanischen und auf Spanien bezüglichen lateinischen Handschriften schwedischer Bibliotheken (nämlich 14 der Kgl. Bibliothek zu Stockholm, 2 der Universitätsbibliothek zu Uppsala, und 1 der Gymnasialbibliothek zu Västerås) tragen die Herkunftsbezeichnung Sparwenfeldt, ein stattlicher Teil der auf nordischen Bibliotheken vorhandenen spanischen Drucke des 15. und 16. Jahrhunderts stammt aus den Sparwenfeldtschen Legaten, und eine bis heute nur bruchstückweise bekannte Anzahl ebensolcher Codices und Bücher verteilt sich auf eine Reihe europäischer Sammlungen.

1. Biographisches.

Als Sohn eines schwedischen, unter den Königen Karl Gustav und Karl XI. dienenden Offiziers am 17. Juli 1655 zu Åhmål geboren, kommt Johann Gabriel bereits mit neun Jahren auf die Akademie in Uppsala, wo er die landesübliche körperliche und geistige (vorwiegend humanistische) Erziehung genießt. Zweiundzwanzig-

[1] Wallin, *Parentalia in obitum etc.* Die genauen Titel aller hier zitierten Werke sind am Schlusse in einer bibliographischen Liste zusammengefaßt.

jährig unternimmt er eine Reise nach England, wird aber unterwegs von dänischen Seeräubern abgefangen und nach Norwegen verschleppt. Nach achtmonatiger Haft freigelassen, bringt er schon damals seltene Bücher und Handschriften mit, was auf eine nicht allzu strenge Gefangenschaft schließen läßt. Bevor er jedoch in die Heimat gelangt, findet er in Warberg ein für England bestimmtes Fahrzeug vor, auf dem er sich (August 1678) ohne Zaudern einschifft. Durch widrige Winde an Hollands Küste verschlagen, geht er zunächst nach Amsterdam und von hier über Antwerpen und Brüssel nach Paris, wo er etwa ein Jahr weilt. Dann zieht er weiter über Lyon nach Genf, Turin, Mailand, Venedig, Ravenna, Ancona und Perugia, damals schon überall nach Denkmälern und Dokumenten der alten Goten suchend, insbesondere nach einem Band ostgotischer Gesetze, die Johannes Metellus Sequanus, der Chronist Rudolphs II., in Perugia gesehen zu haben vorgab. Nach längerem Verweilen in Rom soll die Reise donauabwärts, mit Wien als Ziel, gehen. Pestnachrichten aus den österreichischen Ländern halten ihn jedoch davon ab, und so zieht er über Marseille und durch Südfrankreich wieder nach Paris, um dort neuerdings etwa ein Jahr lang zu verbleiben. Ende 1681 nimmt er kurzen Aufenthalt in England, dann in Hamburg und schließlich in Kopenhagen, von wo er endlich 1682, nach fünfjähriger Abwesenheit, in die Heimat zurückkehrt. Kurz darauf, 1683, wird er den nach Moskau abgeordneten kgl. Gesandten Gyllenstjerna, Klingsted und Stakelberg beigegeben, lernt in dreijährigem Aufenthalt im Zarenreich slawische Sprachen und Sitten kennen und kommt schwerbeladen mit Büchern, Handschriften und eigenen Aufzeichnungen nach Hause zurück. Hieran schließt sich Mitte August 1688 der Auftrag König Karls XI., Europa nach gotischen Überbleibseln zu durchforschen. Sie soll Sparwenfeldt in möglichst reicher Ausbeute, wenn nicht im Original, so doch in Abschriften beziehungsweise Beschreibungen beibringen, und zu diesem Zweck erhält er reichliche Empfehlungsbriefe nebst einem Reisestipendium von tausend Reichstalern mit auf den Weg. Antwerpen, Brüssel und Paris sind die ersten Hauptetappen seines Forschungszuges. Rastlos durchwandert er öffentliche und private Bibliotheken, Archive und Sammlungen. In Antwerpen läßt sich der Magistrat sogar herbei, durch öffentlichen Anschlag an den Straßenecken die Bürgerschaft einzuladen, alle auffindbaren Dokumente der gewünschten Art aufs Rathaus zu bringen. In Paris hört Sparwenfeldt vom Nachlaß des 1672 dort gestorbenen Polenkönigs Johann Casimir und ruht nicht, bis er ihn im Hause des Prince de Condé aufgestöbert hat. Über Bordeaux und Bayonne geht es dann ins gelobte Land der Bücher und Bibliotheken, nach Spanien. Der König, der Kardinal-Erzbischof von Toledo, der aragonische Archivdirektor und Hofhistoriograph

Diego José Dormer, Magnaten und Gelehrte aller Stände wetteifern darin, dem nordischen Forscher gefällig und förderlich zu sein. Von Gibraltar aus setzt er über die Meerenge und durchwandert sieben lange Monate die Städte und Dörfer der nordafrikanischen Küste. Dann geht es zu Schiffe nach Toulon (Ende 1691), von hier nach St. Gallen in der Schweiz und dann nach Rom. In der heiligen Stadt erhält er von Papst Innozenz nicht nur eine Wohnung im Vatikan zugewiesen, sondern bekommt auch zur vatikanischen Bibliothek die Schlüssel und jederzeit freien, unbeaufsichtigten Zutritt. Nach einem abermaligen kurzen Aufenthalt in Madrid kehrt er endgültig in die schwedische Heimat zurück und trifft am 20. Mai 1694 in Stockholm ein. Während des Sommers darf er dem König in dessen Residenz zu Kungsor ausführlich über seine Reisen berichten. Bald darauf erhält er zur Belohnung ein ehrenvolles Amt bei Hofe; er wird, wie der diplomatische Fachausdruck lautet, *premier introducteur des embassadeurs.*

Im zweiten Jahr nach der Rückkehr in die Heimat heiratet der Vierzigjährige die Antonie Sophie Hildebrand, die aber schon nach neunjähriger Ehe das Zeitliche segnet, nachdem sie dem Gatten fünf Söhne und fünf Töchter geboren hat. Zwei von den Knaben sterben im jugendlichen Alter, während die übrigen Kinder, die Söhne zu angesehenen Stellungen, die Töchter zu Ehen mit vornehmen Herren, und alle zu blühender Nachkommenschaft gelangen. Nachdem Sparwenfeldt selbst sein Hofamt 12 Jahre innegehabt hat, zieht er sich 1712 ins Privatleben zurück und verbringt seine Tage auf seinem Landgut in Åbylund. Dort widmet er sich gänzlich den Büchern und Handschriften: *heic jam sedeo,* so schreibt er aus jener Zeit, *relicta vita aulica et hominum frequentia, in solo meo passer solitarius, atque jucundissimo otio inter mortuorum consortia fruor, id tamen maxime agens ut post me victuris aliqua ratione ex hoc eremo inserviam et prosim.* Er stirbt am 2. Juni 1727 im Alter von nicht ganz 72 Jahren.

2. Gelehrte Tätigkeit.

Über die Absichten und Ziele jener großen, von Staats wegen veranlaßten und durchgeführten Mission Sparwenfeldts, deren Ergebnis eine Sammlung gotischer Dokumente und Überreste sein sollte, informiert uns ebenso deutlich als offiziell ein Brief des Königs Karl XI. vom 6. April 1689 an Christine, die damals bereits abgedankt hatte und in Rom weilte.[1] Die wichtigsten Sätze aus dem Schreiben, das zugleich ein charakteristisches Urteil des Königs über Sparwenfeldt enthält, lauten folgendermaßen: *Madame, j'ai*

[1] Das schwedische Original des Briefes ist in Linköping (Lidén, *Rep. Benz.* 149, Nr. III, 3), eine französische Übersetzung bei Arckenholtz I, 337.

désiré ardemment de produire et de mettre au jour à l'honneur de Notre Nation toutes les Chartes et les Monuments où sont contenus les exploits des anciens Goths et Suédois. J'ai voulu envoyer un homme capable dans les divers pays où les anciens Suédois et Goths ont passés ou se sont établis, pour en faire des recherches et pour les recueillir, si par hazard on y trouvoit encore quelques beaux restes qui y servissent d'éclaircissement. C'est à cette fin que j'ai choisi mon fidèle sujet, le noble Jean Gabriel Sparwenfeldt, et lui ai ordonné de se charger de cette commission, tant à cause de sa capacité, vu qu'il s'est rendu familière la langue sclavonne, que parce qu'il possède l'ancienne langue runique et presque toutes les langues vivantes de l'Europe, outre une parfaite connoissance qu'il a de l'histoire suédoise et gothique ... Dans une pleine confiance en la générosité de Votre Majesté je la prie très instamment de vouloir accorder audit Sparwenfeldt un accès libre auprès d'elle, et non seulement de lui faire avoir communication des pièces et des monuments que Votre Majeste aura fait ramasser en ce genre dans le lieu de sa résidence, mais encore de daigner l'honorer de sa puissante recommendation auprès d'autres personnes qui pourraient lui donner occasion d'en avoir d'autre part. Den endgültigen und im Sinne des königlichen Planes positiven Erfolg der Sendung freilich bezeichnet Celsius[1] als null und nichtig. Sparwenfeldt, so meint er, hätte gotische Dokumente nirgends aufzutreiben vermocht; an ihrer Stelle habe er eben dann jene reichen Bücherschätze (*magnam librorum cujusve generis supellectilem*) mit nach Hause gebracht, die ohne ihn schwerlich nach dem hohen Norden gekommen wären. Hierzu stimmen auch einige Stellen in Sparwenfeldts Briefwechsel. So z. B. meldet er unter dem 8. März 1690, er habe in Antwerpen, Brüssel, Gent und Mecheln nach gründlichem Suchen kein einziges Originaldokument gefunden. Die ältesten und angesehensten Leute im Lande, deren Väter und Vorfahren die höchsten Ämter bekleidet hätten, wüßten nicht das geringste davon, hätten nie das mindeste von etwas Derartigem gehört. Ähnlich schreibt er im gleichen Bericht mit Bezug auf Spanien, es seien ihm wirkliche Überreste gotischer Sprache, Inschriften oder Runensteine nirgends untergekommen.[2] Damit dürfte es auch im großen und ganzen seine Richtigkeit haben, trotz des scharfen Widerspruches, den das Urteil des Celsius bei einem gelehrten Volks- und Zeitgenossen fand,[3] und trotz vereinzelter Kopien gotischer Texte, die der eifrige Sammler aufgetrieben hatte.

Sparwenfeldts Fortleben in der Geschichte der schwedischen Bibliotheken hängt vor allem zusammen mit seinen beiden großen

[1] *Bibl. Ups. hist.* 46. [2] Schröder p. 15 und 18. [3] Norelius p. 38—40.

Schenkungen an Stockholm und Uppsala im Jahre 1705. *Quos variis itineribus ... conquisiveram codices mss. et impressos ... illorum heic centuriam ... Academiae ac Bibliothecae Upsaliensi offero*, so schreibt er in seinem Schenkungsbrief vom 15. Mai 1705 an die Akademie von Uppsala. Die letztere antwortet mit einem überschwenglichen Dankschreiben, in dem sie unter anderem einen gedruckten Index der Schenkung verspricht, *quo non solum indigenis sed et exteris hominibus cunctisque omnis populi aevique posteris innotescat, quid quantumque illustri Sparwenfeldiano nomini debeant nostrae Camenae.*[1] Ähnlich mag das Schreiben des generösen Sammlers an die Stockholmer Bibliothek gelautet haben, die ihre Schenkung ebenfalls in einem gedruckten Katalog bekanntmachte.[2] Eine weitere Spende, bestehend in einem *insigni apparatu librorum rarissimorum tam mss. quam impressorum* widmete er übrigens (nach einer unter den literarischen Neuigkeiten der *Acta litt. Sueciae*[3] gebrachten Notiz) der Uppsaleuser Bibliothek ein zweites Mal im Jahre 1722. In ebendieselbe waren bereits 1717 mit der Sammlung P. Salau einige von Sparwenfeldts eigener Hand stammende Manuskripte gelangt.[4]

Zu diesen Quellen und Behelfen für eine eingehendere Kenntnis von Sparwenfeldts Wesen und Wirken kommt schließlich noch sein Briefwechsel mit hervorragenden Gelehrten und Staatsmännern jener Zeit. Teile seines handschriftlichen Nachlasses gingen im Laufe der Jahre in den Besitz des schwedischen Erzbischofs Erich Benzelius über, aus dessen Hand sie dann, zusammen mit dem übrigen Handschriftenbesitz des Kirchenfürsten, als *Donatio Benzeliana* an die Bibliothek der Diözese Linköping kamen. Nach dem bereits 1791 von J. H. Lidén aufgestellten Inventar dieser Schenkung enthält sie einmal 188 Briefe und andere Dokumente an bzw. über Sparwenfeldt aus den Jahren 1680—1721, sodann (getrennt von diesen in einem Faszikel vereinigten Stücken) weitere 25 Briefe

[1] Die vollständigen Texte bei Celsius p. 51—55. Der versprochene Index erschien tatsächlich bereits im Jahr darauf (*Catalogus Centuriae etc.*).

[2] G. Peringer Liljeblad, *Ecloga etc.*

[3] Jahrgang 1722, p. 271. Auf p. 324 des gleichen Bandes folgt ein die wichtigsten Nummern dieser Schenkung verzeichnender Katalog. Er umfaßt 60 zum Teil handschriftliche Werke, die meisten in slawischen Sprachen. Unter ihnen befinden sich von Sparwenfeldt selbst das handschriftliche *Lexicon Slaveno-Russico-Latinum, nitide scriptum praeloque paratum, vols. 4 grandioribus*, sowie seine handschriftliche schwedische Übersetzung der *Corona gotica* des Diego Saavedra Fajardo.

[4] Vgl. V. Gödel, *Katalog* p. 31 und 36. Die griechischen Handschriften, die bei diesen Gelegenheiten in die Bibliothek von Uppsala kamen, sind verzeichnet bei Graux, *Notices* p. 292 und 304. Vgl. auch Graux, *Origines* p. 348 und 349. Von besonderem Interesse ist für uns, daß diese Handschriften von Sparwenfeldt zumeist in Spanien zusammengebracht worden waren. Über den Bestand der Schenkungen an Wiegendrucken informieren uns die Inkunabelkataloge von Collijn (siehe deren Provenienzverzeichnisse).

Sparwenfeldts an Benzelius aus den Jahren 1702—1724. Die 188 erstgenannten Schriftstücke setzen sich zusammen einerseits aus einigen sechzehn königlichen Vollmachten, Reisepässen, Instruktionen, Empfehlungsschreiben und ähnlichen Dokumenten, anderseits aus 35 Briefen Sparwenfeldts an Oxenstjerna und Benzelius (Vater und Sohn) sowie aus verschiedenen an Sparwenfeldt gerichteten Briefen folgender (hier alphabetisch geordneter) Gelehrten und Sammler: Bacchini, Modena; Bartolocci, Rom; Bleau, Amsterdam; Bulteau, Paris; Ciampini, Rom; Clément, Paris; Coiptel, Madrid; Cronström, Paris; Croy, Lille; Dangeau, Paris; Du Hamel, Caen; Du Sollier, Antwerpen; Etic, Venedig; Friesendorff, Haag; Galdenblad, Rom; Janningus, Antwerpen; Kis, Amsterdam; Lacroix, Paris; Lauzier, Moskau; Leibniz, Hannover; Lemaire, Alger; Leyonbergh, London; Ludolf, Kopenhagen; Magliabecchi, Florenz; Mayer, London; Molegonelli, Rom; Odhelius, Paris; Papebrochius, Antwerpen; Pastriccio, Rom; Patin, Padua; Richelet, Paris; Rochefort, Paris; Sadot, Mantua; Sarrebourse, Paris; Schneberger, Zürich; Sorhainde, Tunis; Thévenot, Paris; Toinard, Orleans.

Daß mit diesen Namen die Reihe der gelehrten Korrespondenten Sparwenfeldts nicht erschöpft ist, geht deutlich aus folgendem Beispiel hervor: *Si Mr. Sparwenfeldt peut mettre fin à ses voyages et se donner le repos nécessaire aux travaux de l'esprit, il nous débrouillera mieux que tous les savants ce qu'on doit croire des langues du Nord. Ce qu'il m'en a communiqué sur le rapport du Gothique, de l'Islandois et du Finlandois marque autant sa pénétration profonde que le voyage qu'il vient de faire en Afrique dans l'espérance d'y trouver le tombeau d'Huneric ou de Genseric marque sa curiosité et son zèle pour enrichir l'histoire du Nord à quelque prix et avec quelque risque que ce puisse être.* Diese Charakteristik Sparwenfeldts stammt aus der Feder des Jesuiten Pierre Besnier († 1705) und steht im *Discours sur les étymologies françaises,* den er den posthumen Ausgaben des *Dictionnaire étymologique de la langue française* von Ménage vorangestellt hat. Besnier, der nach Sommervogel[1] ein ganz erstaunliches Gedächtnis besaß und mit besonderer Vorliebe das Studium fremder Sprachen betrieb, stand, wie aus seinen eben angeführten Worten ersichtlich ist, mit Sparwenfeldt in sprachwissenschaftlichem Briefverkehr, der sich in erster Linie auf die germanischen Idiome bezogen zu haben scheint. Ein weiterer französischer Gelehrter, von dessen Korrespondenz mit Sparwenfeldt die *Donatio Benzeliana* keine Proben enthält, ist La Loubère.[2] In einer Abhandlung von Georg Wallin[3] wird das

[1] *Bibliothèque de la Compagnie de Jésus* 1, 1410.

[2] Simon de la Loubère (1642—1729), französischer Gesandter in der Schweiz und auch sonst in diplomatischen Missionen in Siam und in Madrid tätig.

[3] *Brevis observatio etc.*

Fragment eines Schreibens von La Loubère an Sparwenfeldt angeführt, das sich mit dem von ersterem in St. Gallen kopierten *Psalterium Notkeri* befaßt, einer Handschrift, die Sparwenfeldt selbst während eines Besuches jener berühmten Schweizer Bibliothek untersucht und in seinen Notizen beschrieben hatte.

Daß unser gelehrter Schwede vor allem das philologische Studium fremder Sprachen pflegte, geht noch viel deutlicher aus seiner Korrespondenz mit dem großen Gottfried Wilhelm Leibniz hervor. Sie liegt, und zwar in viel vollständigerer Form als in Linköping, auf der Kgl. Bibliothek zu Hannover, die bekanntlich den reichen handschriftlichen Nachlaß des deutschen Philosophen aufbewahrt.[1] Die Jahre 1695 und 1704 umspannend, gibt sie ein überraschendes Bild von der Vielseitigkeit der Sparwenfeldtschen Interessen und Studien, zugleich aber auch den deutlichen Beweis, daß der Schwede durchaus nicht (wie man es aus seinem eifrigen Sammeln von spanischen Handschriften und Büchern und aus seinen schwedischen Übersetzungen spanischer Werke schließen möchte) in erster Linie und mit besonderer Vorliebe sich mit spanischen Dingen und spanischer Gelehrsamkeit befaßt hat. Er beherrschte, wie Wallin berichtet, einige vierzehn Sprachen, und Leibniz nennt ihn gar einen der größten Polyglotten seiner Zeit.[2] So erstreckt sich denn die Korrespondenz zwischen den beiden Männern über fast alle damals bekannten Sprachen der Alten Welt, orientalische wie abendländische, insbesondere aber nordische, und im Zusammenhang damit über die Abstammung der verschiedenen Völker und ihre sprachlichen und kulturellen Beziehungen untereinander.[3] Bald handelt es sich um die Sprachen der Sibirier, Samojeden, Kalmücken, Mongolen, dann um eine altisländische Handschrift der Wolfenbütteler Bibliothek, bald um Runenkunde, oder die gotische Schrift in Spanien, oder die Aufstellung eines Alphabets der slawischen Sprachen.[4] Gelegentlich schickt Leibniz einen in seinem Dienste stehenden

[1] Die Korrespondenz zwischen Leibniz und Sparwenfeldt ist beschrieben bei E. Bodemann, p. 295—301. Ein Teil dieser Briefe ist veröffentlicht bei H. Wieselgren, zwei davon bereits bei J. F. Feller, p. 32 und 71, einer wieder abgedruckt in *Leibnitii opera omnia ed. L. Dutens*, Bd. 5, *Genevae 1768*, p. 543, ein dritter in *Leibnitii epistolae ad diversos ed. Chr. Kortholdus*, Bd. 3, *Lipsiae 1738*, p. 355.

[2] *Vix quisquam ipsi hodie par cognitione linguarum.* Feller, p. 167 Anm.

[3] Das schließt natürlich nicht aus, daß auch von politischen und persönlichen Dingen die Rede ist. So wirft der Friede von Ryswick (1697) ebenso wie die Intrigenpolitik des russischen Zaren und ähnliches seine Schatten auf diesen Briefwechsel. Ein andermal berichtet Sparwenfeldt dem Freunde, daß seine Gattin gestorben sei und ihm acht Kinder, das älteste mit acht Jahren, hinterlassen habe.

[4] Eine vergleichende Tabelle hierüber, die Sparwenfeldt auf Leibnizens Bitte für ihn verfaßte, liegt (im Umfang von zweieinhalb Bogen Großfolio) noch der betreffenden Briefhandschrift in Hannover bei.

Ungarn, den Matthäus Zabany, zu Sparwenfeldt, der ihn für sich beschäftigt und dessen Kenntnisse der osteuropäischen Sprachen für seine gelehrten Studien verwertet. Am 5. April 1697 zerstörte ein Brand das königliche Schloß der schwedischen Hauptstadt, wobei die sämtlichen von Sparwenfeldt auf seinen Reisen für den König gesammelten Handschriften zugrunde gingen.[1] Er berichtet hierüber in einem Brief[2] an Leibniz wie folgt: *Monsieur Benzelius vous dira ce que je n'ay pas le loisir de vous dire pour cette fois de notre état après la mort du Roy et de la perte de la bibliothèque qui fut consommée par le feu qui brûla tout le chateau royal. Dans cet embrasement j'ai perdu aussi tous les mss. que j'avois apportés des pais étrangers pour sa Majesté, alors Prince, de sorte que je ne puis plus vous satisfaire du côté des diplômes touchans les chevaliers de Malthe. Les archives et les chambres des antiquités et tout le reste est dans un si grand désordre que ce qui a pu être sauvé de l'embrasement, ne se peut pas se ranger sitôt.* Leibnizens Briefwechsel mit Sparwenfeldt ist, wie man sieht, für die Kenntnis des letzteren von wesentlicher Bedeutung und Ergiebigkeit. Zweifellos müßte das auch des Schweden Korrespondenz mit den zahlreichen übrigen Gelehrten seiner Bekanntschaft sein, und ein zukünftiger Sparwenfeldt-Biograph wird ihrer nicht entraten können, so schwer zugänglich sie auch immer sein mag.

3. Beziehungen zu Spanien im besonderen.

Bei seiner endgültigen Rückkehr in die Heimat erstattete Sparwenfeldt, wie bereits Högberg festgestellt hat, außer seiner diesbezüglichen Audienz beim König auch dem Minister Graf Bengt Oxenstjerna einen ausführlichen schriftlichen Bericht über die auf der langen Reise gemachten Erfahrungen und Erwerbungen. Der Bericht war mit zahlreichen Schriftstücken und Ausweisen belegt und hätte uns zweifellos aufs genaueste über alles informiert, was der Gelehrte insbesondere jenseits der Pyrenäen Sammelnswertes gefunden und mit nach dem hohen Norden gebracht hatte. Nachdem jedoch die gesamten hierauf bezüglichen Papiere bei dem schon erwähnten Schloßbrand vernichtet wurden, bleiben uns hier, um über Sparwenfeldts Aufenthalt in Spanien Genaueres zu ermitteln,

[1] Högberg meint, bei diesem Brande wäre wahrscheinlich auch Sparwenfeldts ausführliches Tagebuch seiner Spanienreise verbrannt, von dem manchenorts in seinen Briefen die Rede ist. Sicher ist, daß mit anderen Kostbarkeiten der Kgl. Bibliothek auch ein wirkliches Unikum in den Flammen aufging: das einzige bekannt gewordene Exemplar der berühmten Bibel von Valencia 1478, das der Vernichtung durch die spanische Inquisition entgangen und (unbekannt wie) ins Ausland gekommen war. Vgl. hierüber Haebler in *Revue hispanique* Bd. 21, p. 371 und Collijn im Stockholmer Inkunabelkatalog Bd. 1, p. XI.

[2] Auszugsweise gedruckt bei Feller p. 71.

lediglich einige wenige, in der *Collectio Benzeliana* handschriftlich erhaltene Briefe, und diese nur, soweit sie da und dort gedruckt vorliegen.

Zunächst sein allgemeines Urteil über das spanische Volk. Trotz allen Entgegenkommens des Hofes, der Magnaten und Behörden fühlt sich der Schwede nicht heimisch im Pyrenäenlande. Er kann sich offenbar mit den Gebräuchen und Anschauungen der Spanier des ausgehenden 17. Jahrhunderts gar nicht befreunden, und seine Briefe sind voll grämlicher Klagen über dies und jenes, was scheinbar anderwärts ganz anders war. Die spanische Geruhsamkeit, die nirgends ein übereiltes Hasten kennt und stets morgen tut, was heute nicht unbedingt zu tun nötig ist, macht ihm arge Beschwerden. Beinahe jeden Tag muß er während dreier Monate nach seiner Post fragen, bis ihm endlich eine für ihn bestimmte Depesche ausgehändigt wird. *Daraus*, so berichtet er an den schwedischen König, *können Ew. Majestät ersehen, wie lange ich bei den Vorbereitungen verweilen mußte, bis ich an die Arbeit selbst gehen konnte, und daraus mögen Ew. Majestät auch die mißtrauische Langsamkeit dieser Nation in allen öffentlichen Angelegenheiten erkennen, die das Unglück dieser Monarchie und der teilweise Grund ihres schlimmen Zustandes ist.*[1] Die Praxis bei den Eingaben und Gesuchen an den König oder die Regierung ist ihm nicht einfach genug und der Madrider Hof in diesen und ähnlichen Dingen seinem Urteile nach *umständlicher als alle anderen Höfe in Europa* (ibid. p. 17). Als ihm das Geld zu Ende geht, bittet er seinen König dringend um sofortigen Bescheid, ob er noch in Spanien bleiben oder abreisen solle, denn er wolle nicht länger als unbedingt nötig *an diesen teueren und für Evangelische schwierigen Orten verweilen* (ibid. p. 19). Das letztere klingt für jeden, der mit den spanischen Verhältnissen jener Zeit einigermaßen vertraut ist, gewiß nicht unglaubhaft. Indes ist es nicht mehr als recht und billig, gegenüber diesen versteckten Klagen über die spanische Intoleranz darauf hinzuweisen, daß nach Sparwenfeldts eigenem Bericht die Art, wie ihm von seiten des Königs, der Behörden, hoher Kirchenfürsten und namhafter Gelehrter persönlich aufs freundlichste entgegengekommen und sachlich jeder Weg geebnet, jede Tür geöffnet wurde, ein bemerkenswertes Beispiel echt spanischer, von Engherzigkeit oder gar Unduldsamkeit weit entfernter Ritterlichkeit gibt. Ein schönes Zeugnis spanischen Nationalstolzes in der Form des ausgeprägten Bewußtseins völkischer Reinrassigkeit hat uns übrigens der Schwede selbst, ohne es wohl zu beabsichtigen, überliefert, wenn er an anderer Stelle berichtet, in Spanien sei jeder ehrenwerte Mann so überzeugt, ein

[1] Schröder p. 16/17.



Nachkomme der Goten zu sein, daß man über solche Dinge keinen Zweifel hören wolle: die uralte Tradition hiervon stehe so fest, daß, wer anders denke oder rede, für unvernünftig gelte (ibid. p. 17).

Auf königlichen Befehl erhielt der nordische Sendling zu allen öffentlichen Bibliotheken und Archiven des Landes ungehinderten Zutritt. In Madrid erwarb er aus dem Nachlaß des Marqués de Heliche ganze Kisten voll von Büchern und Handschriften (ibid. p. 17), woraus sich beispielsweise die Tatsache erklärt, daß kleine, aber wertvolle Reste der einstmals berühmten Bibliothek des Jerónimo de Zurita,[1] die auf Umwegen der erwähnte Marqués de Heliche geerbt hatte, heute in Schweden liegen. In Toledo erfreute er sich während eines mehrwöchigen Aufenthaltes der besonderen Unterstützung des Kardinal-Erzbischofs Porto Carrero, der sich für ihn um ein Exemplar der kostbaren handschriftlichen Missalia mozarabischen Ritus bemühte, wie sie in der mozarabischen Enklave der Toledaner Kathedrale gebraucht wurden. In der Bibliothek des Escorial und in den Archiven von Simancas suchte er wochenlang nach den heißbegehrten gotischen Dokumenten und wird wohl auch hier als Ersatz das eine oder andere Buch, diese oder jene Handschrift erworben haben. In Saragossa wurde er auch mit Diego José Dormer, dem Verfasser der *Progresos de la Historia de Aragón*, bekannt und kaufte aus der berühmten Lastanosa-Bibliothek[2] verschiedene Drucke und Kodizes.

4. Zusammenfassung.

Wir haben eingangs nicht ohne Absicht Sparwenfeldt einen Sprachforscher und Bibliophilen genannt. Seine bisher noch wenig gewürdigte Bedeutung für die vergleichenden linguistischen Studien beruht vor allem auf seinem vierbändigen *Lexicon-Slaveno-Russico-Latinum* und auf seinem *Slavischen Alphabet*. Beide sind noch ungedruckt und liegen das eine in Uppsala, das andere in Hannover bei den Leibniz-Briefen. Unter den Büchersammlern des 18. Jahrhunderts, das die Blütezeit der großen Privatbibliotheken geworden ist, nimmt Sparwenfeldt einen Ehrenplatz ein, nicht deswegen, weil er mit Begeisterung Handschriften und Drucke sammelte — das hätte er mit verschiedenen seiner eigenen Landsleute gemeinsam[3] — sondern deswegen, weil er mit Vorbedacht seine Schätze der Nachwelt sichern wollte, indem er sie noch zu Leb-

[1] 1512—1580. Verfasser der sechsbändigen [illegible]

[2] Über sie vergleiche man *Zentralblatt* [illegible] Bd. 35 [illegible] p. 263—74.

[3] Beispielsweise Cornelius Lerche [illegible], Jens Rosenkrantz [illegible], F. A. Ehrenkron [illegible] 1711 [illegible] Frankenau [illegible] ihrem Tode der Versteigerung anheimfielen. [illegible] *wesen* II [illegible] p. [illegible] und *Revue* [illegible] XX [illegible]

zeiten an öffentliche Bibliotheken verteilte. Das ist vielleicht von den Verdiensten, die er sich im Laufe eines mehr als 70jährigen gesegneten Daseins erwerben durfte, das größte. Hier insbesondere gedenken wir seiner in erster Linie als des Mannes, dessen Sammeleifer und Gemeinsinn die Bibliotheken Schwedens große Schätze an spanischen Beständen verdanken. Sparwenfeldt war kein Hispanist oder auch nur Hispanophile im strengen Sinn des Wortes. Er war, wie wir festzustellen Gelegenheit fanden, spanischem Wesen und spanischer Eigenart eher abgeneigt als zugetan. Trotzdem ist sein Name, das wird spätere Forschung erst recht beweisen, eine Etappe im Werdegang des schwedischen Hispanismus geworden. Denn wenn heute Schweden trotz seiner relativ geringen geschichtlichen Beziehungen zur Pyrenäenhalbinsel zu jenen außerspanischen Ländern gehört, deren Gelehrten an der wissenschaftlichen Erkenntnis und Kritik des spanischen Schrifttums mitzuarbeiten vergönnt ist, so hat sicher Sparwenfeldt an der Ermöglichung dieser Arbeit seinen redlichen, ehrenvollen Anteil.

Ich habe auf Grund der im Laufe dieser kleinen Arbeit öfters angeführten Schenkungskataloge und sonstiger verstreuter Notizen versucht, die *Bibliotheca hispanica Sparwenfeldtiana* in ihrem ganzen Umfang zu rekonstruieren, mußte aber, wollte ich nichts Halbes und Unfertiges liefern, davon wieder Abstand nehmen. Von großem Interesse wäre es daher, wenn Högberg seine mit ebensoviel Gründlichkeit wie schönem Erfolg begonnenen Handschriftenstudien in der von mir angedeuteten Form ausbauen würde und vielleicht nicht nur die spanischen, sondern auch alle übrigen Bestände des einstmals Sparwenfeldtschen Bücherschatzes nachzuweisen sich die Mühe nähme. Möchte ihm diese bescheidene, fern von Sparwenfeldts Heimat, Umwelt und Nachlaß entstandene, mit unzulänglichen Mitteln abgefaßte Studie ein kleiner Anreiz dazu sein.

5. Bibliographie.

1. *Anonymi in Bibliothecae Upsaliensis Historiam Stricturae*, siehe: Norelius.

2. Arckenholtz, Jean, *Mémoires concernant Christine, reine de Suède*, Bd. 1. Amsterdam 1751.

3. Benzelius, E. et Celsius, Olav, *Catalogus centuriae librorum rarissimorum mss. et partim impressorum, arabicorum, persicorum, graecorum, latinorum etc. qua anno 1705 bibliothecam publicam Academiae Upsaliensis auxit et exornavit Joh. Gabr. Sparwenfeldius*. Upsaliae 1706.

4. Besnier, Pierre, *Discours sur les étymologies françaises*. In: G. Ménage, *Dictionnaire étymologique de la langue française*, Bd. 1. Paris 1750.

5. Bodemann, E., *Der Briefwechsel des Gottfried Wilhelm Leibniz in der Kgl. Bibliothek zu Hannover.* Hannover 1889.

6. *Catalogus centuriae librorum rarissimorum mss. etc.*, siehe: Benzelius.

7. Celsius, Olav, *Bibliothecae Upsaliensis Historia.* Upsaliae 1745.

8. Collijn, J., *Katalog der Inkunabeln der Kgl. Bibliothek in Stockholm*, Bd. 1. Stockholm 1914.

9. Collijn, J., *Katalog der Inkunabeln der Universitätsbibliothek zu Uppsala.* Uppsala 1907.

10. Feller, J. F., *Otium Hanoveranum.* Leipzig 1737.

11. Gezelius, G., *Biografisk Lexicon*, Bd. 3. Stockholm 1780.

12. Gödel, V., *Katalog öfver Upsala Universitets Biblioteks Fornisländska och Fornorska Handskrifter.* Uppsala 1892.

13. Graux, Ch., *Essai sur les origines du fonds grec de l'Escurial.* Paris 1880.

14. Graux, Ch., *Notices sommaires des Mss. grecs de Suède.* In: *Archives des missions scientifiques et littéraires, 3e série*, Bd. 15. Paris 1899.

15. Högberg, Paul, *Manuscrits espagnols dans les bibliothèques suédoises. Revue hispanique* 36 (1916) p. 377—474.

16. *Homenaje a Menéndez y Pelayo*, Bd. 1, p. 38, Anm. Madrid 1899.

17. Klemming, G. E., *Meddelande om Konung Valdemars jordebok.* In: *Antiquarisk tidskrift, udg. af det k. Nordiske Oldskriftselskab* 1849—51, p. 266—70.

18. *Lexicon, Biografisk, öfver namnkunige svenska maen*, Bd. 15. Uppsala 1835.

19. Lidbeck, A., *Dissertatio de bibliothecae Lundensis initiis*, p. 21, Lundae 1801.

20. Lidén, J. H., *Repertorium Benzelianum.* Stockholm 1791.

21. Liljeblad, Gust. Beringer, *Ecloga sive Catalogus librorum tum mss. tum impressorum, Hispanici praesertim idiomatis, quibus Regiam bibliothecam Stockholmensem auxit Joh. Gabriel Sparfwenfeldt.* Stockholmiae 1706.

22. Norelius, Andreas, *Anonymi in Bibliothecae Upsaliensis Historiam Stricturae.* Upsaliae 1746.

23. Sandberg, J. G., *Galerie des savants et des artistes célèbres en Suède.* Stockholm 1842. Mit Bildnis Sparwenfeldts.

24. Schröder, Joh. Henr., *Itinera et labores Joh. Gabr. Sparfvenfeldii ex autographis illustrata.* In: *Sylloge selectiorum Dissertationum ab anno 1820 in Academia Upsaliensi editarum, fasciculus 1.* Upsaliae 1830.

25. Stephens, G., *Fört. pa britt. och fransyska handskr.* p. 18, 1847.

26. Strindberg, A., *Relations de la Suède avec l'Espagne et le Portugal jusqu'à la fin du XVII. siècle.* In: *Boletín de la R. Academia de la historia,* Bd. 10, p. 321.

27. Swederi, M. in: *Stockholms Magazin för 1780,* Bd. 1, p. 297—298.

28. Wallin, Georg, *Brevis observatio ad tomum 1. Thesauri Monumentorum Teutonicorum Joh. Schilteri.* In: *Acta litteraria Sueciae 1728,* Bd. 2, p. 469.

29. Wallin, Georg, *Parentalia in obitum Domini Joh. Gabr. Sparwenfeldii.* Stockholmiae 1730.

30. Wieselgren, H., *Leibniz bref till Sparwenfeldt.* Stockholm 1883.

München. **Ludwig Pfandl.**

Kleinere Mitteilungen.

Skandinavische Runen in Irland.

Auf einem Stein, in der Mauer um den Dom Killaloe, las R. A. S. Macalister: 'Thorgrim errichtete dieses Kreuz' in Runen um 1025, fast den einzigen aus Irland bekannten. (*Proc. Irish Acad.* 33, Dublin 1917, zitiert in *Engl. Histor. rev.*)

Berlin. F. Liebermann.

Modernes Englisch im Universitätsunterricht

kommt nach Angabe von F. H. Händel (Neuere Spr. April-Juni 1924, Bd. 32, S. 172) sehr zu kurz: 'Die Anglisten betrieben eifrig Alt- und Mittelenglisch, mit dem Beowulf und Chaucer und mit der historischen Grammatik war man gut vertraut, auch die Literaturgeschichte war einem mehr oder weniger bis zum 18. Jh. geläufig, an einigen Universitäten ging es vielleicht auch noch etwas weiter, aber dann war Schluß. Die Literaturgeschichte der neueren Zeit zu hören, habe ich nie Gelegenheit gehabt, und die Pflege des Neuenglischen in Wort und Schrift, ja, die überließ man in der Hauptsache dem Lektor.'

Entspricht die allgemeine Fassung dieser Anklage, die meinen Stand empfindlich treffen würde, der Wahrheit?

Von einer Reihe Kollegen weiß ich, daß sie den Gegenwartsanforderungen der Anglistik mit Eifer nachkommen, und wundere mich, daß dies in solchem Grade ignoriert wird. In Berlin ist seit 30 Jahren vom englischen Ordinarius in jedem zweiten Winter Phonetik, in jedem dritten mod. Literatur bis zum letzten Jahrzehnt in drei- oder vierstündigen Vorlesungen gepflegt worden — abgesehen von seminaristischen Übungen. Bald nach Kriegsbeginn schob ich meine alten Kolleghefte insgesamt beiseite und schickte jeder literarischen Periode ein ausführliches Kulturbild voran, umfassend Religion, Philosophie, Erziehung, Kunst und Musik, Soziales, Recht und Politik. Da es den Studierenden nicht mehr, wie vor dem Kriege, möglich war, während des Seminarjahres für die großen Ferien nach England zu gehen, zog ich seit Januar 1920 jede Woche nach dem Seminar eine Persönlichkeit mit englischer Muttersprache auf das Katheder zu einem englischen Vortrag, hauptsächlich über Tagesfragen. Die Werke lebender Autoren wurden zahlreich für die Seminarbibliothek beschafft; der Frage nach ihnen sowie nach der englischen Geschichte des 19. Jh.s entging kein Kandidat bei der Staatsprüfung. Ist demnach die Beschwerde Händels in der Allgemeinheit, mit der sie hier vorgebracht wurde, berechtigt? Können Anklagen, die der Wahrheit nicht entsprechen, unsere für die Heranbildung der deutschen Jugend so wichtige Sache fördern?

Berlin. A. Brandl.

Angelsächsisch *Lidwicas*

im Widsith und in den Ags. Annalen wird seit deren erstem Übersetzer Asser als Armorika erklärt, gemäß des kymrischen Namens *Letavia* für Bretagne. Joh. Steenstrup, dem man, besonders der Erforscher nord. Kultur-

einflüsse auf Britannien, das hierfür wichtigste Werk *Normannerne* verdankt, erklärt nun das Wort vielmehr als 'Wikinger-Heerlager', abzuleiten von *wic* und dem nordischen Lehnwort *lid*; Bulletin de l'Acad. d. sciences de Danemark, Cop. 1923: ***Études sur les temps des Vikings,*** 11 p. [Mir scheint weder Assers Mißverständnis glaublich noch die neue Deutung in jene drei Zusammenhänge zwanglos zu passen. *Lcteiricion* Nennius ed. Mommsen 167[1].]

Berlin. F. Liebermann.

Speiseverbote der Angelsachsen.

Pferdefleisch zu essen verbot der Missionar den bekehrten Germanen, weil das Roß mit dem Kult ihres einstigen Heidentums zusammenhing. Im 7. Jh. bezweifelten Mönche in Kent, ob man den Hasen genießen dürfe, was Erzbischof Theodor bejahte. Vielleicht erwuchs die frühere Enthaltung aus dem Heidentum der Brythonen: denn jüdisches Recht war ja beim Verwenden anderer Tiere beseitigt, und Griechen wie Römer hatten gegen den Hasen nichts. Nach Cäsar aber genossen diesen die Kelten nicht, und Boudicca gebrauchte ihn zum Wahrsagen. Möglicherweise also verboten ihn einst früheste Bekehrer der Briten, und erhielt sich, vielleicht nur bei keltischen Mönchen, solches Verbot durch drei Jahrhunderte.

Berlin. F. Liebermann.

Æthelred Unræd.

Der Beiname, falsch ***unready*** oder 'unberaten' übersetzt, bedeutet vielmehr, im absichtlichen Gegensatz zum Sinne des Namens, 'Nicht-[weiser] Rat' und wurde so noch verstanden von Walter Map. So H. Bradley in *Engl. Histor. rev.* 1917, p. 399.

Berlin. F. Liebermann.

Mittelenglisches Sprichwort aus Walter Map.

Have hund to godsib and stenc [Hs. ***stent***] ***in þir*** oder ***hand: Canem suscipe compatrem et altera manu baculum*** stellt her H. Bradley in *Engl. Hist. rev.* 1917, p. 399.

Berlin. F. Liebermann.

Die Dreizahl der Hexen in Shakespeares *Macbeth*.

Brandl (*Zur Vorgesch. der Weird sisters* in *Texte u. Forsch. z. Engl. Kulturgesch., Festg. Liebermann* [1921] 252—270) weist nach, wie früh die Eine Gestalt ***wyrd*** des angelsächs. Mythus sich in der englischen Literatur verband mit der antiken Vorstellung von drei Parzen. Neben diesen nicht anzuzweifelnden Wurzeln der Schicksalschwestern besteht eine nur höchst fragwürdige in kelt. Mythologie: Ernst Windisch (Kelt. Britannien. *Abh. Phil. Sächs. Ges. Wiss.* 29 [1912] 103) 'denkt an die drei Hexen' — jedoch vielleicht nur zum Vergleiche, ohne den Versuch genetischer Ableitung — bei den *Matribus Parcis* oder *tribus campestribus* der Inschriften des römischen Britanniens. Den Feen verwandt, Schicksal bestimmend, am Erdboden haftend und in Dreizahl treten zwar auch diese weiblichen Dämonen auf; aber während jene Wesen bei Shakespeare und seinen Vorgängern einen unter-



weltlichen, ja teuflischen Zug tragen, sind die *Matres* 'mütterlich sorgende, nährende und erhaltende Schutzgottheiten'.

Berlin. F. Liebermann.

Die Ballade in Chaucers Legendenprolog.

Schon Lowes[1] hat darauf hingewiesen, daß Chaucer den Gedanken, das Maßliebchen in einer Ballade zu preisen, aus Froissarts 'Paradys d'Amours' geschöpft haben dürfte. Aber nicht die von Lowes verglichene Stelle (Vers 1626 ff.), sondern die sechste Ballade[2] entspricht nach Form und Inhalt dem englischen Gedichte, wie mein Schüler, Herr cand. phil. E. Hinrichs, erkannt hat. Man vgl. die Verse Chaucers[3] mit folgenden Froissarts, d. h. der ersten Strophe der sechsten Ballade:

Ne quier veoir Medée ne Jason,
Ne trop avant lire eus ou mapemonde,
Ne la musique Orphëus ne le son,
Ne Hercules, qui cercha tout le monde,
Ne Lucresse, qui tant fut bonne et monde,
Ne Penelope aussi, car, par saint Jame,
:: Je voi assés puisque je voi ma dame ::

Die Übereinstimmung bezieht sich auf die Form (Chaucer-Strophe), den Inhalt (Jason, Lucretia und Penelope kehren auch bei Chaucer wieder, für Medea, Orpheus, Hercules hat er andere Namen eingesetzt) und die lose Einfügung in den Zusammenhang. Bemerkenswert ist noch, daß in der Cambridger (Gg) Version die neunzehn Damen das Lied singen, in der Vulgata dagegen, wie bei Froissart, der Dichter selbst. Man beachte auch noch die Ähnlichkeit des Kehrreims: *Je voi assés, puisque je voi ma dame* mit demjenigen Chaucers:

My lady cometh, that al this may disteyne

der Vulgata, während Gg liest:

Alceste is here, that al that may disteyne.

Kiel. F. Holthausen.

Fisimatenten.

In jüngerer Zeit ist in der Tagespresse wiederholt von dem Ursprunge des Wortes *fisimatenten* und seiner Bedeutung die Rede gewesen. Der in der Abendausgabe des Berliner Tageblatts vom 27. Februar 1924 gewagte Versuch, dasselbe aus der Popularisierung der 1870 in Mainz französischen gefangenen Offizieren geläufig gewordenen Wendung *j'ai visité ma tante*, wenn sie sich wegen Übertretung des Urlaubs zu entschuldigen hatten, zu erklären, ist bereits von Otto Pniower in demselben Blatte vom 1. März 1924, Abendausgabe, in seiner kindlichen Haltlosigkeit gebührend gekennzeichnet worden. Sehr dankenswert ist dabei der Nachweis des durchaus nicht jungen Wortes wenigstens seinem Stamme nach, schon im Mittelhochdeutschen, dann im ersten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts und schließlich bei dem Berliner Dichter Adolf Glasbrenner (1836). Freilich vermag ich der von Pniower, wenn

[1] Publ. Mod. Lang. Ass. XIX, 593 ff.
[2] Vgl. Froissart, ed. Schéler, II, p. 369.
[3] The Student's Ch. ed. Skeat, p. 356, V. 203 ff.



auch wohl nur zögernd, gutgeheißenen Deutung aus mhd. *visament* 'Gesicht', 'Aussehen', dann 'kunstgerechte Beschreibung eines Wappens', nicht ohne Vorbehalt zuzustimmen. Doch davon später. Zunächst scheint mir folgender Gedankengang nach Form und Inhalt der Lösung des Rätsels nachdrücklicher förderlich zu sein. In den Sitzungsberichten der Preußischen Akademie der Wissenschaften 1896 S. 861 hat Adolf Tobler italienisches *fisima* (Laune, Einfall), zu dem übrigens auch italienischen *fisicare* (grübeln), *fisicoso* (grillig) und veraltetes *fisicaggine* (Einbildung) gehören, an altgriechisches *φύσημα* (das Geblasene, die Blase) gekettet, und in der Tat entspricht die Gestalt des italienischen sowie nun auch der Kern des deutschen Wortes durchaus den für die lautliche Entwicklung des Altgriechischen geltenden Gesetzen (*υ*. *η* usw. zu i). Und nun die Bedeutung. Wird im Architrenius des Johannes de Altavilla (ed. Th. Wright, The Anglo-Latin satirical poets and epigr. of the 12th century I 315) der Begriff 'Stolz' neben *pondus leve* und *robur inane* auch als *vas vacuum* gebrandmarkt, so entwickelt sich dementsprechend aus *φύσημα* Blase, ebenso wie aus *φῦσα* (Blase), *φυσίωσις* inflatio und dergl. auch die Bedeutung 'Stolz', 'Hochmut', gerade wie, immer nach Ausweis der Lexika, *ἐμφυσιόω* 'stolz machen' heißt, dem sich dann Wendungen wie *μέγα φυσᾶν* und *φυσᾶν τὰς γνάθους* bei Demosthenes 'vor Stolz die Backen aufblasen' (vergl. *φυσίγναθος* als Name des Frosches in der Batrachomyomachie) oder *μικρὸν ἰσχύειν καὶ μέγα φυσᾶν* bei Plutarch zugesellen. Das deutsche *fisimatenten* bedeutet nun m. W. nie etwas anderes als 'hohles und deshalb unnützes oder vergebliches Gerede oder Gebaren', und zwar nicht nur da, wo Stolz und Zorn[1] die treibende psychologische Ursache ist, sondern wie es auch bei vergeblich um Gnade oder Schonung Bittenden wahrgenommen wird; und dieser Mangel an realem Inhalt bildet offensichtlich das Bindeglied des deutschen Wortes mit dem 'Laune', 'Einfall' besagenden ital. *fisima*. Deutsches *fisimatenten* nähert sich also dem nicht minder dem Italienischen entnommenen *Sperenzchen* (*Lasciate ogni speranza* usw. Dante, Inferno), oder mit volksetymologischer Einmischung von *sich sperren* auch *Sperrenzchen* gesprochen.

Nach Italien ist das altgriechische *φύσημα* nebst unzähligen anderen Eindringlingen sehr früh hinübergewandert. Schon Plinius 9, 108 kennt die Pluralform *physemata* in dem Sinne 'hohle Perlen', und diese Tatsache ist insofern bedeutsam, als deutsches *fisimatenten* offenbar auf diesem in Italien bekannten Pluralis aufgebaut worden ist, dem die Germanen dann durch Kreuzung mit sinnverwandten *lamento*, *lamenti* die Endung *-enten* beifügten und sich so ein ihnen mundgerechteres *fisimatenten* schufen (von ähnlichen Vorgängen handelte ich im Archiv f. n. Spr. 144, 79), wie ja auch *sperenzchen* um eine solche hybride Endung erweitert erscheint.

Was nun das von Pniower herangezogene mhd. *visament* angeht, so halte ich für denkbar, daß es in seiner ersten Bedeutung 'Gesicht, Aussehen', die es in offenkundiger Beziehung zu lat. *videre* erscheinen läßt, scharf von seiner heraldischen Verwendung getrennt werden muß. Wenn dem belegten mhd. *fisiment* der Sinn von 'unverständlichen, leeren Zieraten', natürlich im Gegensatz zu den wesentlichen, wirklich bedeutsamen Teilen des Wappens, an-

[1] Den *Großmachmich quelconque*, wie Gabriel Guillemot einen preußischen General von 1870 bezeichnet, möchte ich hier dem deutschen Leser nicht vorenthalten; s. Maman Chautard 81.



haftet, so höre ich auch aus ihm das aus *φύσημα* geflossene italienische *fisima* heraus, und zwar diesmal als Singular, der durch Assoziation mit eng angrenzendem *ornamentum* seine exotische Endung erhalten hätte; in *visament* mit *a* für *i* hätte sich dann eine noch weiter greifende lautliche Angleichuug an *ornament* vollzogen, so daß also mhd. *fisiment*, *visament* aus einer Kopulation von sing. *fisima* + *entem*, gerade wie *fisimatenten* aus einer solchen von plur. *fisimata* (*φυσήματα*) + *entem* zu begreifen wäre. An verwandte medizinische Begriffe, wie Emphysem, Physikoilia usw., wird mancher auch ohne mein Zutun erinnert werden.

Berlin-Steglitz. Alfred Risop.

Vielleicht und *peut-être*.

Seit dem Kriege kenne ich eine Verwendung von **vielleicht**, die nicht ohne weiteres aus der Bedeutung des Wortes verständlich wird. Man sagt z. B.:

Das war gestern vielleicht ein schönes Fest, oder:

Die werden mich vielleicht nicht unterkriegen.

In solchen Fällen hat *vielleicht* den Sinn von *sicher*.

In der hochdeutschen Literatur habe ich bis jetzt noch keinen Beleg für diese Verwendung gefunden, wohl aber dialektische.

Hans Reimann, Sächsische Miniaturen, o. J. Paul Steegemann, Hannover und Leipzig.

S. 42: *Wenn Ihr Gäblern in Gohlis sein Bruhdr sähd, da mißdr verleichd feixn!*

S. 50: *Na, hee, dähr grijjd awwr frleichd Gränze!* und gleich darauf: *Awwr dähr grijjd awwr frlaichd Gränze!*

S. 67: *Unn ich friere fileichd an de Fohdn!*

S. 68: *Awwr mihr iß filleichd froßdern!*

S. 68: *Das iß filleichd enne Schdingkomingko.*

S. 74: *Awwr die genn frleichd ihr blaues Wunder erlähm.*[1]

Wörterbuch der obersächsischen und erzgebirgischen Mundarten ed. K. Müller-Fraureuth:

Da hab 'ch v. gelacht, da mußte mer v. traben, de Kandar'n war'n v. bruniert usw. Auch er sagt: *v.* = *sehr.*

---

[1] Das Nebeneinander von *vielleicht* und *verleicht* hat Reimann sehr richtig beobachtet. Die Form mit *ver-* ist neben der gewöhnlichen häufig belegt: ostfränkisch *frlaīχt* (O. Heilig, Beiträge zu einem Wörterbuch der ostfränkischen Mundart des Taubergrundes 1894), schwäbisch *fərleicht* (H. Fischer, Schwäbisches Wörterbuch), pfälzisch *verleicht*, waldeckisch *fərliχtə* (Waldeckisches Wörterbuch ed. K. Bauer), neumärkisch *va(r)leicht*, Berlin *farleict* (Zeitschrift für deutsche Mundarten 1907, 256) und — womit wir in die Nähe von Reimanns Dialekt (Leipzig) kommen — vogtländisch *frláiχd* neben *fl̥láiχd* (E. Gerbet, Grammatik der Mundart des Vogtlandes 1908) und obersächsisch-erzgebirgisch *verleicht, verlacht* (Wörterbuch der obersächsischen und erzgebirgischen Mundarten ed. K. Müller-Fraureuth). Grimm, Wörterbuch sub *vielleicht* 11 belegt den Gebrauch (er sagt *vielleicht* = *sehr*) aus dem Sächsischen nach Müller-Fraureuth, bringt einen nicht ganz sicheren Beleg aus Ayrer (Nürnberg, um die Wende 16./17. Jahrhunderts) und erklärt, daß an Stelle des unverständlich gewordenen *viel-* das Präfix *ver-* getreten sei. Luxemburgisch *villech* = *sehr viel* (Wörterbuch der luxemburger Mundart) wird wohl nicht hierhergehören, sondern = *vielig*, adj. (bei Grimm belegt) sein.

Soweit ich sehe, ist also dieser Gebrauch von *vielleicht* sächsisch.[1] In der Soldatensprache vor und im Kriege (Horn, Mausser, Imme, Wesle usw.) kann ich ihn nicht belegen.

Dieser Gebrauch von *vielleicht* interessierte mich, weil wir im französischen genau dasselbe haben. Adolf Tobler, Vermischte Beiträge III 156 ff. hat *peut-être* = *sûrement*, was Littré bloß aus Montesquieu, Lettres persanes belegt hat, reichlich im modernen Französisch nachgewiesen.

Ich entnehme seinen Belegen zwei Stellen, eine im positiven und eine im negativen Satz:

je sais peut-être ce que je dis! l. c. S. 157;

ils ne m'aplatiront peut-être pas comme une feuille de papier l. c. S. 156.

Adolf Tobler hat sich nach seiner Art nicht mit der Feststellung des Tatbestandes, *peut-être* = *sûrement*, begnügt, sondern sucht den psychologischen Grund. Die rhetorische Figur der Litotes als Erklärung anzusehen, lehnt er ab, da 'durch den ganzen Charakter der Rede in vielen Fällen dieses ironische Verfahren ausgeschlossen' ist.[2] Er fährt fort S. 158: 'während nichts der Annahme im Wege steht, das *peut-être* sei im negativen Satze dadurch herbeigeführt, daß dem Sprechenden ein positiver Gedanke, der ein *peut-être* in sich schlösse, vorschwebt; er sage deswegen *je ne pouvais pas refuser, peut-être*, weil er den Gedanken abweisen will, der in *tu pouvais refuser, peut-être* seinen Ausdruck finden würde; oder weil er die Entgegnung geben will auf den unausgesprochen bleibenden Satz *vous direz peut-être que je pouvais refuser*. Und Entsprechendes gilt von dem *peut-être* im positiven Satze, nur daß hier der zurückgewiesene Gedanke negativen Wesens ist: *je sais bien si l'on m'admirait, peut-être* ist die Ablehnung des Satzes *peut-être que jè ne sais pas* oder *ne sais-je pas peut-être* ...?'

Damit stellt Tobler *peut-être* in einen weiteren Kreis von Erscheinungen, die er die Erscheinungsform rudimentärer, nicht zu voller Ausbildung gelangender Gedanken nennt; dazu gehören noch Verwendungen von *çà, là, déjà* l. c. 152 ff. und *par exemple* V. B. IV 94 ff., bei welcher Gelegenheit er auf *peut-être* kurz zurückkommt. Diese psychologische Erklärung von *peut-être* läßt uns auch die Bedeutungsveränderung von *vielleicht* verstehen.

Jena. Heinrich Gelzer.

Schallnachahmende Kiebitznamen im Romanischen und Germanischen.

Die italienischen Mundarten bieten eine Fülle von schallnachahmenden Kiebitznamen, die alle auf dem Lock- und Warnungsruf des Vogels beruhen (dessen ausführliche Beschreibung bei Voigt, Exkursionsbuch zum Studium

[1] Andere Mundarten haben sich anders geholfen: Altenburgisch *etwa* in derselben Bedeutung wie unser *vielleicht*. Weise, Syntax der Altenburger Mundart 1900, S. 23: *Wir sind heute etwa gelaufen, der hat etwa Geld* usw. Ebenso in der Schweiz, Schweizerisches Idiotikon I, 592 d: *I han-em 's eppe (etwa) g'seit. Er wird eppa kö!* Das Idiotikon gibt als Bedeutung: wohl, doch gewiß, hoffentlich; zuversichtliche Bejahung oder Verneinung. (Schon von Tobler pp. angeführt.) Bayrisch *anderst*. Ludwig Thoma, Briefwechsel eines bayrischen Landtagsabgeordneten; Albert Langen, München o. J. S. 44: *Ich bin anderst froh*. S. 17: *Der Hanswurscht war anderst fidöll*. Nicht bei Schmeller, Bayrisches Wörterbuch.

[2] Doch cp. L. Spitzer, Germ.-Rom. Monatsschrift 12, 50 ff.



der Vogelstimmen, S. 257). Die Mannigfaltigkeit der Namen dürfte zum Teil den vielfachen Modifikationen des Rufes je nach den verschiedenen Stimmungen des Vogels entsprechen. Am häufigsten erscheinen in den Namen die Silben *pi* und *vi*. In den meist zweisilbigen Namen wird die erste Silbe redupliziert, wobei in der Regel der anlautende Konsonant der zweiten Silbe variiert.

Zunächst stellen wir fest das Vorhandensein eines *pi*-Typs, zu dem gehören ital.-dial. *pifa*[1] (Parullo), *pia* (Spezia), *pivula*[2] (Calabr.), *pivi*, *pio* (Ossola), wozu sich vergleicht franz. *pivi(t)* (Valognes, Rolland, Faune populaire de la France II, S. 349). Vertreter des *pi*-Typus finden sich auch in den germanischen Sprachen. So verzeichnet Suolahti, Die deutschen Vogelnamen (S. 266) aus deutschen Mundarten *Piewitz*, *Püewitz*, *Püwik* (Hessen-Nassau), *Piwitsch*, *Piwek*, *Peiwek* (Luxemburg). Swainson, The Folk Lore and Provincial Names of British Birds (S. 184) gibt aus Norfolk *peeweep* an, das in Stirling mit volksetymologischer Umgestaltung *peaseweep* heißt (*pease* 'Erbsen' + *weep* 'weinen'). Swann, A Dictionary of British Birds (S. 173) führt dial. *peep* für den Kiebitz an, daneben volksetymologisches *peep i' day* 'Guck in den Tag'. — Der *vi*-Typus ist vertreten durch ital-dial. *vivi* (Savona, Catanzaro), *vivia* (Catanzaro), port. *abibe* (Arévalo y Baca, Aves de España, S. 317), das sich als eine Verschränkung von *ave* + *bibe* erweist, ferner schwed. *vipa*, dän. *vibe*, engl. *wipe*. — Der *fi*-Typus ist schwach vertreten, und zwar in Italien durch *fifa* (Modena, Pisa), womit sich ein bereits im 15. Jahrhundert belegtes alem. *fifitz* (Suolahti, a. a. O., S. 266)[3] vergleicht. Das Engl. liefert ein dial. *phip* (ph = f), *philip* (volksetym. Namendeutung, Swann, a. a. O. S. 178). — Ein *-uig*-Typus mit wechselndem Anlaut hat im Ital. ziemlich viele Vertreter, z. B. *cviga* (Modena),[4] *cuiga*[5] (Carpi, Rovigo), *zuiga* (Ven.), *tzuiga* (Coreggio), *civiga*, *giuiga* (Polesine). Hierher gehört auch port. *abecuinha* (*abe* = *ave*, Arévalo y Baca, a. a. O. S. 317). — Im Engl. ist ein *tyu*-Typus unverkennbar. So verzeichnet Swainson a. a. O. S. 183, dial. *teuchit*,[6] *teufit*, *teuchit*, *tuet* usw. Denselben Diphthong zeigen ital.-dial. *chiurla*, *ciurla*, *ciula* (Terra d'Otranto).[7] — Offenbar auf einem Vergleich des Kiebitzrufes mit dem Miauen der Katze — daher zu REW 5557/58 gehörig — beruhen folgende ital.-dial. Kiebitznamen: *miciola* (Fucecchio), *mivola* (Chiusi, Sen.), *migola* (Grosseto), *miola* (Valdich.). Kalabr. *mbivula* ist offenbar eine Verschränkung von *miola* + *pivula*. — Vereinzelt steht romagn. *flena*, das wohl dieselbe Wurzel hat wie lat. *flere* 'weinen' (vgl. Walde, LEW s. v. *flere*) und deutsch-dial. *flennen*. Swainson (a. a. O., S. 183) spricht ausdrücklich von dem klagenden Ruf (wailing cry) des Vogels.

Klagenfurt. **R. Riegler.**

---

[1] Die ital. Namen sind entnommen dem Werke von Giglioli, Avifauna italica, S. 573 f.

[2] Vgl. die Variante *Zivula* (Rossano, Cosenza).

[3] Vgl. *Kiebitz*, *piewitz*; eine Variante zu *fifitz* ist *sifitz* (Suolahti, ebenda).

[4] Vgl. nordschwäb. *guisger* (Bayr. Hefte f. Volkskunde II, S. 148).

[5] Vgl. die Variante *cuizza* (Nonant).

[6] Vgl. mnd. *tywit*, franz.-dial. *tî-huit*, woraus volksetym. *dix-huit* (Suolahti, a. a. O. S. 266 f.).

[7] Das masc. *chiurlo* bezeichnet außer der Zwergohreule verschiedene Wasserläuferarten (vgl. Giglioli, S. 384 u. pass.).

Sitzungsberichte

der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen für das Jahr 1923.

Sitzung vom 9. Januar 1923.

Herr Gálvez spricht als Gast der Gesellschaft über 'Die Zukunft des Deutschen in Chile und die des Spanischen in Deutschland'.

An der sehr lebhaften Diskussion beteiligen sich die Herren Ludwig, der eine Büchersendung an die Preußische Staatsbibliothek als sehr erwünscht bezeichnet, Rosenberg, Brandl, der nach den Theaterverhältnissen in Chile fragt, Kuttner, Fuchs und Soehring, der darauf hinweist, daß bereits eine Sendung spanischer Bücher aus Chile eingetroffen sei und daß es eine Dankespflicht sei, eine Sammlung wertvoller deutscher Literatur als Gegengabe nach Santiago zu senden. Für den Transport könne er später Erleichterungen veranlassen.

Sitzung vom 23. Januar 1923.

Herr Aronstein spricht über Das Subjekt. Der Vortrag ist in der Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht abgedruckt (1923, Bd. 22, S. 174 ff.).

Herr Brandl macht Mitteilung über das Buch von Legouis über Wordsworths französische Tochter Vallon.

Sitzung vom 13. Februar 1923.

Herr Wagner spricht über das bulgarische Judenspanisch.

Die spanischen Juden ließen sich nach ihrer Vertreibung teils in Nordafrika, teils in Italien nieder, und bald wanderten viele auf die Einladung des Sultans Bayazid II. in die Länder der Türkei aus. Bei ihrer Niederlassung in den Städten der Levante fanden sie schon Juden anderer Sprache vor. In den größeren Zentren, wo die spanischen Juden bald den größten Teil der Bevölkerung bildeten, wie in Salonik, nahmen auch die Deutsch oder Griechisch sprechenden Juden die spaniolische Sprache an. So erklärt es sich, daß auch einzelne jüdisch-deutsche Wörter unter den Spaniolen des Orients allgemein verbreitet sind.

Die aus Südspanien vertriebenen Juden hatten sich hauptsächlich in Nordafrika niedergelassen; nach dem Orient kamen besonders die aus Kastilien und Nordspanien Stammenden. Die Nationalsynagogen (katalanische, aragonesische usw.), die in den Städten der Levante bestanden und zum Teil noch diese Benennungen tragen, bezeugen dies, ebenso wie die Bestandteile des judenspanischen Wortgutes, das überall einen gewissen Prozentsatz von typischen nordspanischen Wörtern aufweist. Auch einzelne portugiesische Wörter finden sich überall.

In lautlicher Hinsicht zeigen die Spielarten des westlichen Teiles der Balkanhalbinsel einen stärkeren nordspanischen Einschlag. Das Spaniolische der bosnischen und südmazedonischen Städte und des südwestlichen Teiles von Bulgarien (etwa bis mit Monastir und Sofia) ist durch auslautendes *-u* und *-i* für *-o* und *-e*, durch ein abgeschwächtes *-e* für auslautendes *-a* und zum Teil durch Erhaltung von *f* gekennzeichnet, wenn auch die Grenzen dieser Erscheinungen nicht genau zusammenfallen. Auch der lexikalische Einschlag des Nordspanischen ist auf diesem Gebiete ein stärkerer.

Der Vortragende verbreitet sich eingehender über die Eigentümlichkeiten des Judenspanischen von Bulgarien. Von fremden Bestandteilen sind die



türkischen am zahlreichsten; die jüngere Generation gebraucht aber auch viele Bulgarismen; insbesondere sind die auf Schule und Heeresdienst bezüglichen Ausdrücke die entsprechenden bulgarischen. Manche Redewendungen sind nur spanische Lehnübersetzungen aus den Balkansprachen. Die weitgehende Sprachmischung hat zu zahlreichen hybriden Bildungen geführt. Für alle diese Erscheinungen wurden passende Beispiele geboten.

Der Vortrag ist ein Teil der Einleitung zu einem größeren Werke über das Judenspanische von Bulgarien, das als Beiheft der 'Revista de Filología Española' in Spanien gedruckt werden soll.

Zur Aufnahme sind Herr Blaese und Herr Karl Meyer vorgeschlagen.

Sitzung vom 27. Februar 1923.

Herr Becker spricht über die englische Präposition *at*. Vom Germanischen ausgehend erschließt er eine durch die Übersetzungen 'angesichts, einer Sache zugewandt, gegenüber, im Hinblick auf eine Sache' dargestellte Urbedeutung. Er prüft diese Urbedeutung an dem gotischen, alt-, mittel- und neuenglischen und altnordischen Sprachmaterial und stellt fest, daß sie noch den heutigen mannigfachen Verbindungen und Verwendungen des Englischen zugrunde liegt. Die Fäden, die zu daraus abgeleiteten Verwendungen führen, werden aufgedeckt. Für das Altnordische wird festgestellt, daß der Kreis der Verwendungen sich erweitert hat, weil dort dieselbe Präposition zum Teil verschiedene Funktionen nahestehender Präpositionen hat übernehmen müssen, die dem Altnordischen fehlen (z. B. germanisch *bi*, gotisch *du*, westgermanisch *tō*. — Auch für lateinisch *ad*, das lautlich mit germanisch *at* übereinstimmt, läßt sich von einer Urbedeutung 'angesichts' usw. ausgehen, so daß sich eine vollkommen urverwandtschaftliche Identität der Präposition *ad — at* erkennen läßt.

An der Debatte beteiligen sich die Herren Aronstein, Rohlfs, Kuttner, Tiktin, Brandl.

Herr Herzfeld handelt über eine Besonderheit der periphrastischen Konjugation.

Herr Blaese und Herr Karl Meyer werden aufgenommen.

Sitzung vom 13. März 1923.

Herr Fiedler spricht über 'Vorgeschichte der Hauptgestalten in Dickens' Christmas Carol'. Der Vortrag ist im Archiv abgedruckt.

Zur Aufnahme ist Herr Georg Hofmann vorgeschlagen.

An die wissenschaftliche Sitzung schloß sich eine Erörterung der augenblicklichen finanziellen Lage der Gesellschaft an. Bei der völligen Unübersichtlichkeit der Verhältnisse der nächsten Zukunft ging die Meinung dahin, von irgendwelchen Beschlüssen vorläufig abzusehen.

Sitzung vom 27. März 1923.

Herr Lewent gibt einige 'Interpretationen zu Bernart von Ventadorn', die aus einer größeren Anzahl für die *Zschr. f. rom. Phil.* bestimmter textkritischer Bemerkungen ausgewählt waren. Es handelt sich um folgende Stellen aus den Liedern des genannten Trobadors (Ausgabe Appel): 1. 40, 70—72. Hier wird das bisher unerklärte *no* der letzten Zeile durch Änderung der Interpunktion verständlich gemacht: *Res no·m pot chastiar (Mortz venh' a sel qui·m vol blasmar) Qu'eu no l'am mortz e sebelitz.* — 2. 1, 14. Zu diesem Vers werden für *paor* und *doptansa* mit 'Scheu' und 'Zurückhaltung' neue Begriffsbestimmungen geliefert (vgl. *deptoza* in 3, 35 und *doptans* in 21, 43). — 3. 17, 13—16. *Fol nesci! ben as pane de sen, Qu'ela nonca t'amaria*



Per nom que per drudaria, C'ans no·t laisses levar al ven. Die bisher unbefriedigend erklärte Stelle wird folgendermaßen gedeutet: 'Närrischer Tor! Wenig Verstand zeigst du, daß du dich nicht lieber hängen läßt; denn nimmer würde sie dich lieben, weder zum Schein, noch in wirklicher Hingabe.' — 4. 28, 39—40. Auf Grund eingehender Prüfung des in den zahlreichen Handschriften Überlieferten wird als der mutmaßlich ursprüngliche und sinngemäßeste Text dargetan: *Si c'am dui cominal Mezuram s'em egal.* — 5. 40, 17. Für das *eissernitz* dieser Stelle und bei Ramb. Buvalelli 10, 51 wird der Sinn 'kühn' in Anspruch genommen.

Herr Brandl spricht vom Ziel der Schullektüre. Als der preußische Unterrichtsminister am 26. Februar 1917 in berühmter Erklärung auf 'die erschreckende Unkenntnis ausländischen Denkens' in Deutschland hinwies und eine 'nationale Auslandsbildung' verlangte, fand er viel Beifall, und kürzlich noch schrieb Ph. Aronstein in der 'Methodik des ne. Unterrichts' (Leipzig, Teubner, 1921, S. 106) in diesem Sinn: 'Ein Aufstieg des deutschen Volkes hat als eine seiner wichtigsten Voraussetzungen sicherlich eine bessere Kenntnis und Würdigung unserer früheren Feinde.' — Über den Weg zu diesem Ziel verbreitete sich besonders E. Otto in der 'Methodik und Didaktik des neusprachlichen Unterrichts'. Bielefeld, Velhagen, 1921, S. 309 ff. Otto wünscht, daß unserer Jugend nicht bloß schöngeistiger Lesestoff vorgesetzt werde, sondern auch geschichtlicher und geographischer, volkswirtschaftlicher und sozialpolitischer; die sittlichen Kräfte und die künstlerischen Werke sind zu beachten: in Lehre und in Fragen sollen unsere höheren Schulen in die Kultur der Nachbarvölker einführen, nach den verschiedensten Seiten hin. Lehrbücher für die genannten Fächer werden empfohlen, auch Beispiele gegeben für die Erklärung so schwieriger Schriften wie J. St. Mills 'On Liberty'. Die Vorschläge laufen hinaus auf eine Kenntnisnahme von sehr vielen Dingen, und ihre weitausgreifende Systematik hat für den deutschen Geist sehr viel Verlockendes.

Von dieser ausgedehnten Lehr- und Lernbegierde hebt sich die englische Amtsauffassung ab, die gleichfalls im Jahre 1921 gedruckten Ausdruck fand. Sie steht in einem Buche von 400 Seiten, Preis 1½ sh., als der Bericht eines Ausschusses vom Board of Educators, gefaßt an 42 Sitzungstagen mit Hilfe von 102 Sprechern und zahlreichen Umfragen bei den 'representative schools of every type', gedruckt 'under the authority of His Majesty's Stationary-Office', so daß man dies Programm als Englands offizielle Stimme bezeichnen kann. Die Schrift verdient von seiten unserer Pädagogen ernste Beachtung.

Ausgegangen wird da vom allgemeinen Ziel der englischen Erziehung: Anleitung zu besserem Fortkommen ('proficiency') in geistigen und geschäftlichen Dingen für den Einzelnen und die Gesamtheit. Von wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen wird dabei nicht viel geredet; um so mehr betont der Bericht die Notwendigkeit einer 'liberal education', die auf das Gute, Wahre und Schöne geht. Um dies lebensgerechte Ziel zu erreichen, gibt es kein wirksameres Mittel als die Schullektüre: das ist der Ausgangspunkt. Was die Jugend liest, das wollen alsbald die Erwachsenen. 'Proficiency' setzt voraus, daß man Menschen und Verhältnisse meistern kann, durch Übung und Erfahrung, ganz wie es Locke einst forderte, und das ist der Jugend beizubringen, sowohl im mündlichen Verkehr mit Lehrern und Mitschülern als im buchmäßigen mit den Geistern der Vergangenheit, also im Reden und Hören, im Lesen und Schreiben. Der Verkehr beim Sport gehört ebenso mit zur Sache wie der mit den Klassikern des Altertums, die zu studieren wegen ihrer Ewigkeitswerte und Gegenwartsnachwirkung schön ist, die man aber, weil sie dem heutigen Leben fernstehen, ja nicht einseitig überschätzen darf. Bei solchem Vorgehen ist das Literaturstudium nicht mehr eine Wissenschaft, sondern eine Kunst ('art'): das ist der springende



Punkt. Namentlich die Schreibstunden in der Muttersprache werden dabei zu einem Mittel schöpferischen Ausdrucks ('creative expression') und zu einem Sammelplatz menschlicher Erfahrung ('record of human experience' S. 11). Die Bildungsarbeit wird vom Gebiet des Verstandes und Gedächtnisses zu einem großen Teil hinübergeschoben auf das der Gemütskräfte. Fast ergibt sich eine Warnung: Lerne nicht zu viel; jedenfalls eine Anweisung: Lebe mit allen! — Wie nun der Staat auf seinen Bildungsanstalten dies so allgewichtige Fach zu leiten habe, das wird von einer Schulart zur anderen erörtert. Die Volksschule hat vor allem Lesegewohnheiten zu wecken. Aus Büchern ist laut zu lesen, frei und freiwillig zu rezitieren; zu singen, zu spielen. Bei den Kindern, sagt der Bericht (S. 87), hat das keine Schwierigkeit, denn sie haben einen natürlichen Sinn für Klangesschönheit, für das Malerische, Konkrete und Phantasievolle, d. h. für Poesie. Die Schwierigkeit liegt eher bei den Lehrern: 'The lesson will be a failure, if it is not really a recreation' S. 84. Alle Dichtungsfreude aber kann umgebracht werden durch unglückliche Stoffwahl, Zwang zu exaktem Auswendiglernen, verheerendes Erklären, übel verhehlte Gleichgültigkeit, Geschmacksmangel. 'The teacher to whom poetry has not a message should not attempt to take it with a class,' S. 89. Es wird sogar die Feinheit von ihm verlangt, Interesse zu wecken, ohne es vollauf zu befriedigen: 'That they must do for themselves', S. 83. — In den mittleren Schulen ist alle Aufmerksamkeit darauf zu sammeln, das lebendige Wort des Autors zu packen (S. 112), mit der Eigenart und Wärme, die er selber hatte, mit Abwechslung in der Stoffwahl, mit Begeisterung (emotion) auf seiten des Lehrers, und erst nachträglich mit Kritik. Dabei soll exaktes Wissen nicht vernachlässigt und oberflächliches Impressionswesen nicht geduldet werden, vielmehr die Persönlichkeit des Lehrers 'with sympathy and humour' (S. 127) anziehend sich durchsetzen. In gewerblichen Schulen ist humanistische Lektüre doppelt schätzbar. — Der Universität verbleibt die Aufgabe, die tiefere Weisheit der Literatur herauszuschälen, ihre Vernunft in der Vergangenheit fühlbar zu machen und nicht zum mindesten durch altenglische Studien die Gemeinsamkeit des Angelsachsentums zu erhärten, was uns Landsleuten der Angeln und Sachsen nur erwünscht sein kann. Der deutschen Forschungsmethode, die erst über das bloße Glauben hinausführt zu klarbegrenztem Wissen, wird anerkennend gedacht, ihre zwecklosen Auswüchse ruhig abgelehnt. Über den Betrieb der Hochschule sind sich die beiden Völker offenbar viel mehr einig als über den der Anfangsklassen. — Vom Vortragenden selbst und von Herrn Kuttner in der sich anschließenden Debatte wurde gefragt, ob der Ideallehrer, der für den oben gewünschten Schulbetrieb genug persönlichen Anreiz und wissenschaftlichen Ernst zusammen mitbringt, von den Universitäten und Lehrerbildungsanstalten zu den staatlichen Bedingungen häufig genug beigestellt werden kann? Auch ist es eine Frage, ob das Maß von Vorbereitung, das für die reichen Engländer mit ihren schier unbeschränkten Erwerbsbedingungen genügt, ebenso unserem verarmten und allseits gehemmten Volk ein Existenzminimum verschaffen könnte. Sicherlich hat unserer Jugend, die fast nicht mehr reisen kann, die Lektüre mehr als jemals das Wissen von Menschen und Verhältnissen zu ersetzen. Sie hat uns psychologisch zu schulen, damit wir trotz verschärften Wettbewerbes uns sowohl im Innern mit den Mitbürgern als nach außen mit den Nachbarn leichter verständigen. Sie hat uns durch die Macht der Poesie die Gerechtigkeitswelt zu ersetzen, die wir in der Wirklichkeit nicht mehr finden und doch zu moralischer Kräftigung tagtäglich brauchen. Sie muß uns helfen, das aus unseren Kindern zu machen, was auf dem Sandboden der Mark und auf den Gestrüpphalden unserer Mittelgebirge unter stets erneuten Feindseligkeiten von außen am ehesten noch gedeiht: Männer.

Herr Georg Hofmann wird aufgenommen.



Sitzung vom 10. April 1923.

Herr Rohlfs berichtet über seine Eindrücke von einer neuerlichen Bereisung Unteritaliens (August—November 1922). Wie schon im Jahre 1921 war der eigentliche Zweck der Reise, auf der größere Gebiete Kalabriens, Ostsiziliens, Apuliens und der Basilikata besucht wurden, an Ort und Stelle genaueres und reichlicheres Material über das unteritalienische Griechentum zu sammeln. Der Vortrag, der durch eine große Zahl von photographischen Aufnahmen wie durch eine Reihe von interessanten Gegenständen wie Spindel, Rocken, Sandalen, Hirtenmütze und Käsekörbchen illustriert wurde, gab eine gedrängte Übersicht über die primitive Kulturstufe Unteritaliens, die besonders stark in der Landwirtschaft und in der Viehzucht zum Ausdruck kommt. Der Vortragende gab eine Beschreibung einiger Typen von Holzpflügen und berichtete über die Auffindung einer Handmühle in einem Städtchen Nordapuliens, die noch bis vor 50 Jahren in Gebrauch war und in ihrer Form genau den in Pompeji ausgegrabenen Modellen entspricht. Daneben wurden Einzelheiten über den Faszistenaufstand und über einen Besuch bei dem Ministerpräsidenten Nitti mitgeteilt. Notizen über Aberglauben, Trachten, Gesten und eigenartige Hochzeitsgebräuche ergänzten den Vortrag nach der folkloristischen Seite. Zum Schluß wurde in aller Kürze über die wichtigsten sprachwissenschaftlichen Ergebnisse der Reise referiert. Es ergab sich nämlich aus den gesammelten Materialien, daß die noch heute in Unteritalien vorhandenen griechischen Dörfer, die nur die letzten Trümmer eines noch im Mittelalter viel umfangreicheren griechischen Sprachgebietes darstellen, nicht nur eine große Zahl von altgriechischen Wörtern (*αἰγωλιός, δέλλις, δράγμα, ἰξαλῆ, κάμμορον, κίσθα, λίθος, μάκτρα, ναυσία, πυρρίας, ῥώψ, σπεῖρα, φοῖτος, χέλυδρος* etc.), die sonst auf griechischem Sprachgebiet keine Spur hinterlassen haben, sondern auch altdialektische Lokalausdrücke (*νασίδα, ταμίσιον, γᾶς ἔντερον, κιττός*) in voller Lebenskraft bewahrt haben. Das alles macht es zur Gewißheit, daß der Ursprung dieses Griechentums nicht erst in byzantinischer Zeit zu suchen ist, sondern daß seine Wurzeln bis hoch ins Altertum hinaufreichen.

Sitzung vom 24. April 1923.

Herr Herzfeld macht einige kleine Mitteilungen. 1. Ein vergessener englischer Lexikograph. — Herbert Croft (1751—1826) hatte den Plan gefaßt, das große Wörterbuch von Johnson, das zum Teil veraltet war und an manchen Mängeln litt, neu zu bearbeiten, und hatte dafür schon umfangreiche Sammlungen angelegt. Von der Schuldhaft bedroht, entfloh er nach Hamburg und richtete von dort (1797) 'a letter to the Princess Royal in the English and German language'. Darin entwickelt er die Idee, das Deutsche für seine Landsleute durch das Medium des Plattdeutschen erlernbar zu machen. Die interessante Schrift ist mit vielen Abschweifungen belastet. Sein Wörterbuch ist durch den Mangel an Subskribenten nicht zustande gekommen.

2. Werke der bildenden Kunst als Quelle von Dichtungen. Neben der durchweg üblichen Illustration von Dichtwerken durch Maler findet sich nicht ganz selten auch das umgekehrte Verhältnis. Dies wird vor allem an Goethes Beispiel klar, der ein besonders enges Verhältnis zur bildenden Kunst gehabt hat. Weitere Beispiele haben wir an zwei Gedichten von Fouqué und je einem von Immermann und August Bercht (in Fr. Foersters Sängerfahrt, 1818). Speziell zu vermerken ist das Verfahren von Nathaniel Hawthorne in seinem Roman 'Transformation' (1860). Er nimmt zum Ausgangspunkt die Statue des kapitolinischen Fauns, der in der Gestalt seines Helden aufs deutlichste lebendig wird. Im übrigen hat er diese Tendenz nicht durchführen können.



An andere Werke erinnern die Herren Rohlfs, Lewent, Ludwig, Aronstein.

3. Goethe und Holcroft. Thomas Holcroft (1745—1809) hat sich auf literarischem Gebiet nach mehr als einer Richtung hervorgetan. Einmal als Romanschriftsteller, dann als Übersetzer. Er übertrug u. a. die Werke Friedrichs des Großen und Lavaters physiognomische Fragmente; später lieferte er noch eine übelgelungene Übersetzung von Hermann und Dorothea. Am wichtigsten ist seine Tätigkeit als Dramatiker. Er brachte Beaumarchais' Figaro auf die Londoner Bühne und bearbeitete Stücke von Unzer und Brandes. Sein Lustspiel 'He's much to blame' ist dadurch interessant, daß er eine französische Komödie ('Le Complaisant' vom Grafen Pont de Vesle) mit Goethes 'Clavigo' verquickte, aus dem er eine effektvolle Szene (Akt II, 2) entnahm. Dies mußte er freilich auf Kosten der psychologischen Wahrheit tun.

Herr Ludwig erläutert an einem Hans Sachsischen Schwank die Grundbedingungen der dramatischen Form. Die Ausführungen gehören zur Einleitung eines Buches über die dramatische Dichtung in der Schule, das demnächst bei Teubner in Leipzig erscheinen wird.

Der Vorsitzende spricht Herrn Adolf Müller, dem langjährigen ehemaligen Vorsitzenden der Gesellschaft, zu seinem goldenen Doktorjubiläum, zu dem ihm von der Universität Jena das Diplom erneuert worden ist, die wärmste Anteilnahme und die herzlichsten Glückwünsche aus.

Zur Aufnahme ist Herr Arnholdt vorgeschlagen.

Sitzung vom 8. Mai 1923.

Herr Levinstein spricht, seine früheren Ausführungen fortsetzend, über 'Die Behandlung der menschlichen Gemütsaffekte in der neueren englischen Philosophie'. Er zeigt, wie bei den späteren englischen Moralisten die Erörterungen über die Affekte allmählich immer breiteren Raum einnehmen, bis sie schließlich ganz in den Mittelpunkt der Betrachtungen gerückt werden. Im wesentlichen steht die Weiterentwicklung der englischen Affektenlehre unter dem Einfluß Bacons. Der Vortragende weist dies an Herbert von Cherburys Werk 'De veritate', an Henry Mures 'Euchiridion Ethicum' und an Cudworths 'Treatise concerning eternal and immutable morality' nach. Dann wird Lockes Affektenlehre einer eingehenden Betrachtung unterzogen und insbesondere ihr ethisch-pädagogischer Charakter aufgezeigt. Als ein überzeugter Anhänger Bacons erweist sich auch Shaftesbury in seinen Schriften. Seine Affektenlehre bedeutet letzten Endes eine umfassende und kunstvolle Ausführung der Baconschen Forderung, der Mensch solle vor allem große Ziele für seine Handlungen zu finden suchen. Häufig wird in der Folgezeit im Anschluß an Bacon die Bedeutung der affektiven Betätigung des menschlichen Innenlebens betont, wie in der bekannten Bienenfabel des Arztes Mandeville und in den 'Sermons' des Bischofs Josef Butler. Besonders deutlich setzt sich die Entwicklung der englischen Affektenlehre in Schottland fort, wo Hutcheson und Hume ihr, ebenfalls auf Baconscher Grundlage, eine bis in die Einzelheiten eindringende feinere Ausgestaltung geben. Der Vortragende würdigt dann im ganzen die Entwicklungslinie, die mit Bacon beginnt und in Hume ihren Höhepunkt erreicht, und zeigt ihre Vorzüge ebenso wie ihre Mängel, die besonders in der Vernachlässigung jedweder metaphysischer Gedankengänge und in der bei den meisten englischen Philosophen eingewurzelten Abneigung gegen den strengen Geist mathematischen Denkens liegen. Eine Ausnahme macht hier nur Hobbes, der erklärt, daß die einzig richtige Methode der Philosophie die mathematische sei. Auch die psychologische Seite des Problems der Affekte haben die englischen Moraisten stark vernachlässigt. Insbesondere sind ihnen die feineren Unterschiede zwischen 'Affekt', 'Leidenschaft' und 'Gefühl' im allgemeinen entgangen. Erst

Kant hat hier die nötige Klarheit zu schaffen begonnen. Schließlich ist auch nach der physiologischen Seite hin das Problem der Affekte in England nur wenig gefördert worden, bis sich schließlich im 19. Jh. Darwin dieser Seite des Problems mit besonderer Hingebung angenommen hat.

Im Anschluß an diese Ausführungen gibt der Vortragende dann noch eine Übersicht über den gegenwärtigen Stand der Affektforschung, die sich vorwiegend auf physiologischen Bahnen bewegt. Indessen macht er darauf aufmerksam, daß trotzdem daneben auch ein starker ethisch-pädagogischer Kern nicht zu verkennen ist, selbst nicht in den Lehren Langes und A. Lehmanns, die gern ihre Beispiele aus den ethisch orientierten Werken der Dichter und Schriftsteller nehmen, genau wie es einst Bacon empfohlen hatte. Abschließend wirft der Vortragende die Frage auf, inwieweit man in den Definitionen und den Versuchen, die Affekte einzuteilen, über den Stand der englischen Affektenlehre hinausgekommen ist. Gewiß ist hier von modernen Forschern vieles aufgedeckt worden, was den englischen Moralisten verborgen geblieben ist. Andererseits behält aber doch Stumpfs feinsinnige Bemerkung ihre Geltung, daß es etwas Pedantisches und Widerstrebendes habe, die ewig bewegten Quellen und Ströme, die alles Glück und alle Not des Lebens in sich schließen, sauber geordnet an den Fingern herzuzählen. Die Eigenart dieser 'ewig bewegten Quellen und Ströme' ist es gerade, die nirgends anschaulicher und eindrucksvoller geschildert worden ist als in der englischen Affektenlehre auf der durch Bacon geschaffenen ethischen Grundlage.

Sitzung vom 25. September 1923.

Herr Kolsen spricht über einige russische sprachliche und nationale Eigentümlichkeiten. Er hebt aus der russischen Lautlehre, Formenlehre und Syntax besondere Erscheinungen hervor und bespricht Wörter wie *Ssamowar* 'Selbstkocher', *rabota* 'Arbeit', *bolschewiki* 'Maximalisten', *menschewiki* 'Gemäßigte', *Tscheka* (aus tsch und k) 'Außerordentliche Kommission', *njemjex* (von *njemoj* 'stumm') 'der Deutsche', sowie die Bezeichnungen für die 'Woche' und die Wochentage und ferner Namen wie *Tolstoi* von *tolsty* 'dick', *Pobjedonószew* 'Siegträger', *Puschkin* von *puschka* 'Kanone', *Lénin* von *Lena* (Helene), *Tschitschérin* von *tschitschera* (ein kalter Herbstwind), *Nikólskoje*, *Nowgorod* (Neustadt), *Belgrad* (Weiße Stadt, vgl. *Stargard* 'Altstadt'), *Ukrajna* (Grenzland) und *Nowaja Semlja* (Neuland). Der Vortragende gedenkt sodann der üblichen Anrede mit Vor- und Vatersnamen: *Peter Iwánowitsch*, *Anna Páwlowna* und erwähnt einige Ausdrücke und Redensarten: 'Trinkgeld' *na tschai* ('zu Tee'), 'adieu' *praschtschaitje*, eigentlich 'verzeihen Sie' (daß ich schon gehe), den Ostergruß 'Christus ist auferstanden' und den Spruch: *Schtschi da kascha pischtscha nascha* 'Kohlsuppe und Grützbrei ist unsere Nahrung'.

An der Diskussion beteiligen sich die Herren Becker und Kuttner.

Als einmaliger Beitrag wird von den Anwesenden eine Umlage von 0.30 Goldmark = zurzeit 10 Millionen Papiermark erhoben. Es wird gebeten, die nicht Anwesenden zu veranlassen, die Umlage gleichfalls zu bezahlen.

Sitzung vom 9. Oktober 1923.

Herr Aronstein spricht über den soziologischen Charakter des englischen Renaissancedramas. Der Vortrag erscheint in der Germanisch-Romanischen Monatsschrift.

Sitzung vom 23. Oktober 1923.

Herr Ludwig spricht über einige Züge des deutschen Dramas in der Zeit vor Schiller. Er erinnert daran, wie Lessing in der 'Hamburgischen Dramaturgie' vor Versuchen warnt, einzelne Züge von Shakespeare



zum Aufputz eigener Erfindungen zu verwenden, Shakespeare wolle studiert, nicht geplündert sein. Trotzdem finden sich solche Entlehnungen, die immerhin als Zeugnisse für die Aufnahme Shakespeares in Deutschland Beachtung verdienen. So findet sich eine der frühesten Wahnsinnsszenen, die ja bei Shakespeare besonderen Eindruck machten, im *Liebreichen Ehemann* (1767) von J. Chr. Brandes; ganz deutlich ist der Einfluß nachzuweisen in desselben bürgerlichem Trauerspiel *Olivia* (1774): hier wird die Täuschung des Ehemanns durch ein falsches Stelldichein seiner Frau aus *Viel Lärm um nichts* übernommen, ferner erinnert die Lage und Schilderung der Heldin teils an Ophelia, teils an Julia; die Gräfin Bardonia Montani ist ein Shakespearisches Machtweib.

Anderseits finden sich in den Dramatikern dieser Zeit auch Schillersche Motive und Szenen vorausgenommen. In der *Miß Fanny* von Brandes (1770) stößt man auf den ehrgeizigen Sohn, der das milde Regiment des Vaters in tyrannische Willkürherrschaft verwandelt hat; ein Monolog des Sohnes dreht sich um die Frage, wie er den Vater, der ihm immer noch im Wege steht, beseitigen kann, und bewegt sich dabei sehr deutlich in Gedankengängen Franz Moors. — Heinrich Ferd. Möllers *Sophie* (1777) hat nicht nur einen Räuber, der zwar durchaus kein Karl Moor ist, dessen Taten aber zu einzelnen Vergeltungsakten des Schillerschen Helden in auffallender Parallele stehen; außerdem werden wir in eine Kleinbürgerfamilie geführt, in der die Rollen und Charaktere von Vater, Mutter und Tochter denen der Millers in *Kabale und Liebe* entsprechen. — *Der Landesvater* von Brandes (1782) zeigt endlich den Konflikt Ferdinands in *Kabale und Liebe* vorgebildet: dem Sekretär von Wiederau wird zugemutet, die Mätresse des Statthalters zu heiraten; wie Lady Milford liebt Florentine von Strahlenberg den Jüngling und muß sich seine stolze Abweisung gefallen lassen.

Mit alledem soll nichts von einer Abhängigkeit Schillers von diesen Schauspielen gesagt sein. Ob er sie gekannt hat oder nicht, ist gleichgültig; wohl aber erscheint es nicht unwichtig, zu sehen, wie derartige Motive in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts in der Luft lagen und gewissermaßen auf den Zugriff des großen Dramatikers warteten.

Herr Brandl spricht über die Psychologie des Dichtens bei Burns (gedr. in Sitzungsber. d. Berl. Akad. d. Wiss. 5. Juli 1923) und verbindet mit dieser Studie über die Gebundenheit manches Dichters an den Rhythmus Beobachtungen, wie stark die Literarhistoriker zu verschiedenen Zeiten beeinflußt waren durch ihre Vorstellungen vom Walten einer gestaltenden Phantasie.

Herr Wolff liest eine von ihm verfaßte burleske Szene vor, in deren Mittelpunkt Shakespeare steht.

Sitzung vom 13. November 1923.

Herr Wiske spricht über eine von ihm verfaßte Übersetzung des 'Cantar de mio Cid' und liest eine Anzahl Proben daraus vor, indem er zugleich auf die Eigenart der Dichtung einige Streiflichter wirft. — Die bisher erschienenen Verdeutschungen von O. L. B. Wolff und Adam können nicht als endgültige Lösungen der Aufgabe gelten, so daß ein neuer Versuch gewagt werden durfte. — Die Übersetzung umfaßt 2900 Verse, kürzt also das Original auf etwa drei Viertel seines Umfanges. Als Metrum ist der Nibelungenvers gewählt in der vereinfachten Form, wie er z. B. in L. Uhlands Eberhardromanzen erscheint. Dieser Vers wurde deshalb bevorzugt, weil er ungefähr die gleiche Länge und durch die Zäsur dieselbe Gliederung hat wie der des altspanischen Cantar, und weil er uns Deutschen für das mittelalterliche Volksepos die vertrauteste Form ist. — Als charakteristisch für den 'Cantar de mio Cid' wird vom Vortragenden u. a. hervorgehoben und mit Beispielen belegt: der nüchterne Realismus, der Sinn für historische Wirklichkeit, die



Abwesenheit übernatürlicher und mythischer Züge, das Fehlen religiöser oder vaterländischer Ideale, die treue Widerspiegelung der Sitten der Zeit, die starke Bildhaftigkeit des Ausdrucks, die Einheit der Komposition. — Folgende Stücke aus der Übersetzung wurden vorgelesen: Die Erstürmung von Castejón, die Tollkühnheit des Per Vermudoz in der Feldschlacht vor Alcocer, der Hungerstreik des Grafen von Barcelona, die Einnahme von Valencia, die kräftigen Worte des Cid beim Anblick der Scharen Yussufs, die Abschiedsszene im Kloster zu Cardeña, die Versöhnung mit König Alfons und die Cortes von Toledo.

Herr Wolff würdigt die in Ton, Sprache und Versmaß wohlgelungene Übertragung, der er baldige Drucklegung wünscht. Herr Wagner lobt die treue Wiedergabe des Inhalts und Geistes des Originals. Daß an die Stelle der spanischen etwas holprigen Sprach- und Kunstform eine flüssigere deutsche getreten sei, sei wohl kaum zu vermeiden gewesen.

Zur Vornahme der Wahl des Vorstandes übernimmt Herr Tiktin den Vorsitz. Herr Wolff schlägt Wiederwahl durch Zuruf vor, was angenommen wird.

Der alte Vorstand wird wiedergewählt.

Sitzung vom 27. November 1923.

Herr Professor Dr. Felix Rosenberg ist durch einen Unfall ums Leben gekommen.

Herr Kuttner entwirft in warm empfundenen Worten ein Bild von dem Wesen und dem geistigen Schaffen des Toten. Herr Levinstein, ehemaliger Schüler des Verstorbenen, gedenkt ehrend seines pädagogischen Geschicks.

Der für den Sitzungsabend angesetzte Vortrag von Herrn Rosenberg über Brunots neuestes Werk 'La Pensée et la Langue' wird statt seiner von Herrn Kuttner gehalten.

Felix Rosenberg wurde am 22. Januar 1865 in Posen geboren. Das Reifezeugnis erhielt er am dortigen Friedrich-Wilhelms-Gymnasium. Ein erstes Semester studierte er in Heidelberg, drei Semester in Leipzig und vollendete dann seine Studien in Berlin, wo er zum Doktor promoviert wurde und das Staatsexamen bestand. Er widmete sich in der Hauptsache germanistischen Studien und war Mitglied des Englischen und des Deutschen Seminars unserer Universität. Um so bemerkenswerter war seine ungewöhnliche Beherrschung des Französischen. Ihr verdankte er, neben seinem hervorragenden pädagogischen Geschick, die Ehre, als ganz junger wissenschaftlicher Hilfslehrer einige Zeit am Französischen Gymnasium wirken zu dürfen. Wenn er sich auch in der Folgezeit mit besonderer Liebe französischen Studien zugewandt hat, so blieben doch seine Interessen auf den verschiedensten Gebieten wach, und er erwarb sich eine nicht häufige, im besten Sinne humanistische Allgemeinbildung. Die Aneignung seines Wissens war ihm innerstes Bedürfnis. Diese geistige Nahrung gab ihm die Stoffe zum Aufbau seines Menschentums, und sie kamen in ihm zu harmonischer Ausgleichung. Den Ernst und die Tiefe seines Wesens, sein feines ästhetisches Verständnis und sein klares, besonnenes Urteil haben wir oft bei seinen Vorträgen in unserer Gesellschaft zu würdigen Gelegenheit gehabt. Sie sind zum Teil an verschiedenen Stellen im Druck erschienen, und wenn wir jetzt diese Arbeiten als Ganzes überschauen, so blicken uns daraus die wesentlichen Züge seiner Persönlichkeit entgegen: ein Mensch, der aus den Quellen, die ihm Abstammung, Volkstum und Kulturgemeinschaft erschloß, mit Andacht und Ehrfurcht schöpfte, der vorurteilslos den geistigen und seelischen Fäden nachging, die sich von Land zu Land, von Volk zu Volk, von Zeit zu Zeit spinnen, und der, manchmal mit blutendem Herzen, gläubig hoffte, daß diese Fäden sich doch einmal zu einem, eine bessere Menschheit umschlingenden



Bande zusammenfügen werden. — Seine Dissertation (Berlin 1888) handelte 'Über eine Sammlung deutscher Volks- und Gesellschaftslieder in hebräischen Lettern'. Er hat mit dieser Erstlingsarbeit einen wertvollen Beitrag zu dem Thema 'Die deutsche Dichtung in der jüdisch-deutschen Literatur' geliefert. Von seinen Vorträgen in unserem Kreise sind erschienen: 'Das Leben der Wörter' (Preußische Jahrbücher 1900); 'Thomas Babington Macaulay' (Grenzboten 1901); 'Der schlimm-heilige Vitalis von Gottfried Keller und Thaïs von Anatole France' (Archiv f. d. Stud. d. n. Spr. u. Lit. 1904); 'Der Estherstoff in der germanischen und romanischen Literatur' (Toblerfestschrift 1905); 'Paul Louis Courier' (Preuß. Jahrb. 1907); 'Zur Quelle von Grillparzers "Ein treuer Diener seines Herrn"' (Archiv f. d. Stud. d. n. Spr. u. Lit. 1910). 1913 vollendete er das Manuskript des verstorbenen Professors Dr. Wilh. Schott aus Bamberg: 'Cäsars Feldzüge in Gallien und Britannien', eine Übersetzung und Bearbeitung der Werke 'Caesar's Conquest of Gaul' und 'Ancient Britain and the invasion of Julius Caesar' von T. Rice Holmes. In der Germanisch-Romanischen Monatsschrift erschien 1915 der Aufsatz: 'Franzosen und Deutsche in Romain Rollands Jean-Christophe', im Archiv 1920: 'Goethes "Braut von Corinth" in Frankreich'. Ein in vorzüglichem Französisch geschriebener interessanter und lehrreicher Bericht über eine Ferienreise nach Paris ist als Programm des Köllnischen Gymnasiums (1903) erschienen und spiegelt auch alle wesentlichen Züge seiner Persönlichkeit wider. Die Schulbibliothek von Velhagen & Klasing dankt ihm eine Reihe von Bändchen, die mit Sorgfalt und Geschmack gearbeitet und mit guten Einleitungen versehen sind. (Pamphlets politiques et littéraires de P.-L. Courier; Romain Rolland, Jean Christophe; Anglais et Français.) An der Vollendung eines weiteren Bändchens arbeitete er auch an dem Morgen, als er heiter von seiner Familie schied, um zum Dienst zu eilen und — in den Tod. In der 'Deutschen Bibliothek gab er G. Kellers 'Leute von Seldwyla' (1921) und einen Grillparzer-Band (1923) heraus. Die Einleitungen zu diesen Werken zeugen wieder von seinem feinen Verständnis für wahre Größe und dem Takt des berufenen Literarhistorikers, der nicht schreibt, um sich überlegen in Szene zu setzen, sondern um der Sache und dem als groß Erkannten zu dienen. Manche Aufsätze sind noch verstreut in der 'Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung', im 'Daheim', anderes ist leider nicht zum Druck gekommen, wie sein hier bei uns (1920) gehaltener Vortrag über Taine. Wenn wir mit einem Worte seine Wesenheit bezeichnen wollen, so möchten wir sagen: Er war eine ehrfürchtige Natur. Ehrfürchtig in seinem in den Grundtiefen seines Wesens wurzelnden religiösen Glauben; ehrfürchtig in seinem Forschungsdrang nach lauterer Wahrheit; ehrfürchtig vor der Schönheit und den reinsten Erzeugnissen der Kunst; ehrfürchtig vor den heiligen Banden der Liebe, die Menschen in der Familie und der Freundschaft umschließt; ehrfürchtig in seinem Dienst an der Jugend, der er mit tiefem sittlichem Ernst und vorbildlicher Pflichttreue seine Berufsarbeit als Lehrer und Erzieher widmete. Auch in unserer Gesellschaft hinterläßt der durch ein blödes Schicksal so jäh Dahingerissene eine schmerzliche Lücke. Er war ein treues, eifrig tätiges Mitglied. Wir verdanken ihm vielfache Anregung, edelsten geistigen Genuß, und wir trauern ihm von Herzen nach.

Sitzung vom 11. Dezember 1923.

Herr Wagner spricht über Grammatikalisation der Suffixfunktion in den ibero-romanischen Sprachen.

Von den Ergebnissen der 'Beiträge zur romanischen Wortbildungslehre' von C. Gamillscheg und L. Spitzer (Biblioteca dell' Archivum Romanicum, Ser. II, Vol. 2; 1921) ausgehend, schildert der Vortragende, wie sich in der Wortbildungsforschung die ursprünglich registrierende und historisch ver-

gleichende Betrachtung immer mehr zugunsten einer das Wesen der Erscheinungen ergründenden verschoben habe und wie bei der Besprechung der Suffixe nicht mehr so sehr ihre Form, als ihre Funktion, ihr Bedeutungsinhalt im Vordergrund stehe. Er zeigt an der Hand der spanischen und portugiesischen Affektsuffixe, welche Verschiebungen und funktionelle Veränderungen hier vorkommen, wie stets Neubildungen und Ausscheidungen erfolgen und wie zudem starke regionale Differenzierungen vorkommen. So herrscht als diminutives Affektsuffix in Amerika *-ito*. *-cito* vor; *-ico* ist in Chile z. B. ungebräuchlich, während Cuba und die Antillen dieses *-ico* bevorzugen; in Perú hat man eine Vorliebe für *-ete*, *-eta*, in Mittelamerika für *-engo*, in Teilen Argentiniens für *-ingo*; in Santander für *-uco* usw. Eine Eigentümlichkeit dieser Suffixe ist auch, daß bei ihnen ein letzter Rest der direkten Beziehung zwischen Laut und Bedeutung fortlebt, worauf kürzlich besonders wieder R. Lenz (La Oración y sus Partes) die Aufmerksamkeit lenkte. Man muß die lebendigen, noch produktiven Affektsuffixe von den alten, vom Latein oder von älteren Sprachperioden her übernommenen unterscheiden, die nicht mehr produktiv sind oder in den betr. Bildungen nicht mehr als solche gefühlt werden. Die verschiedenen funktionellen Nuancen der Affektsuffixe werden durch Beispiele beleuchtet, die bedauernde, die bescheiden einschränkende, die affektisch den Begriff steigernde, die geradezu dazu führen kann, daß das ursprüngliche Affektdiminutivum eine augmentative Bedeutung bekommt. Oft drückt das Diminutiv überhaupt nur mehr eine Gemütsnuance aus; so herrscht auf portugiesischem Sprachgebiet, in Andalusien und in Spanisch-Amerika ein so überwuchernder Gebrauch von Affektsuffixen, daß er oft etwas Spielendes an sich hat (*acacito*, *allicito* in Perú, *ya yaita* in Andalusien, *primeritito* in Mexiko usw.). Der Reichtum solcher Bildungen in der Umgangssprache ist erstaunlich. Juan B. Selva (Guía del Buen Decir) führt von *chico* folgende Bildungen an: *chiquito*, *chiquillo*, *chicuelo*, *chicuelito*, *chiquitín*, *chiquilín*, *chiquilincito*, *chiquitito*, *chiquitico*, *chiquitillo*, *chicorrotico*, *chicorrotito*, *chicorrotillo*, *chiquirritico*, *chiquirritillo*, *chiquirritín*, *chirriquitín*, *chirriquitillo*, *-ico*, *-ito*; dazu kommt noch in Andalusien: *chicutín*, *chicurillo*, *chicurrín*, *chicurritín*, *chicutillo* (Toro-Gisbert, 'Los Nuevos Derroteros' S. 176), *choquito*, *chocorrito*, *chocorrotico*, *chicorrito* (Fernández y Ávila, Ausg. Wagner). Daran anschließend spricht der Vortragende über die *-rr-*-Verstärkung in obigen Bildungen. Das ursprünglich iberische ethnische Suffix *-ar* (mit postponiertem Artikel *-arra*) wurde im Spanischen zunächst augmentativ-pejorativ (*chinarro*, *cegarra*, *bobarrón*, kat. *dentarra*, großer Zahn), dann aber oft abgeschwächt (salmant. *mimarro* = mimoso), Bildungen auf *-orro*, *-urro*, *-arrar*, *-erricar* usw. traten daneben und führen zu großer funktioneller Bereicherung. Endlich wird an den Suffixen *-azo* und *-al* gezeigt, wie aus zufälligen Verbindungen sich neue Funktionen entwickeln können. *-azo* ist ursprünglich pejorativ und wird dann auf spanischem Gebiet gern augmentativ-superlativisch; daneben bezeichnet *-azo* heute alle Arten von Stoß, Hieb, Stich und Schuß (*aldabonazo*, *flechazo*, *escobazo*, *gachapazo*, *garrotazo*, *jetazo*, *leñazo*). Ausgangspunkt dürften Bildungen wie *golpazo* sein. *-al*, das, wie überall, als Fortsetzer des substantivierten Neutrums *-ale* einen Ort bezeichnet, wo etwas in großer Menge vorkommt, insbesondere Pflanzen (*quejigal*, *espadañal*), ist im Spanischen vielfach ein Suffix für sumpfiges oder steiniges Terrain geworden. *(Al)marjal* ist eine Gegend, wo viel *almarjo*, eine in Sumpfgegenden gedeihende Sodapflanze, vorkommt, dann wird es überhaupt für eine sumpfige, feuchte Wiese gebraucht, ähnlich *bodonal* in Salamanca (Lamano); nach diesen und ähnlichen Bildungen sagt man *regajal* 'regajo, charco'; andal. *charcal* = charco (Toro-Gisbert, 'Voces Andaluzas' 411); *trampal* 'pantano, atascadero'; *atolladal* = atolladero; salm. *hondonal* 'prado bajo y húmedo', *remanal* 'terreno manantío' (Lamano), arag. *chamarcal* 'laguna accidental o temporal'

(Borao); gall. *playal*; Murcia *ranal* 'sitio pantanoso donde se crían ranas'. (Sevilla); portug. *sapal* dasselbe (von *sapo* Kröte); amerik.-span. *balsar* (für -*al*) 'sitio pantanoso' (von *balsa*); in Verbindung mit -*edo*: *lamedal*, mit -*azo*, -*izo*: *lodazal*, gall. *lamazal*, *aguazal* 'charca de agua llovediza' (Valladares); *barrizal* (eine Bildung, die sich wieder analogisch nach *carrizal* 'sitio donde abunda el carrizo' erklärt). Es hat sich also geradezu ein 'Sumpfsuffix' entwickelt.

1923 neuaufgenommene Mitglieder:

Dr. Arnholdt, Karl, Studienrat am Oberlyzeum in Potsdam. Nowawes, Zietenstr. 12.

Blaese, Julius, Studienrat an der Robert-Zelle-Realschule; Lichtenberg, Emanuelstr. 3.

Dr. Hofmann, Georg, Studienrat am Kaiserin-Augusta-Gymnasium. Berlin NO, Elbingerstraße 28.

Meyer, Karl, Studienrat am Realprogymnasium in Strausberg. Berlin N, Franseckystr. 47.

Verzeichnis der Mitglieder

der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen.

Januar 1924.

Vorstand.

Vorsitzender:	Herr A. Brandl.
Stellvertretender Vorsitzender:	„ A. Ludwig.
Schriftführer:	„ H. Gade.
Stellvertretender Schriftführer:	„ M. Born.
Erster Kassenführer:	„ M. Kuttner.
Zweiter Kassenführer:	„ G. Opitz.

A. Ehrenmitglieder.

Herr Dr. Meyer-Lübke, Wilhelm, ord. Professor an der Universität, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Wien. Bonn.
„ Dr. Müller, Adolf, Professor, Studienrat a. D., Berlin-Friedenau, Kaiserallee 114.
Frau Vasconcellos, Carolina Michaëlis de, Dr. phil. Porto, Cedofeita.

B. Ordentliche Mitglieder.

Herr Dr. Ahrens, Karl, Studien-Assessor, Potsdam, Viktoriastr. 92.
„ Dr. Ahrens. Th. G., Wilmersdorf. Landauer Str. 4 I.
„ Dr. Arnholdt, Karl, Nowawes, Zietenstr. 12.
„ Dr. Aronstein, Ph., Professor, Studienrat a. D. Berlin NW 87, Elberfelder Str. 28.
„ Artzt, Rud., Studienrat, Berlin SO 16, Kaiser-Franz-Grenadier-Platz 4.
„ Balzer, Oskar, Studienrat am Lyzeum, Oranienburg, Seestr. 12.
„ Dr. Becker, Gustav, Studienrat am Charlottenlyzeum. Berlin-Steglitz, Mommsenstr. 25.
„ Dr. Beer, Oskar, Studienrat, Berlin-Halensee, Katharinenstr. 5 III.
„ Dr. Bitterhoff, Max, Studienrat an der XIII. städt. Realschule. Berlin NW, Crefelder Str. 11.
„ Blaese, Julius, Studienrat, Lichtenberg, Emanuelstr. 3.
„ Dr. Block, John, Professor, Studienrat an der Goetheschule. Halensee, Seesener Str. 18.
„ Dr. Bolle, Wilhelm, Oberstudiendirektor des Realgymnasiums in Friedrichsfelde, Karlshorst, Tresckow-Allee 91.
„ Dr. Born, Max, Studienrat an der Chamissoschule. Berlin-Friedenau, Wielandstr. 38.
„ Dr. Brandl, Alois, Geh. Regierungsrat, ord. Professor an der Universität, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Berlin W 10, Kaiserin-Augusta-Str. 73 III.
„ Dr. Brewitz, W., Berlin W 57, Potsdamer Str. 90.
„ Dr. Brüß, Friedrich, Studienrat an der Oberrealschule. Berlin-Wilmersdorf, Mannheimer Str. 44.
„ Dr. Buchenau, Artur, Stadtschulrat a. D., Charlottenburg V, Schloßstraße 46.
„ Dr. Carel, George, Professor, Studienrat a. D. Berlin-Steglitz, Brandenburgische Straße 2 a, III r.
„ Dr. Cohn, Georg. Berlin-Friedenau, Kaiserallee 114.
„ Dr. Dierks, Studienrat. Spandau, Hohenzollernring 117 I.
„ Doegen, Wilh., Prof., Direktor der Lautabteilung an der Preuß. Staatsbibliothek, Zehlendorf, Alsenstr. 121.

Herr Dr. **Driesen**, Otto, Dir. des Philanthropins. Frankfurt a. M., Hebelstraße 15/19.
„ Dr. **Düvel**, Wilh., Direktor der Herderschule. Charlottenburg, Bayernallee 4.
„ Dr. **Ebeling**, Georg, ord. Professor a. d. Universität. Kiel, Feldstr. 88.
„ Dr. **Ehrentreich**, Alfred, Schlachtensee, Krothnauerstr. 7.
„ Dr. **Engwer**, Theodor, Geh. Oberregierungsrat und Vortragender Rat im Kultusministerium. Berlin-Wilmersdorf, Prinzregentenstr. 76.
„ Dr. **Fiedler**, Fritz, Studienrat. Berlin-Steglitz, Bergstr. 11.
„ Dr. **Foß**, Ernst, Studienrat a. d. Oberrealschule. Steglitz, Albrechtstr. 33.
„ Dr. **Franke**, W., Studienrat, Realgymnasium, Lichterfelde, Kylmannstraße 4.
„ **Freudel**, Karl, Studienrat. Berlin NO 35, Elbinger Str. 58.
„ Dr. **Freund**, Julius, Professor, Charlottenburg, Leistikowstr. 6.
„ **Friedländer**, J., Studienrat an der III. Oberrealschule. Berlin, Schönhauser Allee 31.
„ Dr. **Fuchs**, Max, Professor, Studienrat a. D. Friedenau, Stubenrauchstraße 5.
„ Dr. **Gade**, Heinrich, Professor, Studienrat am Andreas-Realgymnasium. Berlin NO 43, Am Friedrichshain 7 III b.
„ **Gautier**, Paul, Lektor. Berlin W 62, Tauentzienstr. 13 a.
„ Dr. **Gerike**, Studienrat. Bogotá (Columbien).
„ Dr. **Glawe**, Studienassessor. Berlin O, Wallnertheaterstr. 32.
„ Dr. **Grabert**, Willy, Studienrat, Oberschöneweide, Wilhelminenhof 6.
„ Dr. **Haak**, Paul, Studienrat. Berlin-Charlottenburg, Bayreuther Straße 3 III.
„ **Hanitsch**, E., Studienrat. Berlin-Treptow, Defreggerstr. 1 a.
„ Dr. **Herrmann**, Albert, Professor, Studienrat an der XII. städt. Realschule. Berlin NO 43, Am Friedrichshain 13.
„ Dr. **Herzfeld**, Georg. Berlin W, v. d. Heydt-Str. 4.
„ Dr. **Hille**, Karl, Studienrat am Realgymnasium in Lichtenberg. Berlin-Lichtenberg, Rathausstr. 6.
„ Dr. **Hoffmann**, Fritz, Studienrat am Lyzeum i. E. in Reinickendorf. Berlin-Hermsdorf, Hennigsdorfer Str. 6.
„ Dr. **Hofmann**, Georg, Studienrat, Berlin NO 18, Elbinger Str. 28.
„ **Holland**, Reinhard, Studienrat. Berlin NO 55, Hufelandstr. 8 III.
„ Dr. **Hörning**, Willy, Studienrat am Realgymnasium zu Lichtenberg. Lichtenberg-Berlin, Möllendorfstr. 108/9.
„ Dr. **Hübner**, Walter, Oberschulrat, Königsberg i. Pr., Hindenburgstraße 31.
„ Dr. **Kartzke**, Georg, Studienrat. Treptow, Am Treptower Park 54.
„ Dr. **Kolsen**, Adolf, Professor. Berlin W 30, Schwäbische Str. 3 III.
„ **Krankemann**, Erich, Studienrat. Neukölln, Mareschstr. 18.
„ **Krüger**, Max, Studienrat, Steglitz, Heesestr. 11.
„ Dr. **Kuen**, Heinrich, Universitätsprofessor. Innsbruck, Fischergasse 19.
„ Dr. **Kuttner**, Max, Professor, Direktor der Bertram-Realschule. Berlin-Steglitz, Am Stadtpark 1.
„ **Lahmann**, Gustav, ordentl. Lehrer an der Schillerschule. Berlin NW 52, Thomasiusstr. 2.
„ Dr. **Langenfelt**, Schwedischer Lektor a. d. Universität, Sigmundshof 4.
„ **Langenscheidt**, C., Verlagsbuchhändler. Berlin-Schöneberg, Bahnstraße 29/30.
„ Dr. **Leuschner**, Kurt, Studienrat. Wilmersdorf, Düsseldorfer Str. 9.
„ Dr. **Levinstein**, Kurt, Studienrat a. Französischen Gymnasium, Wannsee, Waltharistr. 10.

Herr Dr. Lewent, Kurt, Studienrat a. d. Kirschner-Oberrealschule. Berlin NW 87, Solinger Str. 4.
„ Dr. Lommatzsch, Erhard, Prof. an der Universität Greifswald.
„ Dr. Ludwig, Albert, Direktor des Realgymnasiums zu Lichtenberg. Berlin-Lichtenberg, Parkaue 12.
„ Luft, Friedrich, Professor, Studienrat am Hohenzollerngymnasium. Berlin-Friedenau, Kaiserallee 74.
„ Meyer, Karl, Studienrat, Berlin N, Franseckystr. 47.
„ Dr. Michaelis, Paul, Studienrat, Berlin NO 55, Raabestraße 17.
„ Dr. Millėquant, Lektor a. d. Universität. Schöneberg, Voßbergstr. 2.
„ Moellig, Hans, Studienrat. Berlin NW 21, Alt-Moabit 106.
„ Dr. Müller, Adolf, Professor, Studienrat a. D. Berlin-Friedenau, Kaiserallee 114.
„ Dr. Müller, August, Professor, Studienrat an der Elisabethschule. Berlin SW 47, Großbeerenstr. 55 part.
„ Dr. Nadler, Hugo, Studienrat. Berlin NW 52, Paulstr. 14.
„ Dr. Nobiling, Fr., Professor, Studienrat an der Oberrealschule II in Charlottenburg. Charlottenburg, Schillerstr. 8.
„ Opitz, G., Geh. Studienrat a. D. Steglitz, Belfortstr. 41.
„ Dr. Otto, Ernst, Direktor des Realgymnasiums. Marburg.
„ Dr. Pariselle, Eugène, Professor, Lektor der französischen Sprache an der Universität. Berlin W 30, Landshuter Str. 36 II.
„ Dr. Philipp, Karl, Professor, Studienrat an der Oberrealschule. Kottbus, Wallstr. 45.
„ Dr. Phoenix, Walter, Studienassessor. Lichterfelde-Ost, Hindenburgdamm 98.
„ Dr. Püschel, Kurt, Studienrat an der Kirschner-Oberrealschule. Berlin NW 21, Bochumer Str. 4.
„ Dr. Redepennig, Oberstudienrat, Luisenst. Realgymnasium, Berlin S 61, Sieboldstr. 4.
„ Dr. Risop, Alfred, Professor, Studienrat a. D. Berlin-Steglitz, Bergstr. 74.
„ Roettgers, Benno, Professor, Direktor a. D. Berlin N 31, Rheinsberger Str. 4/5.
„ Dr. Rohlfs, Gerhard, Privatdozent, Lichterfelde, Bismarckstr. 18.
„ Dr. Roth, Wilhelm, Studienrat, Berlin-Südende, Krumme Str. 9.
„ Röthig, Max, Studienr .. Berlin NW 113, Bornholmer Str. 84.
„ Dr. Sabersky, Heinrich. Berlin W 35, Genthiner Str. 28 I.
„ Dr. Saß, Ernst, Studienrat am Mommsen-Gymnasium. Halensee, Ringbahnstraße 7.
„ Dr. Schade, Studienrat. Berlin-Tempelhof, Bosestr. 45.
„ Dr. Schiffer, Erhard, Studienassessor. Wilmersdorf, Kaiserallee 170.
„ Dr. Schleich, Gustav, Professor, Geh. Studienrat, Direktor a. D. Berlin SW 47, Katzbachstr. 12 II.
„ Dr. Schmidt, Karl, Professor, Studienrat a. D. Berlin-Tempelhof, Blumenthalstr. 22.
„ Schmidt, Paul, Studienrat. Berlin NW 21, Essener Str. 20.
„ Schneider, Fritz, Studienrat, Niederschönhausen, Cottastr. 1, bei Durain.
„ Dr. Seibt, Robert, Professor, Oberstudienrat am Königstädtischen Gymnasium. Berlin W 50, Meinekestr. 15.
„ Dr. Seyger, Studienrat, Berlin-Tempelhof, Moltkestr. 12.
„ Dr. Siefken, O., Oberstudiendirektor, Berlin-Treptow, Neue Krugallee 6.
„ Dr. Sixtus, Johannes, Studienrat, Berl W 80, Neue Winterfeldstr. 8.
„ Dr. Söhring, Otto, Legationsrat und Vortragender Rat im Auswärtigen Amt. Steglitz, Schloßstr. 42.

Herr Dr. Speck, Johannes. Studienrat am Paulsen-Realgymnasium. Berlin-Steglitz, Göbenstr. 8.
„ Dr. Spies, Heinrich, ord. Professor an der Universität. Greifswald, Blücherstr. 2.
„ Dr. Splettstößer, Willy, Professor, Studienrat an dem Dorotheen-Lyzeum in Berlin. Berlin-Halensee, Schweidnitzer Str. 7.
„ Dr. Strohmeyer, Fritz, Professor, Direktor des Lyzeums IV in Berlin-Wilmersdorf. Wilmersdorf, Weimarische Str. 24.
„ Theel, Adalbert, Studienrat, Berlin NO 18, Friedrichstr. 60.
„ Thiedke, Gustav, Studienrat am Helmholtz-Gymnasium zu Schöneberg. Friedenau, Stierstr. 5.
„ Dr. Tiktin, H., Professor am Orient. Seminar. Berlin-Friedenau, Isoldestr. 1.
„ Dr. Tobler, Rudolf, Professor, Studienrat am Joachimsthalschen Gymnasium. Templin, Uckermark, Joach.-Gymn. Villa V.
„ Dr. Toll, Dozent am Oriental. Seminar, Friedenau, Stierstr. 20.
„ Dr. Vollmer, Erich, Professor, Studienrat am Bismarck-Gymnasium. Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Str. 37 I.
„ Dr. Wagner, Max Leop., a. o. Professor an der Universität. Berlin-Charlottenburg, Kantstr. 31
„ Dr. Walter, Erwin, Studienrat, Charlottenburg, Savigny-Platz 5.
„ Dr. Wechßler, Eduard, ord. Prof. a. d. Friedrich-Wilhelm-Universität. Nikolassee (W. S.), Teutonenstr. 6.
„ Dr. Wende, Fritz. Charlottenburg, Berliner Str. 22.
„ Wilke, Felix, Professor, Studienrat an der Kaiser-Friedrich-Schule in Charlottenburg. Klein-Glienicke (Mark), Am Böttcherberg.
„ Dr. Winkler, Emil. Universitätsprofessor, Innsbruck, Maria-Theresien-Straße 15.
„ Dr. Wiske, Friedrich, Studienrat. Berlin N 58, Stubbenkammerstraße 1.
„ Dr. jur. Wolff, Max J., Professor. Berlin W 15, Wielandstr. 24.
„ Woltmann, Studienrat, Berlin-Schmargendorf, Sulzaer Str. 8.
„ Zack, Julius, Professor, Studienrat an der XIII. städt. Realschule. Berlin SW 46, Luckenwalder Str. 10.

Herr Schreiber, Carl F., Professor. 65 Elm wood Road, New Haven, Conn., U. S. A.
„ Brooke, C. F. T., Prof. Yale University, New Haven, Conn., U. S. A.
„ Speck, W. A., Prof. Yale University Library.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Ragnar Ekholm, Samuel Columbus, bidrag till kännedomen om hans levnad och författarskap, akademisk afhandlung. Uppsala, Almqvist & Wiksell, 1924. 184 S.

Der 1679 im 37. Lebensjahre verstorbene Samuel Columbus gehört zu den anziehenden Dichtergestalten Schwedens, die im Anschluß an den Bahnbrecher Georg Stiernhielm die deutsche und französische Renaissancepoesie einführten und nachbildeten, und verdient eine so umfassende Monographie, wie sie uns Ekholm als Ergebnis eingehender Forschung vorlegt. Das erste der fünf Kapitel gilt dem Lebensgange des Dichters, der als Sohn eines Geistlichen in Husby geboren, sechzehnjährig die Universität Upsala bezog, sich an einem Studententumulte beteiligte und als Erzieher junger Edelleute ihre Bildungsreise nach Deutschland und Frankreich leitete. So konnte er 1674—76 in Leipzig, 'wo man die deutsche Sprache am zierlichsten und reinsten zu reden pflegt', und 1677—78 in Paris, der 'Schule der Höflichkeit', verweilen, starb aber schon bald nach seiner Heimkehr. Unter seinen Werken, die E. in den folgenden Abschnitten auf ihre Vorbilder hin untersucht, treten seit 1667 Gelegenheitsgedichte und ein auf Stiernhielms Veranlassung verfaßter 'Herkules am Scheidewege' auf. 1674 folgen die 'Schwedischen Oden', die in klangvollen, von Gustav Düben in Musik gesetzten Versen die Vergänglichkeit des Irdischen beklagen, ein bescheidenes Los und platonische Liebe preisen. Klingen hier Töne, wie sie Opitz, Cats, Paul Gerhard anschlugen, wider, so zeigt das religiöse Epos 'Die biblische Welt' den Einfluß von Du Bartas' 'Semaine'. An den in Leipzig entstandenen deutschen Gedichten ist bemerkenswert, mit welcher Leichtigkeit sich Columbus in deutschen Versen (er dichtete auch lateinisch und französisch) bewegt; so in der Gavotte 'Lustwin mit den fünf Sinnen' oder in dem Streit von Amor und Tod, auf den ich im Euphorion 5, 729 hinwies. Weitere Anregungen durch die Cartesianische Philosophie, die Bestrebungen Malherbes und Boileaus und die in Paris zusammengebrachte Büchersammlung zu verarbeiten war ihm leider nicht vergönnt. Nur eine Anekdotensammlung 'Mål-roo' (Tischunterhaltung) fand sich in seinem Nachlaß, der zuletzt 1856 von Hanselli herausgegeben wurde, vor.

Berlin. Johannes Bolte.

Grierson, H. J. C., Lord Byron: Arnold and Swinburne. (Proc. Brit. Acad. IX.) 1921. 31 p.

Diese 'Warton-Vorlesung in englischer Poesie' verteidigt Byron als eine noch heute lebendige Kraft, besonders gegen jene Schule, die mit Saintsbury zu einseitig seine unleugbaren Mängel in Kunsttechnik, Musik und der Vollendung hervorhob, obwohl gerade sie von ihm das Recht übernahm, höchste Leidenschaft trotz Moral zu besingen. Erstorben allerdings sei der einstige Byronismus [von 1810—40]. Der feinsinnige Vergleich mit fast dreißig großen Dichtern Englands seit Chaucer führt zu wohlabgewogenem, ruhigem und von insular enger Moral freiem Urteil über Byrons Hauptwerke und Persönlichkeit, obwohl zur äußeren Biographie oder Erklärung einzelner Stellen nichts vorkommt. G.s Urteil und Geschmack decken sich etwa mit denen deutscher Literaturgeschichte, die jedoch nicht zitiert wird. Die Bewertung Byrons wird für Englands Geistesgeschichte weitsichtig überblickt, die in Frankreich und Italien nur gestreift, die bei Goethe, oder der Einfluß auf Heine, nicht erwähnt. — Byrons Satire war, wie in Englands



Literatur nur Miltons und Swifts Wort, eine Mannestat gegen Regierung und Gesellschaft. Er wirkte als Weltbürger der Gegenwart lebendig, wie heute Kipling, auf die Zeit, während andere Dichter Antike und Mittelalter künstlich zu beleben strebten, als Gesellschaftsmensch im Gegensatz auch zum nur ländlichen Burns. Er begann zwar rhetorisch, ja zum Banalen neigend; er endete als der von Konvention freieste Sprecher, mit Verfügung über alle Register. Selbsterlebtes schildert er am glücklichsten; Leidenschaft und Humor verschmilzt er ganz originell. Er fand Gehör unendlich weiter und tiefer als mancher Dichter zartester Seelenregung, als mancher feinere Charakterschilderer oder nuanciertere Künstler. Freilich zu überirdischer Metaphysik schwebt der Erdgebundene nicht, noch lehrt er Positives vom Staat, noch predigt er Weisheit und Harmonie. Aber noch heute ergreifen menschlich uns wie einst Arnold sein innerer Kampf zwischen Sündenbewußtsein und Prometheus-Trotz, seine mächtige Leidenschaft für Freiheit, Nationalität und Humanität.

Berlin. **F. Liebermann.**

Drinkwater, John, Some contributions to the English anthology, ... spec. ... 17th cent. (Proc. Brit. Acad. X.) 1922. 20 p.

Die berühmtesten Blumenlesen englischer Dichtung 17. Jahrhunderts will Verf. ergänzen durch Nachtrag anderer gleich wertvoller Proben der dort benutzten Dichter und heute gänzlich ungelesener [in Deutschland nicht einmal auffindbarer] Sammlungen. Den Anglisten geht an, welche Anthologien D. für maßgebend und welche Gedichte er für der Ausgrabung wert hält. Vom Maßstab heutiger deutscher Ästhetik weicht er offenbar weit ab. Er druckt nur Reime [den Namen Dichtung halte ich fürs meiste zu hoch] von Barnefield, Shirley, Collop, R. W[atkyns], Sherburne, Mat. Stevenson, Cudmore, Farley, John Hall, Alex. Ross, Tho. Fletcher, John Hughes [18. Jahrh.], Wil. [nicht Ja.] Somervile, R. V[eele], Habington und Joshua Sylvester. Unter den Stoffen herrscht vor anglikanisch-christliche Frömmigkeit, doch ohne mystische Versenkung, biblische Paraphrase, düsteres Beschauen der Sünde und Vergänglichkeit, Nachklang lateinischer und romanischer Anakreontik, philiströs verdumpft, Belehrung und Predigt. Der Witz spielt nur, der Vergleich bleibt gemeinplätzig, Humor, Satire, Beobachtungsschärfe, Lebensweisheit, soziale Ethik, Politik fehlen ganz, ebenso wie jeder leidenschaftliche Naturlaut. Die Form beherrschen zumeist kalte Allegorie und klassische Gelehrsamkeit. Sangbaren Wohlklang erreicht nur Stevenson. Kann folgendes in mehreren Anthologien gerühmtes 'Epitaph auf einen Frommen' R. Wild zum 'glorious poet' machen?

> Here lies a piece of Christ, a star in dust,
> A vein of gold, a China dish, that must
> Be us'd in Heav'n, when God shall feast the just.'

Entgeht nur mir die Fähigkeit, den Vergleich einer frommen Seele zu vollziehen mit einem kostbaren Gefäß, das Gott, wenn er die Seligen speist, verwenden wird?

Berlin. **F. Liebermann.**

Josef Brüch, Lateinische Etymologien (Indogerm. Forsch. 41, 196–247).

Unter I behandelt der Verf. einige Namen des Wacholders, und zwar: 1. lat. *catanus*.

A. Thomas 'Nouveaux essais de philologie française' 1884 f. hat frz. *cade* = genévrier oxycèdre mit Recht als eine um die Wende des 15. und



16. Jahrhunderts erfolgte Entlehnung aus neuprov. *cade* hingestellt und dieses auf lat. *catanus* (Corp. gloss. lat. 5, 176, 6) zurückgeführt. Da span. *cada* keine erbwörtliche Entwicklung darstellt, sondern aus dem Prov. oder Katal. entlehnt sein muß, bleibt als Verbreitungsgebiet von *catanus* das südöstliche Frankreich und das nordöstliche Spanien. Es erhebt sich nun die Frage nach den Beziehungen dieses Grundwortes zu anderen idg. Sprachen. D. Behrens (Zs. für frz. Spr. und Lit. 31, 282) und H. Graßmann, Deutsche Pflanzennamen 210, stellten einen Zusammenhang mit einer 'osteuropäischen' Wortsippe her (apreuß. *kadegis*; kur.-lett. *kadags, kadegs;* lit. *kadagŷs*, woraus sich mundartlich-preuß. *Kaddig, Kaddik* und finn. *kataju* entwickelten). Verf. leugnet, m. E. mit Recht, sowohl eine Entlehnung aus dem Baltischen wie eine des lateinischen Wortes ins Baltische, weil 'eine so merkwürdige Wanderung ihren besonderen Grund hätte haben müssen und auch Spuren auf dem durchlaufenen Wege zurückgelassen hätte'. Auch eine Beziehung zu griech. *κέδρος* wird abgelehnt; hier hätte der Verf. noch daran erinnern können, daß das Latein in älterem *citrus* und jüngerem *credrae* (Petron. c. 38) bereits Entlehnungen aus *κέδρος* besaß. Es bleibt noch die Möglichkeit eines Zusammenhanges mit dem Keltischen und Ligurischen, der wegen des Verbreitungsgebietes von *catanus* besonders naheliegt. Aber im Keltischen ist der Stamm von lit. *kadagŷs*, griech. *κέδρος* nicht belegt; eine Entlehnung aus ligur. **kedano* dagegen erscheint Br. als möglich, weil ligur. *e* sehr offen war, so daß es durch lat. *a* vertreten sein kann, während *d* durch *t* ersetzt wurde. Gleichwohl gibt der Verf. diese Möglichkeit zugunsten seiner Herleitung auf. Er knüpft nämlich an lat. *catus* an, das zwar gewöhnlich 'scharfsinnig, gescheit' bedeutet, aber ursprünglich, wie seine Verwandten (ai. *çitá-ḥ* 'scharf') lehren, die Bedeutung 'spitzig, scharf im physischen Sinne' gehabt habe. Die Bemerkung Varros (de lingua latina 7. 46): *cata acuta. hoc enim verbo dicunt Sabini*, veranlaßt den Verf., *catus* 'spitzig, scharf' im besonderen den Sabinern zuzuweisen. Für sie als Schöpfer eines *catanus* 'spitzblättriges Gewächs' spricht nach Br. auch die Bewahrung des *a* der Mittelsilbe im Proparoxytonon, während das Latein den Ausgang *-inus* zeigen müßte (vgl. *fraxinus, carpinus, pampinus*). Diese Herleitung erscheint glaubhaft, nur halte ich die Beschränkung auf das Sabinische für zu eng. Nicht bloß das Sabinische, sondern das Oskisch-Umbrische überhaupt erhalten *a* ungeschwächt in unbetonten Mittelsilben, vgl. von Planta, Grammatik der osk-umbr. Dialekte 1, 235 f. Zudem sagt Varro nichts weiter, als daß die Sabiner *catus* noch zu seiner Zeit in seiner physischen Bedeutung gebraucht haben. Die Stelle aber, zu welcher Varro seine Bemerkung macht, bietet Ennius. Dieser besaß aber als Messapier unmöglich besondere Beziehungen zu den Sabinern; wenn er nun *catus* in dem Sinne von 'scharf(tönend)' gebraucht, so muß *catus* ,spitzig, scharf' allgemein-oskisch gewesen sein, und darum werden wir *catanus* als eine Entlehnung des Volkslatein aus dem Oskischen ansehen dürfen. Hierfür spricht vielleicht auch noch die Tatsache, daß mit *catanus* der *juniperus oxycedrus* bezeichnet wird, der in den Ebenen südlicher Länder seine Heimat hat, während in den Sabinerbergen der *juniperus communis* verbreitet ist.

2. lat. *herba sabina* = 'Juniperus sabina, L.' Diese Bezeichnung einer Wacholderart, die mit Substantivierung des Adjektivs ins Romanische (aital. aprov. *savina*, afrz. *savine*) und Germanische (ahd. *sevina*, mhd. *seven*, *sevenboum*, nhd. *Sebenbaum*, woraus *Segenbaum*, und weiter *Sabenbaum*, woraus *Saden-*, *Sagenbaum*, mnd. *sevenbôm*, niederl. *zevenboom*, ae. *safine*, ne. *sevin*, dän. *sevenbom*, schwed. *säfvenbom*) gelangt ist, wird vom Verf. ansprechend einfach als 'sabinische Pflanze' gedeutet, wie *faex sabina* als 'sabinisches Öl'. Diese Deutung schickt sich gut zu dem Reichtum an Ölfrüchten und Wacholderbäumen, von dem schon die Alten (Strabon 5, 228 und mittelbar Varro RR 3, 4, 2) berichten. Abgelehnt wird die Herleitung Waldes (Et.

Wtb.[2] S. 675) von einer idg. Auslautsvariante **sab* 'riechen' zu **sap* (in lat. *sapiō*), indem ihr die Stützen entzogen werden; doch s. u. 4.

3. lat. *juniperus*. Verf. verknüpft den ersten Teil des Wortes mit Tamm (Arkiv for nordisk filologi 2, 347) u. a. mit **joini-* (aisl. *einir*, dän. *ene-*, schwed. *en*, woraus ndd. *eynholez*, *enkenstruk*, *eenberen*, *eenkenstruk* entlehnt seien) und sucht für das unerklärte *-perus* eine Lösung, indem er eine Grundform **joini-dhro-* annimmt. Diese sei nach der Grundform **kuendhro-* (> lat. *combrētum*, lit. *szveñdrai* 'Schilfart'; mit *o*-Abtönung: dän.-farö. *qvander*), mit Silbentrennung **kuen-dhro* unter Einfluß von *canna* = gr. *κάννα* 'Schilf' geschaffen worden. Uritalisch **joini dhro-* mußte aber lat. **juniber* ergeben. Die Lautung *juni perus* ist für den Verf. von den latinisierten Sabinern geschaffen worden, die das lateinische Wort für umbrisch hielten und latinisierten und dann den Lateinern wiedergaben! Zu dieser überkünstelten Deutung kommt m. E. der Verf. nur infolge seiner Vorliebe, Wacholdernamen mit Sabinern in Verbindung zu setzen. Bemerken möchte ich noch, daß der Verf., der sonst die Literatur umfassend kennt, den allerdings ganz verfehlten Deutungsversuch von Charpentier Glotta IX (1918) S. 57 und die Ausführungen von W. A. Baehrens (Sprachl. Komm. zur vulgärlat. Appendix Probi [Halle 1922] S. 33) nicht erwähnt. Gegen Baehrens ist ihm aber darin zuzustimmen, daß der vulgärlateinische Wandel von *iu-* zu *ie-* nicht von dem anlautenden *i̯* durch Palatalumlaut erfolgt ist, sondern daß in Angleichung an das betonte *-i-* das *-u-* der ersten Silbe erst *i* und dann dieses vortonige *-i-* sekundär zu *-e-* geworden ist, welches die romanischen Entsprechungen verlangen und die Appendix Probi 197 vielleicht auch enthalten hat (*iunipirus non* [*ie*]*niperus*).

4. lat. *sabucus*, *sambūcus*. Die Bemerkung des Dioskurides 4, 173 Wellmann: '*Ῥωμαῖοι σαμβοῦκουμ, Γάλλοι σκοβιήν, Δάκοι σέβα*' veranlaßt Br., einen Urzusammenhang zwischen diesen drei Wörtern anzunehmen: idg. **skba* > dak. (-thrak.) **saba*, später *seba* (wie das in thrakischen Ortsnamen vorkommende Suffix *-dara* später zu *-dera* wird), idg. **skbūko-* > lat. *sabucus*, während gall. *skobie* die Vollstufe mit *o*-Abtönung fortsetzt. Die idg. Wz **skob-*, **skab-* stellt Br. weiter zu einem lit. *skóbti* 'aushöhlen'. Hiergegen ist aber einzuwenden, daß das lit. Verbum mit dieser Bedeutung *skapiu skópti* lautet; dieses entspricht dem abulg. *skopiti* 'kastrieren' u. a., enthält also im Stammauslaut die Tenuis, während ein lit. *skabu skabėti* mit Media 'hauen, meißeln' bedeutet und auf einer Vermischung mit der Sippe urbalt.-slaw. **skabia* 'schabe' < idg. **skabh-* (lat. *scabo* 'schabe, kratze', got. *skaban* 'schaben' u. a.) beruht; vgl. Trautmann, Balt.-slaw. Wörterbuch S. 262 f. M. E. müßte die Frage des Wechsels von Tenuis und Media, der in vielen Wurzeln Platz greift, einmal von Grund aus behandelt werden. Dann würde auch die vom Verf. abgelehnte Wz **sab-* neben **sap-* ihre Erledigung finden.

In einem zweiten Teile erklärt Br. das Vorhandensein des *-m-* in *sambucus* durch Beeinflussung des griechischen *σαμψυχον* 'Majoran' und gibt eine für Romanisten sehr lehrreiche Geschichte der romanischen Entsprechungen sowohl für *sabucus* wie für *sambucus*.

Unter II stellt Br. das lat. [illegible], das bei Columella 12, 39 und im Corp. gloss. lat. 2, 457, 6; 496, 30; 57, 24 belegt ist, zu thrak. [illegible] einer Weiterbildung von thrak. [illegible] [illegible] (Athenaios [illegible] 447 [illegible], Pauly-Wissowa 3, 461) in Parallele; dieses sei durch Vermittlung des [illegible] ins Lateinische gelangt, da eine unmittelbare Entlehnung aus dem Thrakischen wegen des Mangels eines geographischen Zusammenhangs nicht in Betracht komme und Urverwandtschaft aus lautlichen Gründen abzulehnen sei. Die Ausführungen Br.s [illegible] sehr [illegible] Kenntnis vom [illegible] und [illegible] [illegible] Lautgesetze auf das [illegible] so gewagt [illegible] Ziele [illegible].

Jena. [illegible]

Friedrich Gennrich, Der musikalische Vortrag der altfranzösischen Chansons de geste. Eine literarhistorisch-musikwissenschaftliche Studie. Halle a. d. S. 1923, Max Niemeyer. 40 S.

Da keine Melodie eines wirklichen Heldenepos erhalten ist, ist es nicht ganz einfach, sich ein Bild von dem musikalischen Vortrag der Chansons de geste zu machen; es besteht auch nur dann Aussicht, das Problem zu lösen, wenn man dabei sowohl die philologische als auch die musikalische Seite gleichmäßig berücksichtigt. Dies zu tun, ist auch das Bestreben des schon mehrfach auf dem Grenzgebiet zwischen Romanistik und Musikwissenschaft hervorgetretenen Verfassers der vorliegenden kleinen Studie; allerdings scheint dem Ref. bei der Ausführung der philologische Gesichtspunkt nicht immer zu seinem vollen Recht gekommen zu sein, so daß er bisweilen Bedenken hat, die Ergebnisse G.s anzunehmen.

G. beginnt (S. 5—10) mit der Zusammenstellung und Erläuterung einer Reihe von Stellen aus altfranz. und prov. Dichtungen, die mehr oder weniger deutlich bezeugen, daß die altfranz. Heldenepen gesungen vorgetragen worden sind. Die Belegstellen ließen sich noch vermehren; so möchte ich auf einige Verse am Anfang der *Venjance Nostre Seigneur* hinweisen, die zwar keine eigentliche Chanson de geste, aber durchaus in Form und Stil der Heldenepen verfaßt ist, und wo es in V. 15—18[1] ganz unmißverständlich heißt:

> Despuis que Nostre Sire fu nes en Belliant,
> Ne fu tel chançon faite en cest nostre romant,
> Com vos orrés anqui, s'il est qui la vos chant.

Also 'solch ein Lied, wie ihr hier hören könnt, wenn jemand da ist, der es euch singt'.

Weiter geht nun G. (S. 11—19) die wenigen erhaltenen Melodien durch, die uns einen Rückschluß auf die Musik der Chansons de geste erlauben. Das sind zunächst die Melodien zweier Parodien von Heldenepen, nämlich die zum *Audigier*, die in Adam de la Halles *Jeu de Robin et Marion* überliefert ist, und die zu der sog. *Bataille d'Annezin*, die man mit G., trotz der eigentümlichen Textunterlage (einem siebenmal wiederholten *in*), als für die Alexandriner dieser Dichtung geltend ansehen möchte. Daneben kommt auch der Melodie zu *Aucassin und Nicolette* in diesem Zusammenhang große Bedeutung zu; G. prüft ausführlich die Frage der Textunterlegung und kommt dabei im wesentlichen zu dem gleichen Resultat wie ich in der Einleitung (S. XII—XIII) zur 9. Auflage der *Aucassin*-Ausgabe meines Vaters (1921; diese Ausführungen sind G. entgangen). Da im *Aucassin* immer je zwei sich folgende Siebensilber[2] nach der gleichen Melodie gesungen wurden, so liegt der Schluß nahe, daß bei den in längeren Versen (Zehn- und Zwölfsilbern) verfaßten Chansons zu jedem einzelnen Vers dieselbe Melodie gesungen wurde; es würde also die für je einen Vers des *Audigier* und der *Bataille d'Annezin* überlieferte Melodie für alle Verse der betreffenden Dichtung gelten, und Entsprechendes wäre für die eigentlichen Heldenepen anzunehmen. Dies durchaus einleuchtende Resultat stützt G. noch durch eine Stelle aus dem Musiktraktat des Johannes de Grocheo (um 1300), der für den *cantus gestualis* Wiederholung der gleichen Melodie für jeden einzelnen Vers bezeugt.

Ausführlich beschäftigt sich G. weiter (S. 22—34) mit dem Kurzvers, d. h. dem Sechssilber, der in einer Reihe von Epen die Laissen abschließt. Im Anschluß an Ph. Aug. Becker vertritt er die Auffassung, daß 'das Vorhandensein dieses metrischen Zierats ein unzweifelhaftes Kennzeichen ehr-

---

[1] Vgl. *Zeitschr. f. rom. Phil.* XXIV, 1900, S. 169 f.

[2] Der Ausdruck 'Langvers', den G. für ein solches Verspaar gebraucht, scheint mir metrisch nicht unbedenklich.



würdigen Alters der betreffenden Epen sei'. Nach Ansicht des Ref. läßt sich diese Auffassung kaum halten, indem seit Beckers einschlägigem Artikel (*Z. f. r. Ph.* XVIII, 1894, 112 ff.) mehrfach sekundäre Entstehung des Kurzverses nachgewiesen ist; so für *Fouque de Candie* durch Schultz-Gora (*Z. f. r. Ph.* XXIV, 370 ff.) und für *Aliscans* durch Paul Rasch (*Aliscans* III, Diss. Halle 1902, S. 27—36).[1] Da überdies kein einziges Epos aus der 1. Hälfte des 12. Jh.s den Kurzvers kennt, so wird man nicht zweifeln dürfen, daß es sich hier um eine Erscheinung handelt, die zwar sehr wohl eine längere Vorgeschichte haben mag, aber als ausgesprochene Mode (wie sie uns in der Chanson-de-geste-Dichtung entgegentritt) erst relativ jungen Datums ist und etwa erst um das Jahr 1200 ihren Höhepunkt erreicht hat. Noch anfechtbarer erscheint mir, was G. über die Entstehung dieses Kurzverses vorträgt. Er meint, den Ausgangspunkt bilde eine cauda, wie sie in der Kirchenmusik des Mittelalters häufig am Ende einer Komposition angehängt wurde mit dem Text *Alleluia* oder *Alleluia amen* u. dgl. Eine derartige cauda sei für den Laissenabschluß der Chansons de geste verwendet worden, indem man der betreffenden Melodiephrase zunächst Vokalisen, wie etwa *euouae* (aus *seculorum amen*), und später die Textsilben eines Sechssilbers unterlegte. Mit derartigen Vokalisen will G. (im Anschluß an Ferd. Wolf) auch das *Aoi* des Rolandsliedes und Refrainrufe wie *enne hauroy* bei Olivier Basselin und in anderen Liedern des 15. Jh.s in Zusammenhang bringen. Ref. muß sich zwar als auf musikgeschichtlichem Gebiet nicht kompetent bekennen, möchte aber doch wenigstens zwei Bedenken gegen diese Ansicht G.s vorbringen. Einerseits erscheint mir die Annahme, daß eine so tief im Volkstümlichen wurzelnde Kunst wie die der Chansons de geste von der geistlichen Musik beeinflußt sein sollte, als, wenn auch nicht gerade unmöglich, so doch von vornherein nicht besonders wahrscheinlich,[2] und man vermißt sehr einen methodisch geführten Nachweis jener Zusammenhänge; jedenfalls kann m. E. weder eine Nebeneinanderstellung von Melodien (wie z. B. S. 25)[3] noch auch eine sprachliche Folge wie die S. 27 aufgestellte: *evorae* — *enne hauroy* — *enne ovoy* — *aroy* — *aroi* — *aoi* (die doch unmöglich so ohne weiteres als historische Entwicklungsreihe[4] angesehen werden darf) dafür etwas lehren. Auf der anderen Seite scheint mir bei der Beurteilung der ganzen Frage nach der Herkunft des Kurzverses der Umstand besondere Beachtung zu verdienen, daß dieser Vers stets ein weiblicher Sechssilber ist (daher im *Aucassin* auch stets ein weiblicher Viersilber); wenn es sich einfach um die Unterlegung von sechs Textsilben handelte, sollte man viel eher männliche Verse erwarten, demgegenüber deutet das stets und überall auftretende weib-

[1] Vgl. auch *La chançun de Guillelme*, hg. v. H. Suchier, Halle 1911, S. LXVII f.

[2] Vgl. zur Frage solcher Einwirkung die ebenfalls wesentlich negative Äußerung bei G. Thurau, *Der Refrain in der franz. Chanson*, Berlin 1901 (Literarhistor. Forschgn. XXIII), S. 257.

[3] Daß gerade die Melodie des Aucassin-Viersilbers einer *Alleluia*-cauda nachgebildet wäre, ist mir darum besonders unwahrscheinlich, weil der Dichter der Cantefable offensichtlich die Praxis der Heldenepen nachahmt (die damals den Kurzvers schon als stehende Einrichtung kannten), und vor allem auch deshalb, weil die Melodie der *Aucassin*-Verse mit ihrem ausgeprägten Dur-Charakter ein durchaus volkstümliches Gepräge trägt; vgl. H. J. Moser in den *Sammelbänden der internationalen Musikgesellschaft* XV, Leipzig 1913—14, S. 282.

[4] Wie G. sie auffaßt, wird nicht recht klar; S. 33—34 meint er, daß das Etymon von *enne hauroy* nur das oben angeführte *evorae* sein könne (was ich übrigens bezweifle), nachdem er S. 32 das *aoi* des Rolandsliedes als eine 'musikalische Abkürzung — sehr wahrscheinlich von *evorae*' erklärt hat.



liche Geschlecht jener Kurzverse darauf hin, daß auf der überzähligen Schlußsilbe eine Nebenhebung lag, die einen solchen sechs- bzw. siebensilbigen Schlußvers metrisch zu einem Viertakter macht; also schematisch: – –́ – –́ – –́ –̀. Bei einer solchen Sachlage wäre aber ohne weiteres die Priorität des Metrums vor der Musik gegeben, d. h. der Vers muß unabhängig von der Melodie entstanden sein.

Sieht man sich nun nach anderen Möglichkeiten um, die Herkunft des Kurzverses im Epos zu erklären, so käme etwa die volkstümliche Lyrik in Betracht, in erster Linie die Romanzen, die nicht nur metrisch (einreimige Zehnsilberlaissen), sondern, wenn G. Schläger mit seiner Vermutung,[1] daß ursprünglich jeder dieser Verse auf die gleiche Melodie gesungen wurde, recht haben sollte, auch musikalisch die gleichen Verhältnisse zeigen. Daß eine derartige Beeinflussung tatsächlich vorgekommen ist, zeigt die *Chançon de Guillelme*: dort schließt ein größerer Prozentsatz der aus Zehnsilbern bestehenden Laissen mit einem viersilbigen weiblichen Kurzvers, der Refraincharakter hat, und einem mit diesem Kurzvers (nicht mit der vorangehenden zugehörigen Strophe) assonierenden Zehnsilber; die gleiche Art des Laissenschlusses (irgendein Kurzvers und ein mit diesem assonierender Zehnsilber) findet sich bei mehreren Romanzen (Bartsch, *Romanzen und Pastourellen*. 1870, Nr. I 2, 3, 4, 9), und man wird nicht zweifeln dürfen, daß dieses in der Heldenepik völlig vereinzelt dastehende Verfahren von der Romanzendichtung entlehnt ist.[2] Ähnlich, wenn auch im einzelnen etwas anders, liegt der bekannte Fall der Chanson *Isembart und Gormund*: hier werden die Strophen mit einem wirklichen vierzeiligen Refrain abgeschlossen, der doch wohl auch nur von der Volkslyrik hergeleitet werden kann (vgl. entsprechende Fälle bei Bartsch I 31, 72; II 35, 37, 41, 46); und auch für Ausrufe in refrainartiger Verwendung (wie im Rolandslied) ließen sich aus der Lyrik Parallelen beibringen (s. Bartsch Nr. III 1, 6, 7, 13). Wollte man dementsprechend auch den sechssilbigen Kurzvers des Heldenepos von der Lyrik herleiten, so müßte man etwa annehmen, daß ein Refrainvers den Ausgangspunkt bildete, und könnte auch vereinzelte Beispiele beibringen (Bartsch Nr. I 25, 50), wo ein weiblicher Sechssilber als Refrainvers am Strophenschluß auftritt; da diese Fälle aber in verschiedener Hinsicht anders liegen,[3] so wird man einen solchen Zusammenhang doch nicht für wahrscheinlich ansehen dürfen.

Es bleibt jedoch noch ein anderer Weg, der Entstehung des Kurzverses beizukommen, nämlich aus den besonderen metrischen Verhältnissen des Epos heraus. Bereits oben war auf die Tatsache hingewiesen worden, daß die sechssilbigen Kurzverse stets weiblichen Ausgang zeigen. Nun ist auffällig, daß gerade in den ältesten Texten männlicher Versausgang bei weitem überwiegt, während die Zäsuren vorherrschend oder wenigstens sehr häufig weiblich sind, und zwar übereinstimmend sowohl im Zehnsilber als auch im Alexandriner.[4] Der Grund für diese letztere Erscheinung wird darin zu suchen sein, daß die weibliche Zäsursilbe im gewöhnlichen Zehnsilber eine dritte und im Alexandriner eine vierte Hebung zu tragen hatte:

– –́ – –́   – –́ – –́ – –́

bzw. – –́ – –́ – –́ –̀   – –́ – –́ – –́.

---

[1] In *Forschungen zur roman. Philologie*. Festgabe für Hermann Suchier. Halle 1900, S. 142 ff., 150 f.

[2] Auf inhaltliche Berührungen dieses Refrains der *Chançon de Guillelme* mit der Volksdichtung weist C. Appel (*Z. f. r. Ph.* XLII, 1922, S. 449 f.) hin.

[3] Es tritt bereits innerhalb der Strophe ein Sechssilber auf, auch ist der Refrain zweizeilig und bietet als ersten Vers einen Achtsilber. — Vgl. ferner Bartsch Nr. II 5, 10; auch in diesen Fällen ist der Sechssilber weiblich.

[4] Vgl. für den Alexandriner (Karlsreise) Fr. Saran, *Der Rhythmus des franz. Verses*. Halle 1904, S. 358 und 428; beim Zehnsilber zeigen ähnliche Verhältnisse der altfranz. *Alexius* und der prov. *Boethius*.

In diesem Zusammenhang betrachtet würde sich somit der Kurzvers darstellen als das erste Glied eines längeren Verses, entweder des Alexandriners oder (nach Stengel[1]) vielleicht eher des archaischen Zehnsilbers (aus 6 + 4 Silben).[2] Es wäre nur noch zu fragen, wie man dazu gekommen ist, einen solchen ersten Halbvers am Strophenende anzuschließen. Da in der Metrik der verschiedensten Länder und Zeiten der Abschluß der Strophe durch einen kürzeren Vers sehr häufig zu beobachten ist, wird man sich vielleicht mit einem allgemeinen psychologischen Argument begnügen dürfen; es ist offenbar das (bei Versen gleicher Länge und unbestimmter Zahl besonders dringende) Bedürfnis, das Strophenende irgendwie zu markieren, gewesen, das auch bei den altfranz. Laissen zu jenem metrisch sehr naheliegenden und rhythmisch voll befriedigenden Auskunftsmittel geführt hat.[3] Auch daß die Melodie eines solchen Kurzverses caudaartigen Charakter bekommt, dürfte sich unter diesen Voraussetzungen von selbst verstehen, und es wäre als ein zufälliges Zusammentreffen anzusehen, wenn die caudae der geistlichen Musik einige allgemeine Ähnlichkeit damit zeigen. Unklar bleibt nur, auf welchem Wege sich diese doch offenbar recht altertümliche Praxis bis zu den uns vorliegenden Epen aus der zweiten Hälfte des 12. Jh.s fortgepflanzt hat; man wird annehmen müssen, daß einige ältere Epen mit Kurzvers, die diese Tradition aufrechterhalten konnten, verlorengegangen sind.

Auch von dem nächsten Resultat, das G. auf S. 35—36 gewinnt, bin ich nicht recht überzeugt: daß nämlich ein Lied Wilhelms von Poitou (*Pos de chantar m'es pres talens*), das ähnlich den Chansons de geste bei V. 1—3 jeder Strophe dieselbe Melodie wiederholt, um V. 4 mit besonderer Melodie als cauda anzuschließen, seine Form dem Heldenepos entlehnt habe. Ohne die äußere Ähnlichkeit leugnen zu wollen (obwohl immerhin die musikalische Form jenes Liedes nicht ganz sicher ist), möchte ich diese Parallele doch lieber anders erklären. Da die volkstümliche Epik in der prov. Literatur keine nennenswerte Rolle gespielt hat und überhaupt eine Beeinflussung der Kunstlyrik von dieser Seite her nicht gerade naheliegt, würde ich eher an Anlehnung an eine Form der Volkslyrik denken, d. h. an Romanzen,[4] an deren Existenz in Südfrankreich und zu so früher Zeit kaum zu zweifeln ist.

Anhangsweise wirft G. (S. 37—40) noch einen Blick auf die älteste religiöse Epik in der altfranz. Literatur, die nach dem genannten Johannes de Grocheo in einer den Chansons de geste entsprechenden Weise vorgetragen wurde. Er betrachtet zunächst kurz die Eulalia-Sequenz, deren Melodie nicht erhalten ist, und scheint geneigt, bei ihr einen Einfluß der (musikalischen) Chanson-de-geste-Form anzunehmen. Die metrischen Gründe, die ihn dazu veranlassen, sind aber nach Meinung des Ref. nicht stichhaltig, denn weder sind die Verse der Sequenz Zehnsilber der sonst üblichen Bauart, sondern akzentuierend gebaute vierhebige Verse mit dem Schema ×́ × × ×́ × × ×́ × × ×́, noch scheint mir der kürzere dreihebige Vers, mit dem die Sequenz schließt, etwas mit dem altfranz. epischen Kurzvers zu tun zu haben, zumal da auch die lateinischen Sequenzen vielfach mit einem kürzeren Verse abschließen. Des

[1] Gröbers *Grundriß* II 1 (1902), S. 49, 53.

[2] In der altfranz. Chanson *Aiol und Mirabel*, die diese Versart verwendet, zeigen von 100 Versen (118—217) 54 weibliche, 46 männliche Zäsur.

[3] Wie die oben hervorgehobene Parallele mit den weiblichen Sechssilbern in der Lyrik zu beurteilen ist, diese Frage wird zunächst noch offen bleiben müssen.

[4] Die bei Wilhelm vorliegende Dreizahl der durch Gleichklang gebundenen Verse ist gerade auch in altfranzösischen Romanzen häufig zu finden (vgl. Bartsch Nr. I 4, 5, 12, 14, 15). — Ganz anderswoher, nämlich aus Spanien, will J. Ribera diese selbe prov. Form herleiten; vgl. *Der Islam* XIII, 1923, S. 171.

weiteren spricht gegen die Auffassung G.s der Umstand, daß das altfranz. Gedicht einer lateinischen Sequenz metrisch nachgebildet ist, die sich mit ihrer Melodie an den Ambrosianischen Lobgesang anschloß; es besteht also große Wahrscheinlichkeit, daß auch die altfranz. Sequenz nach der gleichen Melodie gesungen wurde.[1] Es folgen zeitlich die beiden Gedichte von Clermont-Ferrand. *Passion* und *Leodegar*; G. behandelt sie in umgekehrter Reihenfolge, um einen Fortschritt in musikalischer Beziehung feststellen zu können: im *Leodegar* Wiederholung jeder Verszeile auf die gleiche Melodie, in der *Passion* durchkomponierte Strophen. Da man das zeitliche Verhältnis der beiden Gedichte bisher eher umgekehrt beurteilt hat (*Passion* älter als *Leodegar*),[2] und G. nichts beibringt, was eine andere Datierung rechtfertigte, so wird man hier besser nicht eine Entwicklungsreihe sehen, sondern einfach die Tatsache hinnehmen, daß das eine Gedicht die Hymnenpoesie, das andere die Heldenepik sich zum musikalischen Vorbild genommen hat. Ein weiteres, nicht viel jüngeres Beispiel für diese letztere Praxis, auf das G. hätte hinweisen können, ist das Alexiusleben, das in fünfzeiligen Zehnsilberlaissen verfaßt ist und, wie bezeugt ist,[3] ebenfalls zum Gesangsvortrag bestimmt war, wenn die Melodie auch leider nicht erhalten ist.

Zusammenfassend wird man sagen dürfen, daß G.s Untersuchung das behandelte Problem zwar in seinen allgemeinsten Zügen geklärt hat, aber in manchen wichtigen Einzelpunkten noch nicht zu einer abschließenden Lösung vorgedrungen ist.

Göttingen. **Walther Suchier.**

Maximilian Lewels, Neuphilologische Theologie. Kritische Katechesen für Studenten der altfranzösischen Literatur. Hamburg, Lamersdorf, 1922. 95 S.

Aus dieser Schrift ist zweifellos vielerlei für die protestantischen Neuphilologen zu lernen, und es steht wohl zu erwarten, daß die letzteren künftig vorsichtiger und überlegter im Ausdruck sein werden, wenn sie über kirchliche Dinge im Mittelalter zu reden haben. Der mehrfach sehr unfreundliche und schulmeisterliche Ton berührt nicht gerade angenehm; gerne soll dabei zugestanden werden, daß gar manche Ungenauigkeiten, Irrtümer und falsche Auffassungen, wie sie in neuphilologischen Arbeiten begegnen, den Katholiken zu scharfer Korrektur zu reizen geeignet sind, aber L. scheint mir nicht genügend dem Umstand Rechnung zu tragen, daß es für den Protestanten wirklich nicht leicht ist, sich in gewisse Lehren der katholischen Kirche, z. B. in die Mariologie oder die Abendmahlslehre, hineinzudenken, geschweige denn sie zu verstehen. Das soll keine Entschuldigung sein, aber andererseits heißt es doch zuviel Entrüstung bekunden, wie es S. 73 geschieht, wenn die unbefleckte Empfängnis Mariae und ihre Jungfräulichkeit oft vermengt werden; ist doch dieser Irrtum, wie L. selber feststellt, weit verbreitet, übrigens auch nicht verwunderlich bei der Doppelsinnigkeit von *conceptio* (passives Empfangenwerden und aktives Empfangen).

Gegen einen Punkt in den Ausführungen des Verfassers glaube ich Bedenken erheben zu müssen. Es handelt sich um die so häufige Übertragung von Tätigkeiten Gottes auf Jesu und umgekehrt. L. bemerkt dazu S. 15,

[1] Vgl. M. Enneccerus, *Versbau und gesangl. Vortrag des ältesten franz. Liedes*, Frankfurt a. M., 1901, S. 5, 110.

[2] Siehe z. B. Voretzsch, *Einführung in d. Stud. d. altfranz. Literatur*, 2. Aufl., Halle 1913, S. 61.

[3] *La vie de Saint Alexis*, p. p. G. Paris, Neudruck Paris 1887, S. 177; Voretzsch a. a. O. S. 67.



daß dies nicht seinen Grund in der Verwechslung oder gar Verschmelzung der beiden ersten göttlichen Personen seitens unwissender Schriftsteller habe, 'sie ist vielmehr der deutliche Ausdruck eines guten Verständnisses der Lehre von der hypostatischen Union'. Daß altfranzösische Dichter letztere subtile Lehre verstanden hätten, kommt mir nicht wahrscheinlich vor, und ich glaube auch nicht, daß dem Verfasser des 'Barlaam und Josaphat', der von Jesu redend sagt: *Mes pere en chou qu'il me cria Et a s'ymage me fourma*, die 'Berechtigung, Jesus auf Grund der Schöpfertätigkeit des Logos Vater zu nennen', klar war. Mithin erscheint mir die Ausdrucksweise von Pfeffer, wenn er bemerkt, daß 'eine völlige Verschmelzung des Sohnes mit dem Vater im Volksbewußtsein eingetreten war', nicht so unzutreffend.

Es fällt auf, daß der bibliographisch sonst gut orientierte Verfasser des Buches von Josef Merk, Anschauungen über Lehre und Leben der Kirche im altfranzösischen Heldenepos, 1914 (Beih. zur Zs. Nr. 41) nirgends gedenkt.

Jena. O. Schultz-Gora.

Victor Klemperer, Die moderne französische Prosa (1870—1920). Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1923.

Das Buch füllt tatsächlich eine Lücke aus. Das Interesse unserer Studenten wendet sich aus naheliegenden Gründen stark der neuen und neuesten Zeit französischer Entwicklung zu. Bei der immer noch vorhandenen Schwierigkeit, französische Originale zu erhalten, ist diese Auswahl sehr nützlich, vor allem wohl als Grundlage zu Übungen über französische Gegenwart gedacht.

Eine wichtige und grundlegende Frage will ich aus Billigkeitsgründen an das Buch nicht stellen, nämlich ob die von Klemperer gegebene Auswahl die richtige ist, ob das meiste des Wichtigen zu Worte kommt oder wo und wie Änderungen nötig wären. Die überwiegende Mehrzahl von uns hat wohl dieselbe Erfahrung gemacht, wie schwer es im letzten Jahrzehnt war, französische neue Bücher zu erhalten: man suchte sich nach Möglichkeit mit eigenen Beständen, geliehenen Büchern, deutschen Übersetzungen, sogar mit Besprechungen zu helfen, um wenigstens eine Art Übersicht über die moderne Entwicklung in Frankreich zu gewinnen. Wenn einzelne Begünstigte in der Lage waren, eine größere Vollständigkeit als Klemperer zu erwerben, so war das ein Glücksfall, aber kein Verdienst. Zu erklären, das Werk sei verfrüht, Klemperer hätte warten sollen, bis eine größere Vollständigkeit wieder erreichbar wäre, ist unangebracht, da solch ein Buch, und wäre es bloß in Form eines ersten Wurfes, wie ich schon sagte, für die jüngere Generation bei uns erwünscht und notwendig ist. So ist die einzige billige Art der Kritik, die Auswahl von Klemperer en bloc als gegeben, als Voraussetzung zu betrachten, wie sehr sich auch jedem Änderungen und Ergänzungen aufdrängen mögen. So bespreche ich das Buch als eine gegebene Einheit.

Klemperer beginnt mit einem Überblick über die geistige Entwicklung von 1870—1920. Es ist ein interessanter Versuch, einfühlend und selbständig in der für ein Lehrbuch bedingten knappsten Form des Charakterisierens. Klemperer schreibt einen lebhaften, persönlichen Stil mit guter Gabe des Pointierens, den gefahrvollen Weg der Werturteile nicht scheuend. Da es sich um ein Studienbuch handelt, sind auch Kleinigkeiten wichtig. Deshalb bringe ich zunächst eine Anzahl größerer und kleinerer Bedenken:

S. 4 'reinen, erfüllten Naturalismus brachte erst ein Jüngerer zu vollem, symphonischem Ausdruck: Zola' und S. 11 'Nur Zolas echter und großer Naturalismus ...'; ebda.: 'der gegenwärtige Erbe Zolas heißt Barbusse'. Also Klemperer glaubt wirklich an den 'reinen, erfüllten' Naturalismus Zolas. Ich dachte, man sehe jetzt allgemein, daß Zolas Naturalismus eine Methode oder eine Technik ist, ein Kleid, in das sich der Romantiker hüllt. Als Kron-

zeuge diene Zola selbst: '*Si j'ai parfois des colères contre le romantisme, c'est que je le hais à cause de la fausse éducation qu'il m'a donnée. J'en suis, et j'en enrage.*' Mir scheint, hier hat sich Zola, der sich so gern in und an seinen eigenen Worten täuschte, einmal nicht getäuscht. Und Barbusse als Zolas Erbe? Der Rationalist als Erbe des — trotz allem — optimistischen Romantikers? Hier hat die Absicht des Gruppierens Klemperer auf einen falschen Weg geführt.

S. 4 cp. S. 34: 'Flaubert suchte die höchste Befriedigung in der *écriture artiste* schlechthin.' Das geht nicht; unter *écriture artiste* verstehen wir den gewollten Stil der Goncourts, wie z. B. Maupassant in der bekannten Stelle seiner Einleitung zu Pierre et Jean, die ihm Edmond de Goncourt, der wohl merkte, auf wen die Spitze ging, so übel nahm: *Il n'est point besoin du vocabulaire bizarre, compliqué, nombreux et chinois qu'on nous impose aujourd'hui sous le nom d'écriture artiste, pour fixer toutes les nuances de la pensée.*

Also, der terminus technicus *écriture artiste* ist in Beschlag gelegt für den impressionistischen, die vieles bloß andeutende Sprachform und das schnelle, nervöse Sprachtempo reproduzierenden Stil der Goncourts. Flauberts *travail du style* galt einer zeitlosen, immer das einzig mögliche Wort suchenden und oft findenden Ausdruckskunst. Diese beiden Tendenzen dürfen nicht durcheinandergeworfen werden. Auch der Vergleich von Flaubert und Petrarca S. 5 ist bedenklich, er hinkt mehr, als ein Vergleich hinken darf; so auch die Chanson de Roland (S. 12) und — was ja einem Vergleich entspricht — Renan als Rokokokünstler (S. 8 angedeutet, ausgeführt S. 30). Ich weiß, daß man mit dem Begriff Rokoko zurzeit etwelchen Mißbrauch treibt, cp. Wilhelm Klein, Vom antiken Rokoko, Wien 1921; aber muß das durchaus in die Literaturgeschichte überspringen? Das hat Wölfflin kaum gewollt. Renan als Rokokokünstler ist zum mindesten waghalsig, meinem Empfinden nach für ein Lehrbuch halsbrecherisch.

Ein weiterer Punkt, wo ich mit Klemperer differiere, ist seine Beurteilung Bergsons (ich greife hier vor auf das S. 44 ff. Gesagte); Klemperer sagt S. 14: 'so darf ich ... die gesamte gegenwärtige Generation Frankreichs zur Gefolgschaft Bergsons rechnen, im gleichen Sinn wie man das Jahrhundert Ludwigs XIV.[1] das Jahrhundert Descartes' nennen kann.' Wieder so ein Vergleich! Man 'kann' es so nennen, aber gab es unter Ludwig XIV. nicht auch Port-Royal und Pascal? Klemperer überschätzt doch wohl den Einfluß Bergsons, oder besser: er simplifiziert zu sehr mit diesem Einfluß; Jammes und R. Rolland z. B. sind von hier aus nicht zu erfassen. Die Darstellung der Lehre Bergsons, z. T. nach der Studie R. Kroners im Logos B. I ist eine der weniger gelungenen Partien der Klempererschen Einführung. Offenbar liegen Klemperer literarhistorische Probleme viel mehr als philosophische. Da geben viel Besseres die Ausführungen in den 'Wegebereitern' S. 31 ff. von E. R. Curtius, gegen den Klemperer fortgesetzt, meist unglücklich, für ein Lehrbuch überhaupt viel zu viel polemisiert. Auch Curtius — und wir alle — sehen die Wirkung Bergsons, die nicht stark genug eingeschätzt werden kann; aber Klemperer überspannt den Bogen nach der anderen Seite. Abgesehen von dieser übertriebenen Wertung Bergsons ist der letzte Absatz S. 15, der die 'geistige Entwicklung' beschließt, ausgezeichnet. Sehr gut ist der nächste Abschnitt, 'der geschichtliche Werdegang'; bloß anläßlich von Maurice Barrès S. 24 und 25 gerät Klemperer wieder Curtius gegenüber in eine Polemik, in der er nicht nur wegen der Schärfe und wegen des Ortes, sondern auch sachlich im Unrecht ist.

Es folgt ein II. Teil: Richtungen und Repräsentanten mit den Kapiteln: 1. Wissenschaft und Zweifel; 2. Dekadenz und Tasten; 3. Elan vital;

[1] Klemperer nennt es S. 38 mit einer Mißbildung das 'ludovizische'; 'Balladiker' S. 53 ist auch weder schön noch glücklich.



4. Nationalreligion; 5. Strömungen im Kriege; 6. Neue Klassik. Auch dieser Teil ist sehr interessant, sehr klug und sehr persönlich, mit scharfem Blick für das Charakteristische und einfühlend in die verschiedensten Psychen. Um die Besprechung nicht allzusehr auszudehnen, und um, nach Kritikerbrauch, das hervorzuheben, wo ich am stärksten divergiere, greife ich drei Persönlichkeiten heraus: Huysmans, Bloy und Claudel. S. 39—41 spricht Klemperer über Huysmans. Er sieht bloß das Brüchige in ihm, bezweifelt die Aufrichtigkeit von Huysmans' Gottsuchen und vor allem Gottfinden und erkennt als Hauptmovens für diesen 'Pessimismus und diese Verfallsstimmung' seine schwere Neurasthenie. Neurasthenie ist ein bedenklicher literarischer Wertfaktor, ähnlich wie die Epilepsie bei Flaubert; hier folgt Klemperer zu vertrauensvoll seiner Quelle, der — von ihm selbst — noch etwas schülerhaft genannten Dissertation von Schöffler.[1] Klemperer sieht nicht, wie in Huysmans sich die heterogensten Elemente zu einer eisernen Einheit verschmelzen, was er später bei Péguy S. 55 sehr gut versteht; er bezweifelt seinen Glauben, den er 'fragwürdig' und 'heillos' — wie meint er das? — nennt, hält ihn für Pose, sagt nichts von der erschütternden Tragik, die in zwei Aussprüchen Huysmans' besonders zum Ausdruck kommt: Als er in den letzten zehn Tagen seiner Krankheit keine Nahrung mehr zu sich nehmen kann, da infolge von Krebs die ganze Mundgegend abfaulte, als ihm seine letzte Freude, die Zigarette, versagt war, da die Reste seiner Lippen sie nicht mehr halten können, sagt Huysmans: *Est-ce qu'on dira encore que c'est de la blague?* Und das fabelhafte Wort: *Je souffre mon œuvre!* Wenn katholische Führer Huysmans' Glauben respektieren und anerkennen, wenn ein Mann wie Monseigneur d'Hulst erklärt: *il y a des états d'âme qu'on n'invente pas*, so ist der Beweis für Huysmans erbracht, was auch Klemperer und Schöffler sagen mögen. Die epitheta ornantia 'perverses' Meisterwerk, 'sadistische' Neigungen, 'typischer' Dekadenter — Huysmans ist absolut atypisch! — unterstreichen nur, wie Klemperers Einfühlung diesem Mann gegenüber versagt. Er hätte statt Schöffler J. Jörgensen, J. K. Huysmans, Kultur und Katholizismus B. IX (1908) als Führer nehmen sollen, wenn ihm, wie ich annehme, nicht das gesamte Werk von Huysmans zur Verfügung stand; Jörgensen hätte ihm ein besseres Verständnis für diesen seltsamen, zerrissen-geschlossenen Künstler gezeigt.

Noch bedenklicher versagt Klemperer bei Léon Bloy S. 55 f., der, seiner Ansicht nach, 'auf sittlich und intellektuell gleich tiefer Stufe' steht, bei dem 'das gleiche dekadent-perverse Fühlen' vorwiegt, 'das für Huysmans so wesentlich ist', 'seine verrannten, von mittelalterlichen Schmutz- und Schimpfreden starrenden Ergüsse', 'bei aller Sinn- und Kunstlosigkeit' usf. Alles das trifft, sofern es überhaupt trifft, nur die Peripherie und sieht den Kern des Problems nicht. Hier hätte die feinsinnige ältere Studie von A. Eloesser, Literarische Porträts aus dem modernen Frankreich (S. Fischer, 1904) S. 260 ff. — ich zitiere absichtlich erreichbare Literatur — die Augen öffnen können.

Als letzten behandle ich Paul Claudel S. 57 ff. Ob Claudel überhaupt in die 'moderne französische Prosa' gehört, ist eine Frage für sich, weil seine Hauptleistungen vornehmlich auf dramatischem Boden liegen, und seine Prosa, wie Klemperer richtig sieht, nicht Prosa schlechthin ist. Mit Claudel wird Klemperers Ansicht nach 'Götzendienst' getrieben, woran natürlich E. R. Curtius schuld ist, gegen den Hatzfelds unerhebliches Claudelbuch ausgespielt wird. Als Kronzeuge wird der französische Kritiker Pierre Lasserre zitiert, der, obwohl von Maurras kommend, doch nur ein bescheidener Geist zweiten Ranges ist und in dieser Sammlung den eingeräumten Platz S. 239—44 schwerlich verdient. Ich kann im Rahmen dieser Besprechung nicht auf das ungeheuer komplizierte Problem Claudel eingehen, der neben

[1] Auch S. 120 A. 4 folgt er Schöffler unglücklich.

kitschig Anmutendem zeitlose Werke, wie Le partage du midi, die Mittagswende,[1] geschaffen hat. Aber es ist nicht in Ordnung, wenn Klemperer S. 59 von Claudel sagt: 'daß er ... immer wieder nach der Maske des primitiv Gläubigen, des mittelalterlichen Katholiken greift. Man sieht die Maske, da sein eigenes Gesicht oft genug durchschimmert'. Mit dem zweimal wiederholten Wort Maske — von mir gesperrt — spricht Klemperer Claudel schlankweg die bona fides ab, und das ist falsch und ungerecht. Daß Klemperer den starken Einfluß des Denkens von Alt-China bei Claudel übersieht, besagt daneben nicht viel; das Heidentum ist für Claudel nicht 'verschwommene geheime Ahnung des Göttlichen' (S. 223 A. 4), sondern Präfiguration des Christentums, was ganz etwas anderes ist.

Es ist nicht zufällig, daß die drei erwähnten Franzosen, bei denen Klemperer besonders angreifbar ist, gerade drei betonte Katholiken sind. Von dem, was er S. 57 und S. 59 an Lasserre tadelt, nämlich von Rationalismus, hat er selbst allerhand mitbekommen. Die Imponderabilien, die für die drei bestimmend sind, liegen Klemperer nicht, und er versteht sie nicht. Und in diesen Zusammenhang gehört auch, daß man bei seiner Darstellung und Auswahl fragen wird, ob beide nicht zu sehr auf das Intellektualistische und zu wenig auf das Künstlerische eingestellt sind.

Nun noch eine Anzahl Kleinigkeiten, die bei einem Lehrbuch — und nicht bloß bei einem Lehrbuch — nicht unwichtig sind. S. 22: 'Erst kommt Frankreich und dann die Kirche oder der Himmel.' Nein, das Charakteristische ist eben, daß beides eine unlösliche Einheit bildet, daß nicht das eine primär und das andere sekundär ist, sondern beides spontan gleichzeitig. S. 34: 'schamlos', ebenso S. 52: 'gesund' sind kaum literarhistorische Maßstäbe. S. 37: 'Anatole France, ein Geistesverwandter Zolas', ist doch nur ganz ungeheuer bedingt richtig; in dieser absoluten Form ist es falsch. S. 47: Welches Interesse hat die Mitteilung, daß ein Sprachreiniger Causerie 'mit Plauderei tödlich übersetzen würde'? S. 48: 'Dichter vom Schlage Romains' gehören nicht in eine Sammlung moderner Prosa? Hat Klemperer die 'Copains' ganz vergessen, die mit das Gepflegteste und Reizendste moderner Prosa sind? S. 50 nennt er R. Rollands 'Jean-Christophe' 'sein Haupt- und ... eigentliches Lebenswerk'; ähnlich spricht er S. 53 bei André Gide vom 'Kern seines Wesens'. Solche Behauptungen sind bei so schaffensfreudigen Männern wie bei den beiden sehr gewagt. Rolland hat inzwischen die zwei ersten Bände seiner 'Ame enchantée' herausgegeben, wie er selbst sagt: *Au seuil d'un voyage nouveau qui, sans être aussi long que celui de Jean-Christophe, comptera plus d'une étape ...* Rolland hat noch so viel zu sagen, daß sein Lebenswerk noch längst nicht umrissen ist; und ähnlich liegt es bei Gide. S. 54 von Péguy: 'Die Betonung des bäuerlich Breiten, Umständlichen, Eindringlichen in seinen Schriften scheint mir fast seine einzige Koketterie.' Ich meine, bei Péguy darf man überhaupt nicht von Koketterie sprechen. S. 60: 'Die Farbenpracht Lotis.' Existiert die wirklich? Ich halte sie für eine *fable convenue;* aber darüber müßte man ausführlich reden. S. 60 betont er die 'Ehrlichkeit des Wollens' bei Barrès. Gerade die erscheint mir recht fraglich. Übrigens hat Eloesser l. c. S. 224 ff. eine sehr kluge Studie über Barrès geschrieben. S. 65 über Barbusse: 'Und auch der Internationalismus seiner Clarté-Vereinigung ist im Grunde scheinhaft.' Wirklich? Und der offizielle Anschluß an die Dritte Internationale Lenins, sein Buch 'Le couteau entre les dents'? Und Magdaleine Marx, deren neuestes Buch 'C'est la lutte finale' Klemperer natürlich nicht kennen konnte; aber es rächt sich eben der Versuch, Schaffende vorzeitig irgendwie endgültig festnageln zu wollen. —

[1] Birch-Hirschfeld, Geschichte der französischen Literatur II, 1913² übersetzt S. 458 die 'Teilung des Südens'! S. 464 'Mittagsteilung'! Die Titel zeigen, daß ihm der Inhalt unbekannt geblieben ist.



Zum Schluß gehe ich auf die Anmerkungen ein, mit denen Klemperer seine Texte versehen hat. Nützlich sind die Anmerkungen, die bei den Bruchstücken der gewählten Texte den Zusammenhang erklären, über die Verfasser Auskunft geben oder schwer Verständliches erläutern. Aber darüber hinaus gibt er noch viel, nicht Uninteressantes, aber Überflüssiges. Ich nehme als Beispiel die Anmerkungen auf S. 108 zu Anatole France, L'Étui de Nacre:

'1. Die Charakteristik beider Männer ist durchgeführt: nun werden sie nach ihrer stärksten und dauerndsten Eigenschaft benannt. Lamia ist noch immer der Erotiker, den Tiberius verbannte, Pontius noch immer der starre Staatsdiener.

2. Unterstützung und Würdigung der instinktiven, naturgebundenen Erotik der Maria Magdalena.

3. Stilistisch ist die epigrammatische Zuspitzung des Schlusses zu beachten.'

Ich sehe den Zweck dieser Anmerkungen nicht klar. Klemperer will doch ein 'Studienbuch' geben, die Studenten sollen die Texte verstehen lernen. Bei dieser Art Anmerkungen erspart und verwehrt er ihnen das eigene Denken und gibt ihnen eine gebundene Marschroute, die die Selbständigkeit stört. Ich will das noch mit einigen Belegen erhärten: S. 115 (Henri de Régnier) A. 2: 'Lyrisch-balladische Zusammendrängung des Kriegsgemäldes und dahinter wieder — diesmal deutlicher — die wehmütige Stimmung.' Dem wird der Student nichts mehr hinzuzufügen haben. Oder S. 119 A. 2 und 3 (Régnier): 'Rein sinnliche Auffassung der Kunst.' 'Aristokratische, exklusive Haltung.' Klemperer locutus est! S. 127 (Paul Adam) A. 2: 'Malerisch-impressionistischer Stil, Goncourt-Schule.' S. 128 A. 1: '... Der charakteristische Einzelzug, der die Halbweltdamen malt, stammt wieder aus der Gavarni-Goncourt-Schule.' S. 176 A. 1 (Romain Rolland): 'Bergsonianisch.' Wie diese Beispiele zeigen, wird Klemperer durch den knappen Raum verführt, Einflüsse und Zusammenhänge gar zu einfach-kategorisch und primitiv zu formulieren; meist liegen die Dinge viel komplexer. 'bergsonianisch' bei Rolland entspricht den Tatsachen nicht. S. 221 A. 4 (Claudel): 'Das kirchliche Bild!' A. 7: 'Impressionistischer Stil.' Ich glaube, solche Anmerkungen können in der zweiten Auflage ohne Schaden wegbleiben; überhaupt möchte ich Klemperer eine Razzia unter solchen, sagen wir, subjektiven Anmerkungen sehr ans Herz legen.

Bei den sachlichen Anmerkungen bei Roland Dorgelès S. 283 ff. ist einiges richtigzustellen. Es handelt sich um Ausdrücke der Soldatensprache. S. 284 A. 3: '*mec-maître.*' Was soll das heißen? *maître* ist für *mec* weder Etymon noch Übersetzung; *mec* heißt Kerl, die Anrede *les mecs* würde in deutscher Soldatensprache durch 'Meine Herren' wiederzugeben sein; *grolles* wird in A. 7 durch Schütze erklärt, wohl nur Druckfehler für Schuhe. S. 285: *On en a marre.* A. 3: genug; der Ausdruck ist stärker, etwa: satt. S. 285 A. 4: *péquenots* sind nicht Landleute, sondern Zivilisten, von *péquin* (*pékin*); man trifft häufiger die Form *péquenot*, z. B. L. Sainéan, L'argot des tranchées S. 154. —

Man könnte noch über manches in dem Buche diskutieren, z. B. ob es nicht zweckmäßiger gewesen wäre, weniger Autoren, aber dafür längere Stücke zu bringen. Die Besprechung ist jedoch schon umfangreich genug geworden, und der Aussetzungen viele. Aber ich denke, Klemperer wird das große Interesse herausfühlen, das ich seinem Buche entgegenbringe. Sein Buch ist ein kühner und im großen und ganzen gelungener Versuch. Gerade weil es sich um ein Lehrbuch handelt, wird Klemperer selber sorgfältig an seiner Verbesserung arbeiten, um es zu einer möglichst endgültigen Form zu bringen. Daß ich daran mitarbeiten will, diesen Beweis soll die Besprechung erbringen.

Jena. Heinrich Gelzer.

Clásicos castellanos 44. Berceo, Milagros de Nuestra Señora. Edición y notas de A. G. Solalinde. Madrid 1922. XXXII, 211 S. 5 pes.

Mit neuzeitlichen Ausgaben der Dichtungen des altspanischen Meisters im *mester de clerecía*, Gonzalo de Berceo, war es bis jetzt schlimm bestellt. Zur Not, daß man den *Sacrificio de la misa* in dem Neudruck von Solalinde (Madrid 1913) und die *Vida de Santo Domingo* in der kritischen Edition von Fitz-Gerald (Paris 1904) zur Hand hatte. Für alles übrige aber war man auf die alte Sammlung von T. A. Sánchez oder ihren elenden Abklatsch in der mehr berüchtigten als berühmten *Biblioteca de autores españoles* angewiesen. Nun hat sich endlich der schon genannte A. G. Solalinde darangemacht, eine Gesamtausgabe von Berceos Werken in (voraussichtlich) drei Bänden der *Clásicos castellanos* zu veranstalten, ein Unternehmen, bei dem er des Dankes eines großen Leserkreises von vornherein sicher sein darf. Solalinde findet, dessen bin ich mir sicher, in dem guten alten Berceo mancherlei Anklänge an seine eigene Seelengrundstimmung, sonst hätte er sich nicht mit soviel Liebe und Verständnis in dessen Wesen und Dichten hineinzuleben vermocht. Nicht etwa falsche Begeisterung, die um jeden Preis in dem edierten Autor einen Dichter ersten Ranges sehen möchte, sondern warmblütige Sympathie und grundgütiges Verstehen klingt durch die (nicht ganz 30 S. umfassende) Vorrede, mit der er seinen Lesern die Umwelt und die Person des treuherzigen Reimers vertraut und anheimelnd zu machen strebt. Mit Staunen wird mancher aus den dabei mitgeteilten Proben ersehen, welch gute Freunde der alte Berceo auch unter den modernen spanischen Lyrikern, in Ramón Pérez de Ayala, in Rubén Darío, in den beiden Machado beispielsweise noch hat.

Auf eine allgemeine Einführung in des Dichters Leben, das Wesen der altspanischen Klerikerpoesie, Berceos Stellung und Bedeutung innerhalb dieses Kreises, und sein Fortleben in späteren Jahrhunderten folgt ein besonders sorgsam gearbeiteter Abschnitt über die *Milagros de Nuestra Señora*, deren 911 Strophen dann den eigentlichen Text des stattlichen Bandes bilden. Das Bleibende und das noch heute Fesselnde und ästhetisch Befriedigende der mittelalterlichen Marien-Verslegenden hat schon vor Jahrzehnten und wohl auch am treffendsten Gaston Paris zusammengefaßt, der bereits in der ersten Ausgabe seiner *Littérature française du moyen-âge* (1889) sein Urteil also formulierte: *dans ces histoires, qui ont révolté la piété plus raisonnee aussi bien que la philosophie des temps modernes, il faut reconnaître cependant un charme doux et pénétrant, une naiveté, une tendresse et une simplicité de cœur qui touchent en faisant sourire.* In der Tat vertragen diese zarten Blüten mittelalterlicher Frömmigkeit und Jenseitsminne weder die kühle Luft poetischer Theorien noch den rauhen Zugriff philosophisch-ästhetischer Wertmaßstäbe; sie wollen ganz allein und rein gefühlsmäßig beurteilt, oder besser gesagt, genossen werden. Diesen Standpunkt nimmt auch Solalinde ein, und er überträgt ihn mit Recht und gutem Geschmack auch auf seine Auffassung des mittelalterlich-spanischen Mariendichters selbst. So kommt denn eine Würdigung der dichterischen Qualitäten und Eigenheiten Berceos zustande, die bei aller zurückhaltenden Knappheit zum Besten gehört, was man bis jetzt über den frommen altkastilischen Reimer lesen kann. Auch die Textgestaltung entspricht allen Anforderungen einer neuzeitlichen Editionstechnik; denn Solalinde hat nicht nur eine verschollene Handschrift der *Milagros* glücklich aufgestöbert, sondern mit ihrer Hilfe auch den bisherigen Sánchez-Text zu reinigen, zu klären und zu bessern vermocht. Wir sehen mit froher Spannung den kommenden Bänden dieser Berceo-Ausgabe entgegen, die ohne Zweifel wesentlich dazu beitragen wird, dem alten Meister der *Milagros* und damit dem ganzen Dichterkreise des *mester de clerecí* neue Freunde zu gewinnen.

München. Ludwig Pfandl.



Verzeichnis der eingelaufenen Druckschriften.

Allgemeines.

Philological quarterly, II, 4. October 1923 [A. St. Cook: Hadrian of Africa, Italy, and England. — F. A. Wood: Greek and Latin etymologies. — K. J. Holzknecht: Theatrical billposting in the age of Elizabeth. — E. J. Bashe: Some notes on the Wade legend. — U. M. Ellis-Fermor: Studies in the 18th century stage. — E. Kuhl: Notes on Chaucer's prioress. — M. B. Evans: Traditions of the Elizabethan stage in Germany. — R. Kent: Variety and monotony in Plantine plots; Addendum]. — III, 1. Jan. 1924 [W. A. Oldfather: Locris and Early Greek civilization. — B. V. Crawford: Teaching by dialogue. — A. B. Benson: Eleven unpublished letters by F. Th. Vischer. — Ch. Young: Hints of the social drama of Dumas Fils and Augier in the plays of Scribe. — B. M. Hollowell: The Elizabethan hexametrists. — G. Watts: François Gacon and his enemies. — R. G. Gorec: Concerning repetitions in Greene's romances. — de Witt C. Croissant: A note on the egoist: or, Colley upon Cibber]. — 2 [R. House, M. Mulroney, J. Probst: Notes on the authorship of the Celestina. — C. W. Mendell: Silius the reactionary. — A. Goetze: Grundlage des geistigen Lebens in frühnhd. Zeit. — St. Williams: Macaulay's reading an literary criticism. — M. C. Baudin: Le suicide dans le dame français contemporain. — Cl. Finney: Shakespeare and Keats' *Hyperion*].

Jespersen, Otto, Logic and grammar (S. P. E., tract XVI). Oxford, Clarendon Press 1924. 23 S. [Die Logik des Instinktes, die der grammatischen Logik unterliegt, ist oft feiner als die schulmäßige Logik, wie an dem Beispielssatz 'He spends 200 a year' durch Verwandlung ins Negative gezeigt wird. Verfasser wendet sich dann zum inneren Wesen von Formenlehre und Syntax; er unterscheidet neben Form und Funktion noch ein drittes Element, nämlich natürliche oder logische Bedeutung, wofür er das Wort 'notional' vorschlägt. Zur Erklärung verwendet er den Begriff Geschlecht: '*Gender* is a grammatical i. e. a synthetic term, and *sex* denotes the natural or notional category which to some extent is behind or underlies the grammatical category of gender'. Untersucht man, wie das Französische für zwei Geschlechter, das Deutsche für drei den Ausdruck findet, so ergibt sich, daß zwischen Form und 'notion' die Syntax oder Funktion steht und wie ein Januskopf nach beiden Seiten blickt. Ebenso verhält es sich bei der Tempusbildung und Kasusbildung. Im Englischen hat sich die Sprache besonders kräftig befreit von nutzlosen Komplikationen zwischen äußerer Form und innerem Sinn. Verfasser will ausführlich darüber handeln in einem Buche 'The philosophy of grammar'.]

Report of the joint committee on grammatical nomenclature. Washington, D. C., National Education Association, 1923, 75 S.

Sievers, Eduard, Ziele und Wege der Schallanalyse, zwei Vorträge (Streitberg-Festschrift S. 67—111). Heidelberg, Winter, 1924.

Bolte, Johannes, Zeugnisse zur Geschichte der Märchen (FF communications Nr. 39). Published by the Finnish Academy of Science. Greifswald, Buchhandlung Bamberg, 1921. 69 S. [Auf die Erörterungen über Namen und Merkmale der Märchen FFC 36 folgt hier eine neue Bearbeitung der von Wilh. Grimm gesammelten Zeugnisse zu ihrer Geschichte. Als erstes wird abgedruckt das Griechische über Lamia und Kardobion, erwähnt in den Wespen des Aristophanes. Die lateinischen Zeugnisse beginnen mit Plautus, Cicero, Horaz, die germanischen mit Jordanes, Getica, c. 5: 'Nos etiam potius lectioni credimus quam fabulis anilibus consentimus'. Darauf folgt bereits ein ags.

aus Vita Guthlaci c. 1, 9: 'Non garrula matronarum deliramenta, non vanas vulgi fabulas, non ruricolarum bardigiosos vagitus imitabatur.' Verwiesen sei bei dieser Gelegenheit auf die Erwähnung der Märchengestalt 'ashe — badie' one who sits in the ashes, Ancren riwle, S. 214, deutlich unser Aschenbrödel, sowie auf die Niederschrift keltischer Märchen im 'Itinerarium Cambriae' des Giraldus Cambrensis, † 1220. Höchst wertvoll sind die Zeugnisse aus deutscher und skandinavischer Literatur, die der Sammelfleiß Boltes im folgenden beibringt; aber auch ne. und solche aus den verschiedensten romanischen Sprachen sind vertreten, bis herab zu Reinhold Köhler, dem dankbarlich das Schlußwort eingeräumt ist.]

Anderson, W., Kaiser und Abt. Die Geschichte eines Schwanks. FF communications Nr. 42. Helsinski, Academia scientiarum Fennica, 1923. VI, 449 S. [Eine Menge Fassungen in den verschiedensten Sprachen sind zusammengetragen und verglichen. Als älteste erweist sich eine jüdische, vielleicht in Ägypten, wahrscheinlich kurz vor der arabischen Eroberung entstanden. Dieser anfängliche Inhalt des Schwankes wird S. 288 erzählt: Ein König, neidisch auf den Reichtum seiner Höflinge, stellt ihnen unter Todesandrohung drei Fragen, nach der Zahl der Sterne, dem Mittelpunkt der Erde und dem Tun Gottes. Ein einfacher Mann, der mit den Höflingen die Kleider tauscht, löst die Rätselfragen, die dritte unter der Bedingung, daß ihm der König vorher Thron und Degen leiht, worauf er dem König den Kopf abschlägt und selber König wird. So blieb die Geschichte in manchen Gegenden bis zu Anfang des 20. Jh.s, in anderen aber wechselten bald die Fragen und bald die Personen. Im früh 14. Jh. werden die Höflinge durch den Abt ersetzt und der Schluß so verwandelt, daß der Antwortgeber das Amt des Abtes erhält; beide Veränderungen finden sich zuerst bei unserem Konrad Derrer und verbreiteten sich außerordentlich rasch in die Ferne. Noch zu Anfang des 14. Jh.s wurde der Abt durch einen Müller oder einen Hirten ersetzt; zu Anfang des 16. Jh.s durch einen Koch, unter dem Einfluß der Reformation durch einen Pfarrer. Als die Kugelgestalt der Erde durch die Entdeckung Amerikas unzweifelhaft wurde, änderte sich die astronomische Fragestellung. Noch etwas später entsprang die Balladenredaktion, speziell die englische vom König Johann und dem Abt von Canterbury, die dann Bürger 1784 bearbeitete. Dies die Hauptergebnisse. — Abgesehen sei von Einzelheiten, die vielleicht nicht immer so überzeugen; z. B. wenn eine Fragestellung, die bereits den englisch-lateinischen 'Gesta Romanorum' eignet, 'spätestens im Anfang des 15. Jahrhunderts' aufgetaucht sein soll, S. 387. Über die Geschichte des individuellen Schwankes hinaus geht aber Anderson, indem er S. 397 ff. allgemeine Beobachtungen über das Wechseln und Wandern solcher Volkserzählungen aufstellt. Er betont die außerordentliche Zähigkeit der Urfassung und führt sie zurück auf deren häufige Anhörung durch die frühesten Weitererzähler. Oft vermag die Erzählung aus sich selbst heraus irgendeine spätere verkehrte Ummodelung abzustoßen und durch eigene Kraft sich zu rekonstruieren — offenbar weil sie beim Urerzähler einen organischen Charakter hatte. Aber oft bewirkt auch willkürliche oder unwillkürliche Abweichung eine Doppelform, die zu vielen weiteren Doppelformen und schließlich zu einer kaleidoskopischen Veränderlichkeit führt. Ferner glaubt Anderson, daß es regelmäßig ein kulturell höher stehendes Volk ist, das eine Erzählung zu einem kulturell niedrigeren weiterreicht. Ungeheure Wasserflächen sind kein Hindernis, die gangbarsten Verkehrsstraßen die beliebtesten Märchenwege. Ungemein leicht verschmelzen endlich alte mündliche mit neuen schriftlichen Formen. — Die Arbeit die durch eine seltene Sprachenkenntnis und auch vielfach durch methodische Exaktheit imponiert, wurde großenteils zuerst russisch abgefaßt, fragmentarisch bereits 1916 in Kasan gedruckt, aber durch die Zeitstürme in unsere Sprache verschlagen, in der wir sie bestens willkommen heißen.]



Cooper, Lane, An Aristotelian theory of comedy with an adaptation of the poetics and a translation of the 'Tractatus coislinianus'. New York, Harcourt, 1922. XXI, 323 S. [Außer dem, was Aristoteles über die Komödie schrieb, ist auch der Traktatus coislinianus, Hs. 10. Jh., übersetzt.]

Ciceronis, M. T., De divinatione. Liber secundus, part II. (University of Illinois Studies VIII 3.) Urbana, Univ. Press, 1923. S. 463/656. [Was ist dem römischen Staatsmann, als er nach viel Erfahrung in persönliche Bedrängnis geriet, am Griechentum wertvoll erschienen? Darauf geben Ciceros philosophische Schriften die Antwort, und deshalb sind sie der Shak.-Zeit so wertvoll geworden. Es wäre verdienstlich, wenn gerade die Weissagungsstudien mit ihren vielen Sentenzen über Weltlauf und Willensfreiheit einmal auf ihre Benutzung in der Renaissance hin kommentiert würden.]

v. d. Osten-Sacken, Praktisches Übungsbuch der russischen Sprache, I. u. II. Stufe. Unter Berücksichtigung des Alltags- und Geschäftslebens. Leipzig, G. A. Gloeckner, 1923. 80 S.

Lermontows Werke, hg. v. Arthur Luther. Leipzig, Bibliogr. Institut, 1923. 396 S. [Die Byron-Natur dieses von schottischen Vorfahren abstammenden Russen, der im Alter von 27 Jahren durch ein Duell 1841 zugrunde ging, ist in der Einleitung kräftig betont und durch die hier abgedruckten Dichtungen klar beleuchtet. Das 'Lied vom Zaren Wasiliewitsch' bewegt sich im Romanzenton des 'Mazeppa'; im Epos vom 'Mziri', d. h. Mönch, wiederholt sich in wesentlichen Zügen die Hauptperson des 'Giour'; ein drittes Epos, 'Der Dämon', handelt von einem weltschmerzlichen, sich und andere verzehrenden Liebhaber, der auf Manfred und Kain gestimmt ist; den Prosaroman 'Ein Held seiner Zeit' verknüpfen innere Fäden mit dem 'Don Juan'; in seiner Lyrik, die voll Spott und Feuer ist, fällt ein begeisterter Anruf an den Childe-Harold-Dichter auf, und wenn L. in einem darangereihten Bekenntnis sich zugleich selbst erhärtet — 'Ich bin nicht Byron, bin ein andrer, Wie er ein weltverfolgter Wandrer, Jedoch mit einer russischen Seele' —, so liegt dies erst recht in der Art seines Meisters. Der Band erscheint besonders willkommen in dieser Zeit, die zu einem vertieften Studium unserer östlichen Nachbarn drängt. Eine Perle darin ist das türkische Märchen vom armen Sänger Aschyk Kerib und seiner treuen, rechtzeitig geretteten Braut Magul-Megeri, S. 173—182; der weitverbreitete Stoff scheint mit der Sage vom 'König Horn' zusammenzuhängen.]

Gogols Werke, hg. von Arthur Luther. Leipzig, Bibliographisches Institut, 1923. Bd. I: 481 S. Bd. II: 440 S. [Die Einleitung betont das Ukrainertum Gogols, durch das seine karikierenden Schilderungen russischer Zustände erst verständlich werden; auch sein Verhältnis zu Puschkin, der ihn zu seinen beiden Hauptwerken 'Revisor' und 'Tote Seelen' anregte. Gestorben ist Gogol, indem er sich tatsächlich zu Tode fastete, nachdem er vorher, am 12. Februar 1852, noch den fast abgeschlossenen zweiten Teil der 'Toten Seelen' verbrannt hatte. Auf den Leichenstein schrieb man ihm einen Vers von Jeremias 20, 8, der nach der kirchenslawischen Bibelübersetzung lautet: Mit meinem bitteren Worte werde ich lachen. — Von seinen Werken stehen hier im ersten Bande Ukrainische Geschichten, Petersburger Novellen und Komödien, unter den letzteren natürlich 'Der Revisor'; den ganzen zweiten Band füllen die 'Toten Seelen' mit einem Dutzend Seiten Kommentar. Luther zeigt sich in der großen Gogolliteratur sehr bewandert.]

Die Botschaft des Mahatma Gandhi, hg. von Zakir Husain und A. Ehrentreich. Berlin-Schlachtensee, Volkserzieher-Verlag, 1923. 147 S. [Wenige dürften sich Gandhis Worte so vorstellen, wie sie hier in verläßlicher Übersetzung erscheinen. Über uns sagt er S. 32: 'Deutschland suchte Europa zu beherrschen, und die Alliierten suchten das gleiche durch die Vernichtung Deutschlands zu erreichen. Europa ist um nichts besser nach Deutschlands Sturz. Die Alliierten haben sich als gerade so trügerisch, grausam, gierig

und selbstsüchtig erwiesen wie Deutschland war oder gewesen wäre. Deutschland hätte nur den scheinheiligen Humbug vermieden, den man mit den vielen Maßnahmen der Alliierten verbunden sieht.' — Von vielen englischen Gewalttaten erfährt man erst durch die Aufforderung Gandhis, sie nicht ebenfalls mit äußerer, sondern mit sittlicher Gewalt zu erwidern. In religiöser Hinsicht sagt er S. 33: 'Es ist meine feste Überzeugung, das heutige Europa verkörpere nicht den Geist Gottes oder des Christentums, sondern den Geist Satans. Und Satans Erfolge sind am größten, wenn er mit dem Namen Gottes auf den Lippen auftritt. Europa ist heute nur dem Namen nach christlich, in Wirklichkeit dient es dem Mammon ... Schon die englische Nationalhymne ist antichristlich ... Der letzte Krieg zeigte wie nichts anderes die satanische Natur der Zivilisation, die Europa heute beherrscht'. Der idealistische Inder weiß genau, was die Ölfelder Mesopotamiens für die Potentaten des Westens bedeuten. Aber Indien soll seine Zuflucht nicht zu den materiellen Waffen nehmen — es gibt andere Waffen, die auf die Dauer stärker sind. Um diese Waffen zu schmieden, wendet er sich an die Universitäten, an die Eltern, an die Jugend, die das Englische nicht bloß als Verständigungsmittel lernen, sondern daheim auch sprechen will, an die Frauen, an seine Meuchler, an seinen Gefängnisvorsteher, an den Vizekönig, an sich selber. Er erklärt es für eine Sünde, ausländisches Tuch zu tragen, und für eine Feigheit, fremde Herrschaft zu dulden. Man soll nicht töten, sondern nur selber zum Sterben bereit sein: 'Solche Menschen werden die Bewunderung einer Welt auf sich lenken.' Frankreich hat früher als wir das Erwachen Indiens studiert; die vorliegende Auslese beruht auf der Arbeit von Romain Rolland. Gandhi vertritt den Kampf des gläubigen Menschen gegen die Mechanisierung des Maschinenzeitalters; die Veröffentlichung kommt zu rechter Zeit.]

Ungarische Jahrbücher, III, 2, Juli 1923 [K. Klebelsberg, Die Universität der öffentlichen Sammlungen. — A. Solymossy, Verwandtschaft der ungarischen Volksmärchen mit den orientalischen. — B. Hóman, Geschichtliches im Nibelungenlied. — F. Eckhart, Die Handels- und Zahlungsbilanz Ungarns unter der Regierung Maria Theresias].

Szinnyei, Josef, Die Herkunft der Ungarn, ihre Sprache und Urkultur. (Ungar. Bibl., hg. von Gragger, I 1.) 2. verb. Aufl. Berlin, de Gruyter, 1923. 50 S.

Gragger, R., Eine altungarische Marienklage. (Ungarische Bibliothek I 7.) Berlin, de Gruyter, 1923. 20 S. [Die Hs. wurde 1910 in Toskana gekauft, überschrieben: 'Sermonis, XIII. Jh.', und von dem Münchener Antiquariat Rosenthal dem Deutschen Reiche angeboten, behufs Wiederherstellung der Universitätsbibliothek Löwen. Gragger beschreibt sie genau. Er entdeckte auf Blatt 134 das vorliegende ungarische Denkmal, eine Paraphrase der lateinischen Marienklage, des berühmten Planctus, der dem heiligen Bernhard von Clairvaux zugeschrieben wird; eine tüchtige, gedrängte Umgießung im Versmaß der Sequenzen. Es ist das zweitälteste bisher bekannte Denkmal des ganzen finnisch-ungarischen Sprachstammes; ein einziges, eine Leichenrede, geht ihm voran, und zwar nur um ein Jahrhundert; sonst gibt es auf diesem Gebiet nur einzelne in lateinischen Urkunden zerstreute Wörter. Es ist bisher das einzige poetische Denkmal, das die Ungarn aus der Zeit der Arpadenkönige haben. Im Faksimile und in gereinigter Umschrift ist es jetzt abgedruckt und gereicht dem Herausgeber wie seiner Sammlung zur Ehre.]

Zempléni, A., Turanian songs, legendary and historical hero-songs. Translated into English by G. A. Page. New York, Franklin Society, 1916. 176 S. Price 3 Dollars. [Der Dichter, der als Archivar im Ungarischen Bodenkreditinstitut lebt, veröffentlichte 1910 die ungarische Originalausgabe, die zuerst ins Deutsche und dann auch ins Englische übersetzt wurde. Er schildert eine phantasiegeborene Vorzeit der Madjaren in balladenartigen Kurz-



epen, denen es an kühnen Begebenheiten und kräftigen Stilmitteln nicht fehlt. Als Erzähler ist fingiert Táltos, 'a mighty Magician, Skald, sacrificial Priest, Seer and Bard of the ancient Magyars'. Die Stoffe sind geschöpft aus Radloffs Sibirischen Volksliedern, assyrisch-babylonischer Geschichte und Mythe, skandinavischer Saga, Munkácsis Sammlung von vogulischen Volksliedern, Eckehards Chronik und mancherlei heimischen Traditionen des Donaulandes, wozu noch Rhetorik und Metrik älterer Balladenliteratur und neuerer Balladennachahmer sich gesellen. Ein gewisser Herderton, der gar nicht übel getroffen ist, stellt eine äußere Einheit dar.]

Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, hg. von P. Kluckhohn und E. Rothacker. Halle, Niemeyer, 1923 I, 1 [K. Burdach, Faust und die Sorge. — Günther Müller, Studien zum Formenproblem des Minnesangs. — R. Unger, Zur Entwicklung des Problems der historischen Objektivität bis Hegel. — H. Naumann, Versuch einer Geschichte der deutschen Sprache als Geschichte des deutschen Geistes]. — I, 2 [C. Neumann, Zum Tode von Ernst Troeltsch. — G. Misch, Die Autobiographie der französischen Aristokratie des 17. Jahrhunderts. — Ludwig Wolff, Über den Stil der altgermanischen Poesie. — H. Hatzfeld, Dante und Tasso als religiöse Epiker. — H. Cysarz, Vom Geist des deutschen Literatur-Barocks. — J. Petersen, Goethes Mondlied. — Melitta Gerhard, Goethes Erleben der französischen Revolution im Spiegel der 'Natürlichen Tochter'. — E. Jenisch, Goethe und das ferne Asien]. — I, 3 [Fr. Gundolf, Grimmelshausen und der Simplicissimus. — H. Nohl, Über den metaphysischen Sinn der Kunst. — V. Klemperer, Die Arten der historischen Dichtung. — Günther Müller, Scholastikerzitate bei Tauler. — Elisabeth Blochmann, Die deutsche Volksdichtungsbewegung in Sturm und Drang und Romantik. — Mackensen, Goethe und die Rechtssprache. — Fr. Schürr, Das Wesen der Sprache und der Sinn der Sprachwissenschaft]. — I, 4 [Fr. Neumann, Walther von der Vogelweide und das Reich. — W. Stammler, Die Wurzeln des Meistergesangs. — A. Köster, Die Bühne des Hans Sachs. — Fr. Strich, Renaissance und Reformation. — E. Wechßler, Die Auseinandersetzung des deutschen Geistes mit der französischen Aufklärung (1732—1832). — K. Gerstenberg, Goethe und die italienische Landschaft. — K. Voßler, Sprechen, Gespräch und Sprache. — Eingesandte Bücher]. — II, 1, 1924 L. Olschki, Giordano Bruno. — J. Ebbinghaus, Kantinterpretation und Kantkritik. — A. Baeumker, Hegel und Kierkegaard. — H. Glockner, Zur Geschichte der neueren Philosophie. Literaturbericht 1920—23].

Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft. Festschrift für Wilhelm Streitberg von J. Friedrich, J. B. Hofmann, W. Horn, I. Iordan, G. Ipsen, H. Junker, F. Karg, C. Karstien, K. H. Meyer, V. Michels, W. Porzig, H. Reichelt, E. Sievers, F. Sommer, F. Specht, A. Walde, A. Walter, J. Weisweiler, H. Zeller. Heidelberg, C. Winters Universitätsbuchhandlung, 1924. XIX u. 683 S. 22 M.

De Saussure, F., Cours de linguistique générale p. p. Ch. Bally et A. Sechehaye avec la collaboration de A. Riedlinger. Deuxième édition. Paris, Payot, 1923. 331 S. [Die Herausgeber haben sich ein Verdienst damit erworben, uns das wichtige und bekannte Werk in einer neuen Auflage mit verschiedenen Anmerkungen versehen vorzulegen. Die Grundgedanken des Buches hat Iorgu Iordan in der Streitberg-Festschrift S. 609 ff. recht ausführlich analysiert, vgl. auch Germ.-Rom. Monatsschrift XII. 56 und für die erste Auflage Schuchardt im Literaturblatt XXXVIII. 1—13, namentlich S. 6—7.]

Voßler, K., Gesammelte Aufsätze zur Sprachphilosophie. München, Hueber, 1923. 272 S.

Otto, E., Methodik und Didaktik des neusprachlichen Unterrichts. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1921. XI u. 340 S. [Inhaltreiches,



gediegenes und zum Nachdenken anregendes Buch, welches auch derjenige Lehrer gern zu Rate ziehen wird, der über manche Einzelheiten und vielleicht selbst Grundfragen abweichenden Anschauungen huldigt.]

Neuere Sprachen.

Die Neueren Sprachen, hg. von W. Küchler und Th. Zeiger. XXXI, 4. Oktober—Dezember 1923 [An unsere Leser und Freunde. — W. Küchler, Vigny und Pascal. — K. Brunner, Amerikas 'Mittlerer Westen'. — A. Franz, Neuphilologisches aus Bayern. — Vermischtes: M. Müller, Die englische Gildenbewegung. — W. Martini, G. Michauts neue Forschungen. — E. Otto, Zur nächsten Neuphilologentagung. — Ausbau der spanischen Philologie an der Universität Hamburg. — Anzeiger]. — XXXII, 1, Januar—März 1924 [L. Schücking, Zu den Anfängen des Familienlebens in England. — Fr. Wild, Gordon Bottemleys Dramen. — H. Schmidt, Beiträge zur französischen Syntax. — Vermischtes: G. Rieder, Neuphilologisches aus Österreich. — L. Hannauer, Die germanischen und romanischen Elemente des englischen Wortschatzes. — W. Fischer, Der gegenwärtige Deutschunterricht in den Mittelschulen der Vereinigten Staaten. — L. Spitzer, Zu W. v. Wartburgs Französischem Etymologischem Wörterbuch. — W. Küchler, Drei Gedichte von Arthur Rimbaud. — W. Mulertt, Das Ateneo. — L. Faser, Lehrpläne und Wirklichkeit. — C. Riemann, Bericht über die Tagung der Lehrer des Englischen an den höheren und Mittelschulen der Provinz Hannover in Göttingen. — Anzeiger]. — XXXII, 2, April—Juni 1924 [W. Küchler, Das deutsch-französische Problem II. — Helene Richter, Lord Byron. — Fr. Clement, Die Dichtung der neuen Generation in Deutschland und Frankreich. — Th. Zeiger, Die neueren Fremdsprachen in der Neuordnung des preußischen höheren Schulwesens. — Vermischtes: J. Heß, Édouard Estaunié. — W. Küchler, Alain Fournier: Miracles. — W. Fischer, Englische und amerikanische bibliographische Hilfsmittel. — R. F. Arnold, Milton's l'Allegro deutsch. — Aug. Händel, Universitätsausbildung und Weiterbildung. — K. Stegemann, Ein Jahr Englisch als erste Fremdsprache. — Fr. Karpf, Einige Bemerkungen zur neusprachlichen Methodik. — K. König, Zur Gestaltung des fremdsprachlichen Arbeitsunterrichts. — Schmidtborn, Deutsch-spanischer Briefwechsel. — XIX. Allgemeiner Deutscher Neuphilologentag. — Anzeiger.

Bayerische Bl. f. d. Gymn.-Schulwesen, LIX, 1 [J. Popp: Kunstgeschichte und Mittelschule. — K. Muth: Franziskanische Bewegung und Renaissancekunst. — M. Hoene: Einiges über Impressionismus und Expressionismus. — A. Hartmann: Schopenhauer und Friedrich Thiersch]. — 2 [K. T. Fischer: Naturwissenschaft und humanistisches Gymnasium. — B. Stumfall: Englisch am humanistischen Gymnasium].

Literaturblatt für germ. und rom. Philologie XLIV, 9—12, Sept.-Dez. 1923 [Spitzer: Meillet, Ce que la linguistique doit aux Allemands. — Spitzer: Jespersen, Language. Its nature, development and origin. — Niedermann: Hermann, Die Sprachwissenschaft in der Schule. — Lerch: Otto, Die wissenschaftliche Forschung und die Ausgestaltung des gelehrten Unterrichts. — Lerch: Otto, Zur Grundlegung der Sprachwissenschaft. — Lerch: Otto, Methodik und Didaktik des neusprachlichen Unterrichts. — Spitzer: Brunot, La pensée et la langue. — Behaghel: Händel, Führer durch die Muttersprache. — Karstien: Ammon, Repetitorium der deutschen Sprache. — Behaghel: Seiler, Deutsche Sprichwörterkunde. — Götze: Aly, Volksmärchen, Sage und Novelle bei Herodot. — Korff: Riemer, Mitteilungen über Goethe, hg. v. A. Pollmer. — Korff: Bettinas Briefwechsel mit Goethe, hg. von Steig. — Körner: Brandt, A. W. Schlegel. Der Romantiker und die Politik. — Horn: Holthausen, Altsächsisches Elementarbuch. — Teuchert: Sarauw, Niederdeutsche Forschungen.



— De Boor: Kock, Svensk Ljud historia. — Golther: W. H. Vogt, Vatnsdocla Saga. — Golther: G. Indrebø, Sverris Saga. — Holthausen: Ritter, Beiträge zur englischen Sprachgeschichte. — Ackermann: Brown, The Stonyhurst Pageants. — Pfandl: Großmann, Spanien und das elisabethanische Drama. — v. Wartburg: Kocher, Reduplikationsbildungen im Französischen und Italienischen. — Riegler: Brügger, Les noms du roitelet en France. — Breuer: Walberg, La vie de saint Thomas le martyr par Guernes de Pont-Sainte-Maxence. — Klemperer: Neubert, Einleitung in eine kritische Ausgabe von B. de Maillels Telliamed. — Ernst: Noidier, Moi-même. Avec une introduction sur le roman personnel par J. Larat. — Wurzbach: Cohen, Ecrivains français en Hollande dans la première moitié du XVIIe s. — Streuber: Zweig, Drei Meister. Balzac, Dickens, Dostojewski. — Klemperer: Croce, Leopardi. — Klemperer: Voßler, Leopardi. — Richert, J. Hurtado].

Publications of the Mod. Lang. Association of America, XXXIX, 1, March 1924 [A. C. Baugh, N. Foerster, H. C. Lancaster, J. P. W. Crawford, D. B. Shumway: American bibliography for 1923. — R. K. Root and H. N. Russell, A planetary date for Chaucer's Troilus. — E. K. Maxfield, Chaucer and religious reform. — G. W. Landrum, Chaucer's use of the vulgate. — E. P. Kuhl, Chaucer and Aldgate. — W. Farnham, England's discovery of the Decameron. — J. K. Bonnell, Cain's jaw-bone. — W. Smith, The Earl of Essex on the stage. — M. A. Larson, The influence of Milton's Divorce tracts on Farquhar's Beaux stratagem. — J. P. Chase, Hazlitt as a critic of art. — H. Harvitt, How Henry James revised Roderick Hudson. — Appendix. — Proceedings of the Fortieth Meeting of the Mod. Lang. Assoc. of America, held at Ann Arbor, Michigan, Dec. 27, 28, 29, 1923. — Minutes of the twenty-fifth Annual Meeting of the Mod. Lang. Assoc. of the Pacific Coast, held at San Francisco, California, Nov. 30 and Dec. 1, 1923. — O. F. Emerson, The battle of the books. — The constitution of Mod. Lang. Association of America].

Mod. lang. notes, XXXIX, 2, Febr. 1924 [W. S. Hastings, An unpublished correspondence of Honoré de Balzac. — A. S. Cook, 'Beowulf' 1422. — J. M. Beatty, jr., Doctor Johnson and 'Mur'. — E. C. Knowlton, Genius as an allegorical figure. — W. H. Storer, Notes on Cyrano de Bergerac: A mythical translation of the 'Histoire comique ... de la Lune'. — A. L. Carter, Nietzsche on the art of writing. — Reviews. — Correspondence. — Brief mention]. — 3, March 1924 [Clark: A study of melancholy in Edward Young, Part I. — Kaye: Maudeville on the origin of language. — Martin: Lope de Vega's: 'El Vellocino de Oro' in relation to its sources. — Pierce: Blake and 17th century authors. — Tilley: Good drink makes good blood. — Krappe: A byzantine source of Shakespeare's 'Othello'. — Belden: 'The Jew's daughter' and the myth of Zagreus]. — 4, April 1924 [Clark: A study of melancholy in Edward Young, Part II. — Flom: Place-name tests of racial mixture in Northern England. — Braune: Die Neudrucke deutscher Literaturwerke. — W. A. Nietze: The sources of the ninth sonnet of 'Les regrets'. — Martin: The sources of Heywood's 'If you know not me, you know nobody', Part I. — Malone: King Ann in the Rök inscription. — Mabbott: A new poem by Th. Chatterton.] — 5, May 1924 [Wells: Chaucer as a literary critic. — Fichter: Notes on the chronology of Lope de Vega's 'Comedias'. — Brooks: Notes on performances of French mystery plays. — Fess: Meléndez Valdés' 'Vanidad de las Quejas del Hombre contra su Hacedor' and the Pensées of Pascal. — Greene: A new date for G. Wilkins' 'Three miseries of Barbary'].

Neuphilologische Mitteilungen, XXIV, 7/8, 1923 [H. Pipping, Professor Eduard Sievers und die Metrik der Eddalieder (S. 133). — L. Spitzer, Etymologische Miszellen: 1. Sp. garduña 'Hausmarder', 2. Ptg. caçapo, sp. gazapó 'junges Kaninchen', 3. Sp. befa, bifa, fr. biffe 'Wollstoff' und Verwandtes (S. 150). — Emil Öhmann, Das Suffix -tät im Deutschen (S. 157). — Besprechungen.

— Protokolle des Neuphilologischen Vereins. — Eingesandte Literatur; Schriftenaustausch. Mitteilungen].

Studies in philology, XX, 4, Oct. 23 [M. H. Shackford: The Magi in Florence: An aspect of the Renaissance. — M. W. Croll: Music and metrics: A reconsideration. — S. Th. Graves: Some pre-Mohock clansmen. — J. Leslie Hotson: G. Jolly, actor-manager: New light on the Restoration stage. — A. Gilbert: The outside shell of Milton's world. — J. Hinton: Notes on Walter Map's 'De nugis curialium. — Th. Graves: Some Chaucer allusions (1561—1700). — H. R. Patch and R. Menner: Bibliography of Middle English dialects. — E. Greenlaw: Recent studies in the history of thought]. — XXI, 2, April 1924 [E. S. Lyndsey, The music of the songs in Fletcher's plays. — R. A. Law, The 'Shoemaker's holiday' and 'Romeo and Juliet'. — Th. S. Graves, Ralph Crane and the King's Players. — F. M. Padelford, The allegory of Chastity in 'The Faerie Queene'. — M. E. Nicolson, Realistic elements in Spenser's style. — L. J. Bredvold, Milton and Bodin's 'Heptaplomeres'. — Th. S. Graves, Recent literature of the English renaissance].

Leuvensche bijdragen, XV, 4, 1923 [A. Carnoy, Germaansche vorsprong van de Riviernamen met — Apa. — B. M. Woodbridge, Les lionnes pauvres and les bijoux. — A. L. Corin, Lettres de J. Ernest Wagner à Jean Paul Fr. Richter, précédées d'une étude sur la genèse du 'Wilibald' de J. Ernst Wagner].

Germ.-roman. Monatsschrift, XII, 1/2, Jan./Febr. 1924 [J. B. Hofmann, Wilhelm Streitberg. — W. Bruckner, Von den Schicksalen der romanischen Sprachen auf dem Boden des alten römischen Reiches. — G. Schoppe, Englische und deutsche Wissenschaft. — Levin L. Schücking, Die Grundlagen des Richardsonschen Romans. I. — H. Urtel, Ein neues Balzacbuch. — Kleine Beiträge. — Selbstanzeigen. — Neuerscheinungen]. — 3/4, März/April 1924 [E. Hoffmann-Krayer: Otto Behaghel zum Gruß! — W. Bruckner, Von den Schicksalen der romanischen Sprachen auf dem Boden des alten römischen Reichs. II. — H. Meyer-Benfey, Lessings Faustpläne. — Levin L. Schücking, Die Grundlagen des Richardsonschen Romans. II. — H. Blech, Anklänge und Einflüsse Victor Hugos und Heinrich Heines bei Giosuè Carducci. — Kleine Beiträge. — Selbstanzeigen. — Neuerscheinungen].

Neophilologus, IX, 3, 1924 [E. C. van Bellen, Trois joueurs. — J. H. Scholte, Eine Interpretationsfrage bei Gottfried v. Straßburg. — R. Petsch, Goethes Stellung zur Unsterblichkeitsfrage. I. — W. van der Gaaf, Three remarkable infinitives. — O. B. Schlutter, Some further remarks on Toller's supplement to B.-T. — J. H. Harder, Milton, Puritan or Calvinist? — H. Brinkmann, Anfänge lateinischer Liebesdichtung im Mittelalter. II. — Varium. — Boekbesprekung. — Aankondiging van eigen werk. — Korte aankondiging. — Inhoud van tijdschriften].

The mod. lang. journal VIII, 3, Dec. 1923 [A. G Bovée, Some fallacies of formalism. — J. Ortega, Suggestions for teaching Spanish conversation and composition — Ch. E. Young, Organization and scope of the survey course in French literature. — L. M. Price, The next best thing. — J. A. Heß, Tense usage in negative clauses with depuis, voilà, il y a. — Correspondence. — Notes and news. — Reviews. — Books received]. — 6, March 1924 [E. J. Jamieson, A standardized vocabulary for elementary Spanish. — A. Coleman, The appeal of French literature — Ph. H. Churchman, Readers, writers and oralists. A problem in spezialization. — T. M. Campbell, Gerhart Hauptmann — Christian or Papan? — J. v. Horne, French reading in secondary schools, 1918—23. — Notes and news. — Reviews. — Books received]. — 7, April 1924 [M. N. Gibb, One or two practical hints to the American student at the Sorbonne. — J. v. Horne, Spanish reading in secondary schools, 1918—23. — D. H. Carnahan, Good teaching. — J. E. Spink, Utilizing the natural interests of children to motivate the study of French. — A. Schinz,



L'étude de l'histoire de la littérature française en Amérique, hier, aujourd'hui, demain. — Corrrespondence. — Notes and news. — Reviews. — Books received].

Handbuch der Literaturwissenschaft. hg. von O. Walzel unter Mitwirkung von Bethe, Fehr, Frings, Hatzfeld, Hecht, Heiß, Heusler, Hock, Kappelmacher, Keller, Klemperer, Kober, Körner, Lommatzsch, Neubert u. a. Berlin-Neubabelsberg, Athenaium, 1923—24. [Die bisher vorliegenden Lieferungen 1—14, 16—19, 21 u. 22 enthalten die engl. Lit. des 19.—20. Jh.s von Fehr bis Heft 9, die altgerm. Dichtungen von Heusler bis Heft 6, Gehalt und Gestalt von Walzel bis Heft 5, roman. Lit. des 19 — 20. Jhs. von Heiß Heft 1. Sobald einigermaßen Vollständigkeit erreicht ist, wird auf das gewichtige Werk zurückzukommen sein.]

Winkler, E., Das dichterische Kunstwerk. (Kultur und Sprache 3). Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1924. 104 S. [Ohne die geschichtliche Betrachtung abzulehnen, studiert Verfasser psychologisch den Genuß von Poesie, die dazu dienende Sprache, die Gattungen und Stilarten, auch die außerästhetischen Wirkungsmöglichkeiten der Dichtung. Niemand wird ihm vorwerfen können, daß er 'seelenlosen Rationalismus' treibe.]

Herford, C. H., Dante und Milton. (Bulletin of the J. Rylando Library, VIII, 1). Manchester, University Press, 1924. 47 S.

Germanisch.

The Journal of English and Germanic philology, XXII, 4, October 1923 [L. Bredvold, The naturalism of Donne in relation to some Renaissance traditions. — G. Howe, A probable source of Grillparzer's Sappho. — H. Jansen, Ein ungedruckter Brief Goethes. — A. M. Turner, Wordsworth and H. Coleridge. — H. Koppelmann, Romanischer Einfluß auf das Westgermanische. — Reviews. -- G. Harper: A Beatty's 'William Wordsworth: His doctrine and art in their historical relations'. — G Curme: O. Behaghels: 'Deutsche Syntax. Eine geschichtliche Darstellung. — C. v. Klenze: F. Bruns's 'Modern thought in the German lyric poets from Goethe to Dehmel. — G. Flom: S. F. Damon's and R. Hillyer's Translation 'A book of Danish verse'; F. J. Fielden's translation 'Per Hallström': Selected short stories. — A. St. Pease: F. L. Lucas' 'Seneca and Elizabethan tragedy'. -- E. Zeydel: F. Strichs 'Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit. Ein Vergleich. — D. G. Cooke: Ernst Bendz's 'O. Wilde. A retrospect' and J. Conrad, An appreciation. — P Weber: B. A. Uhlendorf's 'Charles Sealsfield'. Ethnic elements and national problems in his works]. — XXIII, 1, Jan. 1924 [H. Wocke, Briefe Rudolf Hildebrands. — O. F. Emerson, The early literary life of Sir Walter Scott. — J. C. Blankenagel. Nature in Heinrich von Kleist's Letters. — A. M. Sturtevant, Old Norse — dr from — nn + r. — E. C. Knowlton, Chaucer's Man of law. — J. Goebel, Zu R. Hildebrands hundertjährigem Geburtstag. — A. St. Cook, Aldhelm s Legal studies. -- Reviews].

Revue germanique. XIII. 4. oct.—déc. 1922 [J. A. Bertrand: Guillaume Schlegel et la France. Notes et documents. — G. Roth: Sur les imitations en vers, par Sainte-Beuve, de poèmes anglais. — A. Digeon: Une nouvelle biographie de Fielding. — Revues annuelles. — A. Favre: La poésie allemande. — P. Dhérissart: La poésie anglaise]. — XIV, 1. janvier—mars 1923 [A. Ehrhard: Bettina d'Arnim et le Prince de Pückler-Muskau. — Notes et documents. -- R. Pitrou: Une philosophie de l'expressionisme. Revue annuelle. — A. Fournier: Le roman allemand]. — 2, avril—juin [D. Saurat: La conception nouvelle de Milton. — J. Derocquigny: Notes lexicologiques. — P. Janelle: Les versions anglaises de la Bible. — R. Lalon: De Thomas de Quincey à Baudelaire. — F. C. Danchin: C Cestre, Le roman anglais et

américain]. — 3, juillet—septembre 1923 [P. Dottin: Daniel de Foe mystificateur ou Les faux mémoires de Mesnager. — F. Mossé: Chaucer et la liturgie. — Revue annuelle].

Skandinavisch.

Scandinavian studies and notes. [Publications of the Society for the Advancement of Scandinavian Study.) VII, 9, Nov. 1923 [A. M. Sturtevant: The cultural elements in Bjornson's Fiskerjœnten with special reference to Goethe's *Wilhelm Meister*. — A. H. Krappe: A folk-tale motif in the Þidreks saga]. — 10 [Index to volumes I, II, III, IV, V, VI, VII, 1923]. — VIII, 1 [H. Collitz: Old Norse Elska and the notion of love. — A. B. Benson: American appreciation of Frederica Bremer].

Niederländisch.

Pelagia: eine Legende in mittelniederländischer Sprache mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar. Akadem. Abhandlung von A. F. Winell. Halle, Niemeyer, 1922. 50 S. [Die Hs. stammt aus der Mitte des 15. Jh.s; die Legende ist in sprachlicher Hinsicht überwiegend mittelniederländisch oder hat ein niederdeutsch gefärbtes Mittelniederländisch aufzuweisen. Es ist ein anspruchsloses, aber nicht ungeschicktes Prosadenkmal; die Anmerkungen ziehen häufig den Text der lat. Quelle zur Vergleichung heran; das Glossar wird deutschen Lesern willkommen sein. Leider fehlt alle literarhistorische Einleitung.]

Deutsch.

Jahrbuch der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois (Deutsch-amerikanische Geschichtsblätter), hg. von Julius Göbel. Jahrgang 1920—21, vol. XX/XXI. University of Chicago Press, 1922. 488 S. [Der stattliche Band enthält die große Studie von B. A. Uhlendorf über Ch. Sealsfield, Auszüge aus Tagebüchern hessischer Offiziere, Protokolle des hessischen Feldpredigers G. C. Cöster; C. F. Schneider über Goethe — Herrenhut — Amerika; A. Hasenclever über Peter Hasenclever, deutscher Kaufmann des 18. Jh.s; texanisches Tagebuch von G. Dresel. Aus dem Jahresbericht der Gesellschaft geht hervor, wie stark sich ihre nicht sehr zahlreichen Mitglieder selbst besteuern, um die Geschichte des Deutschtums drüben weiter wissenschaftlich zu erforschen. 'Im Jahre 1920 waren es 103 Mitglieder, welche zusammen $ 684.25 für die Gesellschaft aufbrachten, und im Jahre 1921 führten 38 Mitglieder $ 893,25 unserer Kasse zu.' Das Mutterland wird nie vergessen, was unsere Brüder jenseits des Ozeans für unser Volkstum kulturell und wissenschaftlich leisten.]

Beyer, Oskar, Norddeutsche gotische Malerei. (Hansische Welt, hg. v. Hans Much. Nr. 5.) Mit 67 Abbildungen. Georg Westermann, Braunschweig. 48 S. [Die Vorrede handelt über die Geschichte der Gothik, die niederdeutsche Gothik im besonderen, Wandmalerei und Tafelbilder und schließt mit einem 'Ruf', der aus dieser Bilderreihe erklingt: 'Sie beweist, daß unter Kunst nur das verstanden werden darf, was pflanzenhaft aus starkem, ursprünglichem Lebensgefühl hervorgeht.' Die Originale sind meist in Hamburg, Wienhausen, Wismar, Doberan, Lübeck und Stralsund vorhanden; ein interessantes und schönes Buch.]

Wunderlich, Herm., und Reis, Hans, Der deutsche Satzbau. (Dritte, vollst. umgearb. Aufl.) I. Band. Berlin, Cotta, 1924. 469 S.

Wellander, E., Studien zum Bedeutungswandel im Deutschen. II. Teil. (Uppsala Universitets årsskrift 1923/24.) Uppsala, Lundequistska bokhandeln, 1923. 186 S.

Seiler, F., Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des Lehnwortes. VIII: Das deutsche Lehnssprichwort. Das deutsche Sagwort und anderes. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1924. 3. Teil: XII u. 362 S. — 4. Teil: 175 S.



Ammon, Hermann, Wissenschaftliche Repetitorien: R der deutschen Sprache, 80 S. — R der deutschen Literaturgeschichte (von den Anfängen bis Luther). 76 S. Berlin, de Gruyter, 1922. [Praktische Zusammenstellung in Fragen und Antworten.]

Wiegand, Julius, Geschichte der deutschen Dichtung in strenger Systematik, nach Gedanken, Stoffen und Formen, in fortgesetzten Längs- und Querschnitten. Mit Bilderanhang. H. Schaffstein, Köln a. Rh., 1922. 512 S.

Jellinek, M. H., Otfrids grammatische und metrische Bemerkungen. K. Zwiezzina zum 29. März 1924. Graz, Leuscher, 1924. 16 S.

Zallinger, Otto, Die Eheschließung im Nibelungenlied und in der Gudrun (Wiener Ak. der Wissenschaften, Sph 199/1, 24. I. 1923). Wien, Holder, 1923, 28 S. [Es wäre zu wünschen, daß Juristen sich öfters mit alten Literaturdenkmälern befaßten; denn sie haben den Philologen manches zu erklären und zu bieten. In beiden Epen ist von der alten 'traditio' als selbständigem Rechtsakt keine Spur mehr vorhanden, 'und was sich sonst da oder dort als Rest oder Reminiszenz davon erhalten hat, ist regelmäßig mit der Vermählung — Trauung! — insbesondere als Hochzeitsbrauch verbunden'. Dabei zeigen sich beide Dichter völlig vertraut mit den rechtlichen Verhältnissen ihrer Zeit und mit dem geltenden Rechtsbrauch ihrer Zeit und suchen diese Elemente getreulich abzuspiegeln, was auf ihre Standesbildung ein interessantes Licht wirft. Die Schrift bietet zu einer Menge Szenen, namentlich zwischen Siegfried und Kriemhild einen laufenden Kommentar. Aber auch das Verhältnis zwischen Gudrun und Herwig ist in weit auseinanderliegenden Teilen der Dichtung so konsequent rechtlich, daß man mit Erstaunen sieht, wie sehr im Mittelalter — wenigstens in den höfischen Kreisen — das Recht gemein bekannt war. Ob Spielmannsdichtungen sich nicht in der Regel viel phantastischer erweisen, mag der Literarhistoriker untersuchen.]

von Dam, J., Das Veldeke Problem. Groningen, Wolters, 1924. 24 S.

Singer, S., Ruodlieb. Konr. Zwierzina zum 29. März 1924. Graz, Leuschner, 1924. 23 S. [Verf. will 'aus den unklaren Vorstellungen von Spielmann, Mimus etc. herauskommen und sich die Sache lebendig machen'. Daß speziell der Waltharius dem Dichter vorschwebte, ist nicht erweisbar, aber ein 'eindrucksvolles' Erlebnis mit einem Fahrenden muß ihm den Anstoß gegeben haben. Faral soll gezeigt haben, daß die Unterschiede, die man zwischen dem Sänger von Heldenliedern und den Jongleurs anderer Sorte machen wollte, nicht zutreffen: *scop* und *histrio* hätten sich vielmehr gemischt. Die englischen Spielmannsverhältnisse sollten aber dabei mit berücksichtigt werden, denn bei den Normannen gewann der Fahrende am meisten internationales Wesen, wie aus der realistisch fundierten me. Darstellung in 'Eule und Nachtigall' zu ersehen ist.]

v. **Kraup**, C., Zu Walthers Elegie, 124, 1—125, 10. Konr. Zwierzina zum 29. März 1924. Graz, Leuschner. 1924. 13 S. [In 35 Versen liegen Nibelungenzeilen vor; die übrigen scheinen 'das Resultat einer bewußten Umarbeitung'. Als lyrische Form ist die Nibelungenstrophe vom Österreicher Kürenberg geschaffen worden, beim österr. Dichter der Nibelungen wurde sie 'zum epischen Versmaß, um schließlich beim Österr. Walther in veränderter Form wieder ins Lyrische zurückzukehren'.]

Bormann †, Karl, Die Metrik im 'Guten Gerhard des Rudolf von Ems', hg. mit Unterstützung der Akademie der Wissenschaften in Wien. Halle, M. Niemeyer, 1923. 71 S. 2 Mark.

Cysarz, H., Deutsche Barockdichtung: Renaissance, Barock, Rokoko. Leipzig, Haessel, 1924. 311 S.

Peper, W., Die lyrische Dichtung. (Der Kunstschatz deutscher Dichtung.) II. Teil. Leipzig, Teubner, 1923. 196 S.

Klopstocks Oden 1771, Götz 1773 u. a., auch Ossian und Goldsmith 'De-



serted village'. Im Anschluß an diese Gedenkschrift gibt die Druckerei auch einen gesamten Neudruck ihres Götz von 1773 heraus.]

Berger, A. E., Klopstocks Sendung. Darmstadt, Hofmann & Co. 1924. 40 S.

Funk, Heinrich, Georg Christoph Tobler der Verfasser des pseudopoetischen Hymnus 'Die Natur'. (Züricher Taschenbuch für das Jahr 1924.) Zürich, Buchdruckerei Bopp, 1923. 26 S. [Der Aufsatz 'Über die Natur' erschien Anfang 1783 als 32. Stück des Tiefurter Journals, lediglich als Fragment bezeichnet. Goethe fand ihn 1828 seiner jugendlichen Denkweise angemessen; des genaueren konnte er sich nicht mehr erinnern. So ging der schöne Prosahymnus 1833 in die Ausgabe letzter Hand über, vgl. die Weimarer Ausg. 1893, II, 11, 330. Der Verfasser ergibt sich jetzt aus Toblers Nachlaß, der noch manches Interessante zu Goethes Schweizer Beziehungen dazu bot.]

Bräuning-Oktavio, H., Eine Erinnerungsschrift 1773—1923. Mit Nachbildungen von gleichzeitigen Druckwerken aus der L. C. Wittichschen Hofbuchdruckerei Darmstadt. Darmstadt, Wittich, 1923. 30 S. und viele Faksimiles. [Voran geht die Nachbildung der Schubert-Silhouette von Goethe, dann die von Mercks Originalbild. Auf den Text folgen Nachbildungen von Titelblättern.]

Schmidt, P. E., Faust, Goethes Menschheitsdichtung. (Sammlung Kösel 100.) Verlag Kösel, München, 1923. VI u. 202 S.

Seuffert, B., Goethes Theater-Roman. [Festtagsgruß an Konr. Zwierzina. Graz, Leuschner, 1924. 44 S. [Das alte Romanbruchstück von Wilhelms Lehrjahren ist mit vielen abfälligen Bemerkungen über das Theaterwesen und Wilhelm selbst durchsetzt. Diese Tonlage zwingt aber nicht zu ironischer Auffassung, sondern ist aus dem Einfluß von Wielands 'Don Sylvio', einer Nachbildung des Don Quixote, zu erklären. Der Name Wilhelm deutet auf Shakespeare, und ebenso verhält es sich mit seinen Erlebnissen, wofür Wieland aus Rowe die Kunde vermittelte. — Rowes Shakesp.-Biogr. steht jetzt bekanntlich in deutscher Übersetzung hinter Brandls Ausgabe von Schlegel-Tieck, Leipzig, Bibl. Inst., [2]1923. Bd. 10 Anh. — Mehr Autobiographisches hat Goethe zugefügt, als man bisher gesehen hat. All das soll Ironie sein? 'Höfische Unterstützung einer stehenden Bühne wird ersehnt, die Besserung der Bühnenstücke aber gewährleistete die vorbereitete Aufführung Shakespearescher Werke.' S. 11. — Wilhelms Lebensgeschichte verläuft in die deutsche Theatergeschichte von ca. 1740—1776, indem Aurelie die Kunstaufgabe für den Helden ausspricht. Tatsächlich scheint er zu Ende des III. Buches der erwünschte Theaterdichter und -spieler zu werden; da treten die beiden sehr verschiedenen Naturkinder Mignon und Philine dazwischen, und der gemütstiefe Wilhelm läßt sich in den Alltag zerren, tritt sogar in die Truppe ein, wird dann aber auf lyrischem Wege zu höherer Dichterstufe gehoben. In der Geschichte der Aufnahme Shak.s in Deutschland verdient Seufferts Gelegenheitsschrift nicht übergangen zu werden.]

Montgomery, M., Friedrich Hölderlin and the German Neo-Hellenic movement. Part I. From the Renaissance to the Thalia-Fragment of Hölderlin's Hyperion (1794). Oxford University Press, H. Milford, London, 1923. 10 shillings 6 d net. VIII, 232 S.

Blunck, H. F., Berend Fock, Die Mär vom gottabtrünnigen Schiffer. München, Georg Müller, 1923. 312 S. Mit 7 Holzschnitten von Hans Pape. [Wie die Holzschnitte, führt der sagenhafte Stil der Erzählung Kunstmethoden des 15. Jh.s wieder ins Leben.]

Luick, Karl, Deutsche Lautlehre. Mit besonderer Berücksichtigung der Sprechweise Wiens und der österreichischen Alpenländer. 2. verb. Aufl. Leipzig u. Wien, F. Deuticke, 1923. XIV, 104 S. M. 4,60.

Sütterlin, L., Neuhochdeutsche Grammatik unter besonderer Berücksich-



tigung der neuhochdeutschen Mundarten. (Handbuch des deutschen Unterrichts an höheren Schulen, Bd. II, Teil 2.) Erste Hälfte. München, C. H. Beck-sche Verlagsbuchhandlung, O. Beck, 1924. XXII und 504 S.

Englisch.

Englische Studien. LVII, 3, 1923 [M. Cohn: Ist die Wortstellung ein brauchbares Kriterium für die Chronologie ags. Denkmäler? — Else von Schaubert: Der engl. Ursprung von Syr Gawayn and the Grene Knyȝt. — F. Wild: John Drinkwater. — Besprechungen. — H. Spies: Ekwall, On the origin and history of the unchanged plural in English. Lund und Leipzig 1912. — F. Karpf: Metger, Posies. Greifswalder Diss. Langensalza 1921. — H. Schöffler: Danielowski, Die Journale der frühen Quäker. Zweiter Beitrag zur Geschichte des modernen Romans. Berlin 1921. — F. Schönemann: Kittredge, The old farmer and his almanack. Being some observations on life and manners in New England a hundred years ago. Suggested by reading the earlier numbers of R. B. Thomas' Farmers' almanack. Together with extracts curious, instructive, and entertaining as well as a variety of miscellaneous matter. Cambridge, Harvard University Press 1920].

Anglia, XLVIII. Neue Folge XXXVI, 1. März 1924 [W. Ruprecht: F. Hemans und die englischen Beziehungen zur deutschen Literatur im ersten Drittel des 19. Jh.s. — F. Brie: Deismus und Atheismus in der englischen Renaissance. — S. J. Crawford: A Latin parallel for part of the later Genesis? — O. Schlutter: Weitere Beiträge zur ae. Wortforschung].

Beiblatt zur Anglia, XXXIV, 9, Sept. 1923 [Horn: Ekwall, Histor. ne. Laut- und Formenlehre. — Richter, Lautbildungslehre. Einführung in die Phonetik. — Liebermann: Cook, Theodore of Tarsus and Gislenus of Athens. — Mann: The Old English Physiologus, Text and prose translation by A. S. Cook. Verse translation by J. H. Pitman. — Flasdieck: J. Wright and E. M. Wright: An elementary Old English grammar. — Schröer, Grundzüge und Haupttypen der engl. Literaturgeschichte. I. Von den ältesten Zeiten bis Spenser. — Mawer, Place names and history. — Mc Clausland, The knight of curtesy and the fair lady of Faguell. — Eichler, Wortschatz und Wirtschaft im großbritannischen Kriegsenglisch. — Ehlers, Farbige Worte im England der Kriegszeit. — Landor, Erdichtete Gespräche. Deutsch von E. v. Schorn. — The year's work in English studies 1919—20, ed. for the English Association by Sir Sidney Lee. — Flasdieck, Zu ae. *onȝean* u. ä.] — 10, Okt. 1923 [Förster: Hubbard, The first quarto edition of Shakespeare's Hamlet. — Osterberg, Studier over Hamlet-Teksterne I. — Mutschmann: Bordukat, Die Abgrenzung zwischen Vers und Prosa in den Dramen Shakespeares. — Caro: von Ingersleben, Das Elisabethanische Ideal der Ehefrau bei Overbury. — The mediæval attitude toward astrology, particularly in England, by Th. O. Wedel. — Liljegren: Cooper, A concordance of the Latin, Greek, and Italian poems of John Milton].

English studies VI, 1, Febr. 1924 [F. J. Hopman: Byron, I., Some personal characteristics. — G. Langenfelt: H. Logeman, Danskers in Paris. — Notes and news. — Translation. — Points of modern English syntax. — Reviews. — Bibliography]. — 2, April 1924 [F. J. Hopman: Byron, II., Some characteristics of his poetry. — Notes and news. — Translation. — Reviews. — Bibliography].

Ekwall, Eilert, Historische neuenglische Laut- und Formenlehre. Zweite Aufl. (Sammlung Göschen 735.) Berlin, de Gruyter, 1922. 150 S.

Gepp, Edw., An Essex dialect dictionary. 2. ed. London, Routledge, 1923. [Die 2. Aufl. des Archiv 145, S. 297 f. angezeigten Buches 'A contribution to an Essex dialect dictionary'. Aus dem schmächtigen Büchlein ist durch Aufnahme des in den verschiedenen Nachträgen in der Essex Review veröffentlichten und sonstigen neuen Wortmaterials ein stattlicher Band von

198 Seiten geworden. In der Anlage des Buches wurde nichts geändert. Als Anhang ist der Aufsatz über Vorkommen von Wörtern des Dialektes in Essex in amerikanischen Dialektwerken, ein Aufsatz über 'Rustic Humor' und Horns Besprechung des Werkes im Beiblatt zur Anglia, Februar 1922, aufgenommen. K. Brunner.]

Beowulf, a new verse translation for fire-side and class-room by W. E. Leonard. With comments and word-list. New York, The Century Co., 1923. XXVIII u. 153 S. [Das alte Nationalepos soll jungen Angelsachsen mundgerecht werden: dies ist deutlich das Ziel des geschmackvollen Büchleins, das an Volksballaden, Kinderreime und *chap-books* anknüpft. Der Dichter gilt für eine anonyme, aber einheitliche Persönlichkeit um 750: er kannte nicht bloß die Bibel, sondern auch 'perhaps some Latin books like Vergil'; aber sein Herz hing an älterer Heldendichtung, und möglichst häufig zog er sie herein. Sein Versmaß zu erklären, wird Leonard nicht leicht. Wie zum Ersatz schob er einige Abbildungen ein, um die Kultur jener Zeit zu erläutern: ein Vikingerboot, einen Helm, eine Schwerthilze, auch einen Plan der Völkerschaften zwischen Rheinmündung und Schweden und Durchschnitte der Halle Heorot. Die Übersetzung selber erinnert an die Modernisierungen altdeutscher Heldenepen von Kralik, denn die Verse sind gereimt, und ihr Rhythmus nähert sich einem System von zweiteiligen Versen mit je 3—4 Füßen, wie eine Probe aus dem Anhang zeigen mag:

What ho! We've heard the glory of Spear-Danes, clansmen-kings,
Their deeds of olden story — how fought the aethelings!
Often Scyld Scefing reft his foemen all,
Reft the tribes at wassail of bench and mead in hall.
Smote the jarls with terror; gat good recompense
For that he came a foundling, a child with no defense:
He waxed beneath the welkin, grew in honors great,
Till each and every people, of those around who sate
Off beyond the whale-road, to him was underling,
To him must tender toll-free. Thas was a goodly King!]

Cook, Alb. St., Hadrian of Africa, Italy and England. (Philolog. quart. II [1923] 241—58.) [Verf. sucht aus Verbindung der spärlichen Überlieferung mit den kulturlichen Hintergründen die Lebensdaten jenes Begleiters des Theodor von Tarsus zum Erzstuhl von Canterbury zu erschließen, der den Geist der Englischen Kirche im 7. Jh. bedeutend beeinflußte. Das Kloster, wo Hadrian bei Neapel Abt war, hält auch Cook für Nisida; dorther, meint Morin, brachte Hadrian die neapolitanische Vorlage des Lindisfarner Evangeliars hinüber. Hadrian scheint wohl in Tunesien um 625 geboren; vermutlich römischer Herkunft (? Gründe gegen griechische aus Namen und Orthodoxie entscheiden nicht). Afrika bot Möglichkeit der Bildung auch im Griechischen, teilweise dank der Regierung durch Byzanz. Er wanderte aus wohl infolge des Arabersieges 647 (? Beda hätte den Grund des Glaubens für die Auswanderung wohl erwähnt). Vielleicht nahm er 649 an Martins I. Konzil gegen die Monotheleten teil. Die Reise ging von Rom nach Genua und Marseille vielleicht zu Schiff. Hadrians Verhaftung durch Hausmeier Ebrvin, als eines möglichen Unterhändlers für Byzanz mit England, zum Schaden der Franken, 668, hing vielleicht zusammen (?) mit fränkischem Anspruch auf Superiorität über England (der mir nicht erwiesen scheint) sowie mit dem Gegensatz der Festland-Sachsen und (?) ihres skandinavischen Nachbars 515 (?) zu den Franken. F. L.]

Laȝamon's Brut: selections ed. with introduction, glossary, notes by Joseph Hall. Oxford, Clarendon Press, 1924. XX, 150 S. [Abgedruckt werden 1885 Verse, nämlich der Anfang, die Lear-Geschichte, die Einnahme Roms durch Brennus und Belinus, Stonehenge, die Jagd des Childris, die Runde



Tafel und Arthurs Traum, die Einnahme von Cirencester, Cadwalader. Die sachlichen Anmerkungen sind vernünftig, das Glossar willkommen, die Textbehandlung aber merkwürdig: die Schreibung der älteren Hs. ist in kühner Weise normalisiert, so daß wenige Zeichen unverändert blieben. Es wird schwer sein, die Normalisierung auch nur einigermaßen zu rechtfertigen. Überdies ist sie keineswegs folgerichtig durchgeführt. Unmöglich kann man danach zitieren.]

Wallenberg, J. K., The vocabulary of Dan Michel's 'Ayenbite of inwyt', a phonological, morphological etymological, semasiological and textual study. Uppsala. Appelbergs Bocktryckeri, 1923. XVIII und 347 S. [Eine sehr nützliche Ergänzung zu jedem mittelenglischen Wörterbuch.]

Hittmair, R., Das Zeitwort *do* in Chaucers Prosa. (Wiener Beitr. 51.) Wien, Braumüller, 1923. 127 S. [Die Untersuchung hält mehr, als ihr Titel verspricht. Sie geht nicht auf den zufälligen *do*-Bestand etlicher Einzeldenkmäler, sondern auf alle inneren Aufgaben und Leistungen der Partikel in der engl. Syntax, wie diese bei dem me. Hauptdichter sich zeigt. Kühn hält sich Verf. an die logischen Kategorien, die mittelst *do* zum Ausdruck gelangen, wobei er von Murrays Gruppierung im Oxford Dict. ausgeht. Besondere Aufmerksamkeit widmet er dem umschreibenden *do*, das er bis zu Alfred zurück und bis zu Walton herab verfolgt. Als Parallelen zu Chaucers Boethius studiert er schließlich noch die späteren englischen Übersetzungen desselben Denkmals bis zu Elisabeth. Es ist eine gedankenhafte, sorgfältige Arbeit, die auf nicht gewöhnliche Weise eindringt.]

Die me. Umdichtung von Boccaccios 'De claris mulieribus' nebst der lateinischen Vorlage zum erstenmal vollständig hg. v. G. Schleich (Palaestra 144.) Berlin, Mayer & Müller, 1924. IV, 139 S. [Überlieferung. Me. und lat. Text. Quelle, Sprache, Versbau, Anmerkungen, Namenverzeichnis.]

Pecock, Reginald, The folewer of the Donet, now first ed. from Brit. Mus. Roy. Ms. 17 D. IX, with an introduction on Pecock's language and style by Elsie Vaughan Hitchcock. (E. E. T. S. 164.) London, H. Milford, 1924. LXXX u. 263 S. [Diese Abhandlung über Glaube, Tugend und Leidenschaft mit einem interessanten Kapitel über Aristoteles wurde in Prosa geschrieben c. 1463—64. Aus der Einleitung ist eine Reihe guter stilistischer Beobachtungen hervorzuheben].

Englische und nordamerikanische Volkslieder, ausgewählt, übersetzt und mit Benutzung der besten Bearbeitungen hg. von H. Möller. (Das Lied der Völker, 3.) Mainz, Schott's Söhne, 1924. 63 S. [Dreißig populäre Lieder mit englischem und deutschem Text samt Pianonoten sind abgedruckt, und gern erführe man dazu die Quellen.]

Schirmer, Walter, Antike, Renaissance und Puritanismus, eine Studie zur englischen Literaturgeschichte des 16. und 17. Jh.s. München, Hueber, 1924. 233 S. [Der Begriff Puritanismus ist sehr weit gefaßt, nicht als eine feste Gemeinschaft gewisser Kirchen, sondern als eine lose Richtung im religiösen Leben; darum handelt Verfasser auch über dessen Verhältnis zu Wiclif; vielleicht hätte es sogar schon vorher innerhalb der alten Kirche eine solche Neigung zu Zeiten gegeben. Das erste Kapitel beschäftigt sich mit der Verwendung der klassischen Mythologie, und zwar im Hinblick auf Lyly und Shakespeare. Vielleicht war Spencer noch mythenfroher als die beiden, und auch puritanischer. Wie sich Milton zu alten Wundergestalten verhielt, ergibt sich am merkwürdigsten aus seiner ags. Geschichte, wo er die Fabeln des Galfrid nacherzählt, nach dem Muster des Livius, weil er sie als erziehlich faßt. Das zweite Kapitel gilt der Auseinandersetzung des humanistischen Geistes mit dem puritanischen. Verf. kommt dabei zu dem Ergebnis, daß der Humanismus an den Renaissanceelementen der englischen Literatur nur geringen Anteil habe. Der Puritanismus mit seiner Gleichgültigkeit und oft sogar Feindseligkeit gegen das Schöne dürfte noch weniger Förderung ge-

bracht haben; doch ist dies bei so allgemeiner Betrachtungsweise schwer zu erweisen. Das dritte Kapitel gilt der antiken und christlichen Kultur, das vierte dem Puritanismus und Drama, das fünfte der puritanischen Literatur überhaupt; wobei ihre literarische Geringwertigkeit klar zutage tritt. Verf. hat viel gelesen und auch nicht wenig gedacht; seine Fragestellung ist oft anregend; bei der Ausführung ist er von pedantischer Geschlossenheit der Komposition sehr weit entfernt]

Witherspoon, A. M., The influence of R. Garnier on Elizabethan drama. (Yale stud. 65.) New Haven, Yale Univ. Press, 1924. 197 S. [Garnier war ein anderer als Seneca: persönlicher, wärmer, lyrischer und auch mit einem politischen Sinn für die Gegenwart. Deshalb gefiel er einer literarischen Engländerin, Sidneys Schwester, besser als sein lateinisches Vorbild, und wieviel die Frauen im Schrifttum der Elisabethzeit bedeuteten, wird S. 69 f. ausführlich gezeigt. Ihre Übersetzung von Garniers 'Antonie' verrät diesen Geschmack durch die Abweichungen im Wortlaut. Kyd, der schon in der 'Span. Trag.' aus demselben franz. Stück geschöpft hatte — S. 109 —, übertrug die 'Cornelie' noch freier. Daniel schrieb in seiner 'Cleopatra' ein Gegenstück zu 'Antonie'; seine Leistung ist die wertvollste; er hat aber die Fassung von 1594 nochmals durchgearbeitet, mit vielen Personen vermehrt und dann als halbromantisches Trauerspiel 1607 nochmals erscheinen lassen. Aus der Zeit vor 1600 kommt noch Brandons 'Octavia' zur Sprache, aus der späteren die Dramen von Fulke Greville und William Alexander, sowie Daniels 'Philotas'; statt des Lyrikers lebt in ihnen der Politiker Garnier stärker fort. Im ganzen ist die klassizistische Richtung des Franzosen in England auf ein Dutzend Stücke beschränkt und übte, weil nur von einer Coterie und durch theoretische Erwägungen hervorgerufen, auf das Haupttheaterleben an der Themse keinen nachhaltigen Einfluß.]

Förster, Max, Zum Jubiläum der Shakespeare-Folio. Mit 11 Bildern. (Zs. für Bücherfreunde, N. F. XVI, S. 53—64.) 1924. [Die Bilder betreffen. 1. Eintragung der ersten Shakespeare-Folio in das Register der Londoner Buchhändlergilde. 2. Das Porträt vor der ersten Folio. 3. Das angebliche Ölporträt von 1608. 4. Autogramm von Ben Jonsons 'Masque of Queenes' 1609. 5. Shakespeares Unterschrift unter seiner Zeugenaussage im Mountjoy-Prozeß 1612 und unter der Ankaufsurkunde seines Blackfriarshauses. 6. Quineys Brief an Shakespeare 1598. 7. Eine Schriftprobe der vierten Einlage in Monday's 'Sir Thomas More', mit der Bemerkung 'Wahrscheinlich von Shakespeare's Hand'. 8./9. Titelblätter des 'Merchant of Venice' 1600 und 'Pericles' 1619, übereinandergesetzt. 10./11. Eine Textprobe aus den 'Prophesies of the ten Sibilles', geschrieben und in Brights Stenographie übertragen. Der Text setzt auseinander, wohin zurzeit die gelehrten Ansichten über die Druckvorgänge bei der Folio 1623 gehen, und betont mit triftigen Gründen die Möglichkeit, daß die Quartos teilweise durch stenographische Aufzeichnung entstanden. Ziemlich sicher wurde die Folio auf Papier aus der Fabrik eines Deutschen. namens Johann Spielmann gedruckt.]

Graves, Th. S., Jonson in the jest books. (Manley anniversary studies in language and litterature, S. 127—139.) Chapel Hill, University of North-Carolina, 1923. [Als 'composer of extemporal verse' lebte Jonson im Gedächtnis der Londoner durch das ganze 18. Jh. fort. Gesammelt wurden seine 'jests' zuerst um 1730; sie wuchsen in den folgenden Ausgaben, von denen Verf. die von 1760 und 1761 einsehen konnte: das ist von vornherein mißlich für ihre Glaubwürdigkeit. Man kann aus ihnen mit Sicherheit nur ersehen, was man Jonson in dieser späten Zeit noch zutraute, und nicht viel besser wird es sich mit den Shakespeare-Anekdoten der Garrick-Periode verhalten. Witzig sind sie genug; an den Erzbischof von Canterbury, der an Jonson ein Fischgericht gesendet haben soll, aber ohne Begleittropfen, richtete er angeblich die Dankverse: 'In a dish came fish — From the Arch Bish —



Hop was not there — Because there was no Beer'. — Vom feinen Theaterkenner Graves sind noch andere Artikel da und dort erschienen, die uns selbst in den besten Bibliotheken nicht zugänglich sind, z. B. über 'Organized applause' in 'The South Atlantic quarterly' XIX, S. 235—248, Juli 1920; sie verdienten gesammelt zu werden.]

Barnouw, A. J., Echoes of the Pilgrim Fathers' speech. (Mededeelingen d. K. Akademie d. Wet, Deel 55, Serie A, Nr. 6. 51 S. = S. 139—189.) Amsterdam 1923. [Aus den 'Leyden documents relating to the Pilgrim Fathers', hg. von Plooy und Harris, werden die holländischen Umschriften englischer Eigennamen herausgehoben, um die damalige Aussprache zu studieren.]

Mutschmann, H., Milton's eyesight and the chronology of his works. (Acta et commentationes Universitatis Dorpatensis B V. 1). Tartu-Dorpat 1924. 50 S. [Drei Perioden im Leben des Dichters werden nach dem Verlauf seiner Augenkrankheit unterschieden: 1. bis 1644, wo sein Leiden begann, 2. bis 1652, wo es bis zur Blindheit sich steigerte, 3. die Jahre der Lichtlosigkeit bis zu seinem Tode 1674. Wie dies wachsende Versagen des körperlichen Auges auf die Phantasietätigkeit Miltons wirkte, wird eingehend untersucht. Hat es sein Gestalten wirklich im Wesen beeinflußt? Konnte er als Sehender das nirgends sichtbare Paradies oder die höchst anschaulich gemalten Folgen der Erbsünde viel anders darstellen? Immerhin verlohnt es sich, bei einem solchen Dichter die wechselnden Aussprüche über Licht und Farbe zu verfolgen.]

Sägesser, A., John Hoole, his life and his tragedies. Diss. Bern, Fischer-Lehmann, 1922. 61 S. [Hoole lebte 1727—1803 in London als Sohn eines Uhrmachers, der ihm eine gute Bildung vermittelte, und diente dann als clerk in der Ostindischen Gesellschaft. Da sein Vater als Mechaniker im Covent Garden Theatre beschäftigt war, genoß er freien Eintritt, sogar zu den Proben. Er übersetzte Tassos 'Befreites Jerusalem' 1763, die Werke von Metastasio 1767 und teilweise Ariost 1773 und schrieb selber drei Tragödien: Cyrus 1767, Timanthes 1770 nach Stücken von Metastasio und Cleonice 1774 nach einem Roman der Mrs. Behn. Hoole gehörte zum Kreise des Dr. Samuel Johnson und wurde von ihm auffällig gelobt. — Die vorliegende Untersuchung ist wesentlich eine Vergleichung dieser drei Stücke mit den Quellen.]

Secord, A. W., Studies in the narrative method of Defoe. (University of Illinois studies in language and litterature, IX 1.) Urbana, University of Illinois Press 1924. 248 S. [Ausgehend von den Dissertationen Wackwitz 1909 und Günther 1909 forscht Verf. nach weiteren Quellen für 'Robinson Crusoe'. Es kommt ihm nicht so sehr auf Kunstformen und Kulturgedanken an als vielmehr auf Wirklichkeitsangaben. Die von Selkirk gebotenen waren für Defoe ohne Zweifel in erster Linie maßgebend. Aber auch was Robert Knox als Gefangener auf der Insel Ceylon erlebte und 1681 drucken ließ, übte auf ihn Einfluß. Die allgemeine Vorliebe für maritime Reisebeschreibungen in jener Zeit wird umsichtig auseinandergesetzt. Auch auf eine frühere Darstellung von Defoe selbst, 'The storm 1704', ist geachtet. Im ganzen flossen eine Menge Realbeobachtungen aus Übersee in Defoe zusammen und bestimmten halb zufällig seine Leistung — weit über sein Planen und Erwarten hinaus. Ähnlich verfolgt Verf. die Entstehung von Defoes minderbekannten Geschichten 'Singleton' und 'Carleton'.

Moesch, V., Naturschau und Naturgefühl in den Romanen der Mrs. Radcliffe und in der zeitgenössischen englischen Reiseliteratur. Freiburg i. B., Caritasdruckerei 1924. 108 S.

Liptzin, Solomon, Shelley in Germany. New York, Columbia Press, 1924. 97 S. [Früher als in England ist Shelley auf deutschem Boden anerkannt worden. Kotzebue interessierte sich schon 1814 für das kaum ein Jahr vorher erschienene Epos 'Queen Mab' und brachte von der Tragödie 'Cenci'

ausführliche Anzeigen sowohl in seinem 'Literarischen Wochenblatt' als in seinem 'Morgenblatt für gebildete Stände' 1920. Im allgemeinen wurde allerdings Shelley von Byron mächtig überschattet; das erklärt einen kühlen Ausspruch von Goethe — 'perverse misdirection of powers' —, dessen Aufmerksamkeit durch Henry Crabbe Robinson 1829 auf Shelley gelenkt war. Das junge Deutschland beschäftigte sich dann lebhaft mit der Persönlichkeit und den Liebesabenteuern des Engländers, mehr noch als mit seinen ästhetischen oder politischen Leistungen: Kühne, Gutzkow, Laube, Mundt. Seit 1837 gab es deutsche Übersetzungen, zuerst von 'Cenci'. In den vierziger Jahren kann man geradezu von einer Shelley-Mode sprechen, bei Geibel, Hebbel, Willkomm, Herwegh, Meißner, Hartmann, Gottschall. Zum Helden eines Romans machte ihn Wilhelm Hamm 1858, der sonst über Landwirtschaft schrieb, hier aber das Liebesverhältnis mit Emilia Viviani aus 'Epipsychidion' mit Leidenschaft darstellte: Emilia wird von ihren Verwandten in ein Kloster gesteckt, der Dichter verwundet und schließlich lebensüberdrüssig. Erst in den sechziger Jahren nahmen unsere Schriftsteller den Byronfreund kühler, und jetzt stellte sich alsbald die aufblühende Anglistik mit Forschungsarbeiten ein. Ein Shelleystück von 1876, verfaßt von dem wohlbekannten Theaterleiter Emil Clar in Frankfurt a. M., beschäftigte sich noch mit seinem politischen Treiben; in 5 Akten begeistert er zuerst die Menge für seine Ideale, wird dann durch die Priester bei Hof verleumdet, muß in die Verbannung gehen und von den Kindern sich trennen, und ist empört darüber, daß seine Frau aus Mutterliebe mit den tyrannischen Gegnern einen halben Frieden schloß; weltschmerzlich sucht er den Tod. — Die Studie ist mit viel Belesenheit und nicht zuviel Worten gemacht und gewährt ein klares Bild.]

Kellner, L, Die englische Literatur der neuesten Zeit von Dickens bis Shaw. 2., wesentlich veränderte Aufl. der 'Englischen Literatur im Zeitalter der Königin Victoria'. Leipzig, Tauchnitz, 1921. 402 S. [Resigniert verkündet das Vorwort: dem Verfasser habe sich bei wachsender Entfernung von seinen Autoren die Notwendigkeit aufgedrängt, einige Kapitel zu erweitern, andere zu kürzen: 'Die Kürzungen habe ich vorgenommen ..., auf die Erweiterungen mußte ich verzichten'; das Buch wäre sonst unerschwinglich geworden. Tatsächlich sind weggefallen der Paragraph der Einl. II C 'Geschichtschreibung' und die Kapitel III 'J. L. Mill', IV 'Macaulay', IX 'Newman und die Oxforder Bewegung', XVI 'Tupper', XVIII 'Borrow', leider auch XXc 'Herbert Spencer und der Entwicklungsgedanke'. Die Aufzählung der Werke schließt bei Hardy 1904, bei Kipling 1906, bei Shaw 1917. Das Register umfaßte früher über 30, jetzt nur noch 5, allerdings eng gedruckte Seiten; zum Glück ist es unvollständig. Nach dem Inhaltsverzeichnis ist im Anhang zu Hardy auch über Hall Caine, O. Schreiner, J. Zangwill und M. Maartens gehandelt, sie fehlen aber im Text und im Register vollständig. Hat etwa eine andere Hand als Kellner die Kürzungen vorgenommen?]

Dickens, Charles, A Christmas carol in prose. Complete text, edited with explanatory notes (24 S.) by F. Fiedler. (Flemmings Sammlung englischer und französischer Schriftsteller.) 79. Bd.: Ausg. B. C. Flemming & C. T. Wiskott, Berlin W 50, 1921. 83 S. [Die Anmerkungen handeln über die Geschichte von Weihnachten in England, die Namengebung bei Dickens, amtlichen Totenmeldungen, Arbeitshäuser und Tretmühle, Citybehörden und deren Abzeichen, Tanzgebräuche, kurz die Realien, die zum Verständnis der Dichtung nötig sind, und zwar in sehr eingehender Weise, dagegen ist auf umständliche Worterklärung, wie sie jedes bessere Wörterbuch bietet, mit Recht verzichtet.]

Boyd, A., A new angle on the Drood mytery. (Washington University studies IX, 1. 35—85.) Washington 1922. [Es handelt sich um einen unausgeführten Romanentwurf von Dickens in der Art der Mrs. Radcliffe.]

Pyre, G. F. A., The formation of Tennyson's style. A study, primarily,

of the versification of the early poems. (University of Wisconsin Studies in language and literature. Number 12.) Madison 1921. 251 S. [Nach Coleridge gehört 'a delight in verbal melody' und eine Fähigkeit, sie hervorzurufen, zu den Hauptanlagen des Dichters: 'The sense of musical delight, with the power of producing it is a gift of imagination.' Tennyson hatte diesen musikalischen Sinn; Meister Joachim, der ihm und Browning oft vorspielte, sagte: Browning war ein exakter Kenner in musikalischen Dingen und mit vielen altitalienischen Komponisten vertraut, von denen ich nie den Namen gehört hatte, aber die Musik kommt in seinen Versen nicht heraus, während sie bei Tennyson klingt und singt, obwohl er für die Leistungen der Geige und Stimme nur ein allgemeines Gefühl besaß. Pyre hat sich die Aufgabe gestellt, das Wesen und Wachsen dieser rhythmischen Kunst zu ergründen. Mit reichlichem Eifer beginnt er seine metrischen Eigentümlichkeiten in den Jugendgedichten, sogar im Wortlaut der verschollenen Originalausgaben zu enthüllen. Er achtet auf die verschiedenen Einzelheiten der Verschleifung, Inversion, überzähligen Silben, Pausen usw., wie sie Schipper unterschieden hatte. Er fragt bei späteren Änderungen der Gedichte, welcher metrische Fortschritt darin sich zeigt. Er glaubt, zwischen Miltonischem, Byronischem und Shelleyischem Blankvers sondern zu können, bei aller Dankbarkeit für seine Zahlen und Tabellen kann man aber doch das eigentliche Geheimnis rhythmischer Rede nicht recht ersehen. In einem Anhang handelt er über Tennysons Lieblingswörter und über die Herkunft des Metrums in 'Locksley Hall': es sei nicht aus Browning geschöpft, sondern eher von Browning nachgeahmt, sowie auch andere neuere Dichter, z. B. Mrs. Browning, es von Tennyson entlehnt hätten.]

Die Briefe Richard Monckton Milnes' ersten Barons Houghton an Varnhagen von Ense (1844—54). Mit einer literarhistorischen Einleitung und Anmerkungen hg. von W. Fischer. (Angl. Forschungen, 57.) Heidelberg, C. Winter, 1922. IX, 178 S. [Die Einleitung war bereits als Habilitationsschrift geschrieben; als zweiter Teil folgen jetzt die Briefe selbst. Sie erstrecken sich von 1844—59 und handeln überwiegend von politischen und persönlichen Dingen. Getragen von der liberalen Bewegung jener Jahre verraten sie eine freundliche Interessenahme an Berliner Begebenheiten und Bestrebungen. Beigefügt ist ein sorgsamer Kommentar. Zum Interessantesten gehören die Urteile des Lords über Carlyle, über A. v. Humboldt und seine Gleichgültigkeit gegenüber dem nach London geflohenen armen Freiligrath, über Bulwer und die Unmoral seiner Lukrezia, die seine Wahl ins Parlament verhindern werde, über Kingsleys 'Alton Locke' als die seltsame sozialistische Verirrung eines anglikanischen Geistlichen, und über Tennysons eitlen Traum vor der Ernennung zum Hofdichter. Wie anders man damals in den besten englischen Kreisen über die Deutschen dachte! Der Name Goethe kommt in den Briefen nicht vor; Literatur ist für Lord Milnes noch nicht ein Machtmittel, sondern nur ein Vergnügungsgebiet für einen vornehmen Herrn, der im allgemeinen Gewichtigeres zu tun hat.]

Collection of British and American authors, Tauchnitz edition:

Vol. 4598. Wells, H. G., A short history of the world. 270 S.
„ 4600. Wells, H. G., Men like gods. 289 S.
„ 4601. Wallace, E., Chick. 296 S.
„ 4604. Jerome, J. K., Anthony John. 285 S.
„ 4607. Thurston, E. Temple, The miracle. 336 S.
„ 4609. Goldring, D., Nobody knows. 264 S.
„ 4611. Vachell, H. Annesley, The yard. 302 S.
„ 4613. Bennett, A., How to make the best of life. 259 S.
„ 4614. Galsworthy, J., Captures. 288 S.
„ 4615. Hichens, R., The last time. 303 S.
„ 4616. Walpole, H., Jeremy and Hamlet. 261 S.

Vol. 4617. Lewis, Sinclair, Our Mr. Wren. 286 S.
„ 4618. Ridge, W. Pett, The lunch backet. 272 S.
„ 4621. Conrad, J., The rover. 292 S.
„ 4622. Bennett, A., Riceyman steps 338 S.
„ 4628. Macaulay, R., Told by an idiot. 319 S.
„ 4629. Kaye-Smith, Sh., The end of the house of Alard. 366 S.

Poetry, a magazine of verse, XXIII, 1—6, Okt. 1923—März 1924. 348 S., XXIV, 1—2, April—Mai 1924. 114 S. Chicago, 232 East Erie St., Harriet Monroe. [Jeden Monat flattert seit 12 Jahren ein Heftchen von vier Bogen mit grünem Umschlag aus der fabrikreichen Großstadt am Eriesee in die Welt hinaus, um ihr neuartige Poesie zu spenden: lose in der Form, rhythmisch hingehaucht, dabei packend in der Stimmung; denn die Probleme der Wirklichkeit werden trotz möglichster Schlichtheit des Ausdrucks durch ein phantasievolles Auge geschaut. Amerikanische Umwelt ist bevorzugt; aber auch England, Frankreich, die Mittelmeerländer, Rußland, selbst China kommen zu Ehren, nur das traurige, in sich zerspellte Deutschland hat keinen Reiz mehr. Ein Kreis von Menschen soll geschaffen und warm gehalten werden, dem die Schönheit des Wortes ein Lebensbedürfnis, fast etwas Heiliges ist: darin besteht das Bedeutsame dieser Zeitschrift für echte Liebhaber, und ihre Wirkung ist fühlbar. Wohl die Mehrzahl der hier gedruckten Gedichte rührt von Frauen her, was ein gutes Zukunftsversprechen sein dürfte. Dazu treten Anzeigen und gelegentlich auch freie Artikel der Verfasserin, die sich nicht bloß als die Begründerin, sondern als die einzige Besitzerin des idealistischen Unternehmens kundgibt. Interessant ist ihr Bericht über eine Reise nach England in der Oktobernummer: wie in einem Tempel kam sich Harriet Monroe in dem Londoner Kreise vor, wo ihr gleichgestimmte Autoren eigene Dichtungen vortrugen — soviel alte feine Kultur war ringsum aufgehäuft. Sie sah Galsworthy und beschreibt ihn: 'a typical English aristocrat he seems, whose distinguished manner and address hinted at a formidable talent for affairs which should land him in the cabinet of the House of Lords'. Sie hat den Eindruck, daß der britische König wohl der letzte sein wird zum Abdanken, obwohl das oligarchische System der Gesellschaft durch den Weltkrieg schon einige Sprünge erlitten habe. Rascher noch, hofft sie, werde der Lorbeer der Poesie sich ins demokratische Amerika verpflanzen lassen, wenn nicht gar in das bolschewistische Rußland: 'I am darkly ignorant of Russia, but in England I have found no such evidence of athletic sincerity in artistic experiment, of vitality and variety and — yes — beauty, in artistic archievement, as I get from the poets of our own land.' — In der Mainummer fällt ein sehr einsichtiger Artikel über Byron auf, worin auch dessen Realsinn anerkannt wird, den bereits Disraeli hervorgehoben hatte. Hierin wenigstens scheint amerikanischer Geschmack bereits dem englischen voranzugehen.]

American poets, an anthology of contemporary verse. By Leonora Speyer. München, Kurt Wolff, 1924. 133 S. Die Sammlung ist willkommen; denn sie hat uns mit einer frischen, wenn auch mehr kunstmäßigen als volkstümlichen Bewegung bekannt zu machen. Vertreten sind besonders Bodenheim, Dickinson, Kreymborg, Moody; das längste Gedicht — über die beiden Schächer am Kreuze Jesu — hat Masters beigesteuert; ungern vermißt man in dieser Sammlung von deutscher Hand den hochbegabten G. S. Viereck, der schon wegen seines mutigen Einstehens für unsere Sache im Kriege nicht vergessen werden sollte. Viele Leser wären gewiß auch dankbar für einige Orientierung über das Charakteristische in den amerikanischen Lyrikern, mit denen sie hier bekannt gemacht werden; ein Anhang gibt nur eine Liste ihrer Werke ohne jegliche biographische Erklärung.]

Sayler, E. M., Our American theatre. With twenty-five illustrations from drawings by L. R. Sayler. New York, Brentano's Publishers 1923. XII, 399 S. [Etwas Neuartiges, stark Persönliches, amerikanisch Seelenhaftes ist im Ent-

stehen: das sucht jede Seite des Buches zu verkünden. Der Dramatiker der Neuen Welt wird zuerst geschildert, in erster Linie O'Neill, ein abenteuerlicher Mann, der zuerst 1913 mit dem verlorenen Einakter 'A wife for life' hervortrat, dann den Provincetown Players ein Stück nach dem anderen verfaßte und daher mit dieser kühnen Truppe von Neuyorker Realisten eng zusammenzudenken ist. Geboren 1889, lief er aus der Privatschule zu dieser Bühne, aber schon sein erstes Jahr in dieser Sphäre 'ended in expulsion', und nun folgte eine Reihe von Abenteuern: Eine Weile diente er in einem Geschäft im unteren Broadway und fraternisierte mit Radikalen, ging als 'gold-prospector' nach Honduras, bis ihn das Fieber würgte, und half im mittleren Westen ein Theater führen; angetrieben von einem Roman Conrads fuhr er auf einer norwegischen Barke nach Buenos Aires; kehrte über Südafrika nach Neuyork zurück, wo er mit Spielern und Schauspielern sich umtrieb, als Reporter für Zeitungen sich erhielt, durch einen Schwindsuchtsanfall zu etwas Ruhe genötigt wurde und so 1914 seinen ersten Band Dramen schrieb: 'Thirst and other plays'. Den folgenden Winter verbrachte er bei Professor Baker in Harvard und brachte seine Abenteuerlichkeit in ein halbakademisches System. Nur zu wenig verrät uns Sayler über diesen Originalgeist, den ein Kritiker leichter angreifen als in seiner Verwegenheit erfassen kann. — Die Schauspieler kommen in der zweiten Linie. Die Princetowner — um nur diese hervorzuheben — gründeten ihr Theater in Neuyork mit $ 320; die zweiteilige Bretterbude mit einer Plankenbrücke in der Mitte ist gegenüber dem Titelblatt abgebildet. Sie hatten durch zwei Sommer in dem Landstädtchen, nach dem sie sich nannten, ihre Stücke selber geschrieben und zur Aufführung vorbereitet, ohne auf Geschäftserfolg zu achten, nur aus Sportfreude am Experiment und um zu zeigen, 'that elaborate settings are unnecessary to bring out the essential qualities of a good play'. Durch zwei Sommer und sechs Winter arbeiteten sie hart, in Neuyork brachten sie 93 Stücke von 47 verschiedenen Amerikanern heraus, rieben sich kräftig an anderen Theatern, fanden Erfolg, Kämpfe, Kriegsnöte und Ruhm, bis ihr Direktor Cook 1921 mit Miß Glaspell 1921 plötzlich nach Griechenland fuhr. Von ihren Leistungen erhalten wir in einem Anhang, S. 332 ff., eine leider ganz dürre Annalenreihe. — In dritter Linie erfahren wir von der Tätigkeit der Universitäten für das Theater. Harvard ging voran, obwohl gerade ein Jahrhundert vorher Timoty Dwight in Yale erklärt hatte, einen Theatergeschmack entwickeln heiße sein Seelenheil verlieren. Was Professor Baker in Cambridge leistete, ist rühmend angedeutet. — Preisausschreibungen folgten; John Craig, der wohlbekannte Theaterleiter von Boston, warf 1911 zum erstenmal $ 500 aus für das beste Stück in englischer Sprache; welche Dramen den Craig- und den Pulitzer-Preis errangen, ist wieder im Anhang verzeichnet. — Endlich werden die Kritiker charakterisiert, die zwischen Gerichts- und Geschäftsberichten die Zeitungsleser heranzubilden haben. In einer Reihe loser Essays drängt sich viel Wollen und Schaffen vor unseren Augen und macht uns neugierig auf die Ergebnisse in der Zukunft.]

Criticism in America: its function and status. Essays by J. Babbitt, von Wyck Brooks, W. C. Brownell, E. Boyd, T. S. Eliot, H. L. Mencken, St. P. Sherman, J. E. Spingarn and G. E. Woodberry. New York, Harcourt, 1924. 330 S. [Aller schulmeisterlichen Kritik, aller historischen, jeder stilisierenden, der impressionistischen wie expressionistischen, der Erklärung durch Umwelt wie der Entwicklung durch Perioden wird abgesagt. Kritik soll schaffend sein, 'self-expression', ein Erleben durch Anregung: darauf ungefähr läuft das Streben der mannigfachen Essayisten hinaus, die sich zu diesem Bande zusammengetan haben. In der Kritik wie im Drama strebt Jung-Amerika sich zu entfalten, 'to live creatively, to live completely, to live in behalf of some great corporate purpose': S. 150. Nicht durch Zufall erinnert Babbitt in 'Genius and taste' S. 172 an unsere Stürmer und Dränger im 18. Jh. Am

kräftigsten setzt Mencken in 'Criticism of criticism of criticism' S. 185 auseinander, daß die besten Kritiken immer geschrieben wurden von Männern, die nicht bloß reflektierten und analysierten, sondern selbst zugleich 'the gusto of artists' besaßen, nämlich Goethe, Carlyle, Lessing, Schlegel, St.-Beuve, in zweiter Linie Hazlitt, Hermann Bahr, Georg Brandes und Jame Huncker, letzterer in einer Schrift über 'Also sprach Zarathustra'. Sicherlich sind alle Sätze, die Mencken selber geschrieben hat, geistreich und fesselnd in sich, und begreiflicherweise verlangt ein solcher Autor mehr nach individueller Freiheit, als daß er sich auf ein bestimmtes Programm festlegen möchte.]

Spingarn, J. E., Poems. New York, Harcourt, 1924. IV, 143 S. [Der wohlbekannte Literarhistoriker ist zugleich ein beachtenswerter Dichter, der eine Gestalt, eine augenblickliche Stimmung, einen tieferen Gedanken bildlich und rhythmisch festzuhalten vermag, in moderner Natürlichkeit und Eleganz. Die Verse, die er hier veröffentlicht, gliedern sich in 'The secret', 'Hell and purgatory', 'Young love', 'Vision of youth', 'The new Hesperides: ode to America'; das Ganze ist ein feines Kulturbild. Hervorzuheben sind die Strophen auf den unglücklichen Lateinprofessor Peck an der Columbia University, der durch Selbstmord endete; da heißt es u. a.:

> This is the man they condemn, this is the man they defile,
> But by all the gods of justice, not his the craft and guile!
> For another poisoned his honor, and all the rest stood still;
> Seven hundred rats obeyed the fox's will;
> Another cast him out, another struck him dead,
> But never a word of protest the seven hundred said.]

Schönemann, P., Die Kunst der Massenbeeinflussung in den Vereinigten Staaten von Amerika. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, 1924. 212 S. [Dies Buch gehört in jede Schulbibliothek, so gründlich enthüllt es den gegen uns geführten und noch immer fortgesetzten Verleumdungskrieg samt den in uns selber liegenden Mängeln, die ihn ermöglichten. Schönemann geht dabei ganz systematisch von den Trägern der Propaganda aus, der Schule, der Kirche, der Frau, der Presse, dem Kind, den Klubs — bezeichnenderweise fehlt der ernste Dichter und wirkliche Künstler; dagegen kommt ein Meister der schöngeistigen Satire, Mencken, als Wahrheitsfreund zu Ehren. Im inneren Wesen und gesellschaftlichen Treiben der gewaltigen Menschenmasse, die zwischen dem Atlantik und dem Japanischen Meer emporwogt, gewinnen wir dabei einen Einblick, wie ihn sonst von deutschen Büchern vielleicht nur Frenßens Amerikabriefe (Berlin, bei Grote, 1923) vermitteln. Daß sich Amerika im Kriege Deutschland gegenüberstellte, ist nicht etwa die Tat einzelner Menschen oder das Ergebnis einer plötzlichen Kriegspropaganda, sondern 'einer viel früheren Kulturpropaganda', S. 179. Dieser Kulturangriff aber wurde dadurch am meisten herausgefordert, daß sich der einzelne Deutsche nicht immer fest und sicher zum Lebensinteresse seines Volkes bekannte, sondern nur zu gern sentimentale, konfessionelle oder wirtschaftliche Momente bewertete, so daß der Eindruck entstand, er kämpfe auf Befehl für eine ihm selber bedenkliche Sache. Darum klingt Schönemanns Buch bei richtiger Erwartung weitergehenden Kampfes in die Mahnung aus, ans Deutschtum unbedingt zu glauben, seine Einheit nach allen Seiten zu erstreben und es überall 'ohne Halbheit und Zaghaftigkeit, ohne Schwanken und Lauheit zu vertreten', S. 199.]

Baedeker, K., London and its environs, handbook for travellers with 45 maps and plans. 18. rev. ed. Leipzig, Baedeker, 1923. XL, 502 S., appendix 72 S. [Auf S. 157 liest man jetzt bei der Beschreibung von St. Martin's-in-the-Fields: 'In the middle of the road-way is a monument by Sir George Frampton 1920 to nurse Edith Cavell, shot by the Germans at Brussels on Oct. 12th 1915.]



Aronstein, Ph., Englische Stilistik. Leipzig, Teubner, 1924. VIII, 194 S.

Hübner, Walter, English lessons: Einfacher Lehrgang der englischen Sprache für späte Anfänger. Leipzig, Teubner, 1924. VI, 189 S. [Bei den heutigen und noch mehr bei den kommenden Schulverhältnissen werden immer mehr Techniker, Kaufleute, Studierende, Reisende u. a. sich noch in reiferem Alter mit Kenntnis des Englischen versehen wollen. Sie finden hier einen praktischen Kursus, der mit einer gescheiten Aussprachslehre und mit einfachen Gesprächen aus dem täglichen Leben beginnt, dann in 32 Lektionen zu gesellschaftlicher und geschäftlicher Orientierung über England forschreitet und schließlich die Machtausbreitung der Angelsachsen in der Welt beschreibt. Daß ein so hervorragender Tagesschriftsteller wie M. S. Bouton bei den Texten mit half, muß für den Inhalt Vertrauen erwecken. Die zweite Hälfte des Buches besteht aus einer das Wesentliche klar beleuchtenden Wort- und Satzlehre — die Wortstellung ist nicht vergessen. Das Büchlein ist zu empfehlen.]

Brunner, Karl, English commercial correspondence, a handbook for students. Leipzig, Deuticke, 1922. 186 S. [Ausdrücke, Tabellen und ganze Briefbeispiele, auch Scheck- und Geldverhältnisse sind hier reichlich zu lernen: die Schüler der Handelshochschule in Wien, an der der Verf. wirkt, mögen sich über ein so praktisches Handbuch freuen. Aber auch den englischen Philologen berührt der kaufmännische Aktenstil mit seiner festen Wortwahl und seiner überseeischen Weite merkwürdig: ein gut Teil britischer Realien ist daraus unmittelbar zu entnehmen, ein straffer Kapitalismus hält das Meerreich zusammen.]

Krüper, A., Deutschkunde im englischen Unterricht. (Handbuch der Deutschkunde von Schellberg und Sprengel, 4.) Frankfurt a. M., Diesterweg, 1924. VIII, 120 S.

Englischer Kulturunterricht, Leitgedanken für seine Gestaltung: Vorträge, gehalten auf der Göttinger Tagung der Lehrer und Lehrerinnen des Engl. an höheren und Mittelschulen vom 2.—4. Juli 1923, hg. von F. Roeder. Leipzig, Teubner, 1924. 76 S. [F. Roeder in engl. Kulturunterricht. — A. O. Meyer: Die sittlichen Triebkräfte des engl. Imperialismus. — E. Boehler: Englische Wirtschaftsethik. — Th. C. Hall: The ethical and religious structure of English life. — H. Hecht: Periodenbildung in der neueren engl. Literaturgeschichte. — L. Morsbach: Die geschichtlichen, kulturellen und literarischen Grundlagen in der ne. Sprachentwicklung].

Roeder, Fritz, Englischer Kulturunterricht. Leitgedanken für seine Gestaltung. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1924. 76 S. M. 2,40. [Das Heft gibt einen Bericht über die Göttinger Tagung der Lehrer und Lehrerinnen des Englischen vom 2.—4. Juli 1923. Das Programm dieser Kurse bedeutet an sich einen Markstein in der Geschichte des neusprachlichen Unterrichts. Auf W. Viëtors Mahnruf hin war neues Leben in den englischen und französischen Sprachbetrieb gekommen: Aussprache und Sprechen wurde gepflegt, der Unterricht wurde wirklichkeitsnäher. Zunächst schien man sich damit begnügen zu wollen, die 'Realien' mehr zu betonen. Gegen diese Veräußerlichung erhoben sich mehr und mehr Stimmen. Man forderte wirkliche Auslandsstudien, ein Erfassen der fremden Kultur (Schwend, Borlein, Engwer, Wechßler, Voßler u. a.). Die Göttinger Tagung hat nun mit dieser Forderung Ernst gemacht, indem sie erstens aufwies, was unter 'Kulturunterricht' zu verstehen ist, und zweitens zeigte, wie das in der Praxis durchgeführt werden kann. Und das ist Fritz Roeders besonderes Verdienst. Waren in der Zeit des ausklingenden Naturalismus immer nur die wirtschaftlichen Bedingungen (Realien!) im Unterricht beachtet worden, so wendet man sich jetzt den Wertungen, den Triebkräften alles geschichtlichen Wandels zu. Das bedeutet eine Anknüpfung an den deutschen Idealismus, eine Rückkehr zu den Ideen Herders, Goethes, Wilhelm v. Humboldts, Schillers. Ich darf wohl in aller Bescheidenheit meiner Befriedigung darüber Ausdruck geben,

daß Fritz Roeder in ausgesprochener Anlehnung an meine Forderungen nunmehr den Ruf erhoben hat, auf allen Kulturgebieten die Bedingungen von den treibenden Kräften zu sondern und gerade die Bedeutung der leitenden Ideen herauszuarbeiten. In diesem Zeichen stehen die vorzüglichen Vorträge von Arnold Oskar Meyer: Die sittlichen Triebkräfte des englischen Imperialismus, von Eugen Boehler: Englische Wirtschaftsethik, von Thomas C. Hall: The ethical and religious structure of English life, von Lorenz Morsbach: Die geschichtlichen, kulturellen und literarischen Grundlagen der neuenglischen Sprachentwicklung; auch der Vortrag von Hans Hecht: Periodenbildung in der neueren englischen Literaturgeschichte, zielt auf die Herausarbeitung des geistigen Momentes ab. Es ist kein Zufall, daß die Tendenz der Göttinger Tagung in eine Zeit fällt, in der die philosophische Besinnung auf die Grundlegung einer Wertphilosophie gerichtet ist. So stehen auf der einen Seite die Bestrebungen der Dilthey-Schule, der südwestdeutschen Schule und der Phänomenologen. Auf der anderen Seite treten die Forderungen der Neusprachler (Wilmsen, Riemann) an uns heran. Beide Richtungen drängen auf dasselbe Ziel hin: im Verstehen wertgerichteter Akte die Welt der Kultur zu erfassen. Möge auch der Berliner Neuphilologentag in dieser Hinsicht einen Fortschritt bedeuten! Neben dieser formalen Bedeutung der Göttinger Tagung stehen die inhaltlichen Anregungen der verschiedenen Vorträge. Die Gedanken Arnold Oskar Meyers und Th. C. Halls fordern eine Auseinandersetzung mit den älteren und zum Teil abweichenden Ansichten, wie sie von Schulze-Gaevernitz und Max Weber vertreten sind. Möge sich die wertvolle Schrift recht viele Freunde erringen! *Ernst Otto.*]

Auslese Englischer Dichtungen von Ph. Aronstein. (Velhagen & Klasings Schulausg., Engl. 172.) Bielefeld, Velhagen, 1924. VIII, 114 S. [Die beiden alten Balladen vom Reimer Thomas und 'Edward, Edward' stehen voran. Shakespeare ist mit 5 Sonetten, 3 Liedeinlagen, 3 berühmten Sentenzproben aus den Dramen vertreten. Aus dem 17. Jh. erhalten wir nur etwas von Milton, aus dem 18. nur etwas von Gray und Burns. An den Dichtern des früh 19. Jh.s fällt auf, wie dürftig sich Scott, Coleridge und Moore erhalten haben; Wordsworth und Byron etwas besser; von Shelley sind die beiden Oden 'Westwind' und 'Skylark' unsterblich und hier mit Recht geboten. Keats ist wenigstens nicht übergangen. Tennyson's 'Ulysses' und 'Passing of Arthur' zu finden, ist erfreulich, aus 'Sigurd' von W. Morris nichts zu finden, schmerzlich. Die Modernen sind vertreten durch Meredith, Swinburne, Kipling, de la Mare, Graves. Im ganzen verrät die Auslese den Kenner.]

Engl. Welt- und Lebensanschauung: ein philosophisches Lesebuch zur Einführung in die engl. Denkart, zusammengestellt und bearbeitet von H. Gade. (Franz. u. engl. Schulbibl., hg. von Pariselle u. Gade, A 216.) Leipzig, Renger, 1924. VIII, 243 S. [Das Ciceronische Motto auf der Titelseite 'Apparet nos ad agendum esse natos' bezeichnet den Geist der Sammlung. Aus den Philosophen Bacon, Locke und Hume ist vorwiegend Politisches genommen, im übrigen stehen die Gesellschaftslehrer und Nationalökonomen voran, hauptsächlich Adam Smith. Den Schluß machen der naturwissenschaftliche Aufklärer Huxley und der Amerikaner Fiske mit dem Artikel 'The question as to a future life'.]

The Modern English novel. Eine Auswahl aus der englischen Romanliteratur der Gegenwart. (Velhagen & Klasings Schulausg., Engl. 171 B.) 119 S. [Die Proben sind geschöpft aus Conrad, Bennet, De Morgan, Mackenzie und Chesterton.]

Ewing, G. H., The story of a short life, mit Einlagen und Anm. hg. von M. Mundt. (Velhagen & Klasings Schulausg., Engl. 170 B.) 58 S.; dazu Anm. 11 S., Wörterb. 29 S.

Craik, Dinah, Maria, How to win love: or, Rhoda's lesson. With a full Engl. commentary suppl. by German equivalents by R. Philippsthal. (Neu-

sprachl. Reformbibl. von Hubert U. Philippsthal. 55.) Hannover, Carl Meyer, 1924. 82 S., dazu Key to pronounciation, 47 S. [Eines der frühesten englischen Kinderbücher, das von der unbegründeten Abneigung eines Mädchens gegen die Stiefmutter handelt, ist hier abgedruckt und für die Schule erklärt betreffs Wörter und reichlich betreffs Aussprache, offenbar für Anfängerklassen.]

Spencer, H., Auswahl, für den Schulgebrauch hg. von Joh. Speck. (Franz. u. Engl. Schulbibl., hg. von Pariselle u. Gade. A. 217. Leipzig, Renger, 1924. XIII, 85 S. [Die Texte sind überschrieben: 1. Reflections; 2. The law of evolution; 3. A society is an organism; 4. Social types. Die Anmerkungen, obwohl nicht übermäßig breit, werden den Freunden gedankenhafter Schullektüre willkommen sein. Die Einleitung sucht den Kern von Spencers Soziologie und Entwicklungslehre herauszuschälen.]

Romanisch.

Zeitschrift für romanische Philologie, hg. von A. Hilka. XLIII, 3 [G. Ebeling, Zu Voretzschs Altfranzösischem Lesebuch. — R. Ortiz, Per la medievalizzione di Dante. — Vermischtes: I. Zur Wortgeschichte: L. Spitzer, Französische Etymologien. — D. Titĕloiu, Zum Rumänischen (Etimologii populare). II. Zur Literaturgeschichte: H. Breuer, Zu Guernes' von Pont-Sainte-Maxence Vie saint Thomas le martyr. — Besprechungen: Fr. Beck, Danteliteratur. — Studi Danteschi dir. da M. Barbi, vol. 2. — P. d Mugica, Toro y Gisbert, Los nuevos derrateros del idioma]. — XLIII, 4 [R. Thurneysen, Eine irische Parallele zur Tristan-Sage. — C. Appel, Zu Marcabru. — Vermischtes: I. Zur Wortgeschichte: M. L. Wagner, Süditalienische Wörter für 'Schweinestall'. — W. Benary, German. *Marcolf* und Verwandtes im Romanischen. — Altspan. *tañer* 'berühren'. — Elise Richter, Linguaglossa. — Lat. *fragrare* frz. *flairer*. — H. Enz, Zum Versuch einer neuen Erklärung *Gallimatias*. — A. Camilli, La cosidetta 'metafonesi italiana centro-meridionale'. — Ders., Quisquilie di latino volgare. II. Zur Literaturgeschichte: A. Hilka: Zwei span. Miszellen. — Th. Zachariae, Zu Jakob von Vitry. — Besprechungen: L. Spitzer, M. L. Wagner, Das ländliche Leben Sardiniens im Spiegel der Sprache. — F. Ludwig, G. Borghezio, Poesie musicali latine e francesi in un codice ignorato della Bibl. capitolare d'Ivrea (Torino). — Verzeichnis der bei der Redaktion bis 25. Dezember 1922 eingelaufenen Druckschriften (Fortsetzung und Schluß). — XLIII, 5 [E. Gamillscheg, Zu W. v. Wartburgs Französischem Etymologischem Wörterbuch. — H. Breuer, Über den Verfasser dreier der letzten Chansons de geste. — Vermischtes: I. Zur Wortgeschichte: L. Spitzer, Französische Etymologien. — K. Ahrens, Zum *ambulare*-Problem. II. Zur Texterklärung: L. Spitzer, Rabelaisiana. III. Zur Literaturgeschichte: R. Ortiz, Conobbe Dante il 'Roman de Renart'? — Besprechungen: Th. Gartner, Lutta, Der Dialekt von Bergün und seine Stellung innerhalb der rätoromanischen Mundarten. — H. Breuer, Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen. — C. G. Santesson, F. Shears, Recherches sur les prépositions dans la prose du moyen âge français (XIVe et XVe siècles). — W. Mulertt, Juan Hurtado y J. de la Serna y Angel González Palencia, Historia de la literatura española. — H. Hatzfeld, A. Hämel, Geschichte des neueren Dramas von Wilhelm Creizenach].

Französisch.

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, hg. von D. Behrens. XLVII, 1 u. 2. 1924 [G. Rieder, J.-K. Huysmans Charakterbild nach seinen Werken. — R. Lach, Zur Frage der Rhythmik des altfranzösischen und altprovenzalischen Liedverses. — A. Hilka, Plagiate in altfranzösischen Dichtungen. Miszellen: A. Hilka, Zum Fablel von den drei Buckligen. — Ders., Zur Sprichwörtersammlung des Uppsala-Codex. —

H. Gelzer, Mahon. — R. Riegler. Zur Neuschöpfung von Tiernamen im Argot. — Referate und Rezensionen: F. Krüger: Margot Henschel, Zur Sprachgeographie Südwestgalliens. — Fr. Pfister. Der altfranzösische Prosa-Alexanderroman. ed. Hilka. — J. Frank: Walther Küchler. Ernest Renan. Der Dichter und der Künstler. — E. Brugger: J. Douglas Bruce. The development of the Mort Arthur theme in mediaeval romances. — Ders., Die Abenteuer Gawains, Ywains und Le Morholts mit den drei Jungfrauen, ed. H. O. Sommer. — H. Heiß: V. Klemperer. Einführung in das Mittelfranzösische. — J. Brüch: Leo Jordan. Altfranzösisches Elementarbuch].

Annales de la Société Jean-Jacques Rousseau. Tome onzième 1916—17. Genève. Jullien [Eugène Ritter. J.-J. Rousseau. Notes et recherches enthält folgende 19 an allerhand anderen Stellen früher erschienenen Einzelartikel des hochverdienten Rousseau-Forschers. die man erfreut ist. hier beisammen zu haben: I. Les ascendances paternelle et maternelle de J.-J. R. II. La maison natale de J.-J. R. et la maison de campagne de son oncle. III. Le Basset de madame de Warens. IV. Les douze métiers de J.-J. R. V. Les voyages de J.-J. R. VI. La seconde partie des 'Confessions'. VII. Les enfants de J.-J. R. VIII. Les premières relations entre Voltaire et Rousseau. IX. Le Programme du concours ouvert en 1749 par l'Académie de Dijon. XI. La place de bibliothécaire à Genève offerte à R. XII. R. et le professeur Vernet. XIII. R. et Jean-Ami Martin. XVI. R. et Charles Bonnet. XV. La chronologie et le dénouement de la nouvelle Héloïse. XVI. Le marquis de Ximenez. Voltaire et R. XVII. La condamnation du 'Contrat social' et d''Émile' prononcée par le Conseil de Genève. XVIII. Laquais. XIX. Les manuscrits de R. donnés à la Bibliothèque de Genève par madame Streckeisen-Moulton. Die letzte Nummer, XX. bringt ein Verzeichnis sämtlicher größeren und kleineren Schriften Ritters über Rousseau. das nicht weniger als 85 Nummern zählt. wozu noch 39 Besprechungen kommen. — Bibliographie. — Chronique]. — Tome douzième 1918—19 [J.-J. Rousseau. Les institutions chymiques publiées et annotées par Maurice Gautier, Livre I. — Bibliographie. — Chronique]. — Tome treizième 1920—21 [J.-J. Rousseau. Les institutions chymiques publ. et annot. par M. Gautier. Livre II—IV. — Notes et documents: J.-J. Rousseau. Autographes de jeunesse (1728—1742) p. p. A. François. — J.-J. R. traducteur de Senèque, par L. Herrmann. — Un ouvrage faussement attribué à J.-J. R., par K. R. Gallas. — Un Errata des Dialogues. par A. François. — Les éditions de la 'Nouvelle Héloïse' au XVIIIe siècle (additions). par Louis-J. Courtois. avec un Appendice par P. Humbert. — Bibliographie. — Chronique]. — Tome quatorzième 1922 [Correspondance de J.-J. Rousseau et François Coindet publ. et annot. par A. François. — Bibliographie (Complément pour la bibliographie des années 1919—1920). — Chronique].

Tobler, A., Altfranzösisches Wörterbuch. Aus dem Nachlaß hg. von E. Lommatzsch. 7. Lief.. Sp. 881—1008 (*bau-bobee*). Berlin. Weidmann. 1924. [Hier nur zwei Bemerkungen. Für das Kopfwort *baup* wäre es besser. *bauf* zu schreiben; vgl. *chauf* < *calvum*. T. hat hinter *baup* ein Fragezeichen in Klammern gesetzt; bezieht sich das auf die Wortform oder die Existenz des Wortes? Er glossiert mit 'stotternd'. 'stammelnd', führt die bekannte Yvain-Stelle 2080 an, wo der Nom. *baus* (*Qui n'estoit ne restis ne baus*) erscheint. und fügt hinzu: 'vgl. indessen A. Tobler zu St. Julian 2275'. Dieser letztere Zusatz erscheint nicht gerade glücklich. denn an jener Stelle (Archiv 102, S. 174) stellt T. dem Wortlaut bei Förster die Lesung von H. gegenüber: *Qui n'estoit ne estolz ne bax*. meint. daß von *baude ne estoute* der Julian-Stelle auch auf die Yvain-Stelle Licht falle. und nimmt an. daß Chrestien. hier einmal weniger genau als sonst. *aus* mit *auz* gereimt habe oder aber *seneschauz* (vgl. *seneschaudie*) : *bauz* zu schreiben sei. Indessen ist es eben nur die wenig gute Hs. H., die *ne estolz ne bax* bringt,

und die sonstige handschriftliche Überlieferung läßt kaum einen Zweifel darüber, daß *ne restis ne baus* das Ursprüngliche ist. — Unter *baut* 'kühn' hat Lommatzsch einen Zusatz gemacht: 'zuversichtlich, sicher, gewiß', indem er eine Stelle aus einem im Jahre 1922 veröffentlichten Texte als Beleg heranzieht, aber auch dort kann man m. E. ganz gut mit der gewöhnlichen Bedeutung 'froh' auskommen.]

Andison, J. Gordon. The affirmative particles in French. Univ. of Toronto Press, 1923. 102 S. [Klar und verständig geschriebene, fast ausschließlich das Altfranzösische behandelnde Schrift, die alles Wesentliche und schon Bekannte zusammenstellt und erweitert. Freilich scheint dem Verf. Alfred Schulze, Der altfranz. direkte Fragesatz, S. 246 ff. und auch Tobler, VB. I² S. 2 Anm. 2 entgangen zu sein; aus letzterem hätte er ersehen können, daß schon J. Grimm die richtige Erklärung des *il* in *öil* gegeben hat. Recht erwünscht ist das Zurückgreifen auf das Lateinische (Kap. II) und willkommen der Nachweis, daß man nicht selten *oie* aus den Varianten zu den Textstellen, an denen die Herausgeber *öil* schreiben, herauszuholen hat. Das 4. Kapitel, das sich mit *si fait* beschäftigt, ist zum Teil der Vertiefung bedürftig, da besonders geartete Fälle wie Chast. de S. Gille 45 (s. Anm. dazu und die dort in meinen Zwei altfrz. Dicht.⁴ angeführten Beispiele) nicht berücksichtigt worden sind; auch hätte die Entwicklung von *si fait* zur Bedeutung 'doch', die schon in der alten Sprache die gewöhnliche ist (nicht Scheler, Trouv. belges II, 262 V. 397), schärfer herausgearbeitet werden sollen. Da S. 67 *oal* als 'comparatively rare' erscheinend bezeichnet wird, war es angezeigt, möglichst alle Stellen zu bringen und nicht bloß 'a few', also auch des bei Burguy II, 310 stehenden Beispiels aus QLR. zu gedenken; dazu kommt Ipomedon 1455. Die S. 71 verzeichneten Belegstellen für *nonal* sind teilweise identisch mit den von God. X, 198a gebrachten; den letzteren sind noch zwei von Burguy II, 337 angeführte sowie Rom. u. Past. III, 51 V. 50 anzufügen. Zu S. 62 Anm. 2 sei bemerkt, daß Müller freilich im Roland 567 *ne mie* schreibt, aber bekanntlich mit Unrecht gegenüber *ne vus* der Oxforder Hs. Die Aucassin-Hs. stammt nicht aus dem Ende des 12. Jahrhunderts (S. 49), sondern aus dem Ende des 13.]

Lowe, Lawrence F. T., Gérard de Nevers, a study of the prose Version of the Roman de la Violette (Elliott Monographs in the Romance languages and literatures ed. Edward C. Armstrong Nr. 13). Princeton-Paris 1923. 72 S. [Als Vorstudie zu einer geplanten Ausgabe der Prosaversion des Veilchenromans erhalten wir hier eine saubere Untersuchung über die Geschichte, das Alter und das Verhältnis der beiden Handschriften (Paris, Bibl. nat. 24 378, Brüssel, Bibl. roy. 9631) zueinander sowie zu den vier Handschriften des Versromans. Das Ergebnis ist, daß beide eng zusammengehörige Handschriften vor 1467 und wahrscheinlich nach der Mitte des 15. Jahrhunderts geschrieben sind und einem gemeinsamen Original entstammen, das aber nicht eine der vier Hss. des Versromans sein kann, sondern eine Hs. ist, die zwischen dem Original dieser vier Hss. und der gemeinsamen Quelle von dreien derselben (P_2SA) liegt. Kapitel 4 beschäftigt sich mit dem Itinerar des Gerart im 'Gérard de Nevers', und Kap. 5 bringt eine Episode der beiden Hss., welche der Versroman nicht enthält und die sich nach V. 4621 des letzteren einschiebt. Nachdem L. eine große Ähnlichkeit mit einer Episode aus dem niederländischen 'Roman van Walewein' festgestellt hat, während eine Ähnlichkeit mit zwei Stellen der 'Vengeance Raguidel', die auch herangezogen werden, m. E. nicht so augenfällig ist, vermutet er ansprechend, daß im 15. Jahrh. eine Geschichte aus dem Gawain-Zyklus existierte, die, aufgezeichnet oder mündlich überliefert, die Quelle für die Episode in der Prosaversion gewesen ist.]

Le Roman des Romans, an old French poem ed. by Irville C. Lecompte (Elliott Monographs ed. Armstrong Nr. 14). Princeton-Paris 1923. XXXI

u. 67 S. [Ausgabe einer in vier Hss. vollständig (in dreien sehr unvollständig) überlieferten, 252 vierzeilige Strophen umfassenden, wohl ca. 1200 entstandenen und gegen die Geistlichkeit gerichteten Dichtung eines Ungenannten, die bisher nur in kurzen Auszügen bekannt war. Trotzdem dem wohl geistlichen Verfasser eine gewisse Eigenart des Stils nicht abzusprechen ist, überrascht der stolze Titel *Li romanz des romans* 'die Dichtung der Dichtungen' und könnte nur dann eher etwas begreiflich erscheinen, wenn der Autor, wie es offenbar ursprünglich seine Absicht gewesen ist (s. Str. 5 bis 8), noch dazu gekommen wäre, die Satire auch gegen die anderen Gesellschaftsklassen zu richten. Die Ausgabe kann eine sorgsame genannt werden; freilich ist manches allzu knapp bemessen. Das gilt besonders von den Anmerkungen, denn verschiedenes in dem teilweise nicht ganz leichten, auf der Hs. T (Trinity College) basierenden Texte läßt eine Erläuterung zum mindesten erwünscht erscheinen, so V. 131—32, 389—92, 468, 829—32. V. 223 scheint mir die Lesart von BTF das Richtige zu bieten (Semikolon nach *sage*). V. 398 muß hinter *suvent* ein Fragezeichen stehen, da ein Aussagesatz nicht mit dem Hilfsverb *avoir* beginnen kann. V. 430 ist *qui* von ABM zu bevorzugen. V. 493 erwartet man *n'i faudras pas* 'du wirst sie nicht verfehlen' statt *n. faudront p.*; *faillir*, das mit 'escape' glossiert wird, ist in diesem Sinn von God. erst aus dem 16. Jahrh. belegt. Soll sich V. 520 *cristïens* aus Reimzwang erklären, wie die Anm. will, dann wäre auch des davorstehenden *hom* zu gedenken, denn sonst müßte es *home* heißen. V. 527 gehört zweifellos zu V. 528 (s. Anm.), da ein Aussagesatz ja nicht mit einem tonlosen Pronomen beginnen darf. Wenn V. 743 der Herausgeber *si* als 'wenn' faßt, und das wird wohl richtig sein, dann muß *enemi* 'Teufel' bedeuten, was im Glossar für diese Stelle nicht angegeben ist; anderenfalls wäre ein Possessivpronomen unentbehrlich. *Enemi* stünde dann ohne Artikel, wie z. B. Bartsch-Wiese, Chr. 88, 572, und sonst *diable*. Der Konjunktiv dürfte sich durch Asymmetrie erklären, vgl. Ebeling in den Tobler-Abhandlungen S. 347. V. 940 *A bien enaise cristïenté conquise* vermag ich nicht anders zu verstehen, als daß ich ihn als einen Fragesatz ansehe mit dem Sinne 'hat sie (sc. *coveitise*) nicht bestimmt fast die Christenheit überwunden'. Näheres über diese Art von Fragesätzen zuletzt in meinen Zwei altfranzös. Dicht.[4] zu I. 15—16. Liegt in *nus* (V. 96) für zu erwartendes *vus* Handschriften- oder Druckfehler vor? — Das Glossar ist eigentümlich angelegt, indem es nämlich bloß die Wörter bringt, welche in Constans' Glossar zum 'Roman de Troie' nicht oder in anderer Bedeutung begegnen; wenn demgemäß z. B. *e* 'und doch' 227, 344, 862 fehlt, so ist das für den Leser nicht gerade bequem. Bei *foltage*, das wie *viltage* eine analogische Bildung ist, war zu bemerken, daß es in God. fehlt, ebenso bei *desotus* (= *desotos*). *Aliier* heißt nicht sowohl 'to recompense' als 'bezahlen', s. Tobler, Wb. S. 309. Wo ist *mesuage* belegt? Es liegt wohl ein Handschriftenlesefehler für *mesunage* (= *maisonage*) vor.

Armstrong, Edward C., A Marshall Elliott, a retrospect (Elliott Monographs ed. Armstrong Nr. 15). Princeton-Paris 1923. 14 S. [Warme Darstellung des Lebens und der Tätigkeit des Mannes († 1910), dessen Andenken seine Schüler und Freunde in sinniger Weise damit ehrten, daß sie die erst seit 1914 erscheinenden wissenschaftlichen Monographien 'Elliott Monographs' nannten.]

Behrens, D., Über deutsches Sprachgut im Französischen. Gießener Beiträge zur Romanischen Philologie ed. D. Behrens. I. Zusatzheft. Gießen 1924. 104 S. 3 M. [Reiche Sammlung der ins Französische aus dem Hochdeutschen, Niederländischen und Niederdeutschen gedrungenen Kulturwörter, die nach folgenden Vermittlungsweisen geordnet sind: 1. Freie oder intellektuelle Berufe. 2. Militär. 3. Handel und Verkehr. 4. Industrie und Handwerk. 5. Berufslose. Es wird zutreffend bemerkt, daß es kaum möglich ist,



den Grad der Einbürgerung anzugeben, sowie überhaupt eine scharfe Grenze für das zu verschiedenen Zeiten in das Neufranzösische übernommene Sprachgut zu ziehen. Ein gegen tausend Wörter umfassendes Register beschließt die wertvolle Untersuchung.]

Scherer, M., Englisches Sprachgut in der französischen Tagespresse der Gegenwart. Gießener Beiträge zur romanischen Philologie ed. D. Behrens Nr. XI. Gießen 1923. 107 S. 3 M.

Schopbach, Irene, Deutschland und die Deutschen im Urteil Honoré de Balzacs. — W. Geyer, A. de Musset in seinem dramatischen Werk. Gießener Beiträge Nr. XII. Gießen 1923. 53 S. 1,50 M.

Kredel, Elisabeth, Studien zur Geschichte des Wortspiels im Französischen. Gießener Beiträge Nr. XIII. Gießen 1923. 134 S. 4,50 M. [Die Arbeit enthält eine Fülle brauchbaren chronologisch angeordneten Materials, das aber von dem Benutzer leider nicht recht ausgebeutet werden kann, da das Register nicht gut angelegt ist. Zu dem Wortspiel *marca* — *Marcus* sei noch auf Carmina Burana XIX, 12 hingewiesen; auch an die Stellen bei B. Carbonel und G. Anelier darf erinnert werden, s. Bartsch, Bkm. 8, 3 und Jeanroy in Ann. du Midi XXV, 181. Nachzutragen ist das Wortspiel mit *marier* und *Marie* bei Gautier de Coincy und Rustebuef (Voretzsch, Altfrz. Leseb. S. 102 V. 169 und S. 103 Str. 3. Ob in den 'Malcontentes' eine Anspielung auf Pampelone als 'Stadt der lunatiques' (S. 87) vorliegt, ist nach dem Zusammenhange doch wohl fraglich. *Lagny* — *lent* (S. 21) ist schon von Nyrop IV, 347 angeführt.]

Mulertt, W., Studien zu den letzten Büchern des Amadisromans. Romanistische Arbeiten ed. K. Voretzsch Nr. XI. Halle, Niemeyer, 1921. 113 S. [Der Schwerpunkt vorliegender Untersuchung liegt in der Erbringung des Nachweises, daß Buch 22—24 der französischen Amadisausgabe von der deutschen Amadisausgabe abhängig sind. In einem Anhange wird der Name des Gewährsmannes Galersis offenbar zutreffend gedeutet.]

De Boer, C., Essais de syntaxe française moderne. Groningen, Noordhoff, 1922. 131 S. 2.25 F. [Wir kommen auf diese Schrift in einer gesonderten Besprechung zurück.]

Lalou, R., Histoire de la littérature française contemporaine (1870 à nos jours). Éd. rev. et augm. Paris, Crès et Cie, 1924. XI u. 755 S.

Widegren, P., Manuel de conversation de voyage établi sur l'initiative du directeur général des postes de Suède. Huitième congrès postal universel. Stockholm 1924. 209 S.

Perrault, Contes de Fées, avec marques de prononciation et conjugateur mécanique par L. Tesson (Méthode naturelle et rationelle). Halle 1924. 64 S.

Voltaire, Extraits de l'Histoire de Charles XII, avec marques de prononc. et conjug. naturel et rationel par L. Tesson. London, Silas Birch, 1924. IX, 66 S.

A. Daudet, La 'Belle-Nivernais', avec marques de prononc. par L. Tesson. Geneva, Humphrey, o. J. 65 S.

Neusprachliche Reformliteratur, hg. von B. Hubert und R. Philippsthal: Eug. Labiche, La cigale chez les fourmis, annot. par H. Lange. Hannover, Carl Meyer (G. Prior), 1924. 35 u. 20 S.

Diesterwegs Neusprachliche Lesehefte:

Nr. 1. Lectures faciles chois. p. A. Grund et L. Bertholdt, 1924. 31 S. — Nr. 2. Contes et récits chois. et annot. p. A. Grund et L. Bertholdt, 1924. 31 S. — Nr. 3. Th. Gautier, L'enfant aux souliers de pain, hg. von L. Bertholdt, 1924. 15 S. — Nr. 4. Guy de Maupassant, Le parapluie, hg. von L. Bertholdt, 1924. 15 S. — Nr. 5. H. de Balzac, Un drame au bord de la mer, annot. p. L. Bertholdt, 1924. 24 S. — Nr. 11. E. About, Sans dot, annot. p. L. Bertholdt, 1924, 32 S.

Velhagen und Klasings Sammlung französischer Schulausgaben:

Théâtre français, Band 77 B: Eug. Labiche, Les petits oiseaux, hg. von Fischmann, 1924. 82 S. nebst 12 S. Anm. und 25 S. Wörterbuch. — Prosateurs français, Band 222 B: Ausgewählte Stücke aus dem Aktenmaterial der belgischen Staatsarchive von B. Schwertfeger, für den Schulgebrauch hg. von E. Jahncke, 1924. 164 S. nebst 56 S. Anm.

Französische und englische Schulbibliothek, hg. von Eug. Pariselle und H. Gade:

Reihe B: Bd. 36. Extraits des classiques français (Le Cid — Athalie), mit Einleitungen und Anmerkungen hg. von Eug. Pariselle. Leipzig, Renger, 1924. 129 S.

Provenzalisch.

Levy, E., Provenzalisches Supplementwörterbuch. Berichtigungen und Ergänzungen zu Raynouards Lexique Roman. Fortgesetzt von C. Appel. 41. Heft (vila—zyrt). Leipzig, Reisland, 1923. [Hiermit ist Levys bedeutendes, 8 Bände umfassendes Werk dank der Mühewaltung von Appel zum Abschluß gebracht.]

Appel, C., Zu Marcabru. S.-A. aus der Zeitschrift für romanische Philologie Bd. 43 S. 403—469.

Les poésies des quatre Troubadours d'Ussel publiées d'après les manuscrits par Jean Audiau. Paris, Delagrave, 1922. 160 S. [Auf diese Publikation kommen wir in gesonderter Besprechung zurück.]

Italienisch.

Studi danteschi dir. da Mich. Barbi. Volume settimo, 1923 [Fr. d'Ovidio, Sette chiose alla Commedia. — S. Debenedetti, Gli ultimi versi del canto di Brunetto Latini. — G. Vandelli, Note sul testo critico della Commedia. — Rassegna bibliografica: Lectura Dantis (Zingarelli). — L. Bertalot, Il codice B del 'De vulgari Eloquentia' (P. Rajna). — D. Guerri, Di un luogo da emendare nella Epistola di Dante 'Universis et singulis' (E. Pistelli). — F. di Capua, Lo stile isidoriana nella retorica medievale e in Dante; Appunti e note all'Epistole di Dante (E. Pistelli). — A. Belloni, Versi apocrifi in un'egloga di Dante (E. Pistelli). — Dante: La poesia, il pensiero, la storia ecc. (V. Rossi). — N. Zingarelli, I figli di Dante (M. Barbi). — Notizie]. — Volume ottavo, 1924 [M. Casello, Studi sul testo della 'Divina Commedia'. — M. Barbi, Il canto di Farinata. — B. Barbadoro, La condanna di Dante e la difesa di Firenze guelfa. — Rassegna bibliografica: V. Arangio-Ruiz, Il problema estetico della 'Commedia' (L. Russo). — F. d'Ovidio, Il guelfismo di Dante nel secondo canto dell'Inferno e la cronologia delle tre cantiche (M. Barbi). — E. Hoepffner, Dante et les Troubadours (M. Casella). — F. Filippini, Dante degli Abati probabile autore del 'Fiore'; L. F. Benedetto, Di alcuni rapporti tra il 'Detto d'Amore' ed il 'Fiore' (S. Benedetti). — C. Frati, I codici danteschi della Biblioteca universitaria di Bologna (G. Vandelli). — Notizie].

Deutsches Dante-Jahrbuch. VII. Band, hg. von H. Daffner. Berlin, C. Curtius, 1923. 179 S. [S. D. Luzatto, Dante. Sonett, aus dem Neuhebräischen von A. Sakheim. — An Dante, Sonett von Aug. Leverkühn. — H. Daffner, Was kann uns Dante sein? Festvortrag 1921. — A. Palacio, Die muselmanische Eschatologie und die 'Divina Commedia'. — J. Greven, Die Vision des Holsteiners Gottschalk. — W. Haberling, War Dante ein Arzt? — O. Rößler-Grotek, Ein Anti-Faust in Dantes 'Inferno'. — F. Koenen, Anklänge an das Bußwesen der alten Kirche in Dantes 'Purgatorio'. — F. Koenen, Das Beben des Läuterungsberges. — Fr. Föchting, Das Paradies bei Dante und im Faust. — Bericht über die erste Tagung der neuen Dante-Gesellschaft. — Bericht über die zweite Tagung. Büchereingang].



Garbini, A., Antroponimie ed omonimie nel campo della Zoologia popolare. Parte II: Omonimie (Estr. della Introduzione). Academia di agricoltura, scienze e lettere (volume fuori serie). Verona, 1923. 62 S. [Von reicher Bibliographie begleiteter Auszug aus der Einleitung eines großen Werkes, das demnächst erscheinen soll und recht wertvoll zu sein verspricht. Besonders anziehend in vorliegendem Auszug ist die eingehende Untersuchung über die vielen Bezeichnungen der Libelle, aus den verschiedenen Eindrücken erwachsen, welche das Tier auf das beobachtende Volk macht. Zu S. 54, wo wir erfahren, daß die Libelle im Trevisanischen wegen der Ähnlichkeit mit einer kleinen Wage *balanssèta* heißt, war vielleicht daran zu erinnern, daß schon das schriftitalienische *libellula* auf derselben Anschauung beruht.]

C. **Jaberg** e G. **Jud**, Un Atlante linguistico-etnografico Svizzero Italiano. Estr. dai fasc. di Maggio e di Novembre 1923 della Rivista mensile del Touring Club italiano 'Le vie d'Italia'. [Zwei allgemein orientierende, mit vielen Abbildungen ausgestattete Artikel (13 S.) zu einem großen Unternehmen, das schon durch die Namen der Verfasser nur Gutes verbürgt und dessen Erscheinen man mit Spannung entgegensieht. Schade, daß über den voraussichtlichen Preis des auf 1500—2000 Karten berechneten Werkes nicht wenigstens etwas Ungefähres gesagt ist, weil für manche doch eigentlich nur dann eine Subskription möglich wird.]

Scanferlato, A., Lezioni italiane. Seconda parte. Mit grammatischem Anhang (Teubners Kleine Sprachbücher: III. Italienisch. 2. Teil). Vierte verbesserte Auflage. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1924. 175 S. M. 2,60. [Die neue Auflage des bekannten Buches wird allen Italienisch Treibenden willkommen sein. Der grammatische Anhang ist besonders gut. Daß die größeren Prosastücke 'der Papierersparnis halber' (s. Vorwort) kurzen Gedichten lebender Dichter haben weichen müssen, ist bedauerlich; es sollte bei einer folgenden Auflage der alte Zustand wieder hergestellt werden. Es würde sich auch empfehlen, Stücke in Gesprächsform einzufügen.]

Mulertt, W., Asíns Dantebuch (La escatología musulmana en la Divina Comedia por D. Miguel Asín Palacios. Madrid 1919). Sonderdruck aus 'Der Islam', Bd. XIV (1924), S. 114—122.

Spanisch.

Revista de filología española. Director: Ramón Menéndez **Pidal** X, cuaderno 3º, Julio—Septiembre 1923 [M. L. Wagner, Algunas observaciones generales sobre el judeo-español de Oriente. — J. Pla Cárceles, La evolucion del tratamiento vuestra-merced. — J. P. Wickersham Crawford, Un episodio de 'El Abenceraje' y una 'Novella' de Ser Giovanni. — Camille Pitolet, Datos biográficos sobre D. Pascual Rodriguez de Arellano y D. Rafael Floranes. — Miscelánea: W. Meyer-Lübke, Esp. 'islilla'. — L. Spitzer, Bribes de phrases allemandes dans les textes espagnols du XVIe siècle. — D. Alonso, 'Nabija', 'Ilanta', 'pelaire'. — P. Navarro Tomás, 'Vuesasted', 'usted'. — L. Spitzer, Cat. *anyorar* 'echar de menos', 'desear con viveza'. — Notas bibliográficas. — Noticias]. — Cuaderno 4º, Octubre-Diciembre [R. Menéndez Pidal, Relatos poeticos en las cronicas medievales. Nuevas indicaciones. — L. Spitzer, Notas etimológicas, II. — J. D. Bordona, La primera parte de la 'Cronica de conquistadores' de Fernández Heredia. — E. M. Torner, Indicaciones prácticas sobre la notación musical de los romances. — Miscelánea: W. Meyer-Lübke, 'Garbel', 'almiar', 'mazorca'. — F. C. Guisasola, El horóscopo del hijo del rey Alcaraz en el 'Libro de buen amor'. — M. L. Wagner, Ant. esp. 'sinoga'; ant. port. 'senoga', 'esnoga'; jud.-esp. 'esnoga'. — Aur. M. Espinosa jr., López de Gómara y las 'Cartas' de Hernán Cortés. —



J. Pla Cárceles, 'Vuestra merced y usted'. — Notas bibliográficas. — Bibliografía. — Noticias].

Iberica, Zeitschrift für spanische und portugiesische Auslandskunde, Fortsetzung der Zeitschrift 'Spanien', hg. von B. Schädel. Bd. I, Heft 1, 1924 [A. Viñas. Columbus — ein Spanier? — A. Sergio, Abriß der portugiesischen Geschichte, I. — H. Krüger-Welf, Die spanische Literatur im 20. Jahrhundert. — R. Großmann, Die argentinische Tagespresse. — Wirtschaftsleben. — Kulturleben. — Deutsch-iberische Beziehungen. — Schriftenschau. — Praktische Ratschläge].

Junta para ampliación de estudios e investigaciones científicas. Memoria correspondiente a los años 1920 y 1921. Madrid 1922. 335 S. [Sehr eingehender Bericht über die Tätigkeit der Junta in den Jahren 1920 und 1921. Von der Ausgedehntheit der letzteren mag eine Liste der einzelnen Abschnitte ein ungefähres Bild geben: I. Estudios en el extranjero 1. Pensiones en el extranjero. 2. Delegaciones en congresos científicos o para misiones especiales. 3. Relaciones culturales en el extranjero. 4. Relaciones con los países hispano-americanos. 5. Escuela española en Roma para arqueología e historia. 6. Patronato de estudiantes. II. Trabajos dentro de España. 1. Centro de estudios historicos, dessen zweite, die Philologie umfassende und unter der Leitung von Pidal stehende Abteilung uns am meisten interessiert. 2. Instituto nacional de ciencias. 3. Trabajos de economía y hacienda. 4. Cursos de Profesores extranjeros en España. 5. Asociacion de laboratorios. 6. Laboratorios en provincias. 7. Pensiones para estudios dentro de España. 8. Fundación 'González Allende', de Toro. 9. Publicaciones de la Junta. III. Instituciones de caracter educativo. 1. Instituto Escuela de segunda enseñanza. 2. Residencia de estudiantes].

Memòria sobre la preparació del diccionari de toponímia i onomàstica catalanes presentada per l' Institut d'estudis catalans a l'excellentissim senyor president de la mancomunitat de Catalunya. Barcelona 1922. 9 S. — Report dels treballs fets per l' oficina de toponímia i onomàstica durant el bienni de 1922—1923. Barcelona 1924. 13 S.

Teatro antiguo español. Textos y estudios V: Lope de Vega, La corona merecida p. p. José F. Mutésinos. Madrid 1923. 211 S.

University of Toronto. Studies, Philological series No. 6: Milton A. Buchanan, The Chronology of Lope de Vega's Plays. 1922. 25 S.

Par, A., Sintaxi catalana, segon los escrits en prosa de Bernart Metge (1398). Beiheft No. 66 der Zeitschrift für romanische Philologie. Halle, Niemeyer, 1923. X, 580 S. [Das Buch ist als mit großem Fleiß ausgeführte Materialsammlung um so willkommener, als syntaktische Arbeiten fürs Katalanische bisher nicht vorlagen. Die Benutzung wird freilich erschwert und unerquicklich gemacht durch die große Breite der Zusammenstellungen vielfach landläufiger Erscheinungen und durch die nicht selten allzu elementare Darstellungsweise derselben (s. z. B. § 1096 3); letztere scheint, wenn ich das Vorwort recht verstehe, aus der Rücksicht auf die 'escriptors catalans' hervorgegangen zu sein. Wirkliche Deutungen und Erklärungen wird man vergeblich suchen, aber auch die Beschreibung selbst läßt zu wünschen übrig, so § 1293—6, wo es sich doch durchgängig um die bekannte Trennung des Relativs von seinem Beziehungsworte handelt. Verf. scheint Toblers Vermischte Beiträge zur französischen Grammatik nicht zu kennen, wenigstens fehlen sie in dem etwas bunten Verzeichnis der vorzugsweise benutzten Werke; ohne deren genaue Kenntnis kann aber niemand ordentlich über syntaktische Dinge in irgendeiner romanischen Sprache handeln, und sei es auch nur darstellend.]

Fuero de Guadalajara (1219), ed. Hayward Keniston (Elliott-Monographs, ed. Armstrong No. 16). Princeton-Paris 1924. 42 S.



Tarr, Fr. C., Prepositional complementary clauses in Spanish with special reference to the works of Pérez Galdós. Extrait de la Revue Hispanique t. LVI. New York — Paris 1922. 264 S.

Teubners Spanische und Hispano-amerikanische Studienbücherei, hg. von F. Krüger, Hamburg:

Wagner, M. L., Die spanisch-amerikanische Literatur in ihren Hauptströmungen. 1924. 81 S. M. 2,60.

Wacker, Gertrud, Spanische Sprachlehre. 1924. 166 S. Geb. M. 5,20.

Krüger, F., Einführung in das Neuspanische. 1924. 216 S. Geb. M. 7,20.

Teubners Kleine Sprachbücher: VI. Spanisch:

Dernehl, C., Spanisch für Schule, Beruf, Reise und zum Selbstunterricht. Dritte Auflage. 1923. 189 S. M. 2,40. [Über dieses vortreffliche und sehr praktische Buch, dessen Brauchbarkeit auch die schnell erfolgte neue Auflage beweist, ist schon im Archiv 144, 314 berichtet worden. Offenbar nur versehentlich wird S. 11 von einem 'steigenden Diphthong' in Wörtern wie *comercio, colonia* gesprochen.]

Bangerts Auslandbücherei, No. 1. Reihe: Sprachführer, Bd. 1:

Großmann, R., Praktisches Lehrbuch des Spanischen. Dritte Auflage. Hamburg 1923. [Das Büchlein des bekannten Mitarbeiters am Ibero-Amerikanischen Institut in Hamburg erfüllt seinen Zweck gut. Als Texte sind ausschließlich Ausschnitte aus spanischen und spanisch-amerikanischen Zeitungen gewählt. Auf Seite 34 muß es *doscientos huevos* und *quinientos mil kilos* heißen. Gelzer.]

No. 3. Reihe: Kaufmannswörterbücher, Bd. 1:

Bieler, A., Deutsch-spanisches Wörterbuch der Handelskorrespondenz. Hamburg, 1922. [Das Büchlein ist für den gewünschten Zweck wohl geeignet; gelegentliche Stichproben bewiesen zuverlässige Arbeit. Gelzer.]

No. 17. Reihe: Sprachbücher, Bd. 2:

Bieler, A., Spanisches Lesebuch für Kaufleute. Hamburg 1923. [Die Auswahl der Texte ist geschickt getroffen und gibt einen guten Einblick in das spanische und spanisch-amerikanische Wirtschaftsleben. Sehr erfreulich ist, daß ein Artikel von Ramón Menéndez Pidal, La Lengua española den Anfang bildet. Gelzer.]

Diesterwegs Neusprachliche Reformausgaben (mit Anmerkungen und Wörterbuch):

No. 61: Pedro Antonio de Alarcón, Historietas nacionales, herausg. von Th. Heinermann. Frankfurt a. M. 1923. 59 S. M. 0,72.

No. 63: Fernán Caballero, Cuentos populares andaluces, herausg. von Th. Heinermann. Frankfurt a. M. 1923. 54 S. M. 0,72.

Freytags Sammlung fremdsprachlicher Schriftwerke. Spanisch (mit Anmerkungen):

No. 1: Cervantes, La Gitanilla, hg. von A. Günther. 1923. 106 S.

No. 2: Augustin de Zárate, Die Entdeckung und Eroberung Perus, hg. von H. Petriconi. 1923. 87 S.

No. 3: Mesonero-Romanos, Szenen aus dem spanischen Befreiungskampf, hg. von Angela Hämel. 1923. 100 S.

Colección Bangert:

No. 1: Serafín Estébanez Calderón, Cristianos y Moriscos. 89 S.

No. 2: Juan Montalvo, Simón Bolívar. 83 S.

No. 3: Pedro Antonio de Alarcón, El Carbonero-Alcalde y otras novelas. 83 S.

No. 4: Vicente A. Salaverri, Cuentos del Rio de la Plata. 79 S. M. 1.60.

No. 5: Florencio Sánchez, M'hijo el Doctor. 79 S.

Romanische Bücherei, No. 2:



D. Juan Ruiz de Alarcón, La verdad sospechosa, mit Einleitung und Anmerkungen hg. von A. Hämel. München, Hueber, 1924. 86 S.

Portugiesisch.

'Iberica', s. Spanisch.

Rumänisch.

Grai şi suflet. Revista 'Institutului de filologie şi folklor' p. de Ovid-Densusianu. Vol. I, fasc. 1. Bucureşti 1923. 168 S.

Popovici, I., Ortoepia şi fonetica. Cu 21 figuri in text. Lucrări de fonetica publicaţiunile laboratorului de fonetica experimentală al universitătii din Cluj No. 3. Cluj, Institutul de arte grafice 'Ardealul', 1923. 70 S.

Berichtigung zu Archiv Bd. 146, 300.

Ich habe mit Unrecht gefragt, worauf Neubert seine Meinung gründet, daß Molières Madelon und Cathos 'in Wahrheit zwei Provinzgänschen' sind. Sie ist wohlbegründet. Sch.-G.

Seite

Verzeichnis der bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften, mit folgenden kurzen Anzeigen:

Allgemeines

Niederländisch

Deutsch

Englisch

(Fortsetzung des Inhalts auf der 4. Seite des Umschlags)


U.C. BERKELEY LIBRARIES
C022774890